



Brandenburgia

Gesellschaft für Heimatkunde der
Provinz Brandenburg, Historisches Provinzial-Museum

VERLAG DR. H. SCHUBERT

Box 2136



1878/81



„Brandenburgia.“

MONATSBLATT

DER

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

IN

BERLIN.

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

von

Geellschafts - Vorstande.

XV. Jahrgang 1906/07.

Berlin 1907.

Druck und Verlag von F. Schönewaldt Buchdruckerei
Berlinerstrasse 14.

Ex 20.3.1



18. (II. außerordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres

Mittwoch, den 21. Februar 1906, nachmittags 4^{1/2} Uhr im Alten Akademie-
Gebäude, Unter den Linden 28.

Besichtigung der Deutschen Heimarbeit-Anstellung.

In dem alten Akademie-Gebäude, welches zum letzten Male vor
unserm AVersch die die Öffentlichkeit gelegentlich der Heimarbeit-An-
stellung benutzt wird, wurden etwa 80 Mitglieder und Freunde der
Bundeshilfsliga von Herrn Professor Dr. Ernst Francke, Herausgeber
des „Sonntags Preiss“, Neumem der Ausstellungs-Ausschusses empfangen.
Bei der Führung beteiligten sich die Herren Stadtverordneten Goldschmidt
und Sauterbach sowie der Vorsitzende der Gewerbe-Deputation Herr
Stallrat Ernst Friedel.

Herr Francke hat die Errechnenen willkommen und erläuterte
den Gedanken der Heimarbeit-Anstellung.

Unter Heimarbeiten versteht man im allgemeinen solche Arbeiten,
welche auf Bestellung zu ihrem Heim arbeiten liefern, unter Heim-
industriellen solche, welche ihren Gewerbetreibend als Unternehmer in
ihrem Heim betreiben. Sie sind oft Heimarbeiter und Heimindustrielle
Arbeitnehmer und Arbeitgeber, in Einer Person. Wie groß die Zahl
der Heimarbeiter ist, weißt sich, da es noch nicht gelungen ist, sie
zur Versicherung heranzuziehen, jeder Bestimmung. Dies gilt auch für
Berlin, wo u. a. eine Menge Personen weiblichen Geschlechts Heimarbeit,
oftmals gewerbetreibend vorziehen und nicht selten unter Vorschubung
eines andern Namens betreiben, weil man, den sogenannten Stunden
abhängig, in ihrer Arbeitstätigkeit nicht ganz erkannt und bekannt
werden möchten.

Auf dem ersten Blick erscheint die Tätigkeit der Heimarbeiter dem
Unkundigen nicht selten als kyllisch und empfindenwert. Väter und
Mütter und Kinder arbeiten zusammen in der Wohnung eingebürgert.
Sie klagen sich die Arbeitstrennung einrichten wie sie wollen, sie sind zu

keine Fabrikgleise gefunden, die man wenn sie wollte, sie unterbrechen die Arbeit, wenn es denn geht, sie können das Kinde kaufmännigen und pflegen und auch wohlgestalt schreibbar Herren über Zeit.

Schönen! Denn in Wirklichkeit sieht die Sache vielmehr oft recht traurig aus. Nicht ungewöhnlich befindet sich Arbeiterleute, Weib- und Schlingel als wie Kinde in ein und derselben schlecht gelüfteten Raum. Auch leben viele Heimarbeiter teilweise von der Heimarbeit allein, vielmehr verdienen sie nicht weniger d. h. sehen der schweren 10 und achtstündigen Hauptarbeit in den Fabriken oder sonstigen Großbetrieben. Solche Heimarbeiter müssen sich nicht selten Überanstrengungen, um sich und die Jungen zu erhalten und den, was erwirbt, in schlecht gelüfteten engen Wohnräumen.

Bei dem Rundgang wurden die manchen Industriearbeiter gemietet, welche bei der Heimarbeit hauptsächlich in Frage kommen. An den meisten fertigen oder halbfertigen Fabrikaten war die Arbeiterzeit und das Arbeitsvolumen bemerkt, das von 2½ Pfund(?) für die Stunde bis auf abgemessenen Falls 80 Pfund in der Stunde steigt. In Berlin mit teurer Lebenshaltung und selbstverständlich die Mindestlöhne höher als auf dem Lande und in den Kleinstädten, bemerkte aber häufig gering.

Es machte denn die Anstellung diese haben, hoffentlich ausfülligen Eindruck auf unsere Mitglieder, die deshalb auch mit besonderem Interesse vernahmen, daß man bei der Reichsregierung und im Reichstag gerade bei der Arbeit ist, die soziale Lage der Heimarbeiter zu verbessern. Ein sehr schwieriges, aber auch sehr dankenswertes Unternehmen. Möge es durch Wohlgefallen im Interesse unserer armen Bevölkerung gekräftet werden. Das ist der bestmögliche Wunsch nach unserer Bescheidenheit.

Nach Verlesen der Anstellung fanden sich die Teilnehmer im Weiterkommen Max Trubach, Schreiner 47, zusammen um über die gewonnenen Eindrücke eines Mitwirkungsbesuch zu verhandeln.

19. (8. ordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 28. Februar 1906, abends 7½ Uhr im Bürgeraal des Rathhauses.

Vorsitzender: Herr Gehobner Regierungsrat Ernst Friedel.

Von denselben führen die Mitteilungen zu I bis XIII her, Agl. XIV bis XXIV.

A. Allgemeines.

I. Zu Beginn der Sitzung geleichte der I. Vorsitzende der heutigen Familien-Feiergäste in unserem Kaiserlichen und Königl. Hofe, des Erlaubs Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Eitel-Friedrich mit seiner Braut Ihrer Hoheit der Prinzessin Sophie Charlotte von Oldenburg, der darauf erfolgten Hochzeit des Prinzlichen Paares, insbesondere aber der Feier der silbernen Myrthe seitens unseres geliebten Kaiserpaars. Zum Zeichen der Zustimmung und der Huldigung erhob sich die Versammlung von dem Sitze.

II. Im Anschluß hienzu wurde eine große Photographie des interessanten Bildes des Kunstmalers Herrn Köhling, Grunewald, Caspar Theodor. W., vorgelegt, welches die Bewillkommung des Kronprinzipalichen Paares auf dem Pariser Platz beim kaiserlichen Eingang durch die städtischen Behörden darstellt am Sonntag den 3. Juni 1905 dargestellt. Das schöne Gemälde, welches der Vorsitzende in der Meisterswerkstatt zu betrachten Gelegenheit hatte, ist jetzt in der Ausstellung von Scholz, Unter den Linden, zu besichtigen. Der Maler hat es verstanden nach Manierlicher Art auf einer verhältnismäßig kleinen Bildfläche den historischen Augenblick mit den Hauptpersonen und der großen Zuschauermenge klar und sogar individualisirt wieder zu geben, indem außer dem Prinzlichen Herrscherpaar auch die Vertreter der Magistrats- und der Stadtverordneten-Versammlung sowie die Ehrenjugend zum großen Teil porträtlich zu erkennen sind.

III. In der Nähe von Jagdschloß Hubertusstock am Werbellinsee, woselbst seit gestern Abend Prinz Eitel Friedrich mit seiner jungen Gemahlin weilte, und vor kurzem im Elstern-Sperrn einer Anschließung ausgebrochen worden. Nach Mitteilungen der kaiserlichen Herrn Sanitätsrat Dr. Henschelmann, der eine Villa in Elstern besitzt und des Herrn Friedrichsheimers Becker, Insidirente III, hat Herr Rektor Otto Moske, unser verehrtester stets für die Heimathörnung dienstbefähigster Mitglied, die nachfolgenden Angaben gemacht.

Am Mischenloch, 100 Schritt von der Mündung, 50 m von Fluß entfernt, werden beim Boden einer Kiefer gefunden.

a) ein Henkelkrug von 20 cm hoch (nach Schätzung) aus der Zeit um 1400

Vorn ist die Handfläche, welche teilweise noch vorhanden ist, herausgehoben. (Stübe punktierte Linie an der Zeichnung.)

Der Rand ist zu 5 Stellen nach innen eingeknickt, die vierte Einknickung ist vom ausgebrochen.

Das Gefäß ist aus gutgeschliffenem blaugrauem Ton gebrannt, nicht glasiert, außen in der Mitte scharf geriffelt. Die Ränder laufen parallel nach waggericht. Die Bruchstellen enthalten zerstückelt frisch zu sein, wahrscheinlich ist das Gefäß erst durch die Arbeiter, die es fanden, beschädigt worden, nicht aber durch die Wurzel, welche in das Gefäß eingedrungen ist, die aber nach weiterer Auffassung viel zu schwach ist, um so gut und festgebranntes Gefäß zu zerstören. Ein Teil der Wurzel bleibt noch an der Innenseite, in der Nähe der Bruchstelle. Da der Boden, in welchem der Krug gefunden wurde, aus leichtem Sande und nicht aus Ton besteht, so ist anzunehmen, daß die feste Masse, welche das Wurzelstück mit dem Gefäß verbindet, aus der Wurzel ausgebrochenen Herdeite enthält, welche auch mit Sand vermischt ist.



b) mehrere verschiedene Bronzestücke, besonders mehrere Schließen, die gut poliert waren und arbeitsaufwändige Forderungen aufwiesen, ferner Bronzestücken mit Nieten, welche vielleicht die Bronzestücke als Zierstücke auf Leder festhielten. Herr Becker hat die Sachen zwar gesammelt, glaubt aber, es seien keine Urgeräte verloren gegangen, sonst würde er sie gern dem Mark-Museum schenken. Vielleicht finden sich die Sachen einmal wieder.

c) Eisensachen, vornehmlich Nägel etc., von denen Herr Becker eines nachfolgenden Bild. Er konnte nichts davon finden.

d) Gefäßreste:

- a) von helber, gelblicher Farbe,
- b) von schwärzlicher Farbe.

Nach der Beschreibung handelt es sich hier um Reste von Gefäßen aus Urgeräten mit eingestricheltem Kachelreite, also wohl um vormittelalterliche Fundstücke wie bei No. II.

e) einen Ofen in einer jetzt zugewachsenen Grube dicht am Mischenbuche. Er enthält viel Asche.

Nicht weit von der Mündung des Mischenbuches soll im Werbesten ein selbst der von R. Verhove untersuchte Pfahlbau liegen. Der erwähnte Herr Becker legte dem eingangs gedachten Henkelkrug von Nr. 10 ein enges, grauschwarzes, hart gebranntes und mit Karben versehenes

Es ist zweifellos christlich-wissenschaftliche Arbeit aus der Antikezeit, 12. oder 14. Jahrhundert; es stimmt dies mit den Funden einer Ansiedlungsstelle auf dem jenseitigen Wundelins-Üfer, die ich in dem letzten Jahrest wiederholt besucht. Dort läßt sich nach wendische Ansiedlungen im Allertal und Umgegend feststellen, deren Typusform, in wendischer Weise verankert, bis in die letzte Zeit der Wundelinserrschaft im 12. Jahrhundert zurückgriff.

Dem Hrn. Henschelmann, Henke und Becker, nach Hrn. Schmidt-Kühnenbiller Falkenberg, der in großem Umfange die Nachforschungen des Märkischen Museums unterstützt hat, sei dafür auch hier namens der Brandenburger im Interesse der Heimatforschung verbindlichst gedankt.

IV. Schutz der Naturdenkmäler. In der Budget-Kommission des Abgeordneten-Hauses wurde hier folgendes erörtert:

Bei dem Titel-Dispositionsfonds zu belieben für Kunst und Wissenschaften wird von literarischer Seite Ankauf erhoben über die Frage eines Quartals für Denkmalpflege und über die Organisation der Pflege der Naturdenkmäler, für die jetzt zum ersten Male 15.000 Mark eingestellt sind. Die Ankauf ergibt, daß ein vollständiges Gesetz über die Denkmalpflege nicht sobald vorgelegt werden dürfte, daß aber die Absicht vorliegt, die Angelegenheit teilweise zu regeln. Schon jetzt werden zunächst Schritte getan, wertvolle historische Denkmäler zu erhalten. Hinsichtlich der Naturdenkmäler soll der erste organisatorische Versuch gemacht werden; wenn die Sache sich praktisch eingearbeitet haben wird, ist auf weitere Anordnungen zu hoffen.

V. Unser Ehrenmitglied Hrn. Regierungsrath v. Dewitz, in Frankfurt a. O., selbst ein vornehmer Kenner der Kunst- und Alterthumsstudien unserer Provinz, hatte die Güte gehabt, mich und andre Einige Herren auf dem 23. v. M. zu einem Vortrag des rühmlich bekannten Hrn. Professors Schultze-Strauburg über Heimatschutz nach Frankfurt einzuladen. Vortragsort fand im Regierungsgebäude derselbe eine Besprechung darüber statt, in welcher Weise wir am besten durch gemeinschaftliches Zusammenwirken in der Neuwerk und Niederlausitz die Aufgaben des Bundes Heimatschutz für ganz Deutschland erfüllen.

Da im Regierungsbezirk Frankfurt a. O. es an einer solchen kooperativen Thätigkeit leider bislang gefehlt hat, so ist den Bemühungen unsere vereinten Ehrenmitglieder auch insoweit ein nachhaltiger Erfolg wohl sehr zu wünschen. Vergl. an übrigen Nr. XIV dieses Protokolls.

VI. Ich verleihe verschiedene Exemplare des Berichtes der Zentral-Kommission für Wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland während der Geschäftsjahre 1902—1905 von Professor Dr. F. Hirtel zu Königsberg in O., Sonder-Abdrücke aus: Verhandlungen des XV. Deutschen Geographentages zu Danzig, 1905, Vortrag unseres Mitgliedes

Herrn Konrad Ernst Vohara (in Firma Dietrich Heimer Warenhandl.) und bitte Herrn Robert Müller am besten Bericht darüber. Herr Müller bemerkt daraufhin folgendes:

„Denn dasjährige Bericht der „Zentral-Kommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland“ ist ein Aufsatf begehrt, der zur Mittheilung an einer großen nationalen Arbeit anfordert. Wir sehen, wie außerhalb unserer politischen Landesgrenze die alten deutschen Ortsnamen durch Umlaute mehr und mehr verschwinden. Wenn wir unter den gegenwärtigen Umständen diesen Vorgang nicht hemmen können, so erachtet man doch die Pflicht, diese Namen nach Möglichkeit in unsern Büchern und Karten zu erhalten. Daraus laßt sich noch ein wichtiges wissenschaftliches Interesse, das in der Namenforschung ein wichtiges Hülfsmittel der Beschickungslehre oder mit andern Worten der Ausbreitungsgeschichte unseres Volkes erhellt. Ich brauche nur an die vielen Ortsnamen mit „oguo“ zu erinnern, die auf eine Sapphiraanwendung deuten und an wechselnder Decke in Deutschland, Frankreich und England die Ausbreitungsmenge bekannter Stämme belegen. Hier fordert die Gegenwart uns so sehr zur Sammelthätigkeit auf, die viele Ortsnamen einen Unterschied zwischen der geschriebenen Form und dem im Volksthum gebräuchlichen erkennen lassen, der in wenigen Jahren kaum noch festzustellen sein wird. Um hier ein Beispiel von nächster Nähe zu bringen, kennt man im Ostbavariende das Dorf Seibersheim allgemein nur in der Form „Seibach“. Ein gelübte Ohr wird nach kleinen Unterschieden zwischen Sprech- und Schriftsprache herumschauen. Als ich vor zwei Jahren in später Abendstunde den Weg nach Dobruhke erfragte, wäre es mir fast zum Verhängen geworden, daß ich nicht in der landesüblichen Sprechweise „Dobruhke“ fragte, denn der Angesprochene war mich nach einem zufällig in der Nähe gelegenen Ort Dübriehen, daß ich fast erreicht hätte, bevor ich meinen Irrthum erkannte.“

Man kann der Zentral-Kommission dankbar sein, daß sie diese von Prof. Langhans in Göttingen schon seit Jahren mit Aufmerksamkeit studierte Frage aufnimmt. Ich möchte die Bitte aussprechen, daß auch unsere Mitglieder sich an der Arbeit beteiligen, indem sie einmal alle Ortsnamen zwischen Sprech- und Schriftwort und dann weiterhin in unsern gelehrten Ortsgebüchern alle deutschen Ortsnamen sammeln, zunächst aber die sogenannte Auge auf unsere kartographischen und andern Veröffentlichungen richten, damit wir nicht selbst zur Verdrängung einer alten Volksthum die Hand reichen. Das Grimm-Karabach geht mit gutem Beispiel voraus, indem es erst die deutsche, dann erst die aufoktroyirte Form bringt. Der Obmann für die Provinz Brandenburg, unser verehrter I. Vorsitzender, nimmt alle Beobachtungen für die Kommission gerne entgegen.“

VII. Pflege der Heimat-Musik. Der deutsche Verein für landliche Wohlfahrts- und Heimatpflege wünscht Aufnahme der nachfolgenden Mitteilung.

„Musik im Dorf! Die alten Dorfmusikanten sind ausgestorben, und städtische Musikanten machen städtische Musik! Keine volkstümliche, d. h. ursprüngliche Musik ist auf dem Lande immer seltener geworden, sie ist auf den alten Volksfesten und Volkskriegen zugrunde gegangen. Und trotz der sich jagenden Vereinsvereinigungen fehlt es heute an unsere Köpfe und Hälse an einiger Fröhlichkeit, an herzlich zueinander Lust, an Gemüthsregung ganz und gar. Musik im Dorf! Ist das die Deutsche Verein für landliche Wohlfahrts- und Heimatpflege (Berlin SW. 11) und fordert alle Freunde und Kenner eines frohsinnigen landlichen Volkslebens auf, ihm bei der Beschaffung von Ratgebern und Wegweisern für die Musik auf dem Lande behilflich zu sein. Es handelt sich darum, zunächst einmal festzustellen, wo noch so etwas wie eine ursprüngliche, aus dem Volkscharakter heraus gewachsene Musik vorhanden ist, und welche ursprünglichen Musikinstrumente es in den verschiedensten Gegenden gegeben hat und etwa noch gibt. Sodann wäre zu untersuchen, was aus der volkstümlichen Musik der neueren Zeit dem Landvolke in erster Linie zu verschaffen ist und welche neueren Musikinstrumente auf dem Lande einführen wären. An Beispielen aus der Praxis wäre zu zeigen, wie es gemacht wurde und wie man es schaffen muß, um Musik im Dorf zu bringen. Wir dabei helfen kann und will, wird dem genannten Vereine herzlich willkommen sein.“

Wir bitten unsere Brandenburg's-Mitglieder sich der Pflege der Heimat-Musik im vorgeschlagenen Sinne anzunehmen zu wollen.

VIII. Von dem uns befreundeten jungen Verein für Heimatkunde an Eberswalde lege ich Ihnen den vom H. Redakteur Rudolf Schmidt dazufür verfaßten Generalversammlungsbericht vom 2. v. M. vor, dergleichen das erste Heft der Mitteilungen des Vereins (auch für das entstehende Museum in E.) datirt vom 1. Januar d. J. Darin hervorgehoben: Eckstein, die Tierwelt von E. (zweil fortgesetzt), Stadtrat Lautenschlager, Eberswalder Sagen sowie 3 Mitteilungen von H. Schmidt. Über das Weisseand (Kogeborn) deren Amt wohl jetzt besteht, welen ich auf meine Mitteilungen über die ehemaligen Wröckherren von Berlin, an die Wröckhnde zu Wernsdorfen sowie auf den Bericht des Oberpfarrern Becke über die Spandauer Wröckherren in meinem Monatsblätter aufmerksam mache. — Eindeutige Beiträge zur Geschichte von Lichtschle bei Eberswalde.

IX. Eine Anzahl von Führern durch die Kunstausstellungen der Heimarbeit-Ausstellung herbeilief, welche am 21. von der Brandenburg's und größter Anteilnahme bezeugt, lieber aber schon am 25. d. M. geschlossen wurde, lege ich nunmehrlich für diejenigen Mitglieder vor, welche an der Beirichtung teilzunehmen beabsichtigt waren

X. **Vereinbarung zur Erhaltung deutscher Burgen.** Auf Veranlassung des Herrn Architekt Edo-Edvard, geschäftsführenden Mitgliedes dieses nördlichen heimatspflegerischen Bundes, liegt ihm der Antrag vom Oktober v. J. und die Beschlüsse mit dem Wunsch vor, daß recht viele unserer Damen und Herren sich für das gemeinsame Werk interessieren mögen.

XI. **Westpreußen. Heimatschutz und Heimatkunde.** Ich erlaube im Umriss:

a) dem Bericht unsere h. Mitgliedes Direktor Conwentz in Danzig vom 21. December 1905, (s. A. Schulz der Scherbe [nach Korsaren genannt] Phylacrocortix usula, der romanische Ordo des Frauenstuhls (Cypripedium calceolus), der schwedischen Meliboeus, Pinus sibirica, der von uns unternicht ermittelten Strahlblütler, Eryngium maritimum, der seltenen Sumpfschilke, Phloxes laevis var. paucistans, eines allerletzten Fuchses, deren Schutz von großen Irthümern, einem Stück Kadaveren im Kreis Karlsruhe, des Bergwalle Lauenen nicht weit von Elbing etc.)

b) im Anschluß an den Lichtbilder-Vortrag v. M. des Feinbild Hübner über die Umgebung von Elbing und andere Teile Westpreußens am 14. d. M. mehrere Nummern der Illustrirten Zeitschrift „Der Wanderer durch Ost- und Westpreußen“, drei verschiedene illustrierte Fremdenführer durch Elbing und seine Umgebung, einen „Elbinger Ansichtenspiegel“ mit schönen Ansichtspostkarten.

XII. Die Ethnographische Abteilung des Ungarischen National-Museums in Budapest teilt zwecks Schriften-Austausches von einer neuen Fachzeitschrift betitelt „Vierteljahrschrift“ des 4. Heft mit. Diese Veröffentlichungen sind um so erwünschter als sie in deutscher Sprache erscheinen, wogegen die bisherigen ungarischen Publikationen für Deutschland schwer lesbar sind, da nur wenige unsere Personen bei uns die ungarische Sprache beherrschen.

Ich wende besonders auf die volkstümlichen ungarischen Typen aus der Gegend des Plattensees aufmerksam. Redakteur ist Dr. Wilhelm Semjari in Budapest.

Die Bräuterkönigin wird gern auf einen Schriftenaustausch eingehen, dergleichen das Münche Museum.

XIII. **Zum Naturschutz in Nordamerika.** Zum Schutz der wasserthierischen durch die Industrie verschmutzten Niagara-Wasserfälle sind die kanadischen Behörden von Detroit aus und die der Vereinigten Staaten von Buffalo aus an gemeinschaftlicher Aktion zusammengetreten. Es ist höchste Zeit, da die Fabrikationsbetriebe des Falles bereits viel Wasser entzogen wird.

XIV. Unser Ehrenmitglied Bognarage-Präsident von Dewick läßt uns mitdrücklich an No. V folgenden Bericht angehen.

Durch besondere Einladungen an eine größere Anzahl von Personen, deren Interesse für die Pflege weltlicher Kunst- und Naturdenkmäler unsere reichliche Hofkapelle hin schenken war, hatte Regierungsrath v. Dreytz für Freitag nachmittag 4 Uhr in der Festsaal des Regierungsgebäudes in Frankfurt a. O. eine Versammlung von über 100 Herren aus dem ganzen Regierungsbezirk zu einer Besprechung darüber vorbereitet, „wie am besten durch geeignete aber möglichst ungelegene Zusammenarbeiten die Aufgaben des Bundes Heimatschutz in Kur- und Neumark und Niederhessen zu fördern seien.“

Regierungsrath v. Dreytz ließ die den Bund fast ständige reichlich große Besucherzahl mit herzlichem Worten willkommen und wies auf die als Anschauungsmaterial ausgestellten Photographien und Abbildungen von Baudenkmälern aus der Neumark, besonders die Königsberg, von hölzernen Schilder-Bauwerken aus der Frankfurter Bergwerkschule, von Bauwerken des Anstaltungskommisars und der Gesundheitsämtern und von malerischen Landschaften hauptsächlich aus der Schwab- und der umliegenden Landschaft harnommen. Prof. Schäfers-Nürnberg entwickelte darauf, nach einem besonderen Dank an Regierungsrath v. Dreytz für die bestmögliche Förderung, die er dem Heimatschutz angedeihen ließ, die Aufgaben des Bundes. In dem Streben nach einer geist- und geschmackvollen Ausgestaltung unserer heutigen Gebäude, Straßen, Städte, Gärten und Landschaften habe in unserer Zeit eine vernachlässigende Kunstverfall, Plakatschönheit, Unfeinheit und Schickenshaftigkeit Platz gegriffen, die für die Weiterentwicklung einer ethisch-katholischen Volkskultur und für die pädagogische Wirkung unserer Bauten an gefährlichen Worten der Vergangenheit die schwersten Gefahren mit sich bringe. Wir hätten heute keine Wälder mehr, sondern nur Forsten, keine individuellen Pflanzensätze unserer Städte und unserer Dörfer, alles sei in beständigem Plakatschönheits- und Anpassung an den Land- und Volkscharakter. Es drohen uns weitlich gefährliche Volkstheorien zu geben. Hier ist es an der Zeit, unentgeltlich wieder an das wertvolle Oberhaupt anzuknüpfen und zwar insbesondere unmittelbar an die Zeiten unserer Väter und Großväter. Der Bund Heimatschutz, der gerade jetzt bestrebt, sich in Berlin eine eigene Zentralstelle zur Pflege seiner Interessen zu schaffen, und dem es Niemand nur noch an Geldmitteln fehle, habe diese kühnen und gerechten Forderungen unserer Volksgenossen gegenüber sich dem Staatliche Aufgabe gestellt: 1. Denkmalpflege. Da werden wertvolle Bauten zerstört, um nicht, wie es immer in der Vergangenheit war, Beseitigen, sondern Schreibern an die Stelle zu setzen, die Bäume werden gefällt, Wege mächtig eingeebnet u. s. w. Überall macht da der Bund des Wertvolle zu erhalten, wenn nicht wirklich schädigende geistliche Gründe vorliegen. Wir brauchen unsere Denkmäler für die Geschichtslehre,

denn die Entwicklung kann nicht wiederholt werden. Würde alles zerstört, würden wir von vorn anfangen. Die zweite Aufgabe ist die Förderung einer guten Bewirtschaftung bei Neubauern durch Überredung und Beispiel, die dritte Förderung der Scholastik in der Landschaft, Verhinderung der Auswanderung unserer schweizer Thier, die gewissermaßen ein geistiger Nationalstock sind, an dem sich alle freuen, durch Talente, vollmacht uns zur Bereicherung einzelner. — Daß hier Maß gehalten werden soll und nicht die wirtschaftlichen Werte vor den geistig-kulturellen des Vorrang beanspruchen müssen, wurde von Prof. Schulze (Nauenburg) gleichfalls gestreift. Als vierte Aufgabe stellte er die Erhaltung der heimischen Flora und Fauna hin. Das vorjährige Winter gegen alle entsetzlichen Heckenwälder habe diese in einanderkämpfender Weise vernichtet, die Inseln vergrößert. Fünfte Aufgabe: Volkskunst auf dem Gebiet der beweglichen Organik, das bisher noch am wenigsten gepflegte Gebiet des Bundes. 6. Volkstänze, Geflüchtete, Feste, Trachten, z. B. Johannistag, Hochstapeltagebräuche u. s. w.

Im Anschluß an den Vortrag entwickelte sich eine lebhafte Aussprache, die zeigte, wie ungeduldet und vollständig schon heute das Interesse für all diese Aufgaben im Regierungskreis Frankfurt a. O. ist. Tagungspräsident von Dornitz war darauf hin, daß der Bund, um seine Zwecke in unserem Bezirk zu erreichen, nicht beschwähle, in den Rücken und die Arbeit der hiesigen schon bestehenden Kunst-, Tierobhut-, Verschönerungs-, historischen und sonstigen Vereine einzugreifen, sondern mit diesen auf des interessierten Einzelpersonen in freier Verfügung zusammenwirken wolle. Dazu solle möglichst etwa eine Wanderversammlung zu freier Aussprache abgehalten werden. Die Regierung selbst hätte genug Gelegenheit, die Zwecke des Bundes in Schul-, Bau-, Domänen- und Forstverwaltung zu pflegen, man brauche keinen neuen Verein, keine Beiträge oder Beträge, sondern nur freies Zusammenwirken mit der Regierung für ein gemeinsames, immer mehr Boden in unserer Volksbewusstseins Ideal.

Für die in Elberfeld schon bestehende Ortsgruppe für Heimatschutz sprach Buchhändler Petzong. Er wies auf das viele gute Sinne hin, was auch die Kunst unserer Zeit schafft. Er verbotete sich noch über naturwissenschaftliche, literarische, historische, geographische Sachverhältnisse, deren man nicht würde entrathen können, über andererseits wachsende Legitimationskurien. Ferner wies er ebenso wie Viktor Binder aus Frankfurt a. O. auf die Bedeutung der „Märkischen Mitter“ hin, in denen sich nach dem Willen ihres Begründers und nach ihren vorbildvollen Leistungen schon jetzt eine geistige Zentralstelle für die Pflege der Geschichte, Kunst, Literatur und Heimatkunde der Mark vorfindet und die wohl unbedenklich als das Organ der im Bezirk zu gründenden Organisation des Heimatschutzes anzuerkennen seien.

In weiterer vielseitiger Aussprache, zu der aus u. a. von Fiksam, ferner der Vorsitzende des Verbandes für Heimatskunde und Anthropologie in der Steiermark, ein Kärntener Arzt, Landwirth, Gesetzk., Bau- und Landwirth teilnahmen, wurden die Fragen vertieft, ob eine unabhängige Bestenliste und ob ein Vorstand zu schaffen und wie sich der Verband zu den einzelnen Vereinen, insbesondere zum brandenburgischen Vereine für Denkmalschutz und Denkmalpflege gestalten sollte. Schließlich — die Zeit war bereits sehr vorgerückt — schlug Grafenbühlener Dr. Wutzler, der dem Bunde jeden möglichen Entgegenkommen gegenüber seinen Beziehungen zu der Presse insbesondere in den Markischen Mithras rathet, die Wahl eines Ausschusses zur Erfällung dieser repräsentativen Aufgaben vor, für die in erster Linie Regierungspräsident v. Dewitz und Regierungsrath und Baumst. Heide in Frage kämen.

Herr Regierungspräsident Kahner (Arnswalde) stellte darauf den Antrag: Die Anwesenden erklären sich bereit als Helfer beim Gänge dem Bunde Heimatschutz anzugehören und sich seinen Beziehungen als Vereinsmitglieder dienlich zu machen.

Es schloßen sich zu einer freien Gruppe des Bundes Heimatschutz für die Landeshaupten der Kär- und Neumark und Steiermark zusammen und beschloßen sich zu jährlichen gemeinschaftlichen Versammlungen zu wechselweiser Anregung und Mithralung zusammenzusetzen.

Es wählten zu dem Zwecke einen Ausschuß behufs Ausarbeitung von Vorschlägen für die weitere Organisation mit dem Rechte der Wahl bestehend aus den

Herrn Regierungspräsidenten von Dewitz (Frankfurt),

Herrn Rechtsanwalt Dr. Pöngg (Karlsh.),

Herrn Rektor Hieder (Frankfurt),

Herrn Lehrer Krudt (Schwetbau),

Herrn Professor Jentsch (Übers.),

Herrn Regierungsrath und Baumst. Heide (Frankfurt),

und bestimmen als nächsten Versammlungsort Frankfurt a. O.

B. Persönliches.

XV. Der Senior der brandenburgischen Vogelkundler Prof. Dr. Jean Louis Cabanis, seit Jahre Kurator an der ornithologischen Abteilung des Kgl. Zoologischen Museums zu Berlin, ist im fast vollendeten 81. Lebensjahr in seiner Wohnung zu Friedrichshagen am Müggelsee verstorben. Cabanis ward am 8. März 1816 zu Berlin geboren und ging nach Beendigung seiner Studien nach America, wo er 1/2 Jahre hindurch in Nord- und Süd-Karolina zoologische Forschungen anstellte. Mit wertvollen Sammlungen Lehrte der Forscher nach Berlin zurück. 1849 erhielt er beim Zoologischen Museum die Stelle eines Kurators der ornithologischen Sammlung u. Seine Untersuchungen, die

für die natürliche Systematik der Vögel von durchgreifender Bedeutung worden, hat der Verstorbene zuerst in „Wissenschaften Archiv für Naturgeschichte“ und dann insbesondere im „Museum Hertzianum“ veröffentlicht. Im Jahre 1853 begründete er das „Journal für Ornithologie“, das seitdem das Zentralorgan für die gesamte Ornithologie bildete und das seit 1869 zugleich als Organ für die von Cabanis begründete „Deutsche Ornithologische Gesellschaft“ zu Berlin diente.

Cabanis war Schwägerbruder des verstorbenen, früher in unserer Brandenburgeria bekannten, für unsere Heimathellen läng' gewesenen Professore Dr. Feustel, Vorsteher der Fischstation Müggelsee in Friedrichshagen.

XVI. Unserem Mitgliede, Herrn Gebhard Kommerzialrath, Generalbassal Fritz Friedländer ist unter dem Namen von Friedländer-Fuld der erbliebte Adel verliehen worden.

E. Naturkundliches.

XVII. In den stets willkommenen „Mittheilungen der Berliner Elektrizitäts-Werke“ Heft II vom 2. A. M. finden Sie insbesondere interessante Darstellungen der Beschichtung unserer „Kondenschen Oper“, Erde Friedrichshagen und Schiffbaukanal.

XVIII. Dr. F. Solger: Über fossile Dünenformen im Norddeutschen Flachlande. Es ist dies ein Separatdruck des bereits geographisch-Besprechung des XV. Deutschen Geographentags zu Dömitz 1896 erzielten interessanten Vortrags. Bei der großen Ausdehnung, die die Dünen, darunter die ältesten (Köpenick) Sandaufschübe in unserer Provinz einnehmen, sind die Solger'schen Untersuchungen von erheblicher Bedeutung. Hoffentlich wird der Herr Verf. uns in der Brandenburgeria noch in diesem Jahr einen besonderen Vortrag über die eigentliche Material der Dünen, den Sand, über den sich sehr vieles sagen und zu ihm selber beobachten laßt, halten.

Herr Solger weist überzeugend nach, wie die neuesten Dünen in ihrer Form statt nach Westen zu konvexe Bögen beschreiben, was sich aus der in Norddeutschland vorherrschenden Hauptwindrichtung erklärt. Im entgegengekehrten Falle war das andere, denn es zeigte unsere Inselküsten zuerst an Bogen, nicht Stüchelungen nach, überanstrengt nach Osten konvexe Bögen, was darauf hindeutet, daß sie zu einer Zeit entstanden sind, wo in Norddeutschland Ostwinde die herrschenden waren. Hierin liegt eine Bestätigung der anderweit schon angedeuteten Wahrheitsähnlichkeit, daß Norddeutschland lange Zeit ein Stagnationsgebiet gewesen hat und daß diese Zeit zusammenfällt mit der Epoche des Schmelzens und Zurückgehens der Inlandeisess. Die aus dem noch immer sehr eigebiet in nordöstlicher Richtung heranschwebenden Winde mußten sich im Vorlande erheben, dadurch ausbreiten

und unterbreitend auf das Klima des vorgelagerten Gebiets wirken. Dr. Solger hat sich aber mit der Feststellung der Grundrissen unserer Inlandebenen nicht begnügt, sondern auch ihre Profile im Auge gefaßt, und hiermit stellt sich die Eigenständigkeit heraus, daß die Profile in ihrem Besonderen, ihrem schwächeren Süd- und stärkeren Nordabhangen, nur durch Westwinde gebildet sein können, Grundrissen also durch Ost-, Profile und dauernde Gestalt durch Westwinde. Das hat viel Wahrscheinlichkeit, weil bei der Änderung des Klimas durch Zurückweichen des Eises aus Pol die aus allmählich herrschend werdenden Westwinde vegetationslose Flussebenen vorfinden, mit denen sie später und die so so lange forsten, bis das leichter werdende Klima jene mit Pflanzenwuchs bedeckte und gegen weitere Formänderungen schützte. Dr. Solger begleitet seine Darlegungen durch einen Abriss der Generalreliefkarte des Terrains nördlich der Warte zwischen Bremen, Eisee und Oberelbe, wo hier die Reliefgestalt der Elbegrundriss und Korrentität nach Osten besonders auffällig hervortritt. Wir fügen den Wunsch hinzu, daß es einst gekörnte möge, eine vollständige Karte der Elbeebenen und obersten Elbeabzüge unserer Provinz im Zusammenhang aufzustellen.

XIV. Friedrich Solger: Die Mooren in ihrem geographischen Zusammenhang. Dieses in der Gesellschaft für Erdkunde hierüber am 20. März v. J. gehaltenen Vortrag las ich Ihnen ebenfalls im Sonderabdruck vor. Die Darstellung ist zwar allgemeiner Art d. h. für alle Moore der Weltteil gültig, aber auch für unser zwischen Stumpf und Sand gelegenes Heidegebiet mit seinen großen Moor- und Torfflächen im besondern gültig. Am Schluß der auf die verschiedenen Entwicklungsphasen der für die Kohlenablagerungen, die Klammerschwankungen insbesondere die Eiszeit in geistlicher Weise eingehenden Ausbreitung sagt Verf.:

„Eine Klimaschwankung von ungeheurer Dauer, deren Ursache wir noch nicht kennen, die aber von vielen kleineren Schwankungen verschiedener Ordnung unterbrochen war, schuf Bedingungen, die starke Eisentwicklung ermöglichten. Diese Moore verstrichen einen bedeutenden Teil der atmosphärischen Kohlendioxid- und Sauerstoff durch die Temperatur-Erniedrigang, die trotz der kohlenwasserstoffreichen Vegetabilität des späten Tertiars zur Eiszeit führte. Nun endet die Rückschwängung zwar großer positiver Klimaschwankung ab. Die Eiszeit verschwindet, Moore entstehen wieder allgemainer und werden wieder verschwinden, wenn das Klima von neuem die Wärme der Kontinuität erreicht. Aber die Veränderung der Kohlendioxid wird die Klimabildung nicht in so großer Umlage wieder aufhalten lassen, wie vor der Eiszeit, zugleich schafft sie wohl schärfere klimatische Gegensätze. Wir dürfen daher erwarten, daß die mehrheitliche Kohlenbildung in

Masse stark verteiltem wird hinter der vorerwähnten, ganz wie wir im Fern nach der paläontischen Epoche nur noch verhältnismäßig geringe Kohlenbildungen finden. Ist das Klima der Eozänzeit wieder erreicht, dann vertheilt sich das in den Massen bis dahin gegebene Sauerstoffvermögen für den Kohlenstoffgehalt der Luft. Der von nun ab in der Vegetation ziemlich gehobene Kohlenstoff geht mit dem Absterben und Verwesn in die Luft zurück und die Entgung des Kohlenstoffs, der der Vegetation fehlt, hält den Kohlenstoffgehalt der Atmosphäre mehr und mehr steigen, bis eine neue große klimatische Depressionsperiode ihn vielleicht wieder für eine vollständige Kohlenformation vertheilt. — So ungefähr werden wir uns die kommende Entfaltung des Erd-Klimas und deren Einfluß auf den Meeresspiegel vorstellen dürfen. Aber wir wollen dabei nicht vergessen (so sagt S. vorichtig hinzu), daß doch zu viele uns bekannte Einflüsse auf die sekundäre Änderungen des Klimas wirken, als daß wir jetzt ausschließlich als Grundriss nehmen dürfen.“

Das ist ein Ausblick auf Ansätze von Jahren, so daß man nur seltener häufiger qui vivas vent.

XX. Das stoffliche Bild einer wildenden Herde von Mammuten (*Megatherium palaeotherium* Humerbach), welches das Märkische Museum besitz und angekauft hat, verkauft dasselbe der Güte unsere „mammutbolder“ Anschaffungsstelle Herrn Franz Koser, der wir alle wissen, zu seinem Museum zu Rindorf eine Menge von Resten dieses fossilen Elefanten, der bereits so oft Gegenstand der Besprechung in unserer Bruchzeitung war, aufbewahrt. Gleichzeitig überreicht Herr K. auch das bei Th. G. Fischer & Co. zu Cassel 1881 erhaltene Bild „Tiere der Vorwelt. Rekonstruktionen vorweltlicher Tiere entworfen von Gustav Keller (München) u. H. K. Erlanger“ von Professor Dr. Andres in Hildesheim. 6 Wandtafeln für den Anschauungsunterricht mit Texttafel.“

Tabell. Stiller's Säugeth, Nymphen gegen L.; II Ichthyozoen des obers Lias; IV Trilobiten und Agnostiden; V Pflanzenreste des unteren Lias von England; VI Der Steinbock, *Megaceros giganteus*.

Tabell III ist die vor Ihnen stehende dem Museum gewidmete. Die Erläuterungen dazu S. 18 bis 22 geben eine genaue Beschreibung, dem Stande unserer Wissenschaften vorletztes Jahres abtragsweise entsprechende Schilderung.

Wir sagen unserem geehrten Mitgliede verbindlichsten Dank; ich sage Ihnen, daß ich mir für eine spätere Sitzung eine umfassende Mammut-Ausstellung, Originalreste, Photographien, dergl. in vorbehalt.

XXI. Epithel — Archaeolithen — Palaeolithen u. dergl. Von Professor Dr. Max Verwoern zu der Universität zu Göttingen sind mir verschiedene von Ihn verfaßte, auf die ältesten Spuren des Menschen bezügliche Schriften, die ich kurz zusammen, in beizubehaltender Form mitgeteilt worden.

1) enthält eine Epoche machende Schrift in den Abhandlungen der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Mathematisch-Physikalische Klasse. Neue Folge Bd. IV. Nr. 4. „Die vorhistorische Kultur in den Hipparchonischen von Antike (Göttingen)“ Mit 5 Tafeln. Ich kann mich hier kurz fassen, da ich diese Schrift bereits in der Brandenburgis XIV. S. 122 u. Protokoll vom 18. Dec. 1885 unter Nr. IV ausführlich besprochen habe. Ich lege Ihnen dazu die Illust. vom 24. Mai v. J. vorgelegte, parallel, die Beobachtungen Verwertung darstellende ergänzende und bestätigende Abhandlung von Klenck vor: Die letzten Schemata des aus dem vordrucklichen Stande des Göttingen. (Archiv f. Anthropologie 1885 S. 183—190) Ich lege Ihnen auch eine abfällige Kritik vor in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift vom 15. Oktober 1885 S. 387, worin Edward Heugly den Herrn Verwertung und die Kofthel-Anhänger angreift. Diese Kritik zum Teil gestützt auf das bisherige Fehlen menschlicher Gerippchen, zum Teil auf die von mir kürzlich besprochenen Untersuchungen Kofthel über die Entstehung von modernem Kofthel in dem Knechtchen, entspricht nicht dem Stande unseres jetzigen Wissens und kann auf eine gewisse Brechung oder Wiederrichtung kaum mehr Anspruch erheben.

Sehr zutreffend ist dagegen die Kritik a. a. O. Jahrgang 1886 vom 1. Januar S. 24—27, die sich mit Recht auf den vordrucklichen Standpunkt stützt.

Aus der eingetragenen Schrift will ich noch (vgl. S. 10) den Schema der Steinakulturen für unsern Gebrauch in der Brandenburgis anführen, dessen Herr Verwertung sich bedient.

Schema der Steinakulturen nach Verwertung.

Indische Kultur	Der Stein wird als Stein verwendet, wie bei die Natur liegt, ohne irgend welche künstliche Umgestaltung. Die Geräte sind demnach nur in ihrer Gebrauchsgestalt benutzt.
Armenische Kultur	Der Stein wird künstlich geformt. Die Abstände werden durch Beschleunigung in Göttingen, hauptsächlich in Schalen befestigt, die nur aus Göttingen kommen. Die Anordnung wird durch gewisse durch entsprechende Fingerringe angeordnet.
Fäländische Kultur	Der Stein wird durch Spaltung, Brand- und Fälschung zu kunstvollen, kunstvollen Umgestaltungen verarbeitet, welche die erste Andeutung eines kunstvollen Standes zum Ausdruck bringen.
Westliche Kultur	Der Stein wird durch Spaltung, Brand, Schleifen, Polieren und künstliche Umgestaltung zu Göttingen von künstlicher Umgestaltung verarbeitet.

Zurück zur Kultur 3 u. 4 möchte ich noch eine weitere Stufe der Menschheitsentwicklung anreihen. Die Menschliche Kultur ist charakterisiert durch Spalten und Behauen des Steins mit oft künstlerischer Ausführung einzelner Stücke. Diese Kultur bildet kulturgeschichtlich und geologisch (stratigraphisch) den Übergang von der Paläolithischen zur Neolithischen Kultur; es gehören dahin u. a. die ältesten Schichten Japhanien und viele Kulturen an der Nord- und Ostsee (insbesondere der Insel Skjagen) zum Teil unter dem Meer versunken. Geologisch entspricht in dem meisten gebildeten Schichten, das sich ursprünglich nur auf Steinmengen stützt, die Neolithische Kultur dem Tertiar, die Archäolithische Kultur dem Übergang von Tertiär zum Eozän, die Paläolithische Kultur, dem Diluvium, die Mesolithische Kultur dem Alt-Altertum und die Neolithische Kultur dem jetzigen (jüngeren) Altertum.

Vorweg sei mir noch hinzu, es sei selbstverständlich, daß die meisten Werkzeugtypen sich auch in allen höheren Kulturstufen als romanente Formen erhalten können. So finden wir z. B. schiffliche Typen auch in archäolithischen, paläolithischen, mesolithischen, neolithischen, ja selbst in ganz modernen Kulturen in Form von Beisenschnitten, Horngeschlechtern, Hefestriemen u. dergl. Die Massenhaftigkeit von schifflichen Typen kann unter Umständen in einer höheren Kulturstufe so groß sein, daß man fast eine schiffliche Kultur vor sich zu haben glaubt. So könnte z. B. in archäolithischen Kulturen die künstliche Spaltung des Feuersteins zur Gewinnung von Abschlägen überhäufig werden, weil man Ort und Stelle genug natürliche Bruchstücke mit scharfen Kanten vorfinden wird, wie das in Katal's „Kontinuität“ der Fall ist. Daß es sich hier trotzdem um eine archäolithische Kultur handelt, erkennt man dann nur an der Verwendung der Handbearbeitung. Im übrigen hat die ganze Kultur schifflichen Charakter. Ja, wir müßten sogar sagen, daß eine völlig reine schiffliche Kultur bisher noch nicht einmal gefunden worden ist. Um solche zu suchen, müssen wir offenbar noch viel weiter zurückgehen in der Erdgeschichte als bisher, denn die älteste Kultur, die wir bis jetzt mit Sicherheit kennen, die Kultur des ältesten Menschen, ist bereits eine Kultur von sehr ausgesprochenem archäolithischen Typus. Daß aber eine schiffliche Kulturen der archäolithischen Stufe des älteren Menschen irgendwo einmal vorgekommen sein können, das beweist nicht nur das Vorhandensein von romanenten schifflichen Typen in höheren Stufen, sondern auch die bekannte, in der Brandenburgia von Rebrunten wiederholt erwähnte Tatsache, daß gewisse Aborigines Naturmenschen zum Schlägen benutzten.

Überrall und zuerst muß aber die Geologie sprechen, bildet man schifflich ansehende Steine in den diluvialen Sand-, Grund- und Ringgraben, so hat man die Immensität solcher schätzbare Gewässer, daß sie nicht dem Altertum, der mesolithischen oder neolithischen Kultur zugehören können.

b) Indische Kollaborationen, Vortrag von M. Tervom in der Anthropologischen Gesellschaft in Göttingen am 16. Dez. 1906. Der Vortragende steht auf demjenigen von Henssen in Washington und Dorsey in Chicago, daß sich vom paläolithischen (auch vom eolithischen?) Menschen keine sicheren Spuren bisher in Amerika gefunden haben nachweisen lassen. Dies steht im geraden Gegensatz zu dem kanadischen Professor Wilson und Sir Charles Lyell u. a. Besonders D. W. Foster (pre-historic Races of the United States of America) hat sehr ausführlich die Altersfrage für diese Länder behandelt; er vertritt freilich die Spuren im Micocho und Micocha mit?, aber aber für die Existenz einer Menge von Rassen menschlicher Kultur und einzelne menschliche Skelette an. In Südamerika ist mindestens für die oblichen Teile von Anaghino u. a. das Vorkommen des Menschen mit ausgestorbenen skandinavischen Tieren behauptet.

Es wird also vorerst ein abschließendes endgültiges Urteil über das Vorkommen oder Nichtvorkommen menschlicher Kultur im Diluvium des Erdteils Amerika noch vorbehalten bleiben.

In derselben Sitzung (Zentr. Blatt der Deutschen Anthropol. Ges. Nr. 19—8, 1906) S. 83 hat Herr Tervom die Kolaboration nochmals Revue passieren

c) Derselbe Autor teilt endlich aus der „Umkehr“, Wochenschrift über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gesamtgebiete der Wissenschaft und Technik (Frankfurt a. M.) 1906 Nr. 7, einen Aufsatz „Zur Frage der ältesten Steinwerkzeuge“ mit, der sich gegen die Schlußfolgerung der Geologen Bode und Obermaier in den von mir wiederholt erwähnten Untersuchungen der Krebshöhle und Zementfabrik bei Kuster (vgl. nach XXV) wendet und mit den Worten schließt: „Nach alledem ergibt sich mir aus meinen Untersuchungen ebenso wie schreiben anderen Forschern, welche die Blausäure von Jericho eingehender studiert haben, bereits für das oberste Micocho oder nach deutscher Einteilungsweise für das unterste Placien die Existenz einer steinzeitlichen Kultur. Da man in dieser Kultur bereits die wirkliche Erfolge der künstlichen Spinnung des Feuertones zum Zweck der Herstellung verschiedenartig differenzierter Werkzeuge kannte, so kann ich in dieser Kulturstufe nicht mehr die Mätgenere der Kultur erblicken und sie einer eolithischen Stufe zurechnen, sondern bezeichne sie als „archaisch-eolithische Kultur““

XXIII. Herr Dr. Otto Sackarias, Direktor der Biologischen Station an Pfla, der die Brandenburgische schon öfter mit Untersuchungen befaßt hat, welche sich auf die niedrigsten und höchsten Lebewesen im Wasser beziehen, übersendet demselben eine hervorragende Arbeit, welche als Sonderabdruck im Archiv für Hydrobiologie und Planktonkunde Bd. I. 1906 erschienen ist unter dem Titel: Das Plankton als

Gegenstand eines zeitgemäßen biologischen Schulunterrichts. (Stuttgart 1908, 96 S. 8^o). Die oben erwähnten im Süßwasser lebenden und schwimmenden Mikroorganismen spielen im Haushalt der Natur und damit mittelbar auch im menschlichen Haushalt, vorsehentlich in der Fischerei als Nahrung teils unmittelbar der Fische, teils wenigstens kürzere Tiere, die ihrerseits von den Fischen verzehrt werden, eine viel größere Rolle, als man dies vor den langjährigem gründlichen methodischen Forschungen des Direktors unseres Pflanz-Instituts vermehrte. Mit großem Geschick wird X namentlich die Planktonforschung in den Schulunterricht einzuschleusen, wobei die Schrift zunächst für die Lehrer als Lernhilfe und dann das Gehörte Lehrende in Frage kommt. Wir wünschen dem herrlichen Buch weiteste Verbreitung und eingehendes Studium.

XXIII. Mitteilungen des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg. Jahr 1909 Heft 4. Darin finden Sie ausführliche Mitteilungen über Bauder und Fossils, durch eine von unserem Ehrenmitglied Herrn Regierungsratsherrn von Dewitz am 27. Dezember v. J. erlassene recht zugunsten Plankton-Vereinigung für den Betrieb der Fischerei in den Gewässern des Spreewaldes. Ich kann die unentbehrliche Fischerei daraufhin von eigener Erfahrung und begründe u. a., daß der wirtschaftlich mäßig wirkende Gebrauch des Süßwassers und der Witz auch das Fischen mit zwei Kachelsteinen überwinden, durch das Ausstreuen der Fische aus den Gräben in vorgestellte Netze verhoben wird.

XXIV. Klorperkohlen aus Spandau. Herr C. Lippold Direktor der Stadtischen Wasserwerke in Spandau, hat die große Güte gehabt, sechs Stück verschiedener Arten von Klorperkohlen einzusenden, welche sich als Rückstand bei der Klärung der Abwässer ergeben. Aus der beigefügten technischen Schrift des hiesigen Ingenieurbarons Wilhelm Rehe & Comp. ersehen Sie, daß außer Berlin in unserer Nachbarschaft nur noch Charlottenburg das am eigentlichen Sinne vollständige Henschelmeyer'sche mit seinen Obertell schwingen und kostbaren Vorrichtungen anwendet, während Spandau und Charlottenburg Kläranlagen von Rehe & Comp., Oberschönweide, Friedrichshagen, Lichtenberg, Pankow, Reichshagen und Tegel nach demselben System Kläranlagen und Kambertonen haben. Bei der Klärung darf etwas Kohle oder ein anderer Orten Teil beigemischt werden; bei Epulosem (Düster pp) kann noch noch ein billiger kohlensäurehaltiger Stoff hinzugesetzt werden.

Bei am dem Kohle-Depotischen Kohlebeiverfahren übrig bleibende Schlamm wird zunächst an der Luft etwas abgetrocknet, damit der Wassergehalt geringer wird. Der abgetrocknete Schlamm wird, wie Herr Direktor Lippold unsere Z. v. M. gütigst mitteilt, teils durch eine Zepfelmassmaschine teils durch eine Druckpresse gekörnt, sodann an der Sonne ganz abgetrocknet und hierauf aufgestapelt. Bei dem auf der

Züge-Farmanmachine hergestellten Klirpreßkollen sind die Außenseiten stark, während die auf der Presse hergestellten glatte Flächen wegen des Holzstabes, ob sich der abgetrocknete Klirrohmann auch unter sehr hohem Druck zu Bröckeln, wie sie in den bekannten Brandkollen-Bröckelbarken (Grube Iles, Grube Victoria u. s. w.) verarbeitet werden, zerge, wurden Klirschlammproben an verschiedenen Maschinenfabriken geschickt. Das Ergebnis ist glänzend aus, wie Sie aus 2 Proben ersehen, die den besten Seuffenberger Brandkollen Bröckeln gleichend aussehen, jedoch sind bis jetzt die Herstellungskosten gegenüber den daraus gewonnenen Klirschlamm noch zu gering.

Wie unsere Spandauer Mitglieder verstehen, sind die obigen Preßkollen, welche gepresstem besten Torf ähnlich, so beliebt, daß nicht geringe Abente der Stadt Spandau geliefert werden können, um allen Nachfragen zu genügen.

Herrn Lippold herzlichsten Dank!

B. Kulturhandliches.

XXV. Die Pläne von Berlin und die Entwurfskalkulation des Reichbildes. Festschrift zur Feier der silbernen Hochzeit 1. M. des Kaisers Wilhelm II. und der Kaiserin Augusta Victoria, herausgegeben vom Verein für die Geschichte Berlins, bearbeitet durch P. Clemenze Stadtarchivar, Berlin 1906. Preis Mark 2,50.

Diese vorzügliche zuverlässige Schrift unsere verehrten Mitglieder Dr. Clemenze ist eine Zierde der Berliner Ortskunde und wird allen denen, die sich für die planmäßige Darstellung Berlins interessieren, zum Studium hierdurch bestens empfohlen. Die Schrift abkündigt.

XXVI. Herr Göttsche'scher Sadack auf Doulisium Spiegelberg bei Senstede an der Dose*) überreicht die ausgestellten vier Wandbildchen-Peyronkakeln, weil mit kleinen Figuren von Schiffen, Wappensteinen u. dergl. im niederholländischen Stil, Delfter Fabrikat um 1699, von einem im Guggarten nahe dem Dose-Flüßchen aufgeführten Teichbassin, das etwa 2000 dergleichen holländischer Kakeln enthält und leider abgetrieben werden soll. Wahrscheinlich sollen dieselben an irgendein königliches Schloß Verwendung. Die Anwendung hat eine interessante malerische Vergangenheit. Das Basaltstein gehörte von 1602 ab dem insbesondere durch seine in der Schlacht bei Fehrbellin bewiesene Tapferkeit bekannten, von Heinrich von Kluge im Drama „Der Prinz von Hohen-Hausberg“, geführten Fürsten und Hoorführer. Sanktlich erweisen es die aus die

*) Die Besichtigung Spiegelberg für den Doseplan ist von mir selbst veranlaßt und Erlaubnis auf den ehemaligen Spiegelschloß darüber, und deshalb in den Reichsbildern und Plänen noch nicht zu finden! Es gibt noch ein Spiegelberg, Doseplan-Gut und Vorwerk im Kreis Ost-Vorpommern und ein Gutswesen von Kluge-Spiegelberg im Kreis Prenzlau.

nährische Industrie hochverdienten Fabrikanten Spiltingerher und Schickler, denen zu Ehren die beiden Berliner Straßen ihren Namen führen.

XXVII Das maßgebende Heft I, Jahrgang XVI, 1906, der Zeitschrift für Volkskunde (Herausgeber Herr Professor Dr. Boje) enthält mehrere beachtenswerte Aufsätze:

a) Wendelin: Über die Technik des Sammelns volkskundlicher Oberlieferungen, bereits in der Bräuderbrüggung vertheilt von mir gelegentlich der Besprechung der Zusammenkunft des Bundes für Deutsche Volkskunde in Hamburg;

b) das Fingsteinspiel von Frä. Elisabeth Lomke (jetzt am blaug. „Passat“ genannt);

c) alte Bucherlieferungen von Robert Mielke (Passat und Tür);

d) von mir neue Besprechung des illustrierten Prochtwerks, das Eiler von Bensch über das in den Kant. Sammlungen im Wien befindliche Spezialisammlung von Holzschneidengegenständen herausgegeben hat. — Bei meinem Vortrag über Licht und Leuchte im hiesigen Verein für Volkskunde am 26. Januar 1906 habe ich das Klusack als merkwürdiges Werk vorgelegt und erörtert;

e) U. M. Herr Stadtvorsteher H. Sökeland bespricht S. 124 und 125 das Würfelspiel von Prof. Dr. L. Weber in Kiel „die Würfelrolle“ Ich verweise auf die vielfachen Erörterungen über die Würfelrolle in meinen Monatsblättern. Sökeland verfaßt sich ebenfalls, nach dem neuerdings in den Vordergrund getretenen psychologischen Erörterungen, die wenigstens einen Teil der Behauptungen des Leodrats v. Bölow stützen wollen, indem er mit folgenden Worten schließt: „Erwähnen möchte ich mir noch, daß die Ursache des Schlingens der Rute in einer ganz lebhaften Drehung der beiden Hände, in denen die Rute in sehr geringerer Weise gehalten wird, liegt: Die hochgehobene Rute steht im letzten Gleichgewicht, wie W. ganz richtig sagt; bei einer geringen Drehung beider Hände nach unten schlägt die Rute nach oben, bei entgegen gesetzter Drehung, in der über die Krampfhaft gehaltenen Hände im allgemeinen weniger Neigung haben, schlägt sie nach unten.“ — Dasselbe sagt Dr. Loppa in einer Besprechung der Weber'schen Schrift (Naturw. Wochenschrift Nr. 16, 1906 S. 114)

XXVIII Unser neues Mitglied Herr Ingenieur Hermann Knause, wohlkannnt unter andern in den wildesten Kreisen als Erbauer des viergespannten „Deutschen Flusses“ auf der Weltausstellung in St. Louis, überreicht die maßgebende Broschüre: „Das neue Schauspielhaus und der neue Konzertsaal am Nollendorfsplatz“ Berlin 1906. Der in jeder Beziehung markwürdige geoffenbarte Bau, welcher noch im Sommer d. J. eingeweiht werden soll, verheißt unsere Aufmerksamkeit

XXIX. Unsere Brandenburgia-Bolanderreise bringt in den fernsten Gegenden Europas, überall da wo sich Bolanderreisen erkühnen haben, lebhaftes Interesse. So bin ich in der Lage, Ihnen heute eine Photographie des Bolands von Hermannstadt in Siebenbürgen vorzulegen, so wie er sich im dortigen Museum vermischt und aufgestellt findet. (Abbildung siehe anschließende Seite.)

Diese Photographie sowie den benutzungsüblichen Lichtdruck darstellend die Bekleidung des J. Sachs von Hartauk mit dem Schwert auf dem Großen Ring zu Hermannstadt am 5. Dec. 1706, hat auf freundliche Veranlassung von Frl. El. Louke der Schriftführer des Schönen Hans Forum für Heimische Kunstschöpfungen Ortsgruppe Hermannstadt Herr Emil Sigera mit folgendem Spendenbrief eingeschickt:

Der Boland von Hermannstadt.

Von Emil Sigera.

„Um die Mitte des XII Jahrhunderts rief der ungarische König Gejza II. deutsche Ansiedler vom Oberrhein „zur Kultivierung der Wälder jenseits des Waldes und zur Erhaltung der Kreuze“ ins weit, wenig besiedelte Ungarland und beriefte mit ihnen die kaiserliche Heiligen gegen Osten hin, das grüne, waldreiche Siebenbürgen. Gewiß zu den ältesten Wohnstätten dieser Deutschen, in Ungarn „Stcheren“ genannt, gehört Hermannstadt, dessen älter deutscher Name „Hornstadt“ zum erstenmale urkundlich in einem Bericht über den Mongolenfall (1241) aus dem XIII. Jahrhundert, vorkommt, der, aus der Eichterscher Klosterbibliothek stammend, jetzt sich in der Preyer Nationalbibliothek befindet.

Trotz der weißen Entfernung vom Mutterlande blieben die Siebenbürger Sachsen die Verbindung mit Deutschland stets aufrecht und wurden im freien Osten zu immer mehrernden Kulturträgern. Ihr Recht, ihr Handel, Gewerbe, Kunst und Leben blieb stets deutsch und Hermannstadt ward der Hauptort der deutschen Kultur, von dem aus dieselbe in das siebenbürgische Hochland, wohl auch noch weiter ausstrahlte. Schon 1316 und in Hermannstadt 19 Klaffe und 25 Ökwerke auf der westlichen dem Orient und Occident vermittelnde Handels wech der Wohlstand der Stadt. Sechzig Jahre später ist die Stadt schon so stark befestigt und so wohl verteidigt, daß die Türken vergeblich den Sturm auf sie unternahmen.

Im des fortwährenden Bestehen, die die Siebenbürger Sachsen zu Deutschland unterhalten, wird es wohl niemandes Wunder erkennen, im Hermannstadt eine stolzeres Bolanderstücken zu finden. Zwar steht dieselbe schon über ein Jahrhundert nicht mehr auf dem Marktplatz, aber es wird in der städtischen Rathsammer aufbewahrt und in einem alten Bild in der ehemaligen Hauptplatz und die Art ihrer Aufstellung erhalten gehalten.

Das von gelbem Sandstein gewirkte Standbild, jetzt stark verwittert, ist von der Fußsohle bis zum Scheitel 102 cent. hoch. Von Kopf bis zum Knöchel besteht die Statue aus einem Stein; die Füße vom Knöchel abwärts sind aus der Kreuzblume, auf der der Balken ruht, nach aus einem Steinstück gewirkt, die beiden Steine sind in den Knöcheln mittel sterner Zapfen miteinander verbunden. Der linke Arm wird durch ein Eisenstück gestützt, das gleichzeitig auch das Schwert tragen hilft. Das linke Bein bildet ein solches Stützbein, die Brust ein gefügter Panzer, dergleichen wurden die Schenkel vom Panzer bedeckt. Diese Richtungsgedächtnisse erinnern etwas an jene des Bildes zu Perleberg.

Wie aus dem alten Bild, das von Aufhänger der Richtung der Richtungsgedächtnisse von Hartmann 1702 aufgenommen wurde, zu sehen ist, bestand der Unterkörper, der die Kolonien abgab, aus einem von 2 breiten und einer schmalen Seite gebildeten Sohle, auf dem sich eine mit getrocknetem Malzwerk verzierte Stein abgab. Auf dieser Stein stand das zweite Bein von geringerer Durchmesser, die so ein spätes Bild mit Krone empfing. Dieses Bild ward von der noch erhaltenen Kreuzblume mit dem Balken gebildet. Wenn das alte Bild die Proportionen genau wiedergibt, so war der ganze Aufbau einschließlich der Kolonien 7 m hoch. Das Standbild ward Untertan wurde verschiedlich „Prager“ genannt und hat sich eine andere Bezeichnung nicht vor. Es darf wohl angenommen werden, daß die zum Prager vertriebenen Verbrecher auf den Statuen des Sohle stehen mußten, wobei ohnehin irgendein angeordnet oder



Bildnis von Hartmann.

Wie aus dem alten Bild, das von Aufhänger der Richtung der Richtungsgedächtnisse von Hartmann 1702 aufgenommen wurde, zu sehen ist, bestand der Unterkörper, der die Kolonien abgab, aus einem von 2 breiten und einer schmalen Seite gebildeten Sohle, auf dem sich eine mit getrocknetem Malzwerk verzierte Stein abgab. Auf dieser Stein stand das zweite Bein von geringerer Durchmesser, die so ein spätes Bild mit Krone empfing.

angekettet und von Wächtern bewacht. Der Name „Beland“ für das jetzt in der städtischen Ratskammer befindliche Steinbild kam erst in der letzten Hälfte des XIX. Jahrhunderts auf.

Der Franzose stand auf der Nordseite des großen, mitten in der Stadt gelegenen Marktplatzes. Unmittelbar an der Passage schied der Richtplatz an und ganz nahe erhub sich der Galgen. Dieser Franzose ward 1850 und 1851 erwähnt und findet sich in den Hermannstädter Bürgermeistereirechnungen hieüber folgende Aufzeichnungen:

Kosten die — 4. April 1850 — Michaels Gokler pro depictione statuae propter das für 0 den 25

Kosten die — 4. August 1851 — cum lapide ad statuam propter de Colmanus*) ademerunt per decem muros, pro octo vecturis solati pro für, 5 den 12 facti für. 40 den 56. Dasa vecturae pro für 5 den 60 facti für. 11 den 20

Item ad structuram propterli cupia parva facere laterum pro für. 2 den 70.

Pro vectura lapidum ad de Kocsonis***) dieffis, Item muros, laterum omnia et pro solatibus laboratorum, desso abgipetar tota statua, das für, 81 den 60.

Item facta cupia a Petrus Tsall 80 parva pro restructioe facienda, was parva pro das 8 facti für. 2 den. 40.

Lafeltes facta pro apparatus effundendorum et pro mella una facti das für. 2 den. 20.

Magistro Gunklers lapidibus pro mella lapidibus das für 148 den 0.

Als Anfang des XVIII. Jahrhunderts in dem seit 1586 vollständig lutherischen Bismarckstadt eine Gegenreformation versucht wurde — allerdings ganz vergeblich — die Jesuiten eine katholische Pfarckirche erbauten, ward auf dem Marktplatz u. z. westlich vom Franzose eine Statue des böhmischen Nationalheiligen Johann Nepomuk errichtet. Der kommandierende General von Siebenbürgen Graf Tugo forderte am 1764, eben mit Rücksicht auf die erwähnte Steingestalt, daß „der Franzose von diesem transferiret werde“. Aber das noch vollständig protestantische Bismarck sprach sich entschieden dagegen aus und der Franzose blieb stehen. Erst ein halbes Jahrhundert später 1783 wurde der Franzose abgetragen, wofür sich in dem städtischen Archiv keine Akten erhalten haben. Das Holzschnitzbild kam nun auf das Rathaus, vielleicht an einen neuen Standplatz zu stehen, doch entzückte eine weitere Aufstellung. Als dann mit dem noch verfallenen Wafen aus einer Zeit in den vier Jahren des XIX. Jahrhunderts eine kleine Sammlung in einem Raum des Rathauses als „städtische Ratskammer“ aufgestellt

*) Kleinberg.

**) Kocsony, ein am Galgen gelegener Hof 11 km. von Hermannstadt entfernt.

wurde, und auch der alte Bestand hier seine Friedensstellung, in der er sich noch heute befindet.“

Die Brandenburger dankt Herrn Emil Sigmund herzlich.

E. Richtiges.

XXX. Herr Photograph Max Zeising in Parkberg legt ca. 40 große von ihm selbst mit großer Sorgfalt aufgenommene und vorzüglich angefertigte Photographien von Gebäuden und Landschaften sowie kirchlichen Interieurs der Prignitz vor, die Herrn Architekt Paul Eichholz, unserem geschätzten Mitgliede, bei seiner Beschreibung der Bau- und Kunstdenkmäler, welche er im Auftrag der Brandenburgerischen Stände verfaßt, als Unterlagen gedient haben. Sie werden sich noch des dankenswürdigen von Herrn Eichholz in der Brandenburgerischen gehaltenen Lesebilder-Vortrage entsinnen.

XXXI. Der Märkische Stil. Von einer seit kurzem erscheinenden Zeitschrift „Die Werkstatt. I Jahrg. II. Heft 28. Febr. 1898. Zeitschrift des Vereins für deutsches Kunstgewerbe in Berlin.“ Schriftleiter Georg Lehner. Verlag von Otto Salle lege ich Ihnen ein interessantes Heft vor.

Am meisten wird Sie der Artikel S. 162 — 165 von E. Selzer interessieren. „Der Stil der Märkischen Großstadt“. Er ist für Berlin ebenso schmerzhaft wie befreiend und schließt mit dem emphatischen Worten: „Nach und nach ergibt sich eine Antwort, die in weltlicher Schönheit zu dem großmächtesten Stile der Zukunft hinführt. Er ist einfach, geistig, edel, ernst, sachlich. Von allen Schwächen befreit, wachet er sich aus zu dem modernen Großstadtsstil, der die höchste Ausdrucksform unserer gegenwärtigen Kultur erscheint. Er ist unsere Zeit gemäß, im Recht ist. Immer gibt das am weitesten voraus befindliche Kultursystem der letzten Vollendung den Stempel. Dieser Stil wird die Stageschritte weiterführen. Er gibt ein Neues dem Alten an. Neben den historischen Stilen erscheint der heutige, unser moderner Großstadtsstil, der seiner organischen Herkunft gemäß, als der Märkische Stil genannt werden kann und als solcher in die Kunstgeschichte eingreift.“

Sehr schön gesagt! Ob die rechtsgeschichtlichen-märkischen Kunstkritiker diesem Manifest von E. Selzer beifolgendes werden?

XXXII. Herr Kunst Buchholz unter Vorlage eines Steinbeils mit unvollendetem Bohlen aus Grad Pankow Kr. Ostpreußen. Das aus dierortigen Östchebe hergestellte, ziemlich primitives Steinbeil mit abgerundeten Aufschnitten, das ich Ihnen vorlege, ist bemerkenswert wegen der Art der Durchbohrung, die neuen Material zur Frage der Bohrlänge unserer steinzeitlichen Vorfahren bietet. Zwar befindet sich im Märkischen Museum, wie in den meisten andern prähistorischen

Stammes, eine große Reihe von Stamben mit vollkommenen Bohr-
 schern, aber bei diesen ist es dem steifen gefühllosen unedlen Holz-
 stoffe zu erkennen, daß vom Bohren ein höherer Holz verwendet wurde,
 während im vorliegenden Fall der Holzstamm nicht hohl, sondern voll
 gewachsen sein muß.

Außerdem hat bei jedem die Durch-
 bohrung immer nur von einer Seite von
 abwärts, während nur von
 oberwärts her
 geholt und dann
 von der anderen
 Seite von unten
 angefangen

wurde. Das be-
 weisen die zwei
 unten der beige-
 gelben Abbildun-
 gen, auf denen die
 auf beiden Seiten
 begonnene Bohrung
 sichtbar ist. Die
 Arbeit ist dann
 durch Legen eines

Eisels unter-
 brochen, nachdem
 sie soweit ge-
 worben war, daß nur noch
 eine Scheitwand von 1½ Millimeter
 übrig blieb.
 Da die Her-
 stellung des Bohr-
 lochs von beiden
 Seiten aus erheblich
 schwieriger ist, als
 von einer Seite,
 indem es einer
 Bohrung von beiden
 Seiten nicht die
 Mitte liegt. Der
 Stiel kann dann
 noch in un-
 erreichbarer
 Höhe mit
 einem
 Werkzeug
 durch



Bohrloch mit unvollständiger Bohrung.



Arbeiter bei der Bohrung.

gehobenes Loch eine
 sichere Führung für
 die Fortarbeit ab-
 gibt, während ein
 neuer Holzstamm
 durch immer un-
 verwickelt; indem nach
 fernem Ansetzlicht
 ist, von der anderen
 Seite genau die Mitte
 des ersten Bohrlochs
 festzuhalten, so muß
 der Arbeiter eine
 besondere Absicht
 dabei gehabt haben.
 Diese Absicht kann
 nur darauf gerichtet
 gewesen sein, daß
 das Bohrloch eine
 die Befestigung des
 Holzgriffs sichernde
 Form erhält. Findet
 die Durchbohrung
 nur von einer Seite
 statt, so wird das
 Loch immer eine
 kugelförmige Form
 erhalten, so wird es
 einem Ende am
 weiteren, am
 anderen am engsten
 sein. Das Holz
 kann dann nur
 schwer so befestigt
 werden, daß es nicht
 abfällt. Die Durch-

Einsetzen solcher kleiner Halbkugeln so verdicken, daß er die sämtlich nach einander verzte Halbe des Lochs ausfüllt, wodurch ein Anhängen des Eisls verhindert wird.

Für die Sicherheit selbst haben wir bei den noch heute im Zustande der Stützzeit befindlichen Eisbohr-Instrumenten Beispiele. Der im durchbohrte Stein wird in ein festes Lager gebracht und dann, wie die in der letzten Abbildung vorhandene, vom Präparator Kotke auf der Insel Neu-Pommern im Jahre 1901 aufgenommene Bohre zeigt, die mit einem Stein beschwerter Handarbeit darüber hin und her gerieben, wobei immer etwas Sand und Wasser an die Bohrstelle getaus wird.

XXXIII. Bildes aus der Vergangenheit des Kreises Teltow I. Teil. Von der ältesten Zeit bis zum Ende des großen Kampfs. Im Auftrage des Kreises bearbeitet von Willy Spatz, Berlin 1905. Dank dem Hohen regem Interesse des Herrn Landrat v. Bismarck zur Behaltung der Heimatkunde im Kreis Teltow entgegenbringt, ist es dem Verfasser gelungen, in diesem I. Teil der Geschichte des Kreises ein Werk zu bieten, das in dem glücklichsten Zusammenwirken von Inhalt und Ausstattung ausserordentlich genannt werden kann.

Der Text gewährt uns in ausserordentlich reichhaltiger Weise Einblick in zeitgeschichtliche Urkunden zur Geschichte des Kreises Teltow, ebenso wie der vornehme und reiche Bilderreichtum fast hundert zeitgeschichtliche Kunst- und Bewerke, Urkunden, Wappenschilder, Münzen und Darstellungen aus dem mittelalterlichen Leben wiedergibt. So wird uns außerordentliche Anschaulichkeit erreicht. Wir erleben wirklich die ganze Entwicklung mit.

Aus der Urzeit, deren Darstellung mit Abbildungen der wichtigsten vorgeschichtlichen Funde aus dem Kreise geschmückt ist, sehen wir die Teltow langsam und unvollkommen in das Licht der Geschichte hantieren, bis um die Mitte der Lehmannzeit vorwiegend Urkunden einsetzen. Wie Folgen der Hochzeit deutscher Reichthums, der um 12. Jahrhundert unter der gewaltigen Kraft des Kolonialfortschritts eintritt, und wir können in das romanische Hand, indem diese herrliche Anlage mit dem Aussterben der Lehmannen verankert. Mit großer Lebendigkeit wird uns die innere Entwicklung unter den Witzschauern, Lössenbürgern und Böhmern bis zum dreißigjährigen Kriege geschildert. Es ist sehr dankbar zu begreifen, daß diese Kostade, über deren Kenntnis das Wirken der preussischen Könige gar nicht gewirkt werden kann, uns so schön gemacht werden. Wie die Dorfjugend spielt, erfahren wir, was Hans Kiewert für Städte macht, wie der Bauerntanz und der Junfer ertragen wird, und wie inzwischen in der inneren Politik der Städte an Stelle des starken Nationalgeistes der Kolonialfortschritt neue Klassenunterschiede treten, die in der Preussifizierung der Bauerntanzes die Kraft des Staatswesens untergraben. Da kommt der

große Krieg. Er findet das märkische „Haus“ in einem Zustande, der vergleichsweise noch schlimmer wie als der anderer Flotte von 1806, und er findet an der Spitze der Mark einen Mann, der über alles andere war als ein Mann der Tat. Und doch trübt sich der Januar der Kriegsjahre wieder durch den elakanten Beweis von der Unverletzlichkeit unserer Völker Kämpferinnen, Brand und Seuchen wüthen in der Mark, und wenn der Teller auch nicht so arg ist, wie der Unkenntnis, in dem Süden oft nur der 10. Bürger Krieg blieb, so ist doch auch die Tellerer Bevölkerung um 1/2, das früheren Bestandes beim Frieden schließ zusammengebrochen. Es geht der große Karfunkel dank, seinen Staat hochachtungsvoll aus dem Hohen aus zu schaffen.

Wie ihm das in einem Lebenswerk oben überlassen geübt, und wie die geschickten Klänge von Werk nachgeben, das wird der 2. Band behandeln, dessen Erscheinen in dem Jahresfrist in Aussicht gestellt ist. Wir wünschen dem Verfasser wie dem Kreis von Herren Glück zur Vollendung der Aufgabe und möchten hoffen, daß das Buch den Lesenden, das es so sehr verdient, Ende und im ersten Nachdenken über Vergangenheit und Zukunft unseres Landes setze.

XXXIV. Herr L. Nach Meyer u. D. Die militärischen Frauen und Jungfrauen in den Befreiungskriegen 1813/15. Auler Nanci von Schmettau, die für goldenes Haar auf dem Altar des Vaterlandsofferte, sind nur zum Frauen, die an den Kämpfen der Freiheitskriege teilnahmen, so weiteren Kreisen des Volkes bekannt: Eleonore Probuska und Johanna Stegen, erstere, das Mädchen aus Potsdam, trat im Mai 1813 in Sonders unter dem Namen „August Faust“ bei dem Lützowischen Freikorps ein, wurde am 26. September 1813 im Gefecht an der Gärde unweit Lützenburg schwer verwundet und starb am 5. Oktober in Damsen-berg, wo sie auch bestattet wurde. Ihre Wie auf dem Kirchhofe in Potsdam sind dem „Heldenmädchen aus Potsdam“ Denkmal errichtet worden, Johanna Stegen, das „Mädchen von Lützenburg“, lag des Pflanzers und freiwilligen Jäger des 1. pomeranischen Infanterie-Regiments im Gefecht bei Lützenburg am 2. April 1813 in dem Schiffs Patrouille aus einem verlassenen französischen Pakwagen an und setzte dabei die die Kräfte in die Lage, den Angriff des Generals Maraud auf die Stadt abzuschlagen und den ersten Sieg auf deutschem Boden zu erringen. Johanna mußte bei der Rückkehr der Franzosen nach Berlin flüchten, wo sie dem Freiwilligen, späteren Schützen Wilhelm Hindersmann kennen lernte, dem sie 1817 heiratete und mit dem sie 24 Jahre lang in glücklicher Ehe lebte. Sie starb am 13. Januar 1842 in Berlin und ist auf dem Sophien-Kirchhof in der Bergmannstraße bestattet. Leider ist ihre Grabstätte durch eine Verwallung zerstört, doch ist bereits ein Ansehend zusammengestritten, der sich die Errichtung eines ruhigen Begräbnisses wird. Zu diesem beiden Heldenmädchen gesell sich als dritte Kämpferin,

Augusta Krüger aus Friedland in Mecklenburg. Von dem Gedulden erfüllt, die französische Besatzungslage aus dem Vaterlande zu vertreiben, trat sie als Schwester August Löhck in das Reservestadium des Kollberg'schen Regiments ein und machte mit diesem die Gefechte am Kospersberg vor Steina am 7. April 1813 und die Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz im August und September 1813 mit. In der letzten Schlacht wurde sie bei der Erstürmung einer Batterie an der Schulter schwer verwundet und mußte an einer Hebung nach Berlin zurückkehren. Wegen ihrer Tapferkeit wurde sie zum Unteroffizier befördert und mit dem Eisernen Kreuz und dem russischen St. Georg-Corden ausgezeichnet. Obwohl ihr Geschlecht bei der Unternehmung entdeckt worden war, wurde ihr doch gestattet, an ihrem Regiments zurückzukehren, mit dem sie aus der Fehldang in Böhmen zurückkehrte und an den Schlachten bei Hagenbusch (26. Januar 1814), bei Laun (9. März) und bei Compiègne (1. April) teilnahm. Nachdem sie noch bei Ligny Zeuge der letzten Kämpfe am den Besitz des Schlachtfeldes gewesen war, trat sie am ihren Abschied, der ihr am 23. Oktober 1815 unter den ehrenvollsten Beförderungen gewährt wurde. Augusta Krüger heiratete später ihren Landsmann, den Unteroffizier Köhler vom Garde-Ulanen-Regiment, und lebte mit ihm in Lyck, später in Thorn, wo sie am 31. Mai 1848 starb. Ihre Grabstätte auf dem dortigen Friedhof trägt ein eisernes Kreuz mit entsprechender Inschrift. Als vierde in der Reihe der Freiwilligkeitsfrauen ist Anna Lübbig zu nennen, die Tochter eines Zimmermeisters aus Bremen, die im Januar 1813 unter dem Namen „Edwina Kraus“ bei dem 3. Bataillon des Litauer Jäger eintrat und dem Feldzug bis zum Frieden mitmachte. Für das Offizierskorps wählte sie ihr Geliebten. Bei der Rückkehr in ihre Vaterstadt wurde sie hochgeehrt und ihr eine Pension vom Staate zugewandt. Sie heiratete 1821 den Lehnknecht Lau in Hamburg, wo sie, von der Naturwelt begeistert, am 25. August 1836 gestorben ist. Unter diesen Heldenmädchen hat Niagar Noth durch langjährige Nachforschungen nach die Namen von 24 anderen Frauen und Mädchen festgestellt, die an den Kämpfen jener Jahre teilgenommen haben, nämlich: Luise Dorothea Scholz aus Dannewitz, die den Zug Schills mitmachte, Dora Bensch und Unger, die als Litauer Jäger dienten, Marie Buchholz aus Cheshottenberg, Marie Wender, die neben ihrem Gatten als Husar in das Freikorps des Fürsten Anhalt-Platz eintrat, Frau Grunert, die beim 1. Leib-Husaren-Regiment, und Hae Hornbostel, die im Hrusischen Infanterie-Bataillon diente, ferner Lena Petersen, Marie Buchholz, Emma Seebach, die Altpreußin Fatschanka und die Jungfrau Robert aus Potsdam, über deren Schicksale nichts Näheres bekannt ist.

XXXV. Nach der Strangverurteilung eines Mannes in der Nachkriegszeit

Kleine Mittheilungen.

„Charakter der Berliner“. Vor 60 Jahren geschildert von H. Heine. „Berlin in der Wortsprache“ 1844.

§ 17. „Dad daß man in Berlin ist, darno erinnert man die Gedult, die weichen Kungen- und Schlagfertigkeit und der frohe Witz und dem scharfen, klaren Verstand, wovon man sich auf die nachtheiligste Weise Nutzen verschaffen kann, man besucht nur jemand zu reispeln oder einen guten Haack und eine Brille zu tragen.“

§ 18. „Die Berliner Witz ist besser als alle schön Gerede“, sagt Hegel; deshalb haben sich die Berliner das Besondere angeeignet, Witz ist aber nicht ihr Grundcharakter, sondern nur eine Form. Durch Kampf mit Kampf und Saad und politischen Feinden sind sie gewöhnt, alles mit dem Vorwande scharf und wenig schmeicheln und zu belächeln. Gähle nennt die Berliner eine vorwiegend Bescheidenheit. Man scharf sprechen sie nicht oft, dergleichen Witz, Witz, Scherz, (was der Mensch, selbst, helle Aemter der Sprache zu unmittelbar behandeln) Mut, Vorwage- und Vorwageheit, Verstand, Kritik, Kampf und Schlagfertigkeit ist der vorzüglich-brauchbarste beständige Grundcharakter und Ausdruck der Größe dieses Normalform. Der alte Kern will alle Nahrung, oder wie das Sprichwort sagt Ein gute Bissen will auch eine gute Tunde — Wir haben keine großen Zwecke zu verwirklichen, wir sind zufrieden ebenso wie der Philister der kleinen Stadt, kleinste Privatinteressen noch kleiner zu haben. Das hat den alten Grundcharakter der Berliner verändert. Der Mut ist Arranganz, der Verstand kritische Selbstbespiegelung; Kritik, Kleinmuth, Witz Schmeichler-Fantastiken geworden. Die tausend Gegenstände zum Genuß haben eine doppelte Grund- und Frucht und Fruchtbarkeit erzeugt: „man es über“. Die Folge ist Überdichtigkeit, Kleinheit, Neugier, Hunger, die Leute immer wieder auszufüllen mit Dingen, die nicht können. Der Witz und die Saad, sich dem selbst zu genießen. Immer immer wie die Kaiser vor dem Meiselecke, über jede Klein, die der Kreuzende Berg gehört, sofort heraufgeführt. Mit dieser formalen, abgebotenen, egoistischen Bildung, der es an aller Nahrung fehlt, hängt der alte Kulturzustand der jede Verfasstheit zusammen, die Vergiftung von Virussen, Tugendlosen, Aeltern, Egoisten, dressirter Menschen und Tieren. Sie trüben solche Berlinheiten zu gelähmten Kälbern, nicht in der russischen Abneht, sie zu vergrößern, sondern daran haben zu lassen. Und das Tausend macht den Tausend den Spieß — Wer in solchen Genuß lebenstheoretisch geworden, flüchtet sich in das dachale, hat sich bevilligter Haack der Frömmen — So erklären sich die Gegensätze: Privatheit und Gemeinheit und ebenso gelassen Abstraktion vom Leben in pietätischen Kirche. Wer sich in den hohen Genuß der Erdendulden überläßt und die Gemeinlichkeit verloren hat, flüchtet sich endlich an Gott, da er ja nicht mehr selbstigen kann. Götze dem alten Grundcharakter der Berliner alle Nahrung.

und ihr laßt die besten Freuden und Freuden² — Die vielen Eingewanderten und noch mehr Emigrirten bringen die mannigfaltigsten Meinungen von Charakteren und Individualitäten hervor, so daß man alle möglichen Temperamente, alle Tugenden und alle Provicenzen in ihrem Eigenthümlichkeiten finden kann. Mit der Zeit freilich verfinstern sich die meisten und verpflügen in dem Strudel des Lebensmühen der Fremden ihren Charakter. Auch kommt es Kampf sich zu leisten in der ledigen Überfüllung. Man vergißt die Mutter, die man auf den Armen trug, den Lehrer, den Freund seiner Jugend, den Prediger, der man eingeweiht, die Geliebte der wir ewige Treue geschworen, man wird gewürgt, geirrt, mit allen Händen geohrt und man bekommt „Jaseligkeit“ Freilich, „so bilden die Charaktere sich durch die Welt, und so werden moralisch kräftige Naturen wohl gerade dadurch edelmüthiger, was Vorgefährte verdirbt. Die edelen Männer und Frauen, die nicht mit dem Strom schwimmen, sondern ihn gar nicht heranzulassen in die gemeinlichen Kräfte ihres abgeschlossenen Lebens, werden sich auch durch diese Charaktere nicht gewirrt führen.“

So urtheilt ein scharfer Berliner Beobachter im vorerwähnten Berlin zu Anfang der Napoleonzeit der Romantiker auf dem Thron der Cäsaren. Reichen und Klein zwei Menschenalter ins Land gegangen. Hat sich der Charakter des Berliner außer wesentlich geändert und würde in seiner Selbstschätzung ein erkennbares Alter heute wirklich unterscheiden? Jedenfalls „Willem“, „Hugo“, „Ludwig“, „August“, „Friedrich“, genau noch so wie „Anna Dammersch“ und nicht genau noch so von Charakter wie zur Zeit des selbigen Erkenntnis Staates. E. P.

Dammersch, Kreis Nieder Berlin. Was sich die allerbekannteste Lesart über Dammersch erzählt. Also sprach der Kaiser der Alten, als er vor einigen Jahren mit seinem 60 jährigen Sohne aus Mühlentoch zu Fuß herüberkam, um seinen „Kleinen“ das von den Wittwen des Erbten schließend empfangene Verweilen in Dammersch zu zeigen. „Ich hab's immer gesagt, der Junge hat keine That, er kann sich mal offener nach Dammersch begeben; darum kommt' ich jetzt mit und zeige ihm das Schicksal aus dem Jungen wird wohl nichts mehr werden. Als ich's letzte Mal hier war, da war Napoleon och hier?“ „Aber“, warf der Bekannte her zu, „Napoleon ist ja doch nur ein Wittwenstücker bei Kassel gekommen.“ „Ach was!“ brummte der Alte, „das meinte ich ja nicht, sondern das ganz Kleine setzen, den ersten Napoleon!“ Der kam damals von Berlin hinter und er hat hier im Schloss geohnt. Also Leute aus der ganzen Gegend waren zusammen gehalten, um die Franzosen zu sehen; da waren immer dort hinter Napoleon. Der ging in die königliche Gärten, Gärten und in den Garten, pflückte sich Phloxen und Apfel und kostete, aber er sprach alles wieder aus, er mag ihm wohl zu seiner gewissen sein. Die Leute wackerten sich, wie einer so mit königlichem Eigenthum umgehen konnte. Am Abend kam aus Berlin ein französischer Ordensmann, ein Kreuzer, der dem Kaiser eine Nachricht bringen wollte. Aber er geriet beim Mühlentocher hin in einen Kampf und in da immer tiefer eingesunken, bis er ertrank — wenn die Leute nicht noch ein Köcher nach gehalten haben. Am nächsten Morgen ließ der Kaiser das Blut anschauen und sag fort. So mußte es geschah. Da kamen die Leute aus Mühlentoch

und Schönerlinde befiel und Kuchlen den Brand, von Dank daffe solchide
 mit Inne Je dem Krenschelmer aus dem Herrenhause. Die beiden Kren-
 schelmer sängen noch heutz in den Kirchen zu Wilsenbeck und Schönerlinde.
 Um diese Zeit hat der König die Mitter zu Dornen verbannt, weil er Geld
 brauchte. Früher hat auch mal die Klause (Gräfin Lichtenau) hier gewohnt.
 Gerade über vom jungen Schiel stand damals ein Gartenhaus, darin hat
 ein gekostet. Sie sagen ja, es soll da manchmal noch angehen!¹⁾

Otto Wanka

Besprechungsformeln aus Brestkow. Wenn es besprechen Wanka
 auf diejenige Körperstelle, welche an der Hand leiden und curieren dabei.

Das Hand hat in dieser Welt
 Das Göt als Königin gesandt
 Und über ihr das Störchen
 Als Krönungsmaitel vorgesetzt
 † Hand † Hand † welche,
 Flieh auf eine Leibe
 Und laß die Lebenden befröh
 Von uns an ha zu Erghien.

Gegen Verstopfung: Schätze dem Bredorfer Apfel, schätze du
 dann gegen die Hitz im sind ist das Geschalte.

Gegen Durchfall: Schätze den Apfel gegen den Saft im sind ist
 das Geschalte. (Auch in Berlin und im Harzlande bekannt.)

O. Wanka

Veils- und Klederräime.

a) Herr Meier Otto Gebhardt, der seine Jugend in Berlin verlebte,
 sollte mit folgenden Aechtsreim an.

Kese, messe, mick, meck,
 Niese, Niesek,
 Ose, pose, pecke dich,
 Kier, waer, wug!

So wurde der Spruch vor 20 Jahren hier gesprochen.

b) Huppap, huppap, Butejan,
 Lou de Fandel on Fionan gasha,
 Lou se rok je got wera,
 Lou se rok nih vedarba!
 Strick al, strick al,
 Strick de Huppap al!

Wenn aus Grabow in Mecklenburg, sprechen die Kuesen, wenn die den
 Waldenau klopfen, an eine Schüssel zu gewinnen

c) Kieck, wo Nieser ist,
 Ist's Drummelbeembusch (Kohler)
 Dou rang ist, da thou ist,
 Dou here ist mein Laas

Kann man in Grabow dem Kieck auch

d) In unseren Herbergschanden geht die finkworte Jugend mit Papier
kasson in den Straßen herum und sagt:

Laterna, Laterna,
ich geh mit meiner Laterna,
Meine Laterna ist litlich und fein,
Daran geh ich ganz allein
Hansberg, Litzsch, Bremen,
Ich brauch mich nicht zu schämen.
Da Koopmann gibet uns wenig in de Tui,
Da Meißner hocht da Himmel von Hui.
Brenne aus, mein Licht,
Brenne aus, mein Licht,
Aber ja meine liebe Laterna nicht!

Mein Vater Otto Gubensch teilte mir mit, daß er denselben Brauch in
Mäh. gefunden habe. Wilhelm Kauda.

Dankstage an den Pastor. Litzsch bei Hagen. Nach der Thronegung
hatten die Konfirmanden dem Pastor folgendes Spielchen aufzusagen:

Mein Pastor, ich bedanke mich für den empfangenen Unter-
richt, den Sie mir erlassen haben in meinen jungen Jahren
Ich will es auch behalten und danach tun

Mit diesen Worten reichte man dem Herrn Pastor die Hand und drückte
ihm dabei einen Taler in die tasche O. Meinka.

In Zschow bei Katsch war es üblich, sich von dem Lehrer mit folgenden
Sprechi zu verabschieden:

Ich bedanke mich für Ihren weisen Unterricht, den Sie mir
erlassen haben in meinen jungen Jahren. Und habe ich Ihnen
etwas im Laufe getan, so bitte ich Sie um Vergebung

Der „weltliche“ Handdruck ruht nicht aus. O. Meinka.

Straßenspruch aus Zschow bei Katsch:

„Sonn, warr?
Morgen werd's hecker!“

Das heißt nicht den Tag, morgen wird gebacken. O. Meinka.

Für die Redaktion: Dr. Edmund Becke, Göttinger Platz 9. — Die Druckerei
haben die wertvollen Inhalt diese Mittelungen zu versehen.

Druck von F. Beckmann's Buchdruckerei, Berlin, Kaminergasse 14.

20. (12. außerordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres. (Stiftungsfest.)

Der Verlauf des diesjährigen, 14. Stiftungsfestes, das am 3. März stattfand, wich von demjenigen der in den letzten Jahren gefeierten dadurch ab, daß es nicht in den Räumen der Schlosshalle am Parkplatz abgehalten wurde, sondern in der „Ressource zur Unterhaltung“ in der Gendarmenstraße, deren schöne Säle wir am 4. Juni des vorigen Jahres kennen gelernt hatten (siehe S. 294 ff.). Der Wechsel des Schauplatzes ist nach der allgemeinen Ansicht dem Vergnügen derselben keines Abbruch. Im Gegentheil dank der Reichhaltigkeit, Weitseligkeit und Besonnenheit der Räume wurde es eher gesteigert. Abweichend von der bisherigen Gewohnheit war ferner, daß das Fest gleich mit Tanz begann, an dem sich erst das Essen schloß. Dies verlief in der üblichen Weise, indem die Paare zwischen den einzelnen Gängen durch Tante, künstlerische Vorträge und gemeinsamen Gesang ausgefüllt wurden. Die Tante eröffnete Herr Gehmrat Friedel, der die Gäste begrüßte, ein Überblick über die im abgelaufenen Jahre vollbrachten Leistungen der Gesellschaft gab und zum Schluß den Schirmherrn des Reiches und Preußens, den Markgrafen von Brandenburg, unter dessen Regier das Land so reichlich gedeiht und Kunst und Wissenschaft sich so erfreulich entwickeln, hoch loben ließ. Weiter sprach Herr Fabrikbesitzer March auf unsere silverierten, um die Gesellschaft so hochverehrten Vortragsredner, Gehmrat Friedel. Gehmrat Thorneer widmete den Damen lebenswichtige, gute Worte. Herr Dr. Bolger überreichte die Teilnahme durch die Mitteilung, daß er sich aus verschiedenen Gründen verabschiede, aus der Gesellschaft auszutreten. Diesem Worte riefen eine allgemeine Verwunderung und Verblüffung hervor. Die Spannung löste sich erst, als man merkte, daß der Redner nur seine und die Mitgliedschaft der Gesellschaft nur zum Scherz aufgespielt habe, d. h. lediglich zu dem Zwecke, um zu dem Abend ein Geis auf den Verein und seine Bestrebungen

tonen zu hören, was er denn mit viel Munterkeit tat. Am Schluß seiner eingeleiteten Rede erklärte er denn auch, daß man ihn aufnehmen, der Gesellschaft wieder beitreten zu wollen. Eigenartig war auch die kurze, poetische Toast, den Fräulein Rauscher auf die älteren Herren der Gesellschaft ausbrachte, besonders diejenigen die die Wirt eingeniffen hatten: Die hübschen, sanftig vortragenen Verse lauteten folgendermaßen:

Denn, meine alten Herrn die drüben,
So hören Sie 'um Damenten!
Den alten Herrn, die jung geliebten
Und solche Reden hören: Prost!

Zwischen diesen Reden wurde von Dr. Seliger verschiedne, heutzuge Trachtel gesungen, das mit allerlei Musikern einzeln hervortretender Mitglieder der Gesellschaft eine große Würdigung ihrer Bestrebungen verband. Die künstlerischen Vorträge wurden wiederum von Frau Kommandeurin Frickert und ihrer Tochter, sowie von Frau Klodick-Müller bestritten. Alle drei Damen erfielten die Teilnehmer durch trefflich gesungne, herrliche Lieder. Es mußte ihnen zur Genugthuung gewiß zu sehen, wie sie durch ihre 2 T. unsterblichen Spenden die Stimmung hoben. Anders wirkten, doch im ganzen auch glänzend, herzerquickende Diskussionsreden, die wir dem bewährten Künstler Alfred Schmeisser verdankten. Er trug ältere herzuwende Gedichte von Gleichbreitern, Schmidt-Oberm. u. s. w., mit denen er dank einem wirkungsvollen Ausdrucksvermögen allgemeine Theilnahme erweckte. Selbst sang er Couplets, die freilich etwas derben Inhaltes waren, doch verzauberte der kleine Mäuschen, den er hier und da sangte, auch in der frohen Laune, die allgemein herrschte und sich bei den jungen Leuten zuletzt in einer tollen Tändel äußerte.

Italiens Pflanzenwelt in Berlin.

Von Elisabeth Lenke

Gefährte Annonade, die „Benedenbourgla“ streift zwar eigentlich nur in ihrer angestammten Mark unter, aber in gewissem Sinne begegnet man ihr auch jenseits der Alpen. Das könnte man sich leicht auf Mitglieder beziehen, die von Zeit zu Zeit das Wunderthier (auf heißen Vorlesungen nach Ostwestphalen, nach Mythen und Lohen) bekommen; doch sind meine Worte anders gemeint. Bei meinem letzten Aufenthalt in Rom führte mir der Zufall eine Berliner Zeitung vor die Augen, und da mußte ich lesen: „Italiener in der Mark“, ein Benedenbourgla-Vortrag von Herrn Professor Dr. Friedrich Krüger, ein Gegenstück zu einem

gibtiven Vortrage „Mürbe in Italien“. Das Hin und Her des Herrn Professors, das seine Erhevolle Berücksichtigung der Beziehungen Italiens zur Mark Brandenburg, führte mich sofort zur Nachahmung. Mein Korbchen stand fest. Und so sehen Sie mich schon wieder auf diesem Platze, um Ihnen etwas vorzuplaziern, diesmal über Italiens Pflanzenwelt in Berlin.

In Erinnerung an die große Bewunderung, mit der ich die erste, in meinem Leben mir in den Weg gekommene Apfelsine betrachtete, will ich dieser Frucht hier zuerst gedenken. Der deutsche Name der (wie Victor Hehn*) so nennt) „alten Pomorane“ bedeutet bekanntlich „chinesischer oder Sen-Apfel“, was — zugleich mit dem lateinischen *Marta portugalla* — auf die Geschichte und den Weg des koreanischen Ananass in das Westindien Ananda dabei heißt der gebrauchliche italienische, umgegr. der französische Name. Die durch die Portugiesen vorzunehmende Wanderung der Frucht aus dem östlichen Asien nach Europa fand ungefähr 1492 statt. Noch vorhinwiegend koreanischer Zeit waren die Klauen des Mittelmeeres reich an Apfelsinensorten, und allmählich gab es da verschiedene Formen zu unterscheiden. So *Citrus aurantium napensis*, klein und kernlos, *C. a. genovese*, Genoeser, dunkelgelb u. s. w. Die Apfelsinen werden dreimal im Jahre geerntet: gegen Ende Oktober, dann im Dezember, zuletzt im Frühjahr; die Härtigkeit auf die Ausfuhr aus dem Lande ist dabei maßgebend, und daher mag es kommen, daß wir manchmal, besonders im Anfang der Saison, beim Versuch ein Gesicht schneiden müssen; die Früchte waren wohl abgemessener, als die Riffe noch zu wüchsen übrig ließ. Italienische Apfelsinen werden meistens, abgesehen von Neapel, von Messina und Genua vertriebt; ganz ungeheure Mengen gelangen zu uns. Dafür ein Beispiel Herr Knebel**) hier, dessen Freundlichkeit ich viele Auskunft verdanke, schrieb mir daß einmal ein von Süd-Italien nach Bremen gekommenes Dampfschiff 30-600 Kisten Apfelsinen gebracht hätte. Von Herr L. Mariotti in der Central-Marktschule erfährt ich, daß die italienischen Apfelsinen-Kisten je 100 oder 200 oder 300 Früchte enthalten. — Apfelsinen und Pomorane tragen zu ein Jahr aus andere reichlich. Aber ein in vollstem Ertrage stehender Apfelsinenbaum liefert bei sorgfältiger Kultur durchschnittlich 3000 Früchte von guter Qualität (Bruchmann, C—L. 14. Aufl.) Das ist ein verhältnismäßig Reichtum.

Doch wir können uns nicht länger bei den Apfelsinen aufhalten, wir müssen auch der andern gedenken, so zunächst unserer Citronen, italienisch *Limonen*. Es sind, wie die Cedren, das Gledizen

*) Victor Hehn, *Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Durchgang aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa* 1. Aufl. S. 497 (1868)

**) J. D. Knebel, *Altin-Geschichte Berlin, Chronische Feste und Neujahr-Gelächter*

selbst als weinartige oder geronnene Äpfel bekannt gewesen, und Citrus medica ist wohl schon in den ersten Jahrhunderten n. Chr. in Italien angebaut worden. Aber unsere eigentlichen Citronen sind erst durch die Araber nach Sicilien gekommen und etwas später, in Folge der Kreuzzüge (auf denen die Kreuzfahrer den Baum in Palästina und Syrien kennen gelernt hatten) auch im östlichen Süd-Europa angebaut worden. (Br.) Im Vergleich zu ihrem natürlichen Vorkommen ist die Citrone oder „Limonium sine Citrae Fructu“, deren Name Lenz von aus dem Indischen entlehnt, im Fachsich und danach im Arabische gelangtes Wort vordrillt. (V. II 444.) Die Blüthenzeit erstreckt sich von November bis zum Sommer, die erste Ernte beginnt Ende Juli und währt bis Mitte September, die zweite findet im November, die dritte im Januar statt. Nach Deutschland kommen die meisten italienischen Citronen aus Messina, von Gailäse, von Genua, von den ungarischen Küstungsgrößen, sowie aus der Lombardei. Messina liefert uns die meisten, was die Schale anbetrifft, und demzufolge die saftreichsten. (Br.) Den Hauptzweck bei überhäuf Sicilien, wo (nach Herrn Riedel's Mitteilung) im Tausende von Centnern der citronensaure Kalk (Vorzugprodukt an Citronensäure) gearbeitet wird, der zur Bereitung verschiedener Getränke und Medicamente in die weite Ferne und so auch nach den Tropen wandert, u. a. findet er beim Feinwand Verwendung. Der Wert des citronensauren Kalks ist ungefährlich etwa 250 M für 100 Kilo. Von Sicilien kommen ferner Citronenöl, Citronenschalen und Citronenöl. — Der durchschnittliche Ertrag eines Citronenbaums beläuft sich auf 6000 P. saure. (Br.)

Citronat oder Cedrat oder Demade ist die im Handel gebräuchliche Bezeichnung der kandirten ungetrockneten, daher grünen Schale einer großen, süßen und gewürzten Frucht, in Italien speziell der span. Form. Letztere wird der Citrone schon in Italien (so in Livorno und Genua), teils erst nach Behandlung mit Salz- und Kalkwasser in Deutschland u. a. hergestellt. (Br.) Früher kam es fast ausschließlich von Genua und Capua. Sein Wert ist etwa 110 M für 100 Kilo. (R.)

Sehr viele und wichtige Artikel für Süd-Italien, besonders für Calabrien und Sicilien sind die ätherischen Öle; das Kilo Citronenöl kostet 5 M, süßen Pomeranzensöl 15 M, bitteres 17 M. Hauptplätze dafür sind Messina, Palermo und Reggio-Calabria. Alle diese Öle werden vielfach verfälscht; ihre Anzahl — mit Inbegriffung des weitverbreiteten Bergamottöl*) (29—33) — beträgt jährlich viele Millionen Mark. (R.)

Es wäre nun noch unbedeutend der bittrigen Pomeranzens (u. a. „Pomeranzens“ aus Sicilien) und der von Palermo kommenden Mandarinen zu gedenken, aber ich will nur noch erwähnen, daß Italien Agrarprodukte 1865/66: 333 Millionen Mark Früchte betrug; darunter

*) Es gibt eine Bergamottorange, Citrus bergamoti Sonn. (Br.)

57% Limonen (Citronen), 30% Apfelsäure (verschiedene Sorten), 7% Harzsauren. Die jährliche Einfuhr Deutschlands an frischem Apfelsäurestoff einen Wert von 8—9 Millionen M. var. (Br.) Jetzt sind wir in Berlin schon so weit, besser und billiger zu kaufen, als zu vielen Plätzen Italiens. — Von Italien angekommene getrocknete Apfelsäureschalen kosten 100 Kilo 45—50 M., bessere Pomeranzenschalen 60 M., es gibt aber auch schon solche zu 25 M. Reichlich kommen Blüthen und Blätter des Apfelsäurebaumes hierher für Parfümerien (H.)

Von dem Staat-Äpfel und seinen Vorfahren wollen wir zu den wirklichen Äpfeln übergehen. Im vorigen Winter holte ich nur von Otto Heinsmann, Königsplatzstraße, Hallesche Äpfel, nämlich Anarcho und Edelrot. Anarcho (das halbe Kilo 20 Pfg.) aus der Umgebung Sinspels stammend, war in netten kleinen Käben verpackt; Edelrot (das halbe Kilo 15 Pfg.) befand sich im Tonnen, während die Hafenfahrt im leeren Schüttung erfolgt war. Dieser Apfel, zu dem Pygma oder Teufelsäpfel gehörend, wird auch bei uns gezogen, wo er aber nicht die Güte und schöne Färbung wie im Oberitalien und Süd-Tirol erreicht. (Br.) Die Einfuhr von Äpfeln aus Turin und überhaupt aus dem Piemontesehen wirkt (in Berlin) in manchen Jahren von Februar bis April (H.) Italien liefert uns sowohl Tafel- als Stülppfel *)

Ebenso können verschiedene Gattungen A. Anfangs Juni aus Palanbura, nahe Rom. Die besten Sorten, apfelsäure und essig kommen von Florenz. Diese kosten in Berlin das halbe Kilo 30 Pfg. (H.) Aus der Gegend von Neapel gelangt nach Deutschland die auch bei uns gezeigte Williamsbirne. (Königsberg Ortj.)

Aber natürlich früher als dies Obst reifen aus die Kirichen. Marioni erhält die ersten etwa Mitte Mai aus Bruggio in Apulien. Gewöhnlich (so in Königsberg Ortj. für Wiederverkäufel) kostet das halbe Kilo Korchen in Korben 25 Pfg. Die späteren italischen, etwa aus Verona, gestellten Kirichen sind später als unsere frühesten deutschen hier auf dem Markt (K.)

Sog. schwarze und weiße Pflaumen kommen ebenfalls aus Teil aus Italien. (H.)

Apfelmören — welche Frucht zur Zeit Alexander d. Großen nach Europa gelangt sein soll (Br.) — liefert uns Italien in mancherlei Gestalt Anfangs Juli sind die ersten aus Sinspel in Berlin. Sie werden auch kultiviert und getrocknet in den Handel gebracht. Groß ist die Nachfrage von Apfelmörenkern, die da sehr selten zu geben.

Auch die Pfirsiche kommen zuerst und zuerst aus Sinspel (H.) ferner aus Rom (K.)

Die ersten italischen Weinstrauben treffen aus Bruggio Mitte August in Berlin ein. Bei bequäpften dem Markt so lange, bis (Mitt-

*) In Rom konnte man sich Weiß-Rose, M. Bionche, M. Brutto Rosso u. M. Citronen

September) die schönen Goldtrauben von Monte Alziano in den Abruzzen kommen und sich derartig bewähren, daß sie trotz aller Konkurrenz hin zum Dezember reichlich verkauft werden. Der mit vielen goldenen Medaillen gekrönte Hn. Mariotti (aus Florenz nach Berlin übergesiedelt) machte sich endlich darauf verwickelt, daß von Central-Markthallen-Inhaber Francesco Bascole Lantini (aus Chioggia bei Venedig) die allerbesten Weintrauben habe; so auch von Castellano's Admittio. Von August bis September setzen die Bauern außerdem die häufigsten italienischen Weintrauben zur Verfügung, nämlich die schwarzen und die weißen aus Bologna, so denen auch noch die Castel d'Argente von der Lombardie (Frasche Piacenza) gesellen. Im November ziehen sich diese Weintrauben nach Frankreich hin, weil gamsche die spanischen Trauben in Berlin einzuverkaufen. Schließlich sind noch die schönen Trauben aus Pisa zu erwähnen. — Wenn es sich um sog. weiße Ware handelt, so ist der Kauf der mit Trauben gefüllten Kisten und Körbe billiger, als wäre diese mit „geputzten“ Trauben gefüllt. Die spanischen Beeren sind z. T. überraschend groß. Ein sehr oft gehörtes italienisches Sprichwort besagt, daß es auch dort viele Unsrindler gibt: „Quando le vitè straggas le glieche“ (wenn die Reben Nicola tragen werden), kann man auf Erfüllung übertriebener Wünsche rechnen. Der italienische Wein stammt zummt von den griechischen Inseln, bildet aber schon seit alter Zeit im berühmten Genua ein Hauptprodukt Italiens, welches Product keiner Provinz abgeht. In besondere Güte genießt der Wein auf den Inseln, namentlich auf Sicilien. Seit der 1862 erfolgten Eröffnung der Gotthardbahn gelangen außer dem schon anmer bei uns heimisch gewesenen Dessortweine noch die gelbe italienische Tischweine zu uns, vorab die toskanischen. (Be.) Von den roten Tischweinen, die man in Berlin amehel kauft, können ich nur: Barletto, Vine del Garda, Barbera und den besten Robasco del Pave; in Strachweinen (Busch) Vine de Pave und die schönen Blauen (so viele dera werden und strecken). Von weißen Tischweinen: Bari Bianco und Bianco anperino. Von Dessortweinen: Moscato, Muscato (stravocchio und more de color), Asti spanische (blau und dunkel), schließlich Vermouth di Torino (Frasco und Gura). Vorhitzmalig wenige Berliner hörte ich den italienischen Wein loben. Ich sehe darin wenig; das Übergewicht zum Genua-Kultus, als den Beweis, daß sehr viele Berliner noch nicht oder doch nicht genügend an schönen Italien weinen, oder daß sie dort nicht verpassen konnten, welche berühmten Weine vom Rhein, von Frankreich u. s. w. kommen. Aber der für alle Zeit dem Italien-Lieber Verfahren wird keine Gelegenheit vorbegehen lassen, in Berlin ein ovvra Italia mit uno rosso oder vino bianco zu trinken. Natürlich ist Unwissen in solchen Fragen nicht nur nicht unglücklich, sondern sogar recht unaufrichtig parolisch.

Italien befehligt sich nach an der Ansicht von Boissier. Der Boissierwein, der aus Reben und Wein durch Gährung bereitet wird, war schon des Alten unter dem Namen Vinum passum bekannt und ein Lieblingsgetränk der Römerinnen. (Dr.) Vollrecht wird dies eine und die andere der anwesenden Damen, nach dem Beispi zu fassen.

Während der Wein das Menschenleben erfreuen soll, kann man nicht als allgemein annehmen, daß Öl das Menschen Magen erfreue; unendliche Klagen der Italiener-Faher drehen sich um das gesagte Fett der Olive; mancher behauptet, es habe ihm die ganze Seite verderben. Obgleich da viele starbenden wäre, mag dieser Punkt unerörtert bleiben; über Geschmack, Appetit und Magenstärke soll man nicht streiten. — Der Ölbaum ist ein Gewächs des südlichen Vorderasien, früh vermehrt und durch Kultur zu lebhafter Fruchttrag gebracht. In allen Theilen des Alten Testaments finden wir das Öl zu Speisen, bei dem Opfern, zum Beträuen in der Lampe und zum Salben des Haars und des ganzen Körpers in allgemeinem Gebrauch. (V. II. 102.) Von den Griechen kam der Ölbaum zu den Lateinern; die symbolische Bedeutung des Ölbaums ward übernommen, und allmählich schwand auch das Vorurtheil gegen den Ölbaum. „Die asiatischen Berge tragen viel Öl“ (Köl. 114.) So hoch uns auch vor allem das französische Öl steht, es wäre ein großes Unrecht, anzunehmen, daß in Italien sei jenes von übergewöhnliche Öl gewonnen werde, dessen Duft nur den kleinen Territorien und Ostarien auf die Straße dringt. Italien hat nicht nur Öl im allgemeinen als Hauptartikel für uns, sondern es liefert auch Öl in allerbesten Güte, und sicherlich würde manche unserer Zehntrianen nur bestaunen können, daß man dies Öl d'Oliva Italiana in Berlin sehr zu schätzen weiß. — Es ist, in Bezug auf Qualität auch an die ausgezeichneten Sorten, u. A. an das (zu Seifenfabrikation verwendete) Baumöl erinnert. „Heutigen Tages“ (so schreibt Herr Siebel) nehmen Dampfer und Segler dies Öl mit, um es bei schwerem Seegang auszugießen.“ Gutes Spanisch-Ölbaumöl von Bari kostet 100 Ektl 99—100 M., Baumöl 70 M. (B.)

Die eleganteste Olive traf ich noch ebenfalls auf einer Befrucht Tafel; ich blieb demselben auf Schmeichele Restaurant hier angewiesen. Aber einmal und nicht wieder! Denn von Schwarzem durchgossenem Oliven schmeckten wir schauerhaft. Dagegen versenke ich mich mit willigen Vergnügen jener Olive, die ich in Neapel verspeiste. Es war im Hause eines calabresischen Bildhauers. Die ganze Familie ist Olive, die mit Knoblauch zurechtgemacht waren; Er wußt über kalte man — da man einen unerklärlichen Haß gegen die schon karte — den Knoblauch wegzuweisen. — Daß schicklich an etwas Angenehmes!

Frische Feigen, die ich neulich in einem großen Obstgeschäft Unter den Linden sah, stammten aus Frankreich, was mich eröfentlich

betrachte; ich werde aber auchher — wenn wir zu dem Bienen durch-
gebrungen sein werden — die Division di *Pogonia* an Italien zurückgeben.
Die meisten dieser gewordenen große Feige mit sauren von tiefem Blau und
ich bereift, wenn grünlich-weiß. Eine kleine Sorte ist weiß, eine andere
grünlich-gelb mit rotem Fleisch. Die große, weiße Gansener (Kugel-
mit diesem Stiel) ist sauer weiß, innen rot. Diese sind die Feige von
Savoyen gelten für die besten (Die) Die Savoyener Feige behaupten
ihren Platz bei uns zu bewahrt und werden Italien mit ganz vollkommenen
Bienen — Gans würde ich, ob ein Teil der sog. (in Berlin auf der Straße
u. a. v. vorgeboten) „Krausfeigen“ aus Italien stammen. Der Haupt-
handelsplatz für Feigen ist Triest. (Die) Ob die von Ancona dorthin
gekommene Schiff jene Kraus mitgebracht hat, bei deren Herstellung
ich geblieben habe? Es war zu Loretto (nächst Ancona), wo ich dem
dies 1768jährigen Alessandro und seinen Angehörigen half, Feigen mit
einem schwarzen Gerüst zu durchlöcheren. Die durchlöcheren Feigen kamen
angefüllt zu 60 auf eine kleine Oerte, die zu einem Kraus gebliebenen
wurde; mehrere Kisten wurden wiederum zu bestimmter Anzahl verpackt.
Von Zeit zu Zeit wählten alle Hände in den Insel auf einem (mit hohen
Rand versehenen) Tische aufgeschichteten Feigen herum. Da ich nicht
entdecken konnte, ob dadurch bessere Früchte noch oben gelangten,
fragte ich. Welche Antaeus ich erlitt? — Die cosa, Signora! — beim
Arbeiten werden die Hände so untauglich, da stungen wir so von Zeit
zu Zeit. Getrocknete, in Stücke geschnittene und wie Kaffeebohnen
braun gebräute Feigen wandeln sich in den bekannten „Feigenkaffee“,
den ich gern andern überlassen.

Ob Saffranische Mispeln nach Berlin gelangen, konnte ich nicht
in Erfahrung bringen. Ich möchte jedoch erwähnen, daß die Früchte
des *Umbrogo* *marocain* L. (*Amarol* = Bienen oder = Dorn) als „weiße
Mispeln“ sowohl roh, wie zugebackt verzehet werden. (Die)

Eine merkwürdige Halberstädter Frucht, die wir herbekommenen, hat die
melancholisch, im Lanthos Tollepfler genannt; in Neapel heißt die *maligiana*.
Mir ist versprochen worden, daß sie zu Weihnachten im Laden anzu-
treffen sein wird.

Nun zu den Mandeln! — Die *amalgama* unsere und China haben
sich zu bezeichnen zuerst bei Serapianos langen (so demerit *compensacion*
medicamentosa) vor der Mitte des 1. Jahrh. n. Chr. Von da an sind
die Bäume sowohl, wie die Nüsse in Italien eingeführt. In allen
Gärten stehen dort die Mandelbäume bei weitem Winter schon im
Jänner, sonst aber im Februar oder März, obzwar die Blätter hervor-
gekommen sind, in ihrem schneigen Blütenstaub da. (V. H. 581.) (Die
werden übrigens Mandel- und Pfirsichbäume mit einander verwechselt.)
Man unterscheidet unter andern 1. die gemeine südl. Mandel (*Amigdalus*
amara L.), 2. die gemeine südl. Mandel (*A. dulcis* D. C.), 3. die Krach- oder

Krauschmel (A. fragilis Pers.) und 4. die große Mandel (A. europaea Hort.) — Deutschlands Einfuhr betrug i. J. 1890 67,121 Doppelcentner an Wertsche von 8 725 000 M., davon 24 024 Doppelcentner aus Italien (It.) Nach Herrn Kestels Mittheilungen soll Halbebrand hier jährlich 5000 Sack d. a. 500-600 Kilo Mandeln brauchen. Die italischen Mandeln (Krauschmeln) kommen von Bari, Mesina, Palermo und Gergino. Auch Mandeln und Mandelkern stellen begehrte Handelsartikel vor.

Was Nüsse anbetrifft, so sagte Marzetti alle von Italien (in riesigen Mengen) gelieferten gingen nach Hamburg, wo große Aufkäufer stattfanden und von wo sie dann nach Berlin versandt würde. Italien schickt aus außerdem Nussblätter, 100 Kilo 20 M., und Nusskernen 100 Kilo 35 M. (R.)

Außer den Maraschin, den Feuchien der schönen Edelmuskeln (Custonen eines Garis) kommen aus Nord-Italien auch die Hüften dieses Baumes zur Herstellung von Mandel-Extrakt, so aus. (R.) Berliner Köstlerische Maraschin stammen zumeist aus Solofra bei Neapel. Das ganz großen werden mit Honig und Zucker durchzogen und eingelegt. (M.)

Ein noch heute, wie oben in ungetrockneten Massen nach Berlin gelieferter Handelsartikel ist Johanniskern. Der mit immergrünen, leuchtigen Blättern schön und dicht behabte Baum (*Crotonia officinalis* L., Johanniskernbaum) hat gewöhnlich rote Hüftenstrahlen, die nicht aufspringenden, 10—12 cm lange Hüften seiner Früchte tragen bei uns den Namen Johanniskern, in Süddeutschland und Tirol heißen sie Beckelkern, in Italien *caraba* und gewöhnlich oder gewöhnlich (Rosa); der Name *caraba* steht in Zusammenhang mit dem algerischen Feuchien's u. a. u. In Italien ist *caraba* nicht nur eine Leckerbissen, u. a. in Form einer vortheilhaften Maraschine (schon heute solche in Haus kochen), sondern bildet auch ein weit verbreitetes Pferdefutter. Die Kultur des Baumes ist im Orient uralt, und hat sich von dort über alle Mittelmeerländer verbreitet. Haupthandelsplatz ist Triest. In Neapel sehen Bekannte von mir eine Schiffschiff Johanniskern, bereit, aufzusuchen zu werden; von Hofly aber lag weiter davon ein Mann, der sich gut auszeichnet — Herr Kestel schrieb mir: die richtigen Mengen Johanniskern aus Süd-Italien sollen bei uns nur aus „Verkaufskern“ bestellt sein, da finden Indessen auch weitere Abnehmer bei den Bräutern.

So immer Feuchien kernte ist in Berlin Feuchienkerne erhalten und verarbeitet. Die großen Feuchienkerne kommen z. T. in noch geschlossener Zustände an uns; man legt sie in die Nähe der warmen Öfen, von wo sie in dem von Zeit zu Zeit einen kleinen Knall gibt, denn wieder hat ein Kern seine Feuchien gesprengt. Sein braunes Häutchen muß von dem Kern entfernt werden — In Rom werden die *gigoli* (Feuchienkerne) vielfach benutzt, so auch in dem köstlichen Getränk *maraschini*. Zuweilen

hofft man das Sprüchlein: Dieser Wunsch wird dir in Erfüllung gehen, quando i post festum i facti (wenn die Früchte Reimes tragen werden).

Wir wurden hier natürlich auch zu den Schmarobblüthen gelangen, doch die Kirche, die Apotheke u. s. w. haben auch einestweilen das Vortrecht. Auf eine Anfrage beim Kaiserlichen Stiefelischen Arzt wurde mir das Hoff über Hofens Handel mit dem deutschen Kolonialist zugesagt. Ehe ich mit Wiedergabe anderer Aufzeichnungen fortfahre, sei dieses aus jedem Hoff entzogen. Da finden wir außerordentlich reichlich Hülsenfrüchte, auch mehr Koriander, auch mehr hiesige Kuchenspeisiche (Gerasse), beim Obst u. s. nach Europa. Von Gewürzen: Pfeffer, Anis, Kardianer, Kinnab, Sauf. Es fehlen nicht: Planch, Sauf, Speis (Süner aber gering), Weizen (mäßig), Mais, Raps, Böhmen u. Ägl. m., Datteln, Sonnenhirschenzamen und andere Ölrüchle, Lorbeer, Mus (sehr viel), Holz aus Gerste, Eichen, sowie allerlei kleinere Baumarten. Groß ist der Handel mit Eisen, Exoprette und Leinen-Sauf, mit Strich und (auch mehr) mit Häckel.

Über Pflanzenen konnte ich nichts erkennen. Diese in Süd-Europa so häufig gezeigten Früchte (große Mandeln) finden nicht nur als Nachwerk und Essens zur Back- und Konfiterware Verwendung, sie liefern auch ein ausgezeichnetes Öl. Die südländischen werden zur Würze von Wein gebraucht.

Die ang. selten Kapern werden zwar sehr oft von besserer Korb- oder Dattelkorn, *Callis polystria* L., oder von andern hiesigen Gewächsen geerntet; man kann aber auch wirklich sehr erhalten. Foggia, die Hauptstadt der gleichnamigen abethischen Provinz, hat nicht nur sehr großes Handel mit Wein und Öl, sondern erfreut sich auch der in seiner Umgebung in großer Menge wachsenden Kapern- (Be).

Ich nannte vorhin den Wein; da dürfen aber auch die Maccaronen nicht vergessen werden, die aus dem feinsten, kleinstochten Weizenmehl mit Maschinen hergestellt werden und in Neapel, Rom u. s. w. in solchen Mengen und so geachtet zum Trocknen dahingehen, daß man es große Würde erzieht wird. Der Wein, aus dem sie gewonnen werden, ist — laut Bericht des englischen Konsuls in Neapel — eine Mischung von reinem Winterweizen von Schwarzem Meer und italienischem Weizen, hauptsächlich welches aus den Ebenen und aus der Gegend um Foggia heram. Die besten Maccaronen werden in Grogano, Torre dell'Annunziata und Anelli hergestellt*). Es gibt vermuthl. spaghetti, capellini, etc., vermacchi, macaroncelli, peroncelli, linguas, tagliatelle, fettucces, Fagus & pagone (Spierlingsmaße) occhi di lupo (Wolfaugen), macaroncini rigati, fuchterini, fuffini, grandini und stoffini. Und alle diese Sorten soll in Berlin zu haben. (Wir können selber noch einmal auf Weizen zurück.)

*) D. Tagblatt (II) 2. Jan. 52.

Was Mais dem Witterung vorzuzieht, der kann auch hier polenta kaufen. Reichlich kommen Maisstängel her, die in den Drogen-Verwendung finden. (R.)

Größt war mein Entsetzen, durch Herrn Hebel zu erfahren, daß Wachholderbeeren zu Tausenden von Centnern aus Livorno herkommen 100 Kilo 25 M. In diesem Jahre aber ist die Ernte, in Folge unglücklicher Witterung, sehr knapp gewesen, und daher kosten die Wachholderbeeren ungefährlich 100 Kilo 30—35 M. Es handelt sich aber, wie mir Herr Geh-Kei Aschmann sagte, nicht um unsere *Juniperus communis* L., sondern um *Juniperus oxycedrus*, dessen Beeren rot sind.

Getrocknete Italienische Lorbeerzweige kosten in Berlin 100 Kilo 20 M., stoffreie Blätter (von Livorno und Triest) 25—30 M. Fettes, weisses Lorbeeröl, 100 Kilo 150 M., kommt vom Gardasee. Die Blätter, noch frisch für Steckelien, wurden in sehr großen Mengen beschafft. (R.)

Der unsere Dillpflanze ersetzende Fenchel (*Foeniculum officinale* AB.), stellenweise auch bei uns im großen gezogen, ist wohl in den Mittelmeerländern einheimisch, von wo uns er ebenfalls auf unsere Tafl kommt. So der sizilianische oder Bologneser Fenchel (Fenocchio) aus Neapel kommt er im Februar oder März nach Berlin. Durch Bedecken mit Erde wurden die untere Teile der Stängel und Blätter gebildet. Häufige Drogen sind für Fenchelöl und Fenchelwasser das in Thüringen gewonnenen vor. (R.)

Mit dem gemeinsten Fenchel sind wir an den Gemüsen gelangt. Da möge dem zuerst die (auch bei uns gezogene) Artischocke (*Cynara scolymus* L.) Hbl. canad., eine veredelte Distel, genannt werden, die nur so besser ausfallen soll, je mehr Blütenköpfe man ihr vorher wegschneidet. Begünstigte Freunde haben sie „die Königin der Gemüse“ genannt. Ihre Köpfe bei gutem Kochen sind bester, wennem Geruch nach entsprechender Zubereitung auch beizwe berechtigt sind; indessen Meist aus der Halbwertigen Artischocken „in Öl schmecken“ sie, und das ist (wie schon gesagt) nicht jedermanns Freude. Manche kugeln auch die vielen Blätter. — Es mag hier ein aus dem Jahre 1717 stammendes Rezept erwähnt werden. „Die Artischocken werden abgetrocknet, dann in einer „Kuchelpflanze“ mit Fleischbrühe, Butter, Pfeffer, Laub, Muskatblüth und Salz gekocht, mit einem Schafstail oder breitem Löffel „stetig“ herumgepumpt, in Ordnung zubereit in die Singgestalt, mit Brille übergeworfen und aufgetragen.“*) Marotti erzählt die ersten Artischocken von Sankt, darauf (im Februar oder März) Artischocken aus Neapel, dessen „große, grüne“ bei uns besonders beliebt sind. Andere kommen aus Romagnolo, Florenz, Bologna und aus dem Abruzzen.

Von ganz Italien kommen (ebenso wie seit vielen Jahren auch schon bei uns in reichem Maße angebaut werden) die Tomaten (Solanen

*) H. v. Kadrieffsky, Die Medicinische Küche (A. Berlin, 1866) S. 101.

Synonymum L.), nach Liebesäpfel, Furchenäpfel und Geküpfel genannt; *posca* Pers. Die ursprünglich giftige Tomate stammt (nach Böhm, S. 514) aus Amerika; jetzt ist sie Italienerin und nicht mehr giftig.

Der Kohl gibt stellen als ein zweites Beispiel für diese, deutsche Küche, das wird vielfach auf Berlin bezogen. Wo der Savoyar- und Wirsing-Kohl herrscht (sagt Böhm, S. 516), ist in diesem Zusammenhang zu sprechen, denn nach Wirsing ist mehr als das charakteristische vom d. h. grüner Kohl (nach Waldeckhöl und Müllersche Kohl genannt, B.) Daß überhaupt Italien uns lehrt, Kohl zu essen und zu pflanzen, sagt der Wort „Kohl, aus capis u. s. w.“ nach der Kohlen-, der Raps und Rüben tragen lateinisch-italienische Namen und sind jungen Dänen in Deutschland. Der erste, selten gezeigte Flurkohlkohl stammt aus dem Morgentalde nach dem Grafen Venedig und Antwerpen (nachher geben Genua, Ende des 18. Jahrh. an, B.) nach Europa; nach Deutschland kam er erst kurz vor Beginn des 30-jährigen Krieges.“ Eine spätere Sorte heißt bei uns Frankfurter oder Hallescher Rosenkohl (B.) „Schon Cato rühmte den Wirsing, heute die Blätter und ließ sie als Salat anfragen. Vor hundert Jahren konnten man die Schößlinge der jungen Kohlruten ebenfalls als Salat. Die Brüssel erhielten einst Anweisung durch Pommerans. Die Kömer geben als Blätter im Breiten der brüssel stracinate (ital. stracchino, schloppen, nachschloppen)“ (K. v. K. 222). Brüssel oder Spargelkohl ist dem Blumenkohl nahe verwandt. Von den verschiedenen Sorten ist der violette italienische Spargelkohl die beste. Die größeren Sorten bilden eigentlich keine geformten Köpfe, sondern nur eine Menge stülper Hülsenkransen, die, zerhackt und als Salat gegessen, an Ansehen und Geschmack dem Spargel gleich sind (B.) Marzotto erhält Blumenkohl im Januar aus Neapel, von Februar bis April aus Pisa. Brüssel nero ist eine Spezialität Rom. Wer Italien kennt, der weiß, wie viel Ortmang dort gegessen wird; man begnügt sich ja nicht mit Kohlruten; Chokohlblätter sind z. B. etwas ganz „Italienisches.“

Mitte Mai hat Berlin gelbes Bohnen aus Neapel (B.) Getrocknete Bohnen kommen aus Süd-Italien. (B.)

Groß ist die Zufuhr von frühen Kartoffeln von Neapel, Apulien, Bologna und Umgegend, Pisa, Florenz und Gloggia. Das in Berlin sehr beliebte, aus mehreren Orten Apulien stammende Kartoffel heißt Margherita di Savoia. Aus Pisa stammen die langen Spitzkartoffeln (wird mit unsern sog. „Hänchen“ verwandt). Die Kartoffeln aus Gloggia sind in Berlin als die besten bekannt (B.)

Bei dem Großhändler für ungarischeren Blumenhandel u. s. w., Herrn Paul Dufasson (Markthalle Friedrichs), sah ich viel Paparone (sog. spanischer Pfeffer) aus Bordighera. Paparone — grün, gelb und

rot — wird entweder klein geschnitten und geröstet, im Saft genommen oder ausgekocht und (wie man dies auch mit Tomaten tat) mit Fleisch gefüllt.

Braune und große Saft-Saht kommt von Süd-Italien. (R.)

Ein ebenfalls von Süd-Italien herwachsender, großer Artikel für die Pharmacie ist der eingedickte Saft des Süßholzes (*Ostrya*), genannt „Lakritzen“. Er kommt es aus in großen Blöcken (Kisten von 100 Kilo) oder in Stangen verschiedener Stärke; Blöcke 100 Kilo 100—120 M., Stangen 180—200 M. Die Süßholzwurzel sind dagegen recht billig; 100 Kilo 20 M. Der größte Fabrikant von Lakritzen (für uns so heilsam und dennoch unbillig) ist der Baron Bassolet in Neapel, der gewöhnlich nach Italien liefern darf. (R.)

Ein sehr wichtiger Artikel ist ferne (in Blättern oder feil geschnitten) Sennelich (*Ilus Coriaria L.*), bei uns auch „Sennelich“ genannt. (R.) Der Sennelich gehört, gleich Putzweil, *Trigonotis*, Mäusen- und Fenchelkraut,*) der Familie der Anagardiacaceae an, deren Arten alle durch einen sehr oder minder großen Harzreichtum ausgezeichnet sind (V. H. 420.) Erst letztes Jahr waren ein Gewicht im Jahre 1875 führte der Baron Palermo Sennelich (mit Sennelich, im London „Fachschnur“) zum Werthe von mehr als 17 Millionen Lire aus (V. H. 421.)

Ebenso bildet Manna (September und Oktober von der Manna-Eiche genannt) das bei uns sehr gesuchte italienische Handelswaare, von Calabrien und Sicilien (aus Corfu bei Palermo) kommend. Von Sicilien: Manna in Thessa und in Orisk. Aus Manna wird Mannit gewonnen, dessen Vertrieb Malabar hat. Manna in Thessa (Italien) das Kilo 4—7 M., im Handel 3 M., Manna aus Calabrien (Gera) 8,50 M., Mannit 10 M. (R.)

Herr Hinkel schreibt: „Von pflanzlichen Stoffen für medicinische, sagt Apotheken-Zwecke, ausser es sich um Vegetabilien, Kräuter und Wurzeln für Tincturen u. s. w. handelt, kommt von Italien herlich wenig, weil dort nicht die Sorgfalt angewandt wird, um dgl. zu Heilzwecken in gutem Zustande auf den Markt zu bringen. Man ist somit im Drogen-Großhandel mit Recht nicht sehr eingenommen für die Herkunft aus Italien. Einige Annahmen bestehen (in dem schon Gesagten, und in Folgendem). Wie schwierig das Sammeln von medicinischen Pflanzen u. s. w. ist, ergibt sich z. B. aus dem Umstand, daß es einem Kilo handeltüchtiger italienischer Camillen 7—8 Kilo manna gehören, also es, wie man die pflegt. Bei Mäusen und Kräutern ist das Verhältnis nicht so ungünstig. Die nicht seltenen italienischen Camillen kosten 100 Kilo 60—70 M.“

*) A. Garcke, Flora von Deutschland XXVIII Fenchel. Verhältnisse 100, Fenchelgewächse (27) Ilus Coriaria Sennelich (287) Ilus Trigonotis L., wuschelich Sennelich (288) Ilus Coriaria L., Fenchelkraut (289) Ilus typum L., Fenchelkraut Sennelich oder Fenchelkraut.

Hilfsstoffe Lindenblüten 50—100 M; sind die reine „Flügel-Mutter“ 150—175 M. (R.)

Arviculblüten (mit Kelchen) 50—70 M. (R.) Nach Mitteilung des Herrn Geh.-Rat Ascherason wächst unsere *Arvicula montana* L. (Berg-Weidenrößli) außer in den Alpen nur in dem ligurischen Apennin. (Zur Landschaft Liguria gehören die einander begrenzenden Hälften der Riviera di Ponente und der Riviera di Levante; letztere vollständig ganz.)

Auch Schafgarbe und ihre Blüten schickt uns Italien. (R.)

Und „Veilchen-Blüten, wilde, blaue. (Flor. viciae odorata), das kilo M 2,50“ (R.)

Einige Veilchenwurzeln (Jris) zu Parfümerierwurzeln, in sehr großen Mengen, von Florenz die besseren Sorten, von Verona weniger gute. Die Wurzeln werden bekanntlich z. T. zu Pulver verarbeitet, z. T. für Bänderern in Stücke geschnitten. (R.)

Schließlich noch ein noch Ricinus-Öl von Genua, Granaatkäpfel-Schalen aus Nord-Italien, von oberdeuter Lorbeerblüten, Rosmarin-Öl und -Blätter, sodann noch Eucalyptusblüten (100 Kilo 20—25 M), die Pflanz Franzosen (50 M) und Fenchelschwamm. (R.) Über Eucalyptus (*Eucalyptus L'Hér.*) möchte ich noch einige Angaben machen, die nicht allgemein bekannt sind. Zunächst sei erwähnt, daß es etwa 140 (fast ausschließlich australische) Arten gibt: „hohe Bäume, mit lederartigen, immergrünen Blättern und in endständigen Schirmrispen stehenden weißen Blüten. Die Eucalyptusarten enthalten reichlich ätherische Öle und Harze und fast alle einen roten Saft, der bei manchen Arten von selbst austritt und nach dem Austrocknen als Kase einen wichtigen Handelsartikel bildet. — In neuerer Zeit ist Eucalyptus globulus Lab., der kleine Gummbaum oder Eisen-Vollbaum Victoria und Tasmanien, berühmt geworden wegen seiner außerordentlichen Handwühligkeit und seines sehr harten und durschnitten Holzes und weil er durch seine rasche Entwicklung zur Entwässerung und somit zur Reinigung der Luft in unzugänglichen Gegenden beitragen soll. Er heißt deshalb auch Fieberholzwurm. In Deutschland hält dieser gummbeladene, ebenfalls stark aromatisch duftende Baum im Freien nicht aus, in Süd-Europa dagegen, z. B. in Italien, Spanien und Süd-Frankreich, gedeiht er sehr gut. Er wächst so rasch, daß er binnen 7 Jahren eine Höhe von 30 m und einen Stammumfang am Grunde von 120 cm zu erreichen vermag. Auch der höchste Baum der Weltzeit, der bis über 120 m gereimte Himmelsbambus oder Pfefferbaumbaum (*Eucalyptus amygdalioides* Lab.) gehört in diese Gattung. (R.)

(Unsere „Gummbaum“ genannte *Eucalyptus* ist kein Eucalyptus, sondern eine Fagusbaumart (*Ficus obtusa* L.), aus deren Milchsaft der Aromastoffeolol gewonnen wird. R.)

Der nach Berlin in Zweigen und Stämmen kommende *Eucalyptus* kehrt also für die australische Flora gern die südwestliche gelien. Daß letztere oft über Gehirte den Menschen Glanz spendet, wird uns auch durch die in Italien so häufig gewordenen Strochleuchtereien bewiesen. Das beste Material dafür ist das toskanische oder florentinische Stroh. Nachdem die Halme fertig gemacht sind, werden die Köpfe lammsgeschitten. Die vollständigen Halmbunde, von denen die Köpfe für die Strochgewebe bestimmt sind, werden dann der Länge nach gespalten. In Italien hat man für diese Zwecke eine besonders Art Stroh, nämlich, das von einer durch dünne und harte Rinde ausgezeichneten Varietät des Sommerweizens (*Triticum aestivum* L.) *Mircaud* (Fr.) Das beste nur etwa 2000 Einwohner zählende, in der Nähe von Florenz gelegene Felder (manchmal eine wichtige stromische Stadt, von der noch gewaltige Mauern erhalten sind, an denen sich Überreste eines antiken Theaters und römischer Bäder zeigen) trifft — wie überhaupt die Bewohner der Umgebung von Florenz — größtenteils Strochleuchtereien. Früher ungefähr 30 c, Köcheln 1 Linn; aber schon in Florenz Linn von der Doppelte dafür bezahlen. Die von Rindern angelegten Strochleuchtereien gewähren einem merkwürdigen Anblick. — Gewiß tragen viele Bäume und Berühmten Strochleuchtereien, die von dort stammen.

Florenz ist heute, die Hauptstadt — der Dom trägt seinen Namen in Cattedrale di S. Maria del Fiore von der Lilla, dem Wappen von Florenz — schenkt uns viele interessante Geübte und auch, wie nur Herr Buchmann schildert, reiche Mengen dunkelrot gefärbten Leinwand, Baumwolle, etc. Diese rote Leinwand wird in Neapel, in Neapel, in Neapel und in Neapel verwendet. (Kleine Handelsgeübte sagen mir, die rote Leinwand von Neapel; ich möchte aber annehmen, daß Herr Buchmann Recht hat.)

Engländer haben seit der von Florenz und Neapel nach Berlin gerichtete Vertriebs des sog. „Pflanzengeübte“, das sind die erkrankten Arten grüne Blätter, Nadeln und Coniferenweige, besonders viel Leinwand und Leinwand. Die daraus zusammengestellten Pflanzenweine und Kränze sind hier eine sehr beliebte Ware. — Das von Frankreich bezogene Pflanzengeübte stellt sich etwas häufiger (D.)

Frankreich macht für den Handel mit Schokolade und Honig Italien empfindliche Konkurrenz. Geographisch mit nach Neapel p die Riviera di Positano sehr schön, aber politisch gehört sie — es läßt sich unglücklich nicht dagegen tun — Frankreich; die Beförderungsbedingungen dort sind besser, und die schon Süd-Frankreich überhaupt Honig-Beziehungen in reichstem Maße in Bewegung setzt, so kommt das weitere nördlich nördlich hinzu. Es ist Tatsache, daß wir die meisten unserer in Berlin geübten „italienischen“ Honig, *Eucalyptus*weige

u. s. w. nur mit Verlangung der politischen Verhältnisse als „Italien Pflanzenreich“ anzusprechen können.

Von der Riviera & Provence, resp. von Süd-Frankreich, kommen Rosen, Veilchen, Margheriten, Saesle, Anemoneu, Nelken, Eren mehr here (im Norden), Bäume (Maackloru), Mianen u. s. w.) (Sich-Rat Acherson.) Herr Duchassaing zeigte mir endlich eine Kiste, deren Inhalt ich zuerst für weisse und rote Lederglänze ansah, es waren aber sibirische resp. nicht sibirischer Artige Bienenstöcke, die vorher von Venteniglia (also noch von Italien) gekommen waren. Ich sah dort auch die schönen Früchte des Erdbeerstraumes (Arbutus Uuedo L.), die sonst in dem Nahrungsmitteln gebräuchlich wurden, jetzt aber für ungesund und belästigend gelten, was u. s. von Pottier ganz abgelehnt wird. (V. H. 404.)

Ein Anemoneu aus der sibirischen Campaigne nach Berlin gelangten, weiß ich bestimmt; und auch so manche andere Fremdenart wird sich italienischer Herkunft als mir bekannt geworden. Auf dem Handelswege kommt (nach Mitteilung des Herrn Geh-Rat Acherson.) Allium resp. Allium nach Berlin, eine Pflanze, die nicht (wie man aus ihrem Namen schließen sollte) nach Schweden, dafür aber nach Kattow kommt, die Blüten — in Italien Giuseppi genannt — sind weiß und haben silbergelbe Staubbeutel.

Wie viele Blumen und Blütenauslagen durfte ich schon im Italien den Weg nach Berlin schauen lassen? Trotz der dort nicht vollkommenen Postverhältnisse ist niemals ein paar Couriers verloren gegangen, in die ich die kleinen Sträuße oder kleine Blüten kommandierte, einfach mit Louis frankiert als compiere statt volere (Stücker ohne Wert). So manche Blume hat sich, nachdem man ihr frisches Wasser gegeben hatte, wieder für Tage erhalten. Dies trug mir manch' lobes Wort ein. Aber die Sendungen waren mir schon längst eine große Freude, denn — Sie haben es wohl gemerkt, gelahrte Anwesende — auch ich gehöre zu jenen, die ich verhasst als dem Kaiser-Zarler Verräther beschachte. Und so bin ich dem Zufall dankbar, der mich in dem jene Zeitungsartikel über Herrn Prof. Krüner's Vertrag lesen ließ. So durfte ich doch auch einmal unserer Brandenburgia beirühren, wofür die Herr wohl ist, daß gibt der Mand über.

*) Mehrere ursprünglich wissenschaftliche Abhandlungen haben diese gelieferten Pflanzen (Acherson.)

Nachrichten über Tamsel bei Cöstrin.

Von Mittelschul-Director A. Thier in Cöstrin.

Die Wanderfabel der Brandenburger führte im Mai nach Cöstrin auf Tamsel. Über Cöstrin sind wir durch die kleine Schrift des Herrn Meyers Neel bereits orientirt worden, über Tamsel mögen nachträglich noch einige Notizen gebracht werden.

Der Name des Ortes findet sich als „Tamprowa“ zuerst in einer Urkunde aus dem Jahre 1300 (Seyfert gibt 1373 an), in der es sich um einen Vergleich zwischen dem Markgrafen Johann und Otto und dem Tempelherren-Orden handelt; später kommen noch folgende Schreibweisen vor: Tamprowa, Tamsal, Tamsel und Tamsell.

Nach Macke ist dieser Name abgeleitet „aus einer älteren Form Dambrowa (ältere Bildung für gewöhnliches Dambrowa = mit Ähren) und zwar Jägern Damb“, an die später die deutsche Verkleinerungsaffixe „el“ geknüpft wurde. Beide Formen bedeuten dasselbe, nämlich „Eichenholz“ oder „Schwaid“, Belegten leitet ihn her von dem Wärtzen „Tanz“ = dort, und „grossöwopel“ = mit Mühe durchgehen. Die Landwirthschaft der Gegend nannte den Ort „Tampel“.

Tempier, Vasallen der Markgrafen und der Johanniter-Orden hatten ihn nacheinander in Besitz. Von den Johannitern erhielt ihn die Familie von Schönböck als Lehen; sie wird noch im Jahre 1608 als Besitzer von Tamsel genannt. 1640 soll der Ritterkammer Hans Adam von Schöning Eigentümer des Ortes geworden sein, sein gleichnamiger Sohn, der spätere Tücherbesitzer, wurde hier am 1. October 1641 geboren und hielt sich, wenn er nicht im Kriege war, sehr gern hier auf. Der Sohn Hans Kragelsheim, Hans Ludwig, starb bereits 1713, und sein halbes Acker Erbe der Schöning's an dessen einzige Tochter Hansens Witwe. Als diese starb am 25 Mai 1733 mit dem Obersten Adam Friedrich von Wresch (Wresch) verheiratet, schenkte sie ihrem Gemahl mit ihrer Hand auch den gesamten Schöning'schen Besitz; nur ein einziges Gut war ausgeschlossen. Nach ihrem Tode sollten zwei ihrer Söhne Tamsel, nämlich Friedrich Wilhelm und Ludwig Alexander von Wresch. Der letztere Gemahl starb 1795 als letzter männlicher Sperrkammerbesitzer. Die Güter der Wreschs erbte seine am 26 Mai 1790 geborene Schwester Sophie Friederike, die in erster Ehe mit dem Grafen Dönhoff von Dönhoffstadt, in zweiter mit dem Baron von Kayssowen verheiratet war. Ihr folgte im Jahre 1800 ihr Sohn Bogislav von Dönhoff im Besitze von Tamsel, der hier auch am 10 Januar 1809 starb; sein einziger Sohn, Graf Stanislaus Dönhoff, wurde 1800 in einem Duell bei Göttingen erschossen, und sein Leichnam der Ort 1820 an die Familie, deren Nachkommen ihn zur Zeit noch besitzen, an die Herzoggrafen von Schwann-Wülkagen. Graf Hermann von Schwann kaufte nämlich im Jahre 1816

eine der Schwestern des Erbschafters, Renée Urke, geirret, und dieser fiel bei der Theilung der Erbschaft Tausel zu.

Somit über die Geschichte des Ortes, der nicht nur wegen seiner schönen Lage und wegen der Kastelhütte, mit demm Schloß, Garten und Kirche von dem frühern Besitzer geschätzt wurde, sondern auch deshalb unser Interesse erweckt, daß Kropfrian Friedrich ihn während seiner Obstruar Verbannung am Lebens ansehe, um hier in heimlicher Stille erzwungene Arbeitung zu finden, der schönen Schlossherrn Morron Laier von Wresch, der schon genannten Kerkel's Hans Adam von Schöning, zu heiligen und sich geistlich mit ihr zu unterstützen. Betrachten wir nun zunächst die Schloßwändelgassen des Parks? Wir betreten ihn durch das westliche Eingangsstor. Da fällt uns sogleich zuerst auf zwei Stützen, Fruchtbecken und Beichten dastehend, die sich rechts und links am Wege befinden. Wir betreten nun den ersten Weg links, der an der Westseite des Schlosses vorbeiführt. Ihn wir jedoch den Lieblingsplatz des Kropfrianen Friedrich ansehen, betrachten wir noch das Pfeilschloß Amor, dessen Postament die Inschrift trägt:

„Qui quo se vide velit seu mittere,
Il faut, il le fait ou le doit être.“

In der Historischen Ecke hat Graf Ludwig Alexander von Wresch eine künstliche Höhe errichtet, an deren Mauer die Wappen der Schöning und Wresch angebracht sind. Eine Inschrift in lateinischer und deutscher Sprache, die sich hier befindet, ist zum Teil unvollständig. Sie beginnt: Der Hochwohlgeborenen Herr von Wresch, Seine Königl. Majestät in Preußen und Katholischen Durchlaucht zu Brandenburg hochbestellter General von der Cavallerie u. s. w. Ihr Schloß lautet: „Ich geboren den 22 September 1688 und gestorben den 9. April 1724.“ An der linken Seite dieser Höhe stehen zwei Böden, zur Erinnerung des Großen Kurfürsten und des Brandenburger Prinzen Heinrich von Preußen. Die Höhe des Großen Kurfürsten ist ohne Inschrift, unter der des Prinzen Heinrich lesen wir:

Henri Frédéric Louis
Prince de Prusse
Né le 18 Janvier 1705;
Il a tout fait pour l'Etat

Deux cette image signale et chère
Tout Héros vers son Dieu
Tout Roi vers son Egl
Et tout Homme vers son Frère.

Par le chevalier de Boufflers
M. Jean BODUANNIS.
Érigé par le comte Louis Alexandre de Wresch.

Zwischen beiden Häften befindet sich eine dreyseitige Stelle mit Inschriften in deutscher, holländischer und französischer Sprache in denen beide Hohenhäuser verkehrlich werden. So heißt es zunächst in deutscher Sprache:

„Mühsig erlich sich der Staat durch Wüthen, der ihm im Lehren
Jeder Friedlichen Kunst Galtens Führlänge geht;
Mühsig beschützt ihn der Sieger bey Freyberg, der in die Luchenen
Füh sich des Kunst Geruchens Galtens Leben wandt“

Die holländische Inschrift lautet:

Friedicus Gulten
Tens Nagens
Olimo Parns Hostian Vinar
Liberialis Germanicus Vindex.
Fidelis Ecclie Perfugium

Stanzas

Milvan Amic Hostian Terror
Gultens Gultis.
Sollens Mastrum Alter
Ad Freybergum Vinar

Der Vergleich in französischer Sprache föhrt aus:

Grande dans le pain, Grande dans le grain,
Tens dans, par de bellissans exploits,
Devient et l'ensemble et le loys des Eats.
D'infortunés prescrite le premier fut le pire,
Le second, par son art d'émouvoir et de plaire,
Est de l'Empire tous les cœurs sans en l'aire!

Friedrich dem Großen haben die Wreche, die dem Prinzen Heinrich von Preußen gegeben waren, kein Denkmal gesetzt; vom großen Könige, der bekanntlich auch in den schwarzen Zeiten nie vergißt, was er der Preu von Wrech schuldig war, wollte die Familie, die sich trotzdem anscheinend für unerschütterlich hielt, nichts zu berichten. Erst Graf Hermann von Schwerin hat nachgeholt, was die verstaunte. Er erließerte im Jahre 1840 dem Auftrage des Königs ein Denkmal, dessen Stelle am 31. Mai 1840, am hundertjährigen Jahrestage der Thronbesteigung Friedrichs, ist. Es steht an der Stelle, an der der Kronprinz, wenn er im Parke spazieren ging, sich gern aufhielt.

Auf dem Wege zu diesem Denkmal betrachten wir jedoch noch in der Nähe der Kirche einige Grabsteine, deren Inschriften uns besonders freuen. Zunächst fällt uns die Klage des Grafen Louis Alexander von

Wreath über den Verlust seiner Schwester und seines Bruders im Jang; die lautet in Sanskritischer Sprache:

Malaisi mee vira, walajati mee dandana,
 Et sans efforts volait vers mes pleurs
 Pour vous pleurer je demande l'aurore,
 L'éclat du jour augmente mes vœux,
 Je pleure tout dans le calme des vœux,
 Le soir s'éveille et je pleure encore.
 Vous n'avez point soulagé mes douleurs,
 Tenez mes vœux, laissez écarter mes pleurs

Besonders ergreifend ist die Inschrift auf dem Grabmal der im der Höhe der Jahre gestorbenen Leibe von Tamsien, der ersten Gemahlin des Grossen Tamsien von Wittenberg:

Liste de Tamsien née de Marschall
 Faisit à 18 ans 1758
 Sans elle à rien et que vivait les roses
 L'espérance morte.

Durch ihre Können und Einfachheit fallen auch die Inschriften auf dem Grabe der ersten Tochter von Tamed aus dem Hause Schwarz und auf dem seiner Gemahlin sehr vor:

„Herrmann Graf Schwarz-Waldhagen,
 König. Preuss. General-Major a. D.,
 geb. den 18. Jun. 1756,
 gest. den 8. August 1808.“

„Königin Gräfin Dorothea-Dorothea,
 vermählte Gräfin Hermann Schwarz-Waldhagen,
 geb. den 4. October 1769,
 gest. den 4. August 1863.“

Das Denkmal selbst wird durch einen Stenochelone von einer 10 m Höhe gebildet. Auf der Spitze desselben erhebt sich eine vergoldete Viktoria. Die vier Seiten tragen auf Bronzetafeln Inschriften und Bilden. Auf der dem Schlosse zugewendeten Vorderseite steht:

„Hier hat Friedrich II. als Kronprinz von Preussen in seinem Deutschen Jahr 1758 erlittene Aufkündigung in russischer Gefang.“

Darunter:

„Auch die Sonne mit der Schöpferin Welt im Grunde,
 Sendet ihren Glühstrahl über Welt und Ozean,
 Gebet um den Frühling-Morgens-Nebelstunde
 Dichtausström, doch Regen beyond ihr voran.“

Auf der Rückseite lesen wir folgende Worte:

„Es ist ein köstlich Ding einem Herrn, daß er die Jacke in seiner
 Japan's trägt. Kaiser Jernsch 3, 93.“

Das Relief unter der Inschrift ist ein Bild der Festung Götting mit der Oberbrücke aus der Zeit des großen Königs.

Die linke Seite des Denkmals enthält die Inschrift:

„Es geht nur ein einziges Gut, nämlich das Wohl des ganzen Staates
Aus Friedlicher Werke“
„MDCCLXIII“

Auf der darunter befindlichen Tafel sehen wir den Lieblingshund Friedrich des Großen, Dicks, und eine Ente über Büchern und Landkarten sitzend, Symbole, die der Erklärung nicht bedürfen.

Die rechte Seite endlich zeigt folgende Widmung:

„Dem erhabenen Verdienste Anno 1743 nach 100 Jahren seiner Thron-
bestätigung gewidmet von Graf Hermann von Schwerin

Fr. R.
MDCCLXIII
1763“

Unter dieser Inschrift befindet sich ein Bildnis des Sonnengottes, der den Sonnenwagen lenkt.

Der Vollständigkeit wegen sei nun diesem schönen Teile des Parkes, der selbst seinen Bäumen und Sträucher enthält, hier nur noch die kleine Denkmals erwähnt, das auf einer Halbinsel des östlichen Teiles des Schwanzteiches steht; es ist eine Statue, die eine auf dem Erdbeben stehende Steinmauer festhält. Diese Tafel hat folgende Inschrift.

„An meinen Lehrer Fehndorf, welcher von dem Bausen
den 14. August 1795 erstarbt.
Lebwig Alexander Graf von Wröbel“

In dem andern Teile des Parkes, der jenseits der Chaussee liegt, die von Götting nach Landsberg a. W. führt, wollen wir nur auf drei Sehenswürdigkeiten hinweisen.

Dem Schlosse gegenüber befindet sich auf einem nach Norden gelegenen Hügel der Sophien-Tempel, so genannt nach der Gräfin Sophie von Dönhoff. Es ist eine Halle mit dorischen Säulen. Von hier aus haben wir einen sehr schönen Überblick über Tübingen und das nach Süden liegende Wuchelbruch. Vorfolgend wir aus dem Weg, der zur Festung führt und über die Zarsdorfer Straße führt, so sehen wir, gleich nachdem wir die Brücke überschritten haben, einen Steinobelisken vor uns, der zu dem Feste, das im Jahr 1787 in Tübingen dem Prinzen Heinrich gegeben wurde, errichtet worden war. Die Inschrift auf der Vorderseite

verharmelt die letzte kriegsgerichtete Tat dieses Hohenzollernpotenzen, die er im sogenannten Kartoffelkrieg ausführte; er heißt dort:

„En Monsieur
Du Passage de Gabel au Rubicon
par

Le Prince Jean de Prusse

Le 21 Juillet 1771

Ce Marche véritable aux Nègres à venir
Du Nègre de votre Age attendez la gloire
Mais tout ce qu'il peut concevoir
N'est qu'un festin de ses Nègres.“

Von hier wieder war in östlicher Richtung weiter und erreichen nach kurzer Zeit einen von Skalen getragenen Sandhaufen, in dessen Mitte eine Statue errichtet ist, die den Tod mit Sense und Sichel darstellt. Auf dem Postamente lesen wir: „A celui qui console, à celui qui désespère.“ Dieser Sandhaufen führt den Namen Oskochen-Tempel; er ist zu Ehren der Gräfin Cicilie von Dönhoff, einer jüngeren Schwester der vorher genannten Sophie, errichtet, jener Dönhoff, die 22 Jahre hindurch fast gänzlich gelähmt und an den Krebserkrankung gelitten war. Er ist so wert, daß er aufgemacht wird; denn man hat hier eine herrliche Aussicht. Wir überblicken die Gegend von Ostria bis Yaco, das Wartenbrock, Sonnenburg mit seinem hohen Kirchturm und den Gebäuden des Schlosses.

Bücherbesprechung.

Konographien zur deutschen Kulturgeschichte. Herausgegeben von G. Steinhilber.

Band 10: Georg Lohs, Das Judentum in der deutschen Vergangenheit. Mit 100 Abbildungen und Zeichnungen nach Originalen aus dem 15. und 16. Jahrhundert.

Band 11: Paul Drews, Der ursprüngliche Gnostizismus in der deutschen Vergangenheit. Mit 100 Abbildungen und Zeichnungen u. s. w.

Paris, Eug. Desclée, 1910 und 1911.

Mit den vorhergehenden beiden Bänden schließt die dritte Reihe der hochinteressanten „Monographien zur deutschen Kulturgeschichte“ ab. Verfaßt, illustriert, die sowohl wegen des reichen Inhalts als wegen der künstlerischen und typographischen Ausstattung die Freunde eines jeden Historikers, Kunsthistorikers und Bibliophilen erfreuen werden. Sie in Archiven und Bibliotheken,

In Museen und Privatbibliotheken aufbewahrten Bücher wurden in deren Mängelpunkten, nach einem bestimmten Gesichtspunkte geordnet, zum Licht gezogen und dem deutschen Volke möglichst gemacht und bewährte Verfasser sorgen durch sorgfältige Darstellung für die Belebung des sonst toten Bibliothekstalls und für das Verständnis der in den betreffenden Büchern berichteten Zustände.

Im II-Band behandelt G. Liska die Stellung der Juden in der deutschen Vergangenheit in geschichtsverständlicher Weise und zeigt, daß die Entwicklung der Judenfrage nicht mehr sondern als eine religiösen Charakter trägt und daß die Erbitterung gegen die Juden erst im 18. Jahrhunderte auftritt, als diese infolge der guten Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens zum Teil eine bedeutende soziale Stellung im Reich erlangen: Landbesitzer, eifrige Geschäftsmänner und Städte suchen um den gleichen eigennützligen Gründen die Ausleitung der Juden zu fördern, die Mäxer des Volkes aber, vielfach von den Schuldnern der Häupter aufgestachelt, benehmen letztere als Aussenlager und Bedrückter, und die Folge waren die seit der Kreuzzüge immer wieder auftretenden, Judenverfolgungen, die von Agitatoren aus den oberen Schichten angeregt und von dem Prunkvolke ausgeführt wurden. Der rituelle Ermordung und die Herzenschneidung sind die beiden zum wiederholtenmalen Anschuldigungen, die den Anstoß zu den geäußerten Verfolgungen geben, bei denen Pfändernagel und Brand, Wurd und Gerechtigkeit aus Mangeln spielen, und später bilden die verschiedenen Epochen, die Deutschland kennzeichnen, einen Anlaß zu Verfolgungen und Bedrückungen der Juden. Diese verlieren allmählich ihre soziale Stellung, werden in besondere Quartiere eingesperrt und mühen sich durch ihre eigene, mit Merkmalen versehen Kleidung kenntlich zu machen. Die Stellung der Juden im Erwerbsleben wurde hierdurch nur wenig berührt, infolge des ihre Rasse eigenen allen Charakter gelang es ihnen, noch weiterhin durch Handel und Fleißer Beschäftigung zu erwerben und durch gelehrte Beschäftigung vielfach angesehene Stellungen zu erlangen. Die Furcht der damaligen Gesellschaft und die Juden, kollektive gewesen, wenn die auch einzelnen Kritikern und Bedrückungen ausgesetzt waren. Daß sie immerfort eine bedeutende Rolle im sozialen Leben spielten, zeigen die mannigfachen Forderungen, die im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts gegen die Überhebung und den Fleiß der Juden erhoben wurden, die Anschuldigungen von Stadt und Land, die Bannverfälligkeit, die Pfändernagel der Judenvertriebe und die verschiedenen Forderungen gegen jüdische Geldverleiher und Wucherer. Der jüdische Einfluß auf das Leben des deutschen Volkes wuchs noch mehr, als zunächst. Juden sich auf dem Gebiete der Medizin, Philosophie und Astronomie und später der Literatur auszeichneten, und nach dem 30-jährigen Kriege haben sich eine ganze Anzahl jüdischer Gelehrter in europäischen Beziehungen an dem Hofe Kaiser des ersten Ytzen. Dieser Einfluß haben die Juden fortan zu verheeren gewollt und haben die in den nächsten Jahrhunderten gestiegen, bis sie schließlich auf allen Gebieten des Handels und der Industrie, der Kunst, Wissenschaft und Literatur eine nicht zu unterschätzende Stellung erreicht haben. Viele, was in der Monographie von deutschen Verhältnissen im allgemeinen gesagt wird, trifft auch für die

Mark Brandenburg im christlichen zu, und deshalb bildet das Werk von Liebe noch einen schätzenswerten Beitrag zur Beurteilung des Judentums in Brandenburg-Preußen.

Das Übrige geht noch von dem 12. Bande, in dem Paul Drews das evangelische Gethülde in der deutschen Vergangenheit behandelt, nach hier herüber so viele gemeinsame Ränge, daß man das Werk zur Beurteilung des evangelischen Pfarrers in der Mark Brandenburg in zusammenfassender Weise benutzen kann. Der Verfasser schildert zunächst die Zustände nach der Reformation, die Herkunft der evangelischen Pfarren, ihre stiftlichen Charakter, ihre Fähigkeit für die Seelsorge nach dem weltlich-städtischen und nicht nach dem römisch-katholischen, wie erst allmählich eine Besorgung durch Kirchenzucht und strengere Aufsicht eintrat, zunächst in den Städten, dann auf dem Lande. Aus diesem Schilderungen, die durch zeitgenössische Briefe und Abbildungen belebt sind, geht hervor, daß die Stellung des evangelischen Gelehrten Anfangs eine sehr schwierige war, daß eine solche Kampfgestaltung die Gemüter bewegte und daß diese sich in Schmachtschritten gegen den katholischen Clerus, in gelehrtschastlichen Forderungen und nicht zum mindesten in theologischen Einkünften Luft machte. Hierzu kam, daß die Gemeindeglieder, in Unwissenheit und Aberglauben aufgewachsen, sich gegen die neue Kirchenordnung und den Pfarrer auflehnten und die alten Schiedsleute einberiefen, und es bedurfte der ganzen Energie klugem, evangelisch durchgebildeter Pfarrer, um solchen Zerwürfen zu begegnen und die Widerspenstigen zum Gehorsam zu zwingen. Die Kirche und Obrigkeit für die Heranbildung eines passenden Nachwuchses der evangelischen Gelehrten sorgten und schickten von jedem das Universitätsstudium herüber, es besorgten sich die Verhältnisse nach und nach, und schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts nahmen die evangelischen Pfarren bereits eine gewisse Stellung im deutschen Volke ein, wenn auch die sonstigen Verhältnisse, namentlich die Einkünfte, nicht gerade glänzend waren. Die Zeiten der Peripetie und der Aufklärung haben dann die Auffassung von der pfarramtlichen Tätigkeit völlig umgewandelt, den Stand selbst gelichtet und beim Volke an Ehren geknüpft, viele Schäden getilgt und die soziale Stellung der Pfarre gehoben, aber trotzdem bleibt noch vieles zu tun und zu bessern übrig.

Die beiden Bände schließen sich nach Inhalt und Ausstattung den vorhergehenden würdig an und verdienen selbst diesen einen Platz in der Bibliothek eines jeden Gelehrten. G. Altmann.

Schloss Badgingen.

Von Peter Stammeler, Mühlberg.

Die Mark Brandenburg ist reich an alten Burdenkmalern, die als Reste des Mittelalters beherrschten in die Neuzeit über, Leben und wie noch die allbekanntesten Namen heute zeigen. Meist sind dies jedoch Burden kirchlichen Charakters. Die hier beigegebenen Bilder aber führen den Leser zu einem zwar weit weniger bedeutenden und wenig bekannten, aber doch interessanten alten weltlichen Bau, der ein gut Teil deutscher Geschichte darstellt hat, ohne wie sonst manch' altes Schloß durch Benennung oder Malerei einen selbstständigen Charakter einzunehmen. Von außen unauerkennbar, einfach ein plumper Steinblock, im Innern zwar noch schmucklos, aber bei aller Einfachheit doch die Schätze mittelalterlicher Baukunst tragend, stellt Schloß Badgingen da als eine echte alte militärische Befestigung, die fast ununterbrochen bis Jahrhunderte Bestand hat.

Der Schloßberg der Nordbahn bringt uns von Berlin in einer Stunde nach Löwenberg und in weiteren 30 Minuten nach dem märkischen Städtchen Oranien. Von hier wandern wir auf der Chaussee 5 km ostwärts, und belanden uns dann auf dem Territorium von Badgingen, der größten Dörfler des preussischen Staates. Schon aus weiter Ferne erblicken wir das alte Herrenhaus, dessen Park und Gehöft von über ca. 4 km hohen Feldsteinmauern umschlossen ist.

Dorf Badgingen war in den ältesten Zeiten deutscher Geschichte und Kultur der zweite Hauptort des Landesherrn Löwenberg, welches die Anhaltiner, die ersten Markgrafen von Brandenburg, um das Jahr 1200 seiner Entziehung durch Eroberung des benachbarten Wenden eroberten. Schon in der heidnischen Zeit soll in Badgingen ein „festes Haus“ gestanden haben. Im dreizehnten Jahrhundert aber begann mit der Christianisierung der Bau der Kirchen in dieser Gegend, und reicht noch der Ursprung des heutigen Schlosses sicherlich wohl in diese Zeit zurück.

Ein „opidulum“, ein festes Schloß, wird in alten Chroniken der Ort genannt wegen der schon erwähnten Mauer und der Festigkeit des Schlosses, dessen Wände 1½ Meter und mehr stark sind.

Im Jahre 1170 veranlaßten die Anbitter des Landes von Löwenberg gegen Künigsberg in der Neumark an die Bischöfe von Brandenburg, welche teilweise auch in Löwenberg residierten, doch verwehnten die neuen Besitzer nicht des Landes gegen die Verwüstungen der ritterlichen Wälder zu verhindern und ergaben deshalb dieses Ortschaften als Lehn. So Badlangen an die „Herren von Badlinge“, welche



Schloß Badlangen, Ruine.

vorwiegend von Sachsen stammten, wo es auch ein Badlangen gibt, und die so dem Ort zu seinem jetzigen Namen verhelfen! 1175 muß so Badlangen ein „Herr Badlinge“ — Over hundert Jahre später — 1400 — verkauft die Brandenburger Bischöfe den Rest ihrer Löwenberger Besitzungen als bischöfliches Lehn an Herz v. Bredow von Friedek für 70000 Thaler. Seine Nachkommen erwarben auch die übrigen schon vorher von den Bischöfen verkauften Lehnsgüter, so im Anfang des 15ten Jahrhunderts auch Badlangen von dem kaiserlichen vormaligen Herren von Badlinge.

Als im Jahre 1522 die Brüder Joachim und Georg von Bredow

einerseits und Antonius von Bredow andererseits sich den gesamten Bredow'schen Besitz teilte, kam Badlgen an Antonius, der dasselbe jedoch schon 1530 samt den zugehörigen Ortschaften an den Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg verkaufte. Dieser aber verkaufte zwischen 1530 und 1540 das Gut als Lehn an den „kaiserl. Feldmarschall, kurlandensüchischen Oberhofmarschall und Geheimen Rat“ Adam von Trost. So kam Badlgen an die Familie Trost, die mit der allerdings viel jüngeren Adelsfamilie von Trotta sehr verwandt oder identisch ist.

Adam von Trost liegt in der Kirche zu Badlgen begraben, ebenso seine beiden Nachfolger im Besitz, der 1697 verstorbene Adam und dessen Enkel, der 1695 verstorbene Georg Friedrich.



Blickl. Badlgen, von der Hauptstrasse.

Als 1860 in der Badlger Kirche behufs Anstiftung eines Kirchenfestes der Fallboden aufgenommen wurde, fand man die Särge wieder. Besonders gut erhalten soll der kupferne Sarg des Georg Friedrich von Trost sein. Im Sarge liegt das zur Seite sein Schwarz. Dem Grafen der Trotts beiliegt sich unter dem südlichen Quer in der Kirche. Außerdem ist aber noch ein Hauptgruß vorhanden unter dem Vorderstuhl, vom Taufstein bis zum Altar reichend. Der Eingang zu dieser Hauptgruß war früher durch einen Bohlenbelag gedeckt. 1870 wurde der Bohlenbelag durch Zerschlagung ersetzt. Ein Augenzeuge, der bei dieser Gelegenheit in der Gruf gewesen, erzählte dem Schreiber dieses, daß die Särge vollständig verweset seien. Nur die Hauptgruf und anderer Metallbeschlag sei noch erhalten, sowie die Gebeine der Bestatteten. Nach der Zahl der Schilde zu urteilen, sind es 25 gewesen, darunter

ein Stück mit ganz abnorm langen Gliedmaßen. Welchen Namen diese 23 getragen, weiß wohl jetzt niemand. Wehrschichtlich sind es die „Häuser von Badlangen“.

Georg Friedrich von Trost, der als General-Weich-Meister im 30-jährigen Kriege mitgekämpft hat, hat sich um die kirchlichen Verhältnisse seiner Gemeinde sehr verdient gemacht, und sich in mannigfacher Weise um blühendes Ansehen gestellt.

Interessant ist sein großes Wappenbild mit dem Wappen der verstorbenen Familien Trost, Trotha und Trotha-Freyden über seinem Hause



Schloß Badlangen, von der Kirche aus.

in der Kirche zu Badlangen. Das Wappen zeigt in 4 Feldern kreuzweise einen Speeren und einen Haken mit einem Ring.

Dieser Haken mit dem Ring im Wappen der Trost wird durch eine bekannte Sage darauf zurückgeführt, daß Bischof Thilo von Trotha in Merseburg einst seinen treuen Knecht Johannes habe ungebührlich mißhandelt haben. Er hatte ihn in Verdacht, seinen Siegelring gestohlen zu haben, der in Wahrheit von seinem Lieblingsknecht verschleppt war. Zur Warnung für alle kommenden Geschlechter habe der Bischof denselben des Haken mit dem Ring im Schutzel als Wappenzeichen angenommen. Nach Thilo von Trotha (Vorstellungen zur Geschichte des Geschlechts von

Trotz. Bezwiel 1880) hatte jedoch die Familie schon vor jenen Ereignissen jenes Wappenschild? Über dem Wappenschild hängt in der Badinger Kirche Georg Friedrichs Erinnerung und Marschallstab.

Kulturhistorisch noch interessanter ist die Stiftung eines Logale durch Georg Friedrich von Trotz, durch welche er an seine Geburtsort Badingen und Miltzenberg den Schul- und Konfirmanden-Unterricht begründet und den Pfarrer zum Ortsaufseher ernannt. „Am christlicher Intention schenkt, ordiniert und übergibt er folgenden 200 Thlr., welche ihm der Herr Christ Haas von Beckow, und folgenden 200 Thlr., welche ihm Herr Joachim Siegmund von Löben schenkt, der Kirche zu Badingen und Miltzenberg zum den vorgeschriebten Zwecken, welche nach 200 Thlr. betragen. Von dem Meinen der 1000 Thlr. soll der Küster und der Pfarrer zu Miltzenberg jährlich je 18 Thlr. erhalten. Daffir soll der Küster täglich unentgeltlich die Kinder im „Lernen und Erten“ unterrichten, „und solche Unterweisung allmahl mit einem christlichen Gesang anfangen und beschließen“, während der Pfarrer „die Kinder alle Sonntage im Katechismus Lefferi unterrichten soll und daffir darauf sehen soll, daß der Küster auf den Unterricht des gebührenden Fleiß verwendet und die Eltern ihre Kinder fleißig zur Schule und Kirche schicken.“

Also für 18 Thlr. Gehalt jährlich unterrichtet der Miltzenberger Küster täglich die Kinder von 2 Gemeinden. Später wurde ein besonderer Schulmeister und Küster für Badingen angestellt. Der Badinger erhielt für seine Schullehre jährlich 8 Thlr., der Miltzenberger 10 Thlr. — Ein interessantes Zeugnis ebenfalls für den Wert des Geldes, andererseits für die Beachtung der Lehrarbeit in jener Zeit.

Außerdem machte sich Georg Friedrich besonders dadurch verdient, daß er die im dreißigjährigen Kriege zerstörte Miltzenberger Kirche wieder aufbaute.

Der letzte der Trozts war Friedrich Wedge, ein unverheirateter Baderling, der auf dem mit Badingen verbundenen Blumenshof lebte und 1727 starb.

Kulturhistorisch interessant ist aus jener Zeit besonders eine Botschafter, welche in Parochie Miltzenberg gelegentlich einer Kirchenvisitation 1710 darüber erhoben wurde, daß der Gottesdienst „zu spät“ gehe. Der damalige Pfarrer Colberg antwortete sich schriftlich folgendermaßen: „Der Gottesdienst gehe in Miltzenberg um 6^u. Um morgens an und dreizeh um 6^u. Um; des Winters schied man schon früher, und wußte in Badingen des Mittags. Einige Verordnungen können daher 1. Weil der Patron dem Prediger und Küster die gewöhnliche Miltzen auch der Predigt entgegen, müssen sie vorher in Miltzenberg umson. 2. der „Hof“ in Beckagen „gründlicher“, daß der Küster sich vorher meldet, als er Miltzen aus um über die Pforte oft verhörsamen

und müsse der Kirche unmissbar werden. Es im Jahre 1714 (Hinter- und Treppengemäuer) wurde das Jahr 20 mal Abschneid gehalten (jedes 5 mal), viele suchten sich vier Sonntage wegen der Abschneid des, vorgehend, daß sie das Tages zuvor vom Hofdienst nicht sozial Urlaub erlangen könnten, sich zur Konfession einzustellen, wodurch der Gottesdienst verzögert wurde. Wenn in Badlangen vorgehalten wird, müßte der Prediger den ganzen Tag langreden.

Kirchlich mag auch werden, daß aus eben dieser Zeit die Kirchenverwaltung eine silberne Kasse gegen andere Dingen gemacht wird. Diese Kasse dürfte gemäß dem „Heb“ zum Abschneidungsmal. Man muß dabei unverkennbar an den in unserer Zeit gehörten Einschnitt denken! Solche Kassen sollen damals übrigens offen für die einzelnen Familien in Ötztal gewesen sein.

Mit Friedrich Welchs von Troitz starb 1727 die Badlinger-Linie der Troitz aus. Von den anderen Troitz und Troitzn erhoben Erbansprüche wurden von Fiskus nicht anerkannt, Badlangen verfiel in eine Königl. Domäne verwandelt und verpachtet, unterwar auch mit dem benachbarten Amt Zehlebach vereinigt. Verschiedene Pächter schienen auf dem alten Herrschaftsbau gesessen zu haben. Das Material sind wenig bekannt. Nur weiß man, daß unter Antonius Joachims zwei bewußt gewordene Stockwerke des alten Schlosses abgetragen sind. Wie die Abbildungen zeigen ist das Gebäude jetzt noch ähnlich so hoch wie der Kirchturm. In alter Zeit war es also noch bedeutend höher.

Anfang des 19. Jahrhunderts kam die Pachtung in die Hände der Familie Fischer, die dasselbe bis jetzt inne hat, und die in der Mitte des Jahrhunderts das Ozeanum der Bewirtschaftung nach dem Vorwerk Ozeanum verlegte.

Dies Ozeanum war schon in der Anfangszeit der deutschen Besetzung durch den Brandenburger Bischof Heinrich von Orlowen angelegt und ein großes Bauerndorf gewesen, durch die Raubzüge der belarischen Wenden aber in eine „wüste Mark“ verwandelt. (Ozeanum ist auch ein Dorf in Sachsen?) Ausgrabungen gelegentlich des Baues der Spitzturmbauwerk in Ozeanum bei Badlangen haben manche interessante, auch prähistorische Funde zu Tage gefördert, die in dem Königl. Museum in Berlin aufbewahrt worden sollen.

Später wurde das Schloß in Badlangen offenbar als Wirtshaus und zu ähnlichen Zwecken benutzt, das obere Stockwerk noch zu Zimmernwohnungen verwendet.

Wenn einmal in Ozeanum ein modernes Herrenhaus erbaut ist, wäre es vielleicht ratsam, wenn der Fiskus das alte Schloß in Badlangen samt dem zugehörigen Park an eine geeignete Privatperson verkaufte, die die Verpflichtung übernimmt, das Gebäude seinem altzeitlichen Charakter gemäß zu konservieren. Schon jetzt ist manches Kratzgewölbe im Keller

eingestürzt oder stieg bedenkliche Fliese, so daß Stützenmauern aufgeführt werden und das Allerweltliche dem Modernen weichen mußte. Aber auch ist genug Allerweltliches vorhanden! Am meisten werden von Laien die verschiedenen Deckengewölbe im Hauptgeschoß bewundert, ferner die gekrümmten schmalen Wandstiege (in dem ca. 17' Meter starken Mauer). Sie gehen z. B. von einer Fensterluke aus, wo kein anderer Mensch einen dergleichen vermutet. Von Anfang an werden die Stiege mehr der Bequemlichkeit als zur Sicherung bei Kriegsgefahr gedacht haben. — Noch heute steht im alten Mauerwerk, vom Volk das kleine Gefängnis genannt! Mächtig wird es überwacht von spärlichen Orten, eine unechte Illustration zu dem Dichterverb von dem neuen Leben, das auf den Balken blüht.

Der Volkswind behauptet auch, daß in den Wänden Räume vorhanden wären, in denen sich Sklette, an Ketten gehängt, lagen. Auch von einem unterirdischen Gang nach dem 4 Kilometer entfernten Kloster Zehdenick wird geredet. Die große alte Küche am Schloß mit ihrem großen Rauchfang bezeichnete der Herr Provinzialkonservator bei seiner Besichtigung im Herbst 1905 als das Interessanteste, was er in der Art gesehen. Die Deckengewölbe sind wohl am schönsten in einem jetzt als Schmiede benutzten Raum, der wohl ursprünglich die Hauptkapelle gewesen. Zum oberen Stockwerk führt eine alte Wandstiege, die den modernen Konstruktionsregeln Hicks spricht, aber dennoch noch heute fest steht.

Außer den hier produzierten Photographien habe ich noch davon wenig aufgenommen, die der Liebhaber am Märkischen Museum in Berlin beschaffen kann. Viel Interessanter habe ich jedoch nicht aufnehmen können. Möge es in meine ersten blühen!

Das im Vorstehenden enthaltene Märkische Neuland ist teils dem Mühlentorger Pfarrvikar entnommen, teils mir von meinem Amtsbruder Mack in Löwenburg gütig zur Verfügung gestellt.

Zu Brandenburgis Monatsblatt Mai 1905.

Wörter aus der Umgegend von Trossenbrunn

Von Alexander Gierke

Rechnungsthen — mag wohl mit Rechen zusammenhängen, aber als Chamkiofskram für eine „Kleid“ in schon weiter überlanger Bedeutung und zwar:

Med Reen (vgl. die Bohne als Pflanze) auch ungegenwertige Sache, hier also schlechter und geringer Wassergang; auf dem Barmen vereinzelt Böding, Bödinge genannt, bekannter als „saure“ Wiesen, Gründe. Nicht richtiger „Bonsenthan“ zu schreiben!

Dobbermatthen — Warum gleich darsich und hylsch!

Med ist (die) Dobb (Plur. Dobber) = Niederung, Vertiefung, tieflager oder noch vorhandener Sumpf (vgl. *depen, dipes, tiefen*, Tiefe).

Dobrikow. — Dazu schließt ein als Sumpf- und Niederungsname vgl. *sl. dolo* = Tal, Niederung mit sanftem Wassergang, was auch Dobrikow (1885 noch Dobrichow) bedeutet wird, wenn die Flurbe als „Senkung in der Niederung mit sanftem Wassergang“ dies ungenügend bezeugt. — Will man für Dobrikow *sl. dokry* = gut setzen, dann eher *Dobikow* aus d. h. Badst. des Dobrik (gütiger Mensch, „Gütlich“, etwa Clemens). Zu *sl. dohr* = Wasserabgang vgl. die verschiedenen Platte *pp. Dohor*, *Dobhor* in der Mark, des Dobersbach (Zufluß der Hider in Eger-Sachsen).

Die Barne — von *nr'* (pauern, Weide), *niala*, *slony* d. h. zur Weide gehörig da für „Weidebach“ bedeutet.

Die Gehrmatthen. — Mit Vorliebe und bei uns überall auftretend fand ich in Fluren für *giew* (*giere*) *Med giew* d. h. ein in eine Spalte einlaufendes Ackerstück, ein hier oben „Wasserkübelchen“. Der Barne verstreut unter dieser Flurbe verschiedene Güter, Gärten z. B. Bango, Kadu.

Die Langenathen — auch auf dem Bannin nach ihren „langen Stücken“ so geheißen. — Der Herr Vorkauer denkt wegen der Hochlage der Langenathen (bei Trennenbüchen) auch an die Möglichkeit anderer Deutung, für die er nur obd. Loth d. h. Abzug, Rang und Weg hier denselben anknüpft.

Die Petermatten — (nicht Peter(s)matten) wärdlich nach einem Neustädter Peter, während doch in Lesser anderem der adreth abgeleitete Mathen die Pter-Nomen steckt? Manie odren die Pter dass nicht eher Petermatten heißen? Wahrscheinlich richtig Peter (Peter) Mathen von (pēt — det pēthēn) pēt, pēter d. h. Mathen (Wissen) mit P-ier(n), also Tümpeln und Lichen. — Etymort ist an eine Nammübertragung pp. aus Oberdeutschland; hier sind die Beder (Felder) am die Sumpfwasser (Wirsberg) und Bach vermischt so them an altes Wort für Sumpf, dessen Wurzel er nicht anpft.

Die Kottmatten — durchzogen von verschiedenen Wassergewässern. Roth, Rad häufig aus wtd. wasser d. h. Wasserarbe entstehend, in welcher Fläche gewässert und gerodet (d. i. zum Verkalten, Kotteln) gebraucht wird (Wäher auf dem Bannin die Kott-, Kott-, Kötzfische) Vielleicht aber besser mit Beck! Roth oder Ras (aus Ranz, Ranz, Ranz d. h. Kiesel) eine (stetlich auftretende und verhältnismäßig nach sichführende Überleitung, welche die angeführten Wassergewässer ableiten sollte.

Wahematten — verwickelnd im Querschnitt?

Wandelmatten, Wandelwasser — sind Grammatiken (vgl. Wandelwätsche, Wandelbraten, Wandelkorn, Wandelkraut) und haben mit Wandel (Kornen) ganz bestimmt nichts zu schaffen.

Die Rödicken — (auch auf unserer Haldener Feldmark, ein bläulicher wärdlicher Fluss aus von pōllk Fluß radik, d. h. Rotwasserquellen (-felder, -lager), von rad d. h. Rotwasser, Rotwassersteine) Vgl. auch die „langen und kurzen Räden.“

Bürwickelbusch — aus Eber (Zachtelber, Boler) von wtd. bir — Eber, Schwem. In der Nähe des Busches liegen die Boler- oder Eberwäsen für den Zachtelber des Ortes, daher „Bürwickel“ vgl. die Bollenwäsen für den Zachtelbusch auch: Bülwänsel (Wänsel wege. die Zusammenstoßen zweier Wasserläufe, Täler — dass der von ihnen eingeschlossene Raum) Bergheim (I, 302) nennt indes den „Bürwickel“ ein Loch und hebt diese Beschaffenheit ausdrücklich hervor. Dies erinnert an die Wurzel bir und die vielen Fluren Böhren, Böhren, Böhren, Böhren, Böhren pp., welche ebenfalls im Wasserlauf liegen (Bere gelogen haben) Es könnte also „Bürwickel“ auch „Bürk- oder Lochbusch“ heißen! (Es sieht diese Lösung vor, weil die Zachtelwäsen als „Bierwäsen“ besonders genannt sind.)

Der **Bollersack** — nach Bergmann vorhin **Bollersack**, ein großer Saupf- und Meesgerland. Auf dem Bannin gibt es analog die „Polterpöhl.“ **Bollersack** (**Polterpöhl**) scheint „Polterland“ zu bedeuten (Polter sind in Holland und in den deutschen Küstenebenen u. d. Nordsee das rings mit Deichen und Dünenen umgebenen Marschlandströcken, welche zum gegen Uberschwemmung so schütten versucht), also das Land zwischen den Pöhlern. Sonst aber obd. **Delle**, **Delle** = **Schwelle**, also **Bollersack** das Schwelldamm (dessen Rand p. Weichdammus folgt).

Hornungswiese — so nach ihrem Festsitzer (Dentiner) **Hornung**.

Der große **Hornung** — von „Horn“ d. h. Flur auf (oder in Gestalt von: „Ecke, Winkel, Spitze, Landung, Verwerk“ mit der Grundbedeutung des Zugespitzen (Teufel hier, Kumpack = wyckel, kant?)

Die **Hellberge** — besser **Hellberge** (vgl. die **Hellpöhl**, **Hellpöhl** auf dem Bannin) von **Hell**, **Hell**, **Hell** (nach **Hack** aus **ahd.** **hal-um**) d. h. eine besonders durch Regenwasser sich löschende Wasserleche ohne Abfluß; also **Hellberge** = **Wassersammelberge**, daher auch der hochgelegene **Moer**.

Die **langen und kurzen Reden** — mag wohl mit (Wald) **Redung** zusammenhängen, obwohl **Baunin**, **Tekow** pp. sich **Mad. Reda** (nicht **Rede**) besorgen und nach auffälliger Weise die Charakteristiken nie ableit, sondern immer ergänzt verwenden z. B. **Reda** = **Reda**, **Reda** = **Reda**. Dies gibt doch zu denken und die „**Reden**“ scheinen von überaus warmer befeuchteter Flur zu sein. Vgl. dazu st. die Orte **Reden**, **Reden** (von **reda**, **adjective** **reda**) d. h. „**Roten**“, **Roten** = **Reden** — also was **wendische** Flur. Das **Gemeinschaft** dieser „**Reden**“ wurde von den späteren deutschen Kolonisten für die **Notung** verteilt in **lange und kurze Reden**, und auf sie — was sehr häufig — der alte Name übertrugen, jeder sprach von einer **langen und kurzen Reden**, die er hatte.

Das **Brändchen** — früher **Brändchen**, **Brändchen** möchte ich (ähnlich den **Hellbergen**) lieber dem st. **Spandebühne** zurechnen, weil die Flur ziemlich groß ist, die Verkleinerungsendung „**chen**“ nicht recht einschlägt und auch von mir speziell für das deutsche „**Brand**“ (= dörre aufschichtbarer Boden) nicht schlüssig war; der Sprechgebrauch sagt in solchen Fällen die **große**, die **kleine Brand** (nicht die **Brändchen**)! Also **brand** (**pon** **brand**, **ad** **brand** = **Brand**, **Vorrichtung**) = **Brand** (Vgl. **Brand**, **Brand** **ND**, **Brand** und **See** **Brand** bei **Landberg** **Warta**) zeigen sich im **Brändchen** Spuren eines eingestrichelten und veränderten **Brand** in einer **Wiederung**?

Die **Klatschen** — Anlagen **Klatschen** in der **Brändchen** **Brändchen** (**ND**, **Klatschen**). **Haus** es sich bei den **Klatschen** (**Brändchen**) zu eine **frühere** **frühere** **Landstelle** (von **wendischen**), so zieht sich **heute**: **Leite** **Klatschen** (**Klatschen**), **ad** **Klatschen** d. h. **Gegend** oder **Revier** mit

Springquellen (p. Klause) Aderschlöß für alten Trockengraben nach letzte Klöße, Klöße (mit Klöße) d. h. Baumst., Erhebungstrupp. (In diesem Sinne würde aber eher Klöze, Klöze, Klöße sein sonst gesagt werden.)

Der Kraterberg — ein Sand- und Kieshügel. Da z. B. hg. kurz, weiß knädel (Thierg. gnd) = Kröße nicht getroffen (sonst hätte der Hügel Kraterberg), nach an obd. gnd = langgezogener Berg nicht zu denken ist (ebenso wenig an das von den Obd. aus dem Lants überkommene und weiter gelangene crato (crat) = Gölloch), so dürfte an sel. gnd, sel. gnd p. zu denken sein d. h. nachgelagter, Flats, Schanze, Kiberg. Das Form Kraterberg würde auf dem P. N. Gerhardt stehen.

Die Kältinge — ein Wiesengrundstück, besser Kältinge. In vorliegender Schreibform von obd. Kälde = Kältebildung, nach sel. ragen Kälnd. Aber da es sich um eine Wiese (früher allener) handelt, wahrscheinlich eig. Kältinge von obd. Kal, Käl d. h. Quelle, also die Quellwiesentüchlein. Oder aus „Kältinge“ d. h. Kältefeld (Kälte = Kälte) Bei uns ist für diese Flurbezeichnung die Anhangselbe ung. nicht gebräuchlich.

Die Kälde — (Nieder-, Niede und Wiesen), vom Volkswort Klause (Klaus) gebildet, name Gelände mit Entwässerungsgraben, eig. (das Ge) Eine (die) Land von obd. Kaus, Haus, obd. Klaus = Schloß, Klänge. 1854 auf die Klaus.

Die Lankwiese — El. Posa. lanka = Wiese; der Name ist also Taublinge und hat in seinem ersten Teil die ursprüngl. Bezeichnung lanka erhalten.

Nachtheilung — eine Nachtwiese; Hebung (auch Hebung, Hebung) aus legen, vörlagen (Höpfung) entstanden.

Fließ — (der? das? — Beschreibung der Flur sieht fließ). Obd. ist Fließ, Fließ, Fliese eine abgehobene Waldstelle (von fließ), ferner obd. der Bleiz (obd. pleiz) ein Wisenstück, kleines Stück. — Aus dem sl. Dialekten hergeleitet konnte der Flurname „Kühle Stelle“ bedeuten; man würde aber dann aber heut eher in der Form „Pfließ, der Fließ“ vorziehen.

Die Radewiesen — vgl. die langen und kurzen Raden. — Kurz von Rodung pp.

Ranke Wisch. — Obd. rank (obd. rank) d. h. mit drittem Geblüch bezeichnen — heißt ist erworben für die Wischnamen große Vernicht geloben und Verdrehungen dinstehen-ble sind blänk wie nach für andere Flurnamen. Der Radewiese (rottenen See) bei Heben-schönbach wird später (nach in Deutsche Zeit) zur „Ranke Ranke“, woraus wieder das heutige „Oranke“ verbleibt ist. Es könnte Ranke Wisch (so hat der Volkswort festgehalten und nicht Wische) aus „Köle-wisch“, Radewisch eig. Radewits entstanden sein. Dann von Radewits

d. h. (Bestandteil der) Sippe des Bodis (d. h. des Bergmanns, Ordnungsbewahrenden)

Reichen, Rätigenherde — vgl. die Reichen

Der Kürschner — vgl. Kürschnerherde.

Der Krückelberg — Da für unsere Gegend so obel. Kriecher (Kriecher) d. h. verwickelte Haferstiele (Kreiselpflaume) nicht zu denken, so eher obel. Kreckelberg) d. h. Hüte mit kleinem Krüppelholz (aber auch denn würde der Name heut bei uns wohl Kregel, Kregelberg lauten). Am wahrscheinlichsten von obel. Kreckel (Größe) = Grilfenberg. Die Größe ist in Phrasen aller Klassen sehr häufig

Der Lindberg (nicht Lindenberg?) hat gewiß nichts mit Linden (Bäumen) zu tun, wie denn das Charakteristikon hier nicht vorwähliger Unterscheidung bedarf. Nach Buck ist altes lind, lind = Saugl, See, Fließ (denn = Sauglberg); feruer = Fiechtwerk, Hagun; endlich = Dreche, Lindenbaum. Oder ist eher bei uns so el. gylind d. h. Leben zu denken und dieser Gylal (für „Lind“); nach meines Untersuchungen gegen meine Erwartung häufiger in den Phrasen „Lind, Lind“ bestätigt und gefunden worden.

Die Öden — Dieser Phrasen findet sich auf dem Harnen häufig in Verbindung mit Phälen p, und hängt nach Buck als „Öden“ mit lat. neca d. h. Gans zusammen; ich vermute eher Ode d. h. Kröte, die Öden also = Fadenwässer.

Der Pechen — besser Pichen oder Pichen, ein Teil des ungeloheten Zunders Nichtenwaldes (so nach Bergmann III, 600 Lüneburger Heidekarte: Die Hagun, ein Waldrevier) ständte gägen, sel pegen', polch pigta d. h. Japsteecher, Triffbar im Weide.

Der Rehdorfbach — bei Lantke. Die Rehdorfbach bei Senberg heißt 701 el. nach Bedenitz, wofür der Bach (Bach) sog. Baden wohl unter „In wegen n. lanten Rehdor“ seine passende Erklärung findet. Eine Wurzel sel in dem el. Sprachen scheint für Wasser u. U. „Tor“ vorzudeuten. Die Ansehngülle „Rech“ zeigt, daß die deutschen Kolonisten in dem „Rehdor“ zwar ihren Fremden Begriff verstanden, den sie unter Beibehaltung des Urnamens auch mit „Rech“ erklären mochten.

Riete — Dorf am Filzing (1158 Riete), vorher vermutlich Rente, Hefe (vgl. Riete von Hütark); el. pom. Riech d. h. Kleinfuß, Bach. Der Bachmann ging auf das Dorf über, in welchem oberhalb die Hauptquelle liegt.

Die Kammeln — jene vom Filzinggräber bei eingestrichenen Schlachten und „Bodemanns“ nach ihrem Namen auch in sogl. rumpel d. h. Rumpel, Falz (s. h. hryngele), Hauptstätt wackerndelchen. Die Wortwurzel rump(?) hängt aber auch das „Lümmen“ an sich (vgl. rump herumdrehen)

Die Zahrt — bei Trowenbrunn, „ein angehöletes, mit dicken Busch und Laubwald besetztes Terrain; so ist ein dickes Gebüsch, das Fruchtigkeit verleiht, wo man leicht stricken kann“.

Dies merkwürdige Flur heißt poln. *pora. pola. Czartow* (arg. *grzed*) d. h. Schwarz- oder Teufelsbusch oder Czartow (arg. *dob*) d. h. Schwert- oder Teufelsfeld — von poln. *pora. hart, pola. czart, mit wort* d. h. Teufel — Uebrig wurde der Flurname von den deutschen Kolonisten die Zahrtow, dass die Zahrt genannt, jetzt erst langem die Zahrt.

Die Äpfels — Ackerland in der Nähe eines Verteidigungsgraben, wird durch Aufpflanz geleitet. — Sollte nicht der Name nicht entsprungen und auf den Wassergraben gedeutet sein? Umsonst, da nachweislich kein Pfahl (Pfeil) vorhanden? Am ist auch doch ein vordentlicher Flurname, aus *sl. kłystek* Äpfel (Äpfel), d. h. winziger Bäcklein!

Die Klütchen — ein Stück Ackerland an dem südlichen Abhange zwischen altem Kirchhof und Trowenbrunn. — Die Flur heißt bei Kugel „die Klütchen“ (Mehlschl) von *sl. kłystek* d. h. Kiste, unge und stunde Wohnung, Klotz

Der Kupferbusch — Busch S. 148. „Kupfer als Metall kommt in keinem mir bekannten (Flur) Namen vor.“ Kupfer als Flurname (1545 *kupfer*) ist vordentlich von der Wurzel *kuop* — dampfen, also Nebelwasser? Inwiefern haben die deutschen Kolonisten den Nachnamen „Kupfer“ u. d. wohl schon von Trowenbrunn vorgefunden, sonst hätten sie sich das dem notwendigste Wort nicht erst durch die Erläuterungswortliche „busch“ zu erklären brauchen, darum hier vielleicht die „Kupfer“ von *kuop*, *pol. kłystek, lann. kopy* d. h. Dill, also etwa Dillbusch (so bedeuten auch Orts Namen *Kaprowitz, Kaperwitz* von *kuop*’sliche sowohl als Dillpflanz, Dillflur). Auch heißt sich heranziehen mit *kyp*’ Koberg, *busch kyp*’ Koberg, *busch*; von *kyp* schwarz. So wird der Kipper — Busch (Zufuß der Stelle *od. Zitas*) vielleicht als *kyp* ein schwarzes Bäcklein andeuten.

Verlorenes Wasser — In dieser Entfernung von der Quelle verliert sich das Wasser im Sande. Hat es dann weiteren unterirdischen Lauf und kommt gelegentlich wieder zum Vorschein, so ist es eine — Punkte (*sl. gładzowa* „Fluß mit Steinen oder Stellen, an denen das Wasser unter der Erde verschwindet oder dessen Lauf wegen durchlöcherter Sande teilweise gleichsam sichtbar wird“). Vgl. *Panzkow* bei Wilhelmsburg (früher *Panzka, Panzkow, Panzkow* gehalten); die *Panzka* bei Berlin und Großschadow.

Kuper — soll von *Yptra* (Fländer) übertragener Ortsname sein, welcher 1177 *Ypra*, 1172 *Ypra* (heut dänisch *Jupetra*) heißt von *ku* (rot), *sl. ku*, *sl. d. h. Dunkel- und Schlagsboden, Schwarzwasser* (Bogt

an der Vjgerliv) Ich glaube an diese Übertragung nicht und lese sl. *vper*, poln. *węper* d. h. Druschellen, Branderler, Druschfeld

Wienogyk — soll von *Wjennogyn* (holl. Geldern) übertragener Name sein. Die holl. Stadt heißt *wynp*, *Magis*, *Winnogium* 700 *Winnoghe* 770 *Winnaga*, *Winn-aga*, *Winnaga* — vor Zeit der Fluchtvogelkontinuation *Winnata*, *Winnogyn*, *Winnogium*, *Winnogium* (aus dem holl. *Winnogyn* entlehnter-Geldern, Bestzung des Kurfürsten oder Gefürsten mit dickem, schwarzem und warmem Boden — *terra crassa et humida* vgl. sl. *Wjawa*, *Gdow*). Die Annahme einer Übertragung des Namens an eine ist aber während Erschließung unter allen Umständen zurückzuführen; denn aus dem den Kallorien bekannten Namen *Winnata*, *Winnogyn*, *Winnogium*, *Winnogium* konnte sich bei uns nicht ohne weiteres und gleichzeitig 1091 *Winnic* (1097 *Winnik* 1470 *Winnowik*) bilden, das deutlich sl. *Winnac* (poln. *Winnac*) d. h. der Deutschen Ansiedlung (richtiger im warmen Falle wohl: Burg)-Name, *Winnac* bedeutet eigentlich *stamm*, *Leibend*, *unverwandlich* *redend* (für die Wenden) — Dort alte Germanenreste?

Wjeden — aus slt. *Wjeden* Name des Ortes ist mir bisher nicht zur Hand — *Wreden* (Westf.) heißt 830 *Wredenn* 1004 *Wredinn*, *Wreden*, *Wredennenn* (vielleicht gleich *Wredenn* d. h. der Dorf oder Kerkhof-Friedung, *Flurweg*); ähnlich möchte der Name der alten Feste *Wreden* im Fischerdorf *Altenhof* am Ostufer des Werbellins zu denken sein. — Für unsere Gegend ist nicht auch eine sl. Ableitung von *Wjeden*, *Wjeden* d. h. *Wjeden* vor der Tiefe des Wassers, Ort vor der Tiefe nicht unbedeutend. (Auch *Durchzug*, *Lichtung* im Walde).

Wente — soll von *Went* (Ostf.) übertragener Name sein. Die holl. Stadt heißt von 608 *Wente*, *Wente*, 782 *Went*, seit 875 bis 1202 *Went*, *Went* f. Sie führt ihren Namen nach der zwischen vielen Wasserarmen auf weitem (Brand) Boden gelegenen Mitten *Went*-Gebilde und hier *Went*-Vielheit *Went* — *Went* d. h. (von) *Went*-Wasser von *Went* — *Wente* — *Wente* *Went*-Wasser kann nach der Inselbildung der *Went*-stelle des Namens gegeben haben vgl. engl. *Went* (Went), *Went* *Went* — *Wente*, *Wente*. Im Übrigen ist der Flözung *Wente*, *Went*-Wasser (*Went*-Wasser) mehrfach vorkommt. (An der *Went* *Went* aus *Went* *Wente*, *Wente* = *Went*-Wasser, *Wente* ist hier wohl kaum zu denken, sonst ist der *Went* auch im *Went*-Wasser, *Went*-Wasser im *Went* zu denken).

Hier *Wente*, dessen wir, *Wente* Name vor sich, selber vorkommt *Wente*, *Wente*? Nach *Wente* ist *Wente* aus sl. *Wente* *Wente* d. h. (*Wente* der) *Wente*-Wasser *Wente*, *Wente* *Wente* aus *Wente* *Wente* *Wente* d. h. (*Wente* der) *Wente*-Wasser.

Wente — vgl. bei *Wente* verschiedene *Wente*, *Wente*, *Wente* vgl. dazu „der *Wente*“.

Wente — hier *Wente* nicht mit dem Namen der Stadt *Wente* (*Wente*-*Wente*) verglichen werden. Die *Wente* Stadt heißt 107

Muchitsen, Mughitsin (= Muchi — mouch?) 870 Muchane 1207 Muchan, 1135 Muchale (Muchale), 1239 Muchelich. Ich möchte hierin kein Grundwort Mag — Much (= Muchi — mouch?) mit „Wasserfeld“ erklären (die zahlreichen von Erde und Flut besetzten Dyle = Arme in ihr).

Mügeln's urk. älterer Name Mülz war muel, aber er scheint in seinem Analogon Mügeln (Sachsen) deutlich einzeln (mit Altmügeln u. Mügelin; Muggelin, Muggelin urk., 1216 Muggeln, 1239 Mügeln — Ferner Mügeln bei Pirna 1511 Muggeln — beiden ohne Frage von auf mügeln Hügel, Hügel (jubil. = Hügelgrub.) Also Mügeln urk. = Hügelheim.

Muden — gewiß nicht nach dem Rhydar See (d. i. Müden) so gebildet. Mudun heißt in ältesten Formen Mudun, Mudun von wendisch mud („das Gericht“), wohl Kirmung von mudun (mud) d. h. Gerichtsdorf, Gerichtsstätte, daher auch bei Altkirmung der Mudun (Land des Ortsrichters), bei Bostow schon früh in Mudunin verdrängt, wie auch die Altkirmung der Flur jetzt wendisch Mudun heißt (aber der Volksmund sagt noch kirmung Mudun). Vgl. auch Brockhaus „Caden“.

Deutsch u. Wendisch Borch — 1870 Datschen — slawisch Borch deutet (ähnlich dem Bäckhauf, Paak, Paake, Paakow) die Mägen und nicht mehr erhaltenen Mauerformen Berka, Borkow an. Pol. Pom. bork, bork, bork (auf. bork) = Borkel, Borkel. Daher Borkow = Borkendorf des Bork (Bork); der Personennamen wieder ist eine Kirmung (Kirmform = ähnlich deutsch Lode statt Ludwig) von Bork-slaw d. h. der durch breite Schotten berittene, „Brettschützerkultur“ oder nach von Bork-slaw d. h. Brettschützertrüge. (Ähnlich slaw Lode nach aus Loder, Loder gebildet war.)

Der Ortsname Borch bedeutet also in. Erklärungs „Brettschützer der Brettschützerkultur“.

Wohl man weiß den Bäckhauf auf Borkow (was ich vieler Analogie wegen vorziehen muß) nicht verstehen, dass könnte der Name bork (bork) = (Bäckhauf auf) kleine Föhrenwald bedeuten (bork).

Dietarsdorf — 1855 Dytarsdorf, Dorf des Dietrich.

Lütendorf — 1370 Lütendorf (das Lüteln u. dorp in unvollständiger Urk. von 1375?) = Lüteln desin Kosowen von Luten, Luthar) = Dorf des Luthar. (Es heißt im 13. J. auch anscheinend nach Lütendorf — gleichfalls Kosowen von Luthar) = Lütensdorf (Wend.) dagegen um 1100 Ludolowetha von Lütold.

Freundsdorf — 1375 Freundsdorf (Dorf des Lokators bzw. Lehnzinsens Frau). Man möchte (Fren als Kirmung von Frenen, Frenia ansehen; aber denn wie wird Freundsdorf daraus gebildet. Daraus sieht ich nach Osterley u. A. Freundsburg bzw. (1180 Freunspurg, 1223 Freunspurg, 1230 Freunspurg, 1281 Freunspurg, Freunspurg, Freunspurg) Freundsdorf also Dorf der Lokators p. Freund.

Graben = eig. Graben (je was) Dorf am „Wendischbarn“.

Der Mauerplatz — weil er „ein mauerhafter Platz“ ist? Das Wort „Mauer“ ist sehr jung — Für Plätzen möchte man eher an Mähd, Mastert d. h. Sauf denken, auch eine sl. Verflüchtigung ist nicht ausgeschlossen?

Die Kronenkerst — bei Wendisch Borch — hg. — Kalkkerst.

Der Wühlhütle bei Gommick — Gommick im 14. Jahrh. noch Gommek von wöl. gaw'no — Halbtelle mit Hal, Trass, Schanzenplate, Tagelack. — Die Wühlhütle (die Deutung der nachlässigen Hüttenmann hat ihr großes „Aber“! Oft steckt in ihrem Charakteristischem der dazwisch erhaltenen Name eines einstigen Mähders, oft die Benennung eines an tosenden Wassers). Man konnte oben Wuhle, weil herabstehen eig. Vule (Fule — sl. Lichütz) von einstigen Wasserstein des vielleicht sehr großen einstigen Mähdertisches. Der Name der Wuhle auf dem Niederbarnim, der so unvollkommen ist, heißt im Volksmund auch „Vule“. An hyle wili sl. = groß, eine Groß-Mühle ist doch nicht gut zu denken.

Schlisch — 1575 Staroch, 1577 Schlichloch. Flores: In der Schlich oder Schliche (auf der Schlich) finden sich im Bergischen häufig und haben ihren Namen aus Schliche, Schlichen pp. gekostet. Leifhanser bemerkt für diese Namensgruppe (S. 64). „Mähdlich wie bei Klage oberst steht man der wapp. Bedeutung Mähdstein, wagt ist, Bergschicht, durch welche Wasser fließt, zwischen die von Bergf. und Lichte entwickelt zu haben, die Anzahl und Vöner für die wapp. haben“. Zu Loth (S. 67) „zu bezeichnet Hütle, Schlich, Tal (falls nicht auf schli hoch, schli, loh — Gehäsch, niedriges Hohl marktschiffen, was zu gehen ist“) Für Staroch (Schlich's) Feldmark liest also aus denen Aufzeichnungen eine deutsche Heftung = „Talsumpf, Mähdereiche“ heraus.

Auch das Wendische stam mit „Stam-Loth“ d. h. Schwaner-Loth heißt vielleicht nicht im Stuch

Nickel — 1270 Nywal (Nywal?) — Ich finde dafür aus sl. Sprachgebiet nur Nivola (Novola) d. h. Neumöller(ort) vgl. Neumöhl! Und wenn man zu „Nywal“ den Übergang des „w“ in „v“ (Nabel) beobachtet, möchte man ihn auch für Niaplitz vorschlagen (aus Nivollat) d. h. Neumöllerwasser (vgl. Nivollat bei Olava). Für unser Nickel find ich statt aus Nywal die deutsche Deutung „Neu Wall“; aber diese will mir nicht recht einleuchten, weil dann der Ortname „Nyewal“ heißen müßte. Denn im Verhältnis zum Walle ist es eine „Flußlage“ und bedingt die wapp. Gesamtbezeichnung: (To dem) Nyewal.

In Nordhannover findet sich der Ort Niwawal, der aber 1031 noch Nivola und um 1248 S. Nivola, viel später erst Niwawal geheißen ist. Sein Name korrespondiert mit Nivollat (slam. Nivol), das auch 629 als Nivola, 847 als Nivolla, 870 als Nivla und um 1336 als Nivola wapp. Texte (hist. S. 28) spricht im Bismarcklande von einem Nivolla

Samen und Bock (§ 101) erklärt die Fließnamen „Nibel“ aus Nibelas (= Nivalis) für wahrscheinlich von kyprisch *neon* = Bach (jiddisch *neon* = Aue) Fließname (§ 11, 12) erstrebt zugleich mit Anlehnungen von Novaha. Dem Fließ- oder Fließnamen Salsala, Salsala darf man wohl eigentlich mit „Wieserbach“ wiedergeben, ein Wasser, welches als Nov (vgl. Nimmigk) durch terra massiva geht und sie zu karstigen macht. Das trifft insbesondere für die alte Flur von Nessel und Straßla zu.

Für unsere Nibel, Nibelitz möchte ich insofern an Louis Nimmigk-übertragung durch Holländer denken, sondern eine d. Deutung vorziehen.

Pecküle — 1208 Pecküle, 1637 Peckül, 1680 Pecküle — möchte ich aus sl. *pečija* „Flur an der Heide entlang“ ableiten.

Über Quellenmaterial zur Erforschung der kirchlichen Ortsgeschichte.

Von der Franka für die Franka.

Von Superintendent a. D. A. Petri, Groß-Lichterfelde bei Berlin.

Es ist eine bedeutsame Erscheinung in unseren Tagen, daß die Geschichtsforschung sich jetzt wie auch nie zuvor, überhaupt die jungen Wissenschaften, welche es mit den Realitäten des Lebens zu tun haben, vor allen Naturwissenschaften und Geschichte der Heimat in hohem Maße gepflegt werden. Letztere erhebt sich namentlich nennlicher Vereine, und die Vereine für die kirchliche Ortsgeschichte sind die meisten unter diesen.

Ein solcher, angelegt durch den am 15. Mai 1882 auf der kirchlichen Konferenz der Kurmark in Potsdam gehaltenen Vortrag des Superintendenten Hermann Ta. Kyllä über „die Bedeutung der kirchlichen Ortsgeschichte zur Weckung und Verfestigung des kirchlichen Bewußt“, besteht seitdem für die Provinz Brandenburg, eben solcher seit 1883 auch für die Provinz Sachsen, die Wege der Reformation. Andere Provinzen, wie Elsaßland und Westfalen, Schlesien und Hannover, auch andere Länderkirchen, wie Sachsen, Hessen und Württemberg sind mit ähnlichen Vereinswegen bereits erfolgreich vorangeschritten.

Von allen über werden auch besondere „Jahrbücher“ herausgegeben, welche sich namentlich der Spiegelschichte und der Erforschung heimlicher Sitten und Vorgeschichte in Kirche wie Haus als Gegenstandswert dachsten. Aufgeführt und namentlich zur Erforschung der

kirchlichen Ortsgeschichte und wie Gefährte vielfach werden in späterer wie neuerer Zeit, von Behörden und Einwohnern. An Quellensammler hat es nach wie folgt:

Nach dem von einer Visitations-Kommission des Kurfürstlich-Braunschweigischen Kirchen-Regiments abhold nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges in den einzelnen Gemeinden des Landes aufgestellten Kirchen- und Pfarr-Matrikeln, enthalten die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter dem Titel „Anlagen“ vom Kirchen- und Schul-Regiment gestiftet und von den Pfarrern bearbeiteten, meist allerdings nur nach in den Episcopi- bzw. Regimentspakten befindlichen „Fragen“ nach die Erforschung der kirchlichen Ortsgeschichte vielfach wertvolles Material.

Ihre gründliche Vervollständigung erfordern dieselben durch die im Regimentspark Freickfurt a. O. und in der Stadt Berlin erst seit 1862 zur Einführung gelangten kirchlichen Lagerbücher.

Nach der Instruktion des Königlich-Königlichen Konsistoriums zu Berlin vom 24. Mai 1862 soll der Titelblatt eines jeden Lagerbuches den Namen der Kirche, Nachrichten über die zu derselben eingepfarrten Orte, Pfarrer und Gemeindeglieder, Angaben über die Sebrzahl, das Patrozin, die Gewässer, das Parochialverhältnis pp. enthalten.

Wenn auch die juristische Gültigkeit der Lagerbücher — namentlich bei Führung von Prozessen — vielfach schon beanstandet worden ist, so steht die kirchliche Bedeutung derselben außer Frage. Die späteren Gemeindeglieder werden so ihren Vorgängern im Amte großen Dank wissen, wenn diese die Titelblätter der Lagerbücher mit chronologischen Stoff reich versehen haben.

Und nicht bloß im Interesse des Pfarramts, sondern im eigentlichen kirchlich-konservativen Interesse ist es, namentlich unter dem großen Nennungsdränge der Gegenwart: sich so viel als irgend möglichheit der Lokalgeschichte der eigenen Gemeinde bekannt und vertraut zu machen. Das erfordert freilich nicht geringe Mühe und Zeit. Aber es ist doch richtig, was D. Wilhelm Bauer in seinem im Jahre 1877 erschienenen sehr dankenswerten Buche über „Das deutsche evangelische Pfarrhaus“ sagt: „Nun anderer Stand ist durch erfolgreiche Nebenbeschäftigung so bekannt als der geistliche. Es sind dem weder die theologisch-wissenschaftlichen Leistungen, noch die vielen Volkswörter, welche auf die christliche Gestaltung des Volkstums einwirken, zu verkennen, denn beide stehen mit dem Beruf des Geistlichen im unmittelbaren Zusammenhang. Allein in erster Reihe der Nebenbeschäftigungen steht die Erkennung der Ortsgeschichte. In Hesse-Darmstadt wird vor 30 Jahren die Anerkennung getroffen, daß jeder Pfarrer eine Ortschronik seiner Pfarrei herzustellen lasse. Zur Einleitung sollte eine

Geschichte des Orts hat zur Gegenwart gegeben und dass in jedem Jahre, was sich wichtiges ereignet, eingetragen werden. Sofort kann eine große Bewegung in die Archive der Pfarreien. Zwar wollten die einen, daß sie den Staat der Vergangenheit aufzählen sollten, die anderen aber gingen frisch am Werk, als hätten sie nur auf die Gegenwart gewartet. Eine große Anzahl sorgfältiger Arbeiten kam zu stande, und für die Landeshistorie lieferte die Ortsgeschichte manchen erwünschten Beitrag. Diese Forschung ist auch für die Einwohner des Orts zur Belebung der Heimatsliebe und des geschichtlichen Sinnes ein heiliges. Doch sei das nicht der einzige Gewinn, den die Ortsgeschichte bringt. Ein anderer kommt unmittelbar dem geistlichen Amte zu gute, die Gegenwart der Gemeinde wird aus ihrer Vergangenheit verstanden, die Zusammensetzung der Bevölkerung, der aristokratische Stolz ihrer, die bescheidene Stellung jener Familien, die wirtschaftliche Lage und die kaufmännische Gestalt des Ortes. Gelangt es dem Geschichtlichen, auch die Sagen, Gebräuche, Lieder usw., welche in der Gemeinde heimisch sind, zu erfahren, so wird dem Leser Schatz für Bild des Volkslebens, das er gewohnt, das Erkenntnis mehr, mit seiner Frucht im vollen Leben hindurchzuführen.

Und Pastor Ludwig Haarm in Hermannsburg, dieser Meister in der Erforschung der Ortsgeschichte und im Erzählen derselben sagt in der ersten seiner unter dem Titel: „Goldene Äpfel in silbernen Schalen“ veröffentlichten Erzählungen: „Ich will jetzt 1000-Jahre zurückgehen und eine sehr liebe Mönchengeschichte erzählen, die ich teils im Pfarrarchiv von Hermannsburg, teils in einigen alten Lüneburgerischen Chroniken gefunden habe. Ich sage: mir ist diese Mönchengeschichte sehr lieblich, denn niemandem daß ich ein Christ bin, bin ich ein Lüneburger mit Leib und Seele, und kein Land in der ganzen Welt geht mir über die Lüneburger Heide. Daß niemandem, daß ich ein Lüneburger bin, bin ich ein Hermannsberger, und Hermannsburg ist mir das schönste und lieblichste Dorf in der Heide. Diese Mönchengeschichte betrifft aber eben mein liebes Hermannsburg. Von Jugend auf bin ich so über Art Bäderwarm gewesen, und konnte ich etwas über Deutschland oder gar über die Lüneburger Heide oder gar über Hermannsburg hören, wie habe ich mich gefreut! Schon als Knabe, da ich das Buch des römischen Schriftstellers Tacitus über das alte Deutschland verstehen konnte, konnte ich keine größere Freude, als mit meinem Tacitus in das Tacitus durch die Heide und Saupfe und Waldungen zu streifen. Da las ich denn, wie unsere alten Vorfahren so tapfer und stark gewesen — — daß sie so kühn und stehend waren, gastfrei und edel. — — Aber wenn Herr knieste nach, wenn ich über Städte und Lände las, wie unerschrocken die Krugknecht, die Reiter, wie furchtlos der Soldat, wie vielköpfig die Sauf- und Spielerei unter unsern Vorfahren gewesen ist, dann unerschrocken“

leben Götzenbeset, bei dem sogar Menschen auf heiligen Schmelzförmern geschichtet wurden, andere in tiefen verborgenen Labyrinthen erstickt, — dann stehe ich selbst als Knecht über die wunderbaren Wirkungen des Christentums!“

Und die zweite Erwähnung: „Bekehrung der Hermannstädter Kirche“ beginnt er mit den Worten: „Es ist doch etwas Großes und Schönes, von dem Ursprunge und der Geschichte der Kirche, in der man selbst und Gott dankt, etwas zu wissen. Schon der Gang zur Kirche über den Kirchhof ist mir erquicklich. Mir ist es immer, als ob durch den Vorhang zerissen wird, der die Kirche dort oben und die Kirche hier unten trennt. Wo ich bin, da haben die Entschlafenen auch meist in Gegenwart zugehört, und wo sie nun sind, da will ich auch sein. So kann ich mit seligen Gläubigen sprechen: Eine heilige christliche Kirche! Auf der ganzen Welt ist mir doch kein Ort so lieb als die Kirche, meine liebe Kirche.“

Wie wichtig ist es, hauptsächlich in der Predigt, besonders aber in der Missionpredigt unsere heutigen Gemeinden von ihrer eigenen Geschichte des „Nun und Jetzt“ in religiöser Hinsicht, in Haus und Stadt und Schule aufzuwecken und sie vor Dunkelheit für den Segen des Christentums und ihr evangelisches Bekenntnis erwecken und sie drängen zu können: zu helfen, was sie haben, daß niemand ihre Ernte sehen.

Es erquicket daher nicht zufällig, daß gerade der October der Hermannstädter Mission, Pastor L. Harms, auch ein so warmer Freund der Orts-, insonderheit der kirchlichen Ortsgeschichte ist.

Auch die verdienstvolle, vom Baseler Missionarhelfer herausgegebene Monie „Missionsgeschichte Deutschlands in sechs Heften“ sagt im Vorwort des ersten Heftes: „Vor allem erböte Verleser des Christen in der Heimath sich mehr in Erinnerung bringen, daß unsere Vorfahren auch einmal Heiden gewesen sind und des Lichtes der Evangelien entbehrt haben, und so hundertfach unser Dank erweisen für die Segnungen des Christentums. Leider schätzen wir die Wohlthat, inselbst der Christenheit geboren zu sein, viel zu wenig. Wenn hoch von Thron die Glocke zur Kirche ruft — — was fällt es ein, dem HERRN zu danken, daß wir Sein Wort, Prediger und Kirchen haben und nicht, wie unser heidnischen Vorfahren, den stummen Götzen opfern? Sehet alle die Anstalten heiliger Liebe, Stiftungshäuser, Spitäler, Volkschulen aller Art! was schenkt uns? das Christentum!“

Auch der Berliner „Missionsfreund“ hat in den Jahren 1876—77 eine Reihe von Aufsätzen unter dem Titel: „Wie die ersten Deutschen Christen wurden. Wie die Wenden Christen wurden“ — gedruckt, letztere von dem damaligen Pfarrer Frensch in Wollburg, späterem Missions-Inspektor der Schleswig-Holsteinischen Missionsgesellschaft in

Brockhaus verfaßt. Derselbe — 1 J. 1866 herausgegeben — schrieb dem Verfasser, seiner Zeit Museums-Inspektor in Berlin:

„Wie allgemein anerkannt ist doch die Beschäftigung mit der heimischen Mission, wie Du sie jetzt treibst! Ich habe mich mit unserer Gegend in den letzten 2 Jahren auch sehr eingehend beschäftigt. Für P. Richter's Volkshilflichkeit schrieb ich die Christenweisung der Braunschweiger Gebiete.“

Ein größeres Quellenwerk in einem starken Bande: „Aus der Wanderschaft“ — hat Pfarrer Nettrahl in Spiekendorf bei Halle a. S., der Bruder des Gutsbesizers Kolo-Michaelis De. A. Nettrahl, verfaßt. In demselben heißt es z. z., die Mark Brandenburg betreffend (Seite 461-67):

„Nachdem sich der Markgraf von Brandenburg und der Erzbischof von Magdeburg i. J. 1260 oder 61 in der Sache des Schismas und Landes Lehen geeinigt, teilten sie dasselbe unter sich. Der markgräfliche Teil bestand in einzelnen Distrikten sowohl innerhalb als jenseits der Oder. Zum Magdeburger gehörte die Gegend um Mühlberg, Stensberg und Finstereberg, wohl auch die von Gürtz. An der Grenzabstimmung arbeiteten beide gemeinschaftlich. Sie zogen deutsche Priester, Mönche, Ritter und Edle, Handwerker und Schulmeister ins Land. Besonders energisch verfahren die Letzteren. Sie sollen den fernsten Gebrauch der wendischen Sprache im Todesstrafe verboten haben.

Wenn die Hochstädt noch im Lehensbesitz aufblühte — bei weitem größeres Recht hatten sie in Rausch-Polen — so hatten sie ihren Wohnsitz in Gürtz oder Seelow. Die Grenzen reichten über die Schluke hinaus bis in die Nieder-Lausitz und nördlich bis Küßberg S. M. und Lauenberg a. W. — Im Jahr 1266 bestand die kirchliche Diözese aus 8 Bistümern, deren Mittelpunkte waren: Frankfurt a. O. mit 15 Kirchen, Falkenberg mit 26, Mühlberg mit 25, Seelow mit 12, Drossen, die Hauptstadt der „Landes Sternberg“ mit 42, Zelenzig mit 18, Hagen mit 20, Kötzin mit 17 Kirchen.“ Auch über den Acker der gesamten Städte gibt dieses Quellenwerk Auskunft nach dem soll Zelenzig im Jahre 1244, Frankfurt 1250, Stensberg 1250, Semsberg 1250, Lagow 1260 Stadt geworden sein. Die Behauptung Drossen's zur Stadt hat jedenfalls vor diese allen stattgefunden.

Wertvolles Quellenmaterial hätten auch die Schriften des „Vereins für Geschichte der Neumark“, im Auftrage des Vorstandes desselben herausgegeben vom „Wissenschaftlichen Ausschuss“, Prof. Dr. Wewel in Küstern, Prof. Dr. Schwartz-Berlin und Oberlehrer Dr. von Nilsen-Stettin. In Heft VII vom Jahre 1898, S. 51-169 sind die städtischen orte des Landes Ostpreußen der Neumark in sehr gründlicher Weise erklärt unter folgendem, für die Benennung der einzelnen Orte nachgehend gewendetem Aufzählungs-Gezette: I. Gade oder Rugade II. Guchlechtsche

oder Sippendorf. III. Bartschke oder Bittersitz. IV. Abbenort oder Neudorf. In den Sippendorfern sind die ältesten, in den Neudörfern in der Regel die jüngsten Ansiedlungen zu erblicken.

Sehr dankenswert ist auch das Unternehmen von E. Veitgländers Verlag in Leipzig: „Die Geschichtlichen Leihbücher und die Reform des Geschichtsunterrichts“, wofür 5 Farbendruckblätter zur deutschen Kulturgeschichte mit Text beigeheftet sind.

Das erste Bild zeigt und beschreibt eine germanische Ansiedlung, das zweite den Kirchenbau im keltischen Lande, das dritte den Ausritt zum Kreuzzuge, das vierte eine deutsche Stadt des 16. Jahrhunderts, das fünfte die Zeit des Rokoko, das sechste die erste Eisenbahn.

Ein Quellenwerk ersten Ranges in der Tat, wie es Superintendent Mommers in seiner grundlegenden Schrift über „die Bedeutung der kirchlichen Organisations“ setzt, ist der Codex diplomaticus Brandenburgensis von Prof. Biedel mit seinen ca. 40 Bänden. Was von der Prägnanz u. Ö. gesagt ist, daß aus dieser allein im Codex 1850 Urkunden aus älterer Zeit veröffentlicht sind, gilt mehr oder weniger auch von anderen Landestheilen der Mark Brandenburg.

Speziell für die Neumark und zur Erforschung der Geschichte derselben sind namentlich: Klotke's „Regesten zur Geschichte der Neumark“, 5 Bände, (enthalten in den Forschungen zur mittelhochdeutschen Geschichte Bd. X, XII und XIII).

Es besondres Ehren- und Dankerkennal soll selbst auch in dieser Mitteln dem Pastor Franz Winkler gesandt werden, dem ebenso von katholischer wie von evangelischer Seite gefürchten Verfolger von zwei großen Werken über die Mission- und Kirchengeschichte der Wroclawlande. Sie heißen: „Die Fränkionskristenheit des 12. Jahrhunderts und ihre Bedeutung für das nordöstliche Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte der Christenmission und Germanisierung des Wandervogels“ und „Die Clarenkristenheit des nordöstlichen Deutschlands. Ein Beitrag zur Kirchen- und Kulturgeschichte des Mittelalters.“

Pastor Winkler, des Verfassers lieber Freund und Anbeter, ist in der Dekane Altsdorf in der Magdeburger Kirche, war zuerst Lehrer am Kloster U. L. Fr. in Magdeburg, dessen reiche literarische Schätze einem Forscherpaar die erwünschte Salzung boten. Was er dort gemacht, hat er später als Geistlicher in Schönbuck u. E. nach nicht Heizen, nach durch die Klöster der katholischen Kirche als äußeres Resultat veröffentlicht.

Er war es auch, der infolge seiner kirchlichwissenschaftlichen Studien von dem Wert derselben für den geistige Amt so sehr durchdrungen wurde, daß er i. J. 1877 in der Evangelischen Kirchenzeitung (No. 5) einen Aufsatz „Über die Gewinnung kirchlichwissenschaftlicher Kenntnisse, ihren Wert für den geistlichen Amt und ihre Notaberechnung für die Gemeinde“

sächlich, in welchem er z. B. sagt „Kein Pastor kann sich des Interesses für die Vergangenheit seiner Gemeinde entziehen, wenn er nicht ein Mitleidig werden will — — Und patria — ist bene! und zum Vaterland wird dem Pastor seine Gemeinde, wenn er ihre Geschicke erforscht — — Die Märkte, die große Konstante, ist wohl aus der ausnehmenden Landschaften, und doch muß ich gestehen, daß mir in ihr noch kein Weg hauptsächlich geworden ist, will ich ihre Hügel, Senkungen und Hücker mit geschichtlichen Blick betrachte. Ja, erwidert man mir, das verstehen wir, aber wozu können wir die geschichtliche Einzelarbeit? Er kann doch nicht jeder die Lokalgeschichte zu seiner Lebensaufgabe machen. Nun, es ist nicht nicht nötig als ein historischer Sinn, der Stoff liegt näher als einer meist — — der Pastor braucht nur auf die Mitteilung der Akten in der Gemeinde zu bestehen, um Stoff genug zu finden, aus dem er ein kulturhistorisches Bild der Vergangenheit auf dem Papier entwirft, und er ist damit bereits in die historische Vergangenheit seiner Gemeinde zurückgestiegen: er ist Geschichtsschreiber seines Orts geworden. — — In diesen mündlichen Mitteilungen werden wohl die Akten noch manches Detailmaterial liefern. — — Dann sind auf dem Dorfe meist alle in den Händen des Pastors. Die kirchlichen Akten und insbesondere die Kirchenbücher sind Geschichtsquellen in ihrer Zeit, in der die Kirchenbücher meist noch dem trockenen Linienschreibe geföhrt werden, hat mancher Pastor geschichtliche Ereignisse darin verzeichnet. Aber auch da, wo dies nicht der Fall ist, läßt sich aus den Namen und Zahlen der Kirchenbücher viel geschichtliches Material gewinnen. Die Höhe der Einwohnerzahl, ihre Beschäftigung u. s. w. geht daraus hervor. Wenn Kirchenbücher oder Kirchenrechnungen auch hat in die Zeiten des 30-jährigen Krieges zurückreichen, der hat an ihnen sehr wichtige Quellen für die Zeitgeschichte seines Orts zur Zeit dieses schrecklichen Krieges, und wenn er seiner Gemeinde zum Dienst seines Pfarramtes gelegentlich in der Predigt oder im persönlichen Verkehr Mitteilungen macht, so wird er sofort merken, auf welcher Spannung man ihm folgt.

Eine Fundgrube für die Ortsgeschichte ist dem Pastor ferner die Kirche und der Kirchhof. Wenn beim Kirchengebäude die Schriften schreigen, so müßte für ihn der Stein reden, auch alte Grabsteine, die nicht selten von alten Vorgängern und allfälligen Gutsherrn Zeugnis geben. — — Was im Orte an historischen Nachrichten nicht vorhanden ist, das ist an den Archiven der kirchlichen und staatlichen Behörden zu suchen.²

Als schließlic des größten Eisenruhphages der alten Kirche in Padliger, Kreis Züllichau, aus welchem vollständig ein allfälliger Neubau wurde, zum Besten deselben im Jahre 1890 „Gedenkbücher aus der Geschichte des Kirchspalts Padliger. Ein Beitrag zur His-

sions- und Kirchengeschichte der Neuzeit^{*)} geschrieben wurden, wandte sich Verfasser an seinen Freund, Pastor Winter, mit der Bitte um Ansicht über manchen Punkt. Er antwortete — nicht lange vor seinem am 22. December 1879 erfolgten frühen Ableben — mit folgenden eingehenden Worten:

„Es hat mich sehr gefreut, von Dir etwas Nützliches zu erhalten; ich wollte nur, daß Du so einen ganz polnischen Ort im Reg.-Bez. Frankfurt a. O. gefunden wärest, und habe, offen muß ich es bekennen, erst jetzt nach einigen Sachen Dein Puffigau wieder gefunden, haben und viertheil-Polnisch enthält. Dein Züllicher-Schwiebrauer Kreis ist so ein Allerweltskind: polnisch, schlesisch, brandenburgisch. Das älteste Nachrichten findet Du in den schlesischen Quellen, und dann empfehle ich Dir insbesondere: „Ordnungen, Regesten zur schlesischen Geschichte.“ Das Osterlauer-Kloster Trebbitz hatte im Kreise seinen Sitz, fast den ganzen südwestlichen Teil von Schwiebrau an. Dieses Kloster hat dort um 1760 die deutschen Kolonisten eingeführt und das ist das Krause-Maximilians-Geschichte. Das alte St. Marien-Dorf Puffigau ist entstanden von Puffigern. Das, ganz ist auf polnisch so viel als Haag. Das erste Hälfte streich ich aus (ja, bei, unter) und drei (Teil) zusammen, also ein Teilhänge. Siehst Du, ob die Erklärung zur Lage paßt.“ Und soles ist der Fall.

Über mein Puffigau erhielt ich nach vom Königl. Staatsarchiv in Breslau, hiesig. vom Präsidenten desselben Geh. Rathen Prof. Dr. Colman Grunhagen, an welchen ich mich direkt gewandt hatte, sehr dankenswerthe Worte, und nach der Codex diplom. Brandeb. gab manche Licht, namentlich über die früheren Patrone.

Ein Sachkennner der von Trebbitz, welche die Herren von Puffigau und Trebbitz bis gegen 1780 waren, ein preussischer Kavallerie-Offizier, schrieb am 2. September 1880 als ein mit gleichem Vorbenamer: „Ihr sehr interessanten Krause Nachrichten „Geschichte des Krause-Geschichte des Kirchspitals Puffigau“ ist mir dieser Tage erst im Gesichts gekommen. Verschiedentlich sind darin als die ersten Patrone jener Kirche, von etwa 1613 an, meine Vorfahren erwähnt. Ich wäre nun — beschäftigt mit der Familien-geschichtschreibung — Ihnen sehr dankbar, wenn Sie

*) Nach einem kleinen Kapitel enthält der Verzeich. von Wert der Erlösung der Organisations-entlast. die Schrift eines allgemeinen Teil (1) Aus der alten Kirchenzeit. 2) Wann und wie sind die Bewohner unserer Organ. Christian geworden. 3) Die Osterlauer-Kirche an der Ober. 4) Die Sammelkirche Trebbitz und seine allgemeinen Teil (1) Kirche und Pfarr, Puffigau und Puffigau. 2) Die ehemaligen Grundbesitzer von Gumbrow und Trebbitz. 3) Die Erlösung des Jahres von 1817 und die Zeit der allgemeinen Separation — 4) Lufthaus und Pfarrhaus 4) Die Schulen und Lehrer der Puffigau.

mir eventuelle weitere Nachrichten über meine Familie sagen lassen könnte.“

Und als Glied der gegenwärtigen Pflanzhof-Gräfinchen Fürstentumherrschaft schrieb mir nach Empfang der „Gedenkblätter“ aus der Ferne:

„Die Gedenkblätter haben mich wahrhaft ergriffen. Das Bild meines lieben Vaters erschien mir wie der Mittelpunkt derselben, und wie vor Gott die Länge der Zeit oder des Lebens so geringe Bedeutung hat, wie Er gerade auf dies kurze Leben einen so besonderen Segen gesenkt; was er für ein Glück sei nun das Werk in Gott getan, und welche ein Glück, welche ein Sporn, die Kinder eines solchen Vaters zu sein. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie über dies schickte und doch so hohen Dankmal gesezt, in dem er auch für mich, der ich ihn ja kaum gekannt, wieder lebendig geworden ist. Ach, wie bewußt überhaupt die ganze Geschichte der Pöhlgeneschen und Tschöcherer Pfarre, der „Hütte Gottes“, der Verfolgungen und Bedrögnisse, so hat mich alles so lebhaft interessiert, es ist ja meine eigentliche Heimat; wir (meine Schwester und ich) haben unsere ganze Kindheit in Trebeschen verbracht unter den Augen des besten, herrlichsten Ordensaters.“

Auch sollte des Königl. Stabsarchivs in Posen wurde ich sehr freundlich beehrt, jedoch mit dem Bemerkn, daß die gedruckten Schriften ohne höhere Genehmigung, die ungedruckten nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Dr. Späth (Königl. Geh. Stabsarchiv) in Berlin überlassen werden dürfen.

Mit letzterem habe ich mich — allerdings fast 20 Jahre später — von neuem Anteil ebenfalls in Verbindung gesetzt. Es galt die Jubelfeier des 300jährigen Bestehens der St. Jacobi-Kirche zu Drossen im Jahre 1838.

Bereits im Jahre 1836 hatten wir das 300jährige Gedächtnis der Einführung der Reformation daselbst gefeiert, wozu ich als Druckschrift eine „Kurz Geschichte der St. Jacobi-Kirche“ herausgab, zu welcher ich außer der „Circe der Stadt Drossen auch vorhandnen Bruchstücken beschrieb von A. F. Knab, Lehrer an der Stadtschule in Drossen“, fast nur lokal-kirchliche Quellen benutzt habe, welche rasch und noch wohl erhaltenes Material trotz aller Kriegstürme und Erdbeben enthalten.

Die Stadt und Kirchengemeinde Drossen ist in der seltenen Lage, den Namen ihres Reformators zu kennen. Johannes Musgeld heißt er und war vor dem katholischen Pfarrer an St. Jacobi daselbst, nach Jahr und Tag der Einführung der Reformation in Drossen durch Übertritt des Pfarrers Musgeld zur evangelischen Kirche ist bekannt, es war der Mittwoch nach Ostern des Jahres 1538.

Es ist die St. Jacobi-Kirche im Besitz der alten Bekkers mit vielen wertvollen Büchern gehalten, auch im Besitz einer geschriebenen lateinischen Bibel in Folio vom Jahre 1497 mit einer Kette aus altem Besatz und viele einer Anzahl alter, noch gut erhaltener Metallbücher mit dem Pommer bischöflichen Wapen versehen.

Zur Feier des 600-jährigen Bestehens unserer Kirche erhielten unsere Quellen aber nicht nur Auf dem Auftrage bei der Königl. Regierung in Frankfurt a. O. nach urkundlichem Material erhalten wir den Bescheid, daß nach in dertigen Akten über das Alter der Drossener Kirche nichts weiter finde als was in dem mit dem Besatze vom 6. Dezember 1844 vorgelegten Katalogen enthalten sei, welche der urkundlichen Form entbehren. Darin steht unter No. 7: „Die Kirche ist im Jahre 1298 fundirt und dem St. Jacob geweiht worden.“ Die Verfügung der Königl. Regierung sagt ferner: „Die urkundliche Metrikel vom 24. September 1690 enthält keine Angabe über das Alter der Kirche, wohl aber über das Vorhandensein älterer Bücher bei derselben. Unter diesem wird eine Chronologie Hoc est omnium temporum et sanctorum ab Iulio caesare usque ad nostrum a. m. d. c. l. II. Antero Johanne Francke Norimbergense genannt. Vollschick und die Dache, von denen letztere einen Aufschluß geben könnte, wenn sie nicht mehr dort vorhanden sein sollten, zu einer öffentlichen Bibliothek abgegeben worden.“ Die Bücher sind sämtlich noch im Besitz der Kirche, und der Pollast von Francke ist wiederholt durchgesehen worden, hat aber keine Daten für das Alter derselben gegeben.

Ebenso lautet der Bescheid des Königl. Statarchivs in Posen, daß sich in denselben Nachrichten über die Gründung der St. Jacobi-Kirche nicht finden. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß das Königl. Oberste Statarchiv in Berlin, in dem sich die Archivrollen der Provinz Preussens befinden, weitere Auskunft erteilen könne.

Der Bescheid von dort lautet: daß sich über die Fundation der St. Jacobi-Kirche nichts habe ermittelt lassen. Die erste urkundliche Erwähnung einer Kirche in Drossen finde sich, so weit sich in Berlin habe feststellen lassen, in einer in die Drossenischen Abschlüssen-Sammlung belandeten Urkunde vom 1. Januar 1550 (gedruckt Babel Cod. Dipl. Brandeb. XIX. 183).

So war man auf ein über vergiltes Blatt des Metrikel-Daches angewiesen, welches nur die Überlieferung enthält „Nach den alten Nachrichten von der Haupt-Stadt Drossen im Anno 1298 die Marien Kirche fundirt und St. Jacobi-Kirche genannt worden. Durch einen den 12. Mai 1506 in der Stadt vorgeprochenen unglücklichen Brand aber ist selbige gänzlich eingestürzt, jedoch im Jahre 1608 mit namt dem Form wieder erbaut worden.“

Dieser Mann wurde nämlich der Bitte um Genehmigung der Frier dem päpstlichen Konsistorium in Rom mit Rücksicht

Hiernach erfolgte der Bescheid, daß es, behalt Vorbehaltung unerwünschter Folgen von einer öffentlichen Sachverständigen, deren geschichtliche Unterlagen nicht ganz sicher seien, erforderlich sei, die, vor möglichsten Fortstellung der Daten über die Gründung der St. Jacobi-Kirche im Archiv des Vatikanus in Rom die Verrichtung des Evangelischen Ober-Kirchenrats nachzusuchen. Nach 14 Tagen aber schon eruchte eine weitere Verfügung mit der Rücksicht, daß der Evangelische Ober-Kirchenrat von Nachforschungen nach dem Gründungsjahr unserer Kirche in Rom abstehe und der Fest, in welcher nach der Erhebung eines Vertriebers des päpstlichen Konsistoriums verhalten wurde, nicht mehr im Wege stehe.

So konnte und durfte mit gutem Gewissen das lange schon vorbereitete Jubiläum gefeiert werden, und es war eine herrliche Fier! Die nichtwüchtige große St. Jacobi-Kirche, aus geschichtlich aus eine Jubelzeit, wurde beglückwünscht und gesegnet von Sath und Fern.

In der Festpredigt über 1 Kön 8, 54 - 59 wurden wir zunächst in die Zeit vor 600 Jahren versetzt. Wir sahen im Geist die alten Kaiserthum-Münster von Ercilsten Hagelberg mit arbeitenden Handwerkern und Klerikern in unsere Gegend rufen, eine kleine Zahl der heidnischen Engländer aus sich zu sammeln, so einen glänzenden, besonders hochgelegenen Ort die erste Kirche bauen und mit der kleinen Schaar ihrer Anhänger den Anfang eines christlichen Gottesdienstes machen mit Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit.

Wir sahen ferner im Geist allmählich die Götzen und den Götzenkult, das höchste Verbrechen der Töten und das Begraben ihrer Asche im nahen „Heiligsberg“ schwanden, wo noch immer Reste von ihnen ausgegraben wurden.

Nach dem alten Mönchen dankten wir den Landesherren, welche Hand in Hand mit ihnen die Kirche und das Evangelium wiederherstellen halfen, namentlich unsere gegenwärtigen Herrscherhäuser, dessen königliche Huld und patriotische Fürsorge mit unerschütterlichen Sägen in der Geschichte unserer Kirche eingestrichen steht.

Mit gebührendem Dank gedachten wir der zweiten großen Erringung aus der Finsternis durch die Einführung der Reformation in unsere Stadt und Kirche, welche mit dem Namen „Johannes Musgolt“ für alle Zeit genannt wird werden, und gelobten Glauben und Treue bis in den Tod.

Herrliche Worte spendeten uns danach die vor Fier anerkannten Vertreter der hohen Kirchen- und Staatsgewalt. Als krönendes Schluß traf im Auftrage Seiner Majestät des Kaisers und Königs, an welchem nämlich der am Festtage stattfindenden Einzug der beiden höchsten Fürsten-Söhne ein Segenswunsch-Telegramm geschickt werden war, die

Antwort ein ebensolches folgendes Inhalts die: „Sein Majestät der Kaiser und König lassen der dortigen Kirchengemeinde für die Allerhöchste Ihren und Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin zur Einsegnung Allerhöchster Ihrer höchsten ältesten Fürsten-Söhne dergestaltigen Segenswünsche herzlich danken und der Gemeinde eine ergötzliche Wintererquickung unter Gottes Schutz und Beistand wünschen.“

Und ein auf besondere Einladung von unselbst zur Feier ersehnter Festzeit schrieb alsbald nach der Rückkehr in seine Heimat: „Nach der durchdrungen von der Heiligkeit des Festes, dessen erlebende Feiern nicht nur unergötzlich sein wird, sondern ein der heiligseliger Stern an weisem Abendbimmel noch Lichterstrahlen wird in die unbekanntem Seiten Späher der Ewigkeit — soll es mein erstes sein. Ihnen nochmals den ungenugs Dank abzustatten — Diese junger ist Demen erlebten Tage bilden an den schönsten meines Lebens.“

Die nicht geringen Mühen und großen Unruhen, welche mit der Vorbereitung des Festes und dem Verlauf desselben verbunden waren, wurden also reich gelohnt, und in der Gemüths ruhe, bei Jung und Alt, wurde noch lange Zeit von dem „schönen“ Fest und seinem Segen gesprochen.

Wenn ich im Vorstehenden aus eigener Erfahrung die Quellen anzeigte, welche mir zur Erforschung der kirchlichen Ortsgeschichte in 9 Gemeinden der Neumark gute Dienste geleistet haben, so soll damit nicht gesagt sein, daß das die einzigen Quellen der Art wären. Gewiß gibt es noch viele andere, namentlich auch in städtischen Archiven und auch Private-Bibliotheken, nur daß sie dort oft nicht genug bekannt, weil nicht gesichtet und geordnet sind.

Es darf gehofft werden, daß durch die Organisation von Vereinen für die Erforschung der kirchlichen Ortsgeschichte, welche bereits eine stattliche Reihe der Orts- und Kirchen-Chroniken von erheblichem wissenschaftlichen Wert, namentlich auch in der Provinz Brandenburg haben ins Leben rufen helfen, eine neue Zeitperiode angebrochen ist, welche auch die städtischen Archive und größeren Private-Bibliotheken mehr und mehr den wichtigsten Interessen des kirchlichen Gemeindegutes erschließen wird.

Notizen zu Niederschönhausens Geschichte.

Von Julius Fath.

Einführung — Niederschönhausen, ein Ort von ungefähr 5000 Einwohnern, hart an Berlin gelegen und grenzend, kann mit Recht ein sonniges Dorf genannt werden. Es macht mit seinen Landhäusern und Villen einen recht freundlichen Eindruck. Ein großer Teil der Gebäude steht sich an dem herrlich gelegenen Schloßpark hin, welcher denselben mit fruchtbareren Gärten nach Westen abschließt. Dieser Schloßpark, welcher dem Publikum im Besuche und Aufenthalt frei gegeben ist, verschleiert naturgemäß die Dorfsteige ungenau. Schöne große und alte Bäume sind die Merks die von der Park durchhauenen Parken; lange Alleen gehen nach allen Seiten hin und geben der Umgebung einen ganz besonderen Reiz. Besonders Verbindung (elektrische Straßenbahn) mit der Reichshauptstadt lockt alljährlich Tausende von Berlinern des Sonntags in unsere Vorort hinein. Auch während hier viele Sommerkünstler erhebliche Monate dauernden Aufenthalt, so daß der Ort in jedem Jahre von Mai ab im seinen Bewohnern ein ganz anderes Aussehen gewinnt, die sich hauptsächlich mit Gartenarbeit und Gartenbau beschäftigen.

Schloß — Niederschönhausen ist historisch schon früh unter dem Namen „Schönhausen“ bekannt, Nymphen Schönhausen, Nymphen Schönhausen“ erwähnt. Es gehörte um 1200 dem Peter Lutbow, der es 1270 an Tytus Nassendorff verkaufte mit 49 Hufen Land, wovon 4 der Pfarre, 10 dem Gutsherrn und 24 dem Bauern gehörten, welche Pacht, Zins wie Bohn der Herrschaft entrichten mußten. Im Jahre 1400 erwarb es Hans von Waddow, der es 1480 an Caspar von Waddow verkaufte. Zu dieser Zeit waren dem (Stamm) Kloster es Spandau 23 Hufen zinspflichtig und versignet, die nach dem Namen „Klosterhofen“ trugen und deren Grund (Pacht und Zins) von Seit der Reformation auf den Kurfürsten Joachim III. überging. Um diese Wende trat auch die Niederschönhausener Gemeinde zur Lutherschen Lehre über und wurde evangelisch. Während des 16. Jahrh. kam das Dorf in den Besitz eines von Barfuß und darauf erwarb es Sigismund v. Barfuß für 4000 Reichsgulden, wofür noch 2 Hufenhöfe dazu kaufte und auf letzteren eine Mühle errichtete, was der nach der späteren „Schloßhof“ und dann das Schloß gebildet hat. Er selbst hatte in Mülheim seinen Wohnsitz.

Seine Nachkommen veräußerten den Besitz wieder an die Gattin von Dohna, deren Sohn Carl Emil und Theodor nacheinander Besitzer waren. Der letztgenannte Graf Dohna verfiel an dem Grafen Kai v. Grawertow. Im Jahre 1691 veräußerte er ebenfalls seinen Besitz; Kaiser Friedrich III. (der spätere König Friedrich I.) kaufte es für 10 000 Reichsthaler, ließ es den bereits be-ehntlich her-

schaftliche Haas (der nunmehr, obengenannten Melior) von seinem Zimmerer Kowander v. Goethe zum Parkhaus anbauen und den Garten zum Park einrichten. Ebenso sorgte sein Nachfolger König Friedrich Wilhelm I. für weitere Verbesserung und Instandsetzung der Parkanlagen. Dem Willen des Friedrich d. Große für seine Gemahlin, die Königin Elisabeth-Christine das Schloß anzubauen und den Park bedeutend erweitern, wieweil er ihr den Besitz zur dauernden Wohnung und zum steten Aufenthalt anwies; sie lebte im Schloß von 1740 bis zu ihrem Todesjahre 1759, in der Zwischenzeit 1760 vor dem abfliehenden Kusse nach Magdeburg flüchtend. Der Feind plünderte, verbrannte und zerstörte vieles von und im Schloß — der König sorgte sich dem 7-jährigen Krieg für umfangreiche Wiederherstellung der Schäden und wies dem Schenck

Die kleine Parkhaus, welche einst die Gebäudeskizze geformt hatten und überaus häufig geworden waren, sind nun ab und rückt die Gartenfront mit einem Vorsprung weiter vor. In der Mitte des abgetheilten Schloßgebäude lassen wir heute noch unter der Aufsichtsbuchstaben E C den Namen der Königin Elisabeth-Christine. Nach ihrem Tode gewählte das Schloß dem Erbkatholikern von Heiland Zefsch, dann kam es der Herzog von Cumberland, nachmaliger König Ernst August von Hannover, dessen Sohn Georg hier erblüdete. Im 13. Jahrh. veräußerte Lenné den Park. Später verkauften die preussischen Könige verschiedene Güter des Schloß mit einem herrlichen Park zum Sommeraufenthalt, z. B. des Prinzessinen v. Caspach mit Herz Hofmann Fräulein v. Reber. Wenn auch jetzt dem Parkhaus der Name des nachverkauften Schlosses und seiner Zuzuer nicht geändert ist, so doch der das vorzüglich in Ordnung gehalten und gepflegten Schloßparkes, das ein Hof- oder Schloßgärtner (zur Zeit der Schloßgärtner Müller) besorgt, darin von verschiedenen Gärtnerngehilfen unterstützt. Die Schloßgebäude beauftragt der Kastellan Friedrich; Parkwächter bewachen die großen und weitgehenden Gartenanlagen des Parks. Alle angeführten Besuche haben das Dienstwohnungen in dem Schloß gehörigen und dem angrenzenden Hainern.

Schmiede. — Eine der ältesten Gießerei Niederschönbachens ist die Schmiede, in der Kaiser Wilhelmstraße 9 gelegen, deren wüßiger Inhaber Melior Lehmann ist. Gibt die Schmiede der Straße nach gerade kein guter Aussehen, so ist es doch für das jetzige Reiner eher gewiß ihm lange Hinterlassenschaft seiner Vorfahren und Erinnerung an jene Zeit, in welcher diese schon dem ehrensamen Schmiedehandwerk nachgesehen. Das vor der heutigen Schmiede am Schloß gewesene Schmiedegäßchen, dessen Eingang ich nicht ermittelt konnte, stand der jetzigen Schmiede gegenüber auf dem Grundstück der Schäber/ichen Villa. Weiter geht aus einer „Kortveranschaulichung“ über die von dem

Schmidt Christoph Lehmann verordnete Schmidt auf des Collegen Christina Mollenhauer dazufel in Niederschönbanner abgetretenen Platz² hervor, daß als Erste der alten Schenke im Jahre 1757 der neue (jetzige) erbstanden sein muß. Dieser Erbvertrag wurde zwischen den beiden Beteiligten im Beisein des Schöffen und Landrath v. Stiller am 4. August 1757 vor dem Kgl. Prö. Kammerrichter Domdechant Niederschönbanner geschlossen. Inhalt dieses Vertrages trat der Konsil Mollenhauer an den Schmidt Christoph Lehmann das zu einem Halbgeldige Stück Land, welches „an der Straße und der alten Schenke gegenüber liegt, und 28 Schritt lang und 20 Schritt breit“ ist, zur Erwerbung einer neuen Schenke ab. Dafür war Christoph Lehmann verpflichtet, alljährlich zwei Schffel Roggen an Mollenhauer als einen „Gassen“ einzutragen und das erhaltene Stück Land nach dem Felde hin, nach der Straße und nach dem Bauhof „Großkopf“ an in „guten Zustand“ zu erhalten.

Die Niederschönbanner Schenke hatte die Schenkungsberechtigung über das Dorf Niederschönbanner, Puckow und Hachenfeld — in diesen letzteren sehr wahrscheinlich als sog. Landtschmiede. Dies läßt sich aus einem Kontrakt vom 30. September 1750 erkennen, welchem die Oberrenten Natha an Hachenfeld der Kgl. Prö. Kammer und Domdechant-Kammer zur Genehmigung vorgelegt. Nach diesem Erbkontrakte soll der Schmidt Christoph Lehmann, dessen Erben und Nachkommen „bei dieser Schenke Grundigkeit gegen Jedermanns Bechttrüchigkeit in allen Pöschel und Klause“ geschützt werden. Wie bekannt, ist verstorben aber Meister Lehmann und seine Niederschönbanner Schenke gewesen, geht aus der Gewerke-Bekandung vom 28. März 1783 hervor, welche die Altmeister der Gerberzunft unterschrieben haben. In der heißt es:

„Wir Edele Unterehrbarme, Altmeister und Meister des hoch-Ehrlichen Gerber-Gewerkes, bezogen auf unser Gewissen hermit, daß der Hal- und Wollschmidt Christoph Lehmann zu Niederschönbanner, aus unser Handwerks-Zug in solcher Güte geliefert hat, wie es uns hier im Lande niemand zu verfertigen im Stande ist. Da Wir ehemals unsere benötigten Werk-Zugs aus England mit großen Kosten haben müssen hererschicken lassen, so haben wir jetzt doch nicht nötig, da vorgedachter Meister Lehmann um ebenso guter, oft noch bessers Handwerks-Zug machet.“

Ein weiteres Zeugnis des Kgl. Prö. Thierarzt-Schaffvollegiums vom 18. Mai 1809 bezeugt in schöner Schrift, daß „Carl Wilhelm Lehmann zu Niederschönbanner 8 Jahre und 8 Monate auf der Kgl. Thierarzt-Schule studiert und nach sehr gutem Examine Jedermann als prüflicher Thierarzt empfohlen werden“ kann.

Schule — Auch über unser Schulwesen lagen mir verschiedene Bekundungen vor, welche sich auf dem besagten Gemeinderath befinden. In der Vorlesung des Schulmeisters Tobias Bällsle (1748—1758) vom 21. Februar 1749 ist folgendes zu lesen, was insbesondere seine Pflichten angibt:

„Er hat alle bei diesem Amte vorkommende Verpflichtungen bestens einzuwarten, die Jugend in aller Gottesfurcht wie auch im Lesen, Rechnen und Schreiben mit aller Treue und mit unerschütterlicher Fleiß und sonderlich im Frankfurter Katechismus zu unterrichten, dem Königl. Amte mit einem vorgesetzten Herrn Prediger mit allem schuldigen Respekt und Gehorsam zu begehren und mit seinem Nachbarn dazwischen friedlich und freundlich zu leben.“

An Gehalt empfing er (wurde ihm „gerichtet“):

1. 2½ Scheffel Roggen von der Gemeinde
2. 1 Thaler Geld
3. Für ein Kind, so es (nur) leht (d. h. leeren heret), wöchentlich 6 Pfg. und für ein Kind, das (leht und) schreibt, (wöchentlich) 1 Groschen.

Für diesen Gehalt mußte er ferner als Rektor:

1. Im Sommer von Ostern bis Michaelis an Sonn- und Festtagen (Lehrpredigten) ablesen.
2. Mittags und Abends die Bet-Stunde führen und
3. Fest- und Sonntags predigen.

Übrigens „muß er mit seinem Gehalt zufrieden sein und von der Gemeinde ein Mehreres nicht fordern“.

Bällsle's Nachfolger 1758—1770 war der bis dahin im Nebenamt gewesene Schulmeister Friedrich Wilhelm Schmidt, der 1758 berufen wurde; sein Gehalt erhielt Bessere eine kleine Aufbesserung, das „wurde gerichtet“:

1. 7 Scheffel Roggen
2. 1 Thaler für's Lesen
3. 2 Groschen, die Uhr zu stellen
4. Für jedes Kind wöchentlich 6 Pfg., für diejenigen aber, welche (auch) schreiben lernen, 1 Groschen.

Im Jahre 1770 (bis 1794) folgte ihm Spazio (auch Spetz, Spätz, Spät, Spätzle geschrieben), über den wir leider nicht zu ermittelt ist; ebenso wenig über seinen in Aussicht genommenen Nachfolger Schürmann (1794). Derselbe mehr Nachweise findet sich aber über den Schulmeister Carl Paul Sridel (1794—1830), welcher statt Schürmann eintrat.

Auch schon zu damaliger Zeit hatte die Gemeinde das Recht, ihre Lehrpersonen vorzuschlagen und wünschte als Späterer Nachfolger den Küster Schömann zu Heilsendorf. Indessen wurde nach verschiedenen Verhinderungen der Präparande Seidel mit dem Lehrante befreit, den das „Königl. Consistorium am Examine vor sehr gut befunden“ hatte. Inzwischen war wieder eine Einkommensaufbesserung eingetroffen und vom 1. März 1765 an erhielt Seidel aus der ungeschickten Schulkasse wie an andere Gefällen:

- A. 111 Thaler 16 Groschen auf zwei auf. . . und jeder Mal mit 25 Thlr. und 21 Gr. auf Romische und Tyrolische jedes Mal mit 30 Thaler fällig, wobei bemerkt wird, daß die übrigen an dem Schalkhaltgehalte schickendes 8 Thlr. 3 Gr. durch die an 5 Thlr. und 4 Gr. geschickte Getreide und durch die von der Gemeinde gegebenen 3 Thaler ergänzt und deshalb von dem Gehalte abgezogen sind
- B. Ferner erhält er jährlich von der Gemeinde
 - 1. Sixten Scheffel Roggen
 - 2. Drei Thaler loth für das Leuten und Ueberlohen.
- C. Die noch fehlenden 8 Thlr. 3 Gr. sind an Natamien zu führen Die Gemeinde ist verpflichtet, ihm freiwillig und unentgeltlich das Hausholz heranzuführen
- D. Aus der Kirchenkasse bekommt er jährlich 10 Groschen für die Glockenschwestern
- E. Zu diesen Einkünften tritt noch freie Dienstwohnung selbst dem dem gehörigen Gutten

Hinsichtlich der freien Holzzufuhr durch die Gemeinde schienen aber Schwierigkeiten entstanden zu sein, wie aus des Schulhalters Bescheidenschrift vom 3. September 1766 hervorgeht. „Die Bedingungen seiner unentgeltlichen Nutzens würden nicht erfüllt, die Gemeinde erwagere ihm die freien Holzfuhr.“ Das Oberconsistorium wies aus der Ministerial vom 1766 nach, daß dergleichen Nutzen die alten Rechte der Schulhalter sein und daher Seidel bei diesem Rechte zu schützen sei. Dergleichen hatte bereits der abgestorbene Schulhalter Schmitt die Berechtigung freier Waide an seiner Nutzens zu stehen, die in Betreff Bestellung nicht und nicht mehr verweigert wurde. Die Streitigkeiten entstanden am 20. Februar 1768 durch folgenden Bescheid der Kasse: „Das Holz, welches der Schulhalter Seidel zum Heizen der Schulstube gebraucht, ist aus der der Gemeinde angeworbenen Jungferhande zu entnehmen und von der Gemeinde frei heranzuführen. Außerdem muß die Gemeinde an Nutzen des Schulhalters und für die vier Kalf und zwei Schweine, weidengeld- und hutzehelrei, mit auf die Gemeindeführung treten, lassen.“

Wie an solcher Weise nicht Regelung der Differenzen eingeleitet, so bewirkte die Aufbeziehung des Holzgeldes in der Folge einen Zwietracht. Im Januar 1826 zählte die Schule 90 Kinder, von denen 24 „in“ der Gemeinde — 42 „außer“ der Gemeinde standen; für jedes Kind mußten 4 Groschen Holzgeld entrichtet werden, dessen Einzahlung Sache des Schulzen Ladendarf war. Bis zum Jahre 1825 war kein Streit über die Einziehung dieses Geldes gewesen; im Jahre 1826 aber wurde gesagt, daß die Kinder der Bauern für ihren entsprechenden Beitrag frei gelassen und die ganze Summe von 4 Thalern auf Hülfer und Erlägger allein verteilt wurde. Letztere erhoben deshalb Klage; die Bauern glaubten von der Aufbeziehung befreit zu sein, weil sie ja schon die verhältnismäßig weite Holzmafz bezogen und die Mittel für Ougelgeld und Urstellen anfragen wollten, wofür Hülfer und Erlägger nichts beizutragen hatten. So wenigstens behandelten sie in einem vom Paderbower Pastor Weiße vollzogenen Protokoll. Der Streit wurde schließlich dahin geschlichtet, daß der Hochschwarzwalds Schulhalter die die Verantwortlichkeit auf die freien Holzhöfer 6 Thaler als ihre Entschädigung erhielt, daß ferner der Holzgeldbeitrag auf alle Kinder, also auch auf die der 11 Bauern verteilt wurde und nur die Kinder davon frei blieben, welche freien Unterricht genossen. Die Holzmafzentschädigung wurde in der Folge auf bald von 6 auf 9 Thaler erhöht.

Im Jahre 1798 unterreichte der Klatter und Schulhalter Seidel dem Landesherrn die Bitte um Überweisung eines Fleckens Landes zur Anlage einer Heilbaderheilmansplantage. Er schloß auch gegen 2 Morgen am Klinghöfer Schloßpark, dem ehemaligen Fährweggarten, der auch die „alte Bauerschule“ heißt. Als sich Seidel in einem Alter von 78 Jahren am 1. April 1832 pensionieren ließ, sollte dieser Garten wieder an die Kgl. Hofbienenhaltung zurückgegeben werden. In diesem Falle wäre aber der alte Kontrakt in seinem Pensionatsvertrage geschädigt worden, denn die Grundbesitzentzuehung war ihm mit 9 Thalern in eine Rentegehalt zugesichert. Seine Vorstellungen hatten nach langen Verhandlungen den Erfolg, daß er den Nießbrauch des Plantagegartens bis an sein Lebensende behalten durfte.

Nachdem Seidel am 1. April 1832 sein Amt aufgegeben, wurde sein bisheriger Adjunkt Vogt zum Klatter und Schulhalter bestellt, bald aber noch als zweiter Lehrer der Schullehre Theile zugewonnen. Als später Vogt einem Rufe nach Essental folgte, rückte Theile in die erste Lehrerstelle, während für die zweite der Lehrer Mohr berufen wurde. Theile trat am 1. Oktober 1833 in den Ruhestand und starb nicht allzulange nachher. Statt seiner wurde nicht Mohr, sondern der Lehrer Zeltz an die erste Stelle berufen, während Mohr sich nach Bertha wandte und in dem Lehrer Franzl seinen Nachfolger fand. Die Zunahme der Schülerzahl schloß bald zur Eröffnung einer dritten

Lehrerstelle, die zuerst mit dem Lehrer Musold besetzt wurde; an Freunds Stelle, der nach Linum ging, trat der Lehrer Grammer ein.

Mit dem 1. Juli 1877 begann in dem Aufbaueverhältnisse der hiesigen Schule insofern ein neuer Abschnitt, als dieselbe mit diesem Tage aus ihrem bisherigen Kreis-Inspektionsbezirk (Niederbarthol) Beckenland wuschied und dem „Landkreise Becka“ zugetheilt wurde, dem die Kgl. Regierung in der Person des Da Triest einen besondern Kreis-Schulinspektor (Wohnsitz Becka) vorordnete.

Die Schulgebäude — in Niederwieschenschen sind zwei massive Schulhäuser vorhanden. Das alte, zugleich Kaserne, war einstöckig und lag in der Kaiser Wilhelmstraße. Es steht an dem alten Kirchhof, in dessen Mitte die Kirche liegt. In ihm befanden sich zwei Schulklassen, deren eine nicht benutzt wurde, ferner die Wohnung des ersten Lehrers und Kästers. Letzterer bestand aus folgenden Räumen: Zwei Stuben, einer Kammer, Küche und einem Keller im unteren Saum — einer kleinen Stube nebst Kammer auf dem Boden des Hauses; auf dem Schulhof lag der 1. Lehrers Stützgebäude, ebenso vor dem Hause und an Hofe das ihm zur Benützung überlassene magnetische Kasten Schulglocken. Im Jahre 1875 wurde dann durch den Baumeister Wilhelms Köhler an Niederwieschenschen ein neues zweistöckiges Schulhaus in der Buchholzerstraße 8 erbaut. Derselbe umfaßt dasselbe 2 Schulklassen im Erdgeschoß und 2 entsprechende Lehrerwohnungen im oberen Stockwerk. Die Wohnung des zweiten Lehrers bestand aus 2 Stuben, Kammer, Küche, Keller und Bodenraum; die des dritten Lehrers dergleichen (ohne die Kammer). Endlich barg der Bodenraum noch eine Wohnung für den vierten Lehrer, aus Stube und Kammer bestehend.

Dem Garten vor diesem Hause entzitt der zweite Lehrer, der Hof bot auch Raum für den Turnplatz, auf welchem die für diesen Unterrichtszweig nöthigen Gerätschaften aufgestellt waren. Der Hof der meisten verwirkten Baubehörden hatte lange Erzeugnisse über das „Was“ und das „Wie“ gestiftet. Die Gemeinde hatte die Absicht, das alte Kister- und Schulhaus zu zerstören, daß in ihm 4 Klassenräume und 3 Lehrerwohnungen hergestellt würden. Mancherlei Gründe bewegten den ersten Lehrer an Gegenentstellungen, zunächst bei der Gemeinde vergeblich, weil für die Ausführung ihres Vorschlags mit dem wenigsten Kosten verknüpft schien. Infolged wurde auf Grund der Untersuchungen und Darlegungen des Kreis-Konferenzprotokolls schließlich doch der geschilderte Neubau angeführt.

Um wieder in die Lehrertafel zurückzukehren, zunächst die Bemerkung, daß unsere Schule am 1. Oktober 1863 drei Klassen hatte und über drei Lehrkräfte verfügte: 1. Lehrer, Kantor und Organist August Zeitz, 2. Lehrer Albert Musold, 3. Lehrer Christian Grammer.

Das Einkommen der 1. Lehrerstelle betrug mit Einschluß der Ertelgelder von den Nebenbänden 1818 M. neben freier Wohnung und 10% in Bruchteil, wozu auch die Schulklasse mitgehört war. Im Jahre 1855 wurde der Dienstlocher der 1. Stelle an den Bauregimentsbesitzer Platz hiermit für 25000 M. verkauft, es sei bemerkt, daß die Schule durch die Separation dieses Acker angewiesen erhalten. Da der Kofen mit 5% verrentet wurde, so erhielt der Köfner und Lehrer jetzt jährlich 150 M. Nutzung, während ihm die Pacht nur 100 M. eingebracht hatte. Außer den Gartenstücken am Hause hatte er noch einen Fleck Gartenland von ungefähr 1 Morgen von den Königlichem Gütern am Stadtwache. Schließlich gestattete auch die Einkommensübersicht Folgendes:

Ans der 1. Lehrerstelle:

1. Gehalt von der Gemeinde . . .	254,— M.
2. Schulkerentzen	750,— „
3. Fiterbockachen Logel	30,— „
4. Von Holzschalkauf für den Garten	15,— „

Ans der Kaserrei:

1. Ans der Kirchenkasse	1,25 „
2. Kostengelt von der Gemeinde . .	4,34 „
1885 (3. 77 Stück Eier	3,— „
abgelöst 4. 11 Scheffel Roggen à 5,75 M. . . .	63,25 „
5. Accidenzen	72,— „
ans .	1018,44 M.

Das Einkommen der 2. Lehrerstelle belief sich auf 1750 M. Gehalt neben freier Wohnung und 10% in Holz, wozu das betreffende Schulzimmer mitgehört war; das Einkommen der 3. Lehrerstelle betrug 900 M. neben freier Wohnung und 10% in Bruchteil, unter letzteren die Heizung der Klasse mitzugeschlossen. Für den Handarbeitunterricht erhielt Petrusin Marie Laska jährlich 60 Thaler; dieser hatte sie in der 1. und II. Klasse wöchentlich 4 Stunden zu unterrichten.

Die Holzregulierung. — Die aus 1. Juli 1886 erhielt jeder der 3 Lehrer jährlich 10% in Holz für seine Klasse und seinen eigenen Bedarf; jeder Lehrers Pflicht war es, das Holz auf eigene Kosten zu künden und sein Klassenzimmer lassen zu lassen. Weil aber der bewilligte Holzverrat niemals ausreichte, so beantragte Lehrer Gumbert bei der Kgl. Regierung eine Holzregulierung, deren Resultat dahin ging, daß der 1., 2. und 3. Lehrer jährlich 100 M. und der 4. unvershöfnete Lehrer 60 M. Entschädigung erhielten, und von jetzt an die Gemeinde für die Klassenräume das Holzmaterial selbst liefern wie auch diese selbst liefern ließte mußte.

Mit dem Tode des Lehrers Zölln, der am 8. März 1857 erfolgte, kam in die 1. Lehrerstelle Lehrer Musold, in die 2. Stelle Lehrer Gumbart, in die 3. der Lehrer Spitz und in die 4. der Lehrer Kuhnfeldt. Am 1. Oktober 1858 wurde Lehrer Otto Krüger als der 5. Lehrer eingestellt, der in die 1. Stelle rückte, als 1858 der Hauptlehrer Musold verstarb. Im folgenden Jahre wurde die 6. Stelle durch den Lehrer Märker besetzt. Im Jahre 1859 starb Krüger. Am 1. April 1859 wurden die Lehrer Wolter und Waldmann, am 17. April desselben Jahres der Lehrer Valentin berufen. Ein Jahr darauf ward Waldmann nach Lichtenberg versetzt und in seine Stelle Lehrer Cayrol angenommen. In die Stelle des Lehrers Märker, der am 25. Oktober 1860 aus dem Dienste schied, trat am 7. April 1862 der Lehrer Albert Forth, vordem im Sachsenhausen, gleichzeitig kam der Rektor Kubaß aus Birswalde (S. M.) an die Schule. Am 4. Juni 1862 wurde die Ortsschulinspektion aufgehoben und die ansehnliche Schloßschule durch die Kreisinspektion unterstellt. Somit wirkten an hiesiger Schule noch 3 Lehrerinnen und 2 Handarbeitslehrerinnen und sind zum Schluß bis 1906 das weitere anzuführen: die Lehre Heyde (Borsigwalde), Strai (Birsvalde), Eberling (Hohensachsen 1904), Engelhardt (Dahlede 1904), Vettin (Hauzenberg-Beßin 1904), Feiler (1905), Pankow (Lachswalde 1906), Gesske (Borswalde 1905), Schröder (Volbe). Ferner die Lehrerinnen Friedlein Diener, Schenk, Bergmann, Krüger (siehe Lehr.) und Frau Meyer (Handarbeit).

Ein kurzer Rückblick über die Niederschlesensamer Schul- und Unterrichtsentswicklung zeigt innerhalb 40 Jahren eines großen Umschwung: Aus den 3 Klassen des Jahres 1860 sind jetzt 14 Klassen mit 750 Kindern geworden!

Die Separation. — Die Separation oder Aufteilung der Niederschlesensamer Feldmark, deren Obergegenüber der Fiskus war, erfolgte durch Vertrag vom 18. November 1850 zwischen 10 hiesigen Wirtschaften „Joachim Friedrich Rathenow und Genossen“ unter Beifzug der Kgl. Regierung Abt. III. Diese Special-Separation wurde am 12. Januar 1852 durch den Oligonomen-Commissioner Wenzke eingeleitet und darauf hin zwischen nachbenannten Interessenten vorgenommen:

- I dem Königl. Fiskus als Grundbesitzer, vertreten durch den Kgl. Rechtsanw. Eyler zu Niederschlesensamer
- II. des Mädelichen Wirtin
 1. dem Joachim Friedrich Rathenow
 2. dem Bauer und Ouzichtmann Michael Friedrich Friedrich
 3. der vereinfacht gewordenen Mädelkauer unter Vorstand ihres Ehemanns des Bauern Kraft

4. der verewitwet gewesenen Käü unter Bestand ihres Ehemanns Christian Friedrich Liedenfel
5. dem Bauern Georg Christian Penz
6. dem Bauern und Schäfer Johann Christoph Lidenwulf
7. dem Bauern und Gerichtsmann Grunowel
8. der verewitwet Liedenfel
9. der Ehefrau des Bauern Grunow unter Bestand ihres Ehemanns Grunow
10. dem Bauern Carl Lidenmann

III. der Schule und für dieselbe

1. dem Schultheuten Epler
2. dem Fruchter Witwe zu Penz
3. dem seßhaften Kantor und Schullehrer Seidel
4. den Kirchenvorstehern Friedrich und Grunowel

IV. dem Schuldenmeister Lehmann.

Außer den sogenannten Interessenten befindet sich niemand weiter im Orte noch außerhalb, der irgendwie betheiligt werden könnte, und somit sind die 10 bäuerlichen Wirte durch ein Akten des Justiz-Akten zu Niederschönbäumen vom 9 März 1830 als rechtskräftig erbliche Besitzer ihrer insbesonderen Ländere legitimirt.

Gemeindeverhältnisse — Im Jahr 1818—1820 hat in Niederschönbäumen bereits eine Separation stattgefunden, welche davon bestand, daß die außer den Höfen der 10 bäuerlichen Landwirte bestehenden beiden Bauerngüter, deren Besitzer Herr Kaufmann Kraus ist, zu einem Plan zusammengelegt und dadurch aus der Gemeindehaft der übrigen Gemeinde ausgeschlossen wurde. Mit der fremden Aufteilung ist die kaiserliche Feldmark vorzuziehend betrachtet, als an frühere Zeit von Königlichem Oekonomisten in Niederschönbäumen bestand und dieser das Recht hatte, die kaiserliche Feldmark mit 500 Stück Schickel in der Frucht, Saat und in dem Stoppeln täglich zu bebauen, welche Berechtigung später bei der Einsetzung des Amtes von der Kgl. Regierung der Gemeinde gegen Entrichtung einer Geldpacht und einer Quantität Dünger verliehen wurden ist. Bei der gegenwärtigen Separation trat die Kgl. Regierung auf Abkennung dieser Schickelungs-Berechtigung durch Feststellung einer jährlichen Krieger-Geldrente an. Da aber die Gemeinde behauptete, daß sie die Berechtigung bereits erpachtetweise besitze, so wurde von Seiten der Kgl. Regierung nachdrückliche Entscheidung gefordert.

Messung und Benützung. — Nachdem aus vorhandenem Karte der Feldmark Niederschönbäumen von 1774 von Faller nebst dem dazu gehörigen Register von dem Geometer Regler für ungültig erklärt worden, so fertigte dieser eine neue Karte an; diese wurde zur Zugrundelegung

der Separation anerkannt. Nach dieser Vermessung hat die bäuerliche Feldmark im ganzen einen Flächeninhalt von:

587 Morgen 32 □ k Acker
30 „ 70 „ Wiese
609 „ 144 „ Hütung
32 „ 89 „ unbrauchbar

Sonstige 1867 Morgen 36 □ k

Einteilung der Feldmark. — Von der Parzellierung ausgeschlossen und zu gemeinschaftlicher Nutzung sind folgende Stücke gelassen:

1. die große Laake
2. die kleine Laake
3. das große Loch
4. die Kirchweide an der Pflanzge mit Einschluss der Markmark* (ist ein Graben)
5. die große Halde
6. die Sandberge
7. ein Fleck jenseits der Parke.

Mit Einschluß des unbrauchbaren Landes war es ein Terrain von 692 M 58 K. Hieran hatten alle 18 bäuerlichen Wirtse gleiche Teile. Die ganze Feldmark, nach Abzug des Vorstehenden und der

25 M 00 K. Acker
144 „ Wiesen
<hr/> 28 M 54 K.

welche zur Abtheilung des Schul- und Schulamtes, der Schenke sowie zu Wegen und Tuffen, Bienenstiele etc. eingesetzt wurden, kam nun mit 691 M 138 K. an die bäuerlichen Wirtse in gleichen Theilen und zwar in 4 verschiedenen Schlägen zur Verteilung. Gleichmäßig wurde auch die bisher stattgehabte gemeinschaftliche Bewässerung aufgehoben.

Im Frühjahr 1865 haben sämtliche Interessenten die Separationspläne anerkannt und seit dieser Zeit die Nutzung davon gezogen, somit waren sie für ihre Forderungen sämtlich entschädigt, und die gemeinschaftliche Bewässerung aufgehoben. Die Grenzen wurden überall durch Schiedlinge festgelegt, ebenso auch mit den benachbarten Gemeinden Frensdorff-Dachholz, Hainrothung, Farkow, Kirschbinder, Rosenthal und Hainroth.

Dotirung des Schulamtes. — Wegen Verbesserung des Schulamtes, wählten bisher (nur) einen kleinen Garten von 18 Katen vor dem Schulhause barrenen und hierzu noch von dem Kgl. Hofschulamte für die Lebenszeit des gegenwärtigen Schulhebers Söllel einen

* d. h. Markens = Moor? Körtzen?

Garten von I M und M K, der an der einen Seite mit dem Garten des Danzer Rathenow und an zwei Seiten mit dem Königl. Garten zusammenhängt. Außerdem hat er auch die Weidberechtigung mit einer Kuh und einem Schweine in der Gemeindefeldmark gebüht — wurde zwischen der Gemeinde Niederschleskanen und dem Schallhöfer Seidel mit Zustimmung der Kgl. Regierung folgender festgestellt:

- a) inklinale und im Anschluß des der Scheide bei der früheren Separation abgetheilte Landes stellt derselbe eine Fläche von drei Morgen Gartebau;
- b) neben diesem Abtheilungsplan liegt der Garten der im Orte wohnhaften Madame Fetschow und dem Acker des Danzer Rathenow wird ein 8 Fuß breiter Weg gelegt mit M K beletzt.
- c) Damit aus dieser Weg der wirtschaftlichen Benützung des Schallhöfers nicht hinderlich, der Schallhöfer vielmehr gegen allen möglichen Schaden geschützt sei, so wird derselbe jederzeit verschlossen gehalten. Vor dem Eingang des Weges ist eine Thür zu setzen. Es hat sowohl der Schallhöfer Seidel als auch der Danzer Rathenow das daran befallende Schloß in Ordnung zu halten und beim Ein- und Ausgehen jederzeit hinter sich zu verschließen.
- d) Der gedachte Weg darf nur von dem Danzer Rathenow und seinem Nachfolger zum Gehen und an zweyplanzigen Fuhrern benutzt werden, von dem Schallhöfer Seidel aber nur zur etwaigen Bekämpfung und zum Grenzschloß.
- e) Sollte aber der p. Rathenow vorstehende Verkehrsmittel angesichts lassen, dem Schallhöfer es nahe treten und den Fährlichen Schaden zufügen, so ist derselbe verpflichtet, den Weg durch einen Hecken einzuzäunen und diesen allein zu unterhalten. Andernfalls der Schallhöfer berechtigt bleibt, sich an die Gemeinde zu halten und diese den Schaden ersetzen muß.

Demnach hat das Schloß eine Aufstehung der höherigen Weidberechtigung eines Rosts von 3 Morgen 18 □ Ellen. Das Land liegt an der Landstraße von Hlankwille, auf der andern Seite an den Garten der Madame Fetschow, auf der dritten Seite an dem v. Krawigarten.

Abtheilung des Schwanfelds. — Auch der Schwand hatte früher Weidberechtigung mit einer Kuh und zwei Schweinen. Als Abtheilung erhielt der Schwanf Lehmann auf der Gemeindefeldmark Niederschleskanen eine Fläche von 5 Morgen angewiesen. Dieses Land lag auf der rechten Seite des Hlankwiler Weges unmittelbar am Schloßgarten und ist von der Gemeinde an den Schwanf Lehmann und seine Nach-

konnten als unangesehener Eigenes abgetreten werden. Bezüglich der Grenze wurde bestimmt, daß der Bauer Friedrich einen Streich Land von 1/2 Puff an dem Zaun des Schmiedes als Grenzcheidung stehen läßt.

Ferner wurde bestimmt, falls die alte jetzt im Dorf befindliche Schmiede durch einen Rechts ergreift werden soll, so ist dieselbe außerhalb des Dorfes zu errichten. Hierzu ist ein Stück Land von 2 1/2 R. rechts vom (Franz.) Backsteiner Wege am Bauer Pflanzchen Schlags anzuweisen.

Abfindung des Schulzenamtes — Auch das Schulzenamt erhielt eine Zehnte an Land. Dasselbe lag zwischen der Puffe und Allee und betrug 3 Morgen. Hierzu kommen noch 1 Morgen und 18 Ruten, welche es im ganzen 4 M. 18 R. Schulzenland waren. Dieses Land war Gemeindegut und der jeweilige Schulze hatte die Nutzung. Daneben blieb aber eine weitere Geldgabe von 4 Thalern Gemeindegut der Gemeinde an das Schulzenamt (als Remuneration p.) bestehen.

Zuchtstier und Bullenwiese — Für die Hindenbüchse hielt sich seit Alters die Gemeinde, also die Hüter eines Zuchtstier oder Gemeindefohlen, welcher nach der Überzahl von den 10 Bauern neben je auf ein Jahr gestützt und erhalten werden mußte. Am Gelegenhelt der Separation wurde neben dem Schulzenamt ein Stück Land von 3 M. 60 R. für den Gemeindefohlen zum Weideplatz bestimmt, die noch heut bekannte Bullenwiese.

Echte Baumwiese. — Neben dem Kirchhofe in Westschützenhausen befand sich eine wilde Baumwiese und diese sollte in eine echte umgewandelt werden. Die Pflege und Unterhaltung derselben übernahm der jedesmalige Schulze, wie sie auch durch den Schulzeher Seidel übertragen war, der für ihr gutes Gedeihen bester Sorge zu tragen versprochen hatte. An Stelle dieser wilden Baumwiese wurde zwischen dem Fischergraben und der Puffe auf einem Fleck von 45 Ruten eine andere angelegt, die von der Gemeinde gepflegt und unterhalten werden sollte.

Kleine Mitteilungen.

Trapa wuchs in der Umgegend von Cléron. Professor Goussier in Dijon führt in seiner Schrift, die sich mit der Geschichte und Erziehung der Nardaceenfamilie beschäftigt, eine Reihe von Pflanzen an, die in sehr vielen Gegenden unseres Vaterlandes geübrt sind, deren Vorkommen aber wegen ihrer Seltenheit und Rignanz, oft auch im Interesse der Geschichtsforscher schätzenswert ist. Zu diesen Pflanzen rechnet er u. a. die zur Familie der Nachtkerzengewächse gehörige Wasserschale, die, wie Professor Acharon in seiner Flora der Provinz Brandenburg anführt, wegen der Gestalt ihrer Früchte von Linné nach dem französischen Worte „coquey-trape“ (Füllbeutel) dem Namen „Trapa“ erhalten hat. In einigen Gegenden der Mark war sie früher häufig zu finden. Ich selbst habe sie in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts mehrfach am Pralen See bei Tüchtersen in der Nähe von Frankfurt a. O. beobachtet; denn ist sie aber nach den Angaben, die Professor Roth im Jahre 1815 in seiner „Flora von Frankfurt a. O. und Umgegend“ macht, verstorben. Auch an verschiedenen andern Orten, an denen sie früher gefunden wurde, sieht man sie jetzt vorkommen, z. B. im Luckauer Stadtgraben, am Mühlauer See und am See bei Seehaus. Dagegen scheint sie sich in der Gegend von Cléron erhalten zu haben. Nach den Notizen des Dr. Wagnar, der in den Jahren 1870—1872 die Umgegend durchforschte, fand sie sich im Sonnenburger Kanale. Dort hat sie auch einer meiner Schüler im vorigen Jahre noch gesehen. Leider war es mir nicht möglich, seine Angaben einer Nachprüfung zu unterziehen. Seit mehreren Jahren, wenn ich nicht sehr irre, seit 1868 findet sich Trapa kaum noch im Fernungsgraben vor dem Kloster Tur. Im vorigen Jahre waren allerdings nur sehr wenige Pflanzen vorhanden, so daß ich fürchte, es würde gützlich sein, in diesem Jahre aber bestenfalls Freunde der Pflanzenwelt an den sehr zahlreichen Exemplaren ihre große Freude. Die Wasserlilie weichte dem mit dem rotennen Blattstücken der Pflanze einen interessanten Eindruck. Hoffentlich zeigt die königliche Fort Klamm dafür, daß die an diesem Orte nicht wieder vertrieben werden.

Hilgendorf-Reiter A. Thier in Cléron.

Der Seemannspfahl bei Bützow. Es sind nämlich weit über 100 Jahre her, da lebte in Bützow ein gewisser Seemann, dessen Frau sehr stark neidisch ein wenig das Leben gegeben hatte. Als der Sohn bereits erwachsen war, heirathete der Vater ein junges, ansehnlich reiches Mädchen, stark aber höll darauf, und nannte die junge Frau, der die schöne Seemannsfräule schon längst nicht mehr mit kindlichen Blicken betrachtete, vielmehr mit schmerzlicher Neugier in der Frau seiner Frau geliebt hatte, das Fräulein, die Witwe zu betonen.

Aber obgleich seine Werbung Erbörung fand, schickte doch die Witwe an dem Willensstande des alten Dorfseemanns, der eine dorrige Frau zu

ausdrücklich erklärte und die Tragung vorzeitigerte. Am Ende stand ein Trommenschlag die Schreie des Passiers in Brand; doch bald wurde er an der Thür erstickt, in das Amtsgelände gebracht und dann nach Spanden geführt, wo über ihn der Urtheilsspruch gefällt werden sollte. Indessen ließ Neumann vor dem Gerichtstage aus dem Gewässer aus, schickte nach Böhme zurück und schickte von dem Pfarrhof aus einen Boten aus, wobei auch das Pfarrhaus in Flammen aufging.

Wiederum eröffnete, wurde der Bismarck nachmals nach Spanden gebracht und bald darauf am Tode verreckt. Weißer aber durch die Schuld zweimal begangen hatte, genigte dem Richter die damit in welchem Falle solche Strafe — der Tod durch das Feuer — nicht, und deshalb sollte Neumann zuerst geköpft und dann verbrannt werden. Man schleppte ihn nach Böhme, verließte in der Nähe des Trostfries, eine Viertelmeile nördlich vom Dorf statt Pfahl selbst einem Schächterhaupte und führte den Verbrannten hinaus. Schalkländer, Kassen und Mädchen, gingen dem Zuge voraus und sangen Hallelujah. Dem legte ihm der Henker den Kopf vor die Füße, und bald darauf wurde die Leiche des Gerichtstages dem Pfannen übergeben. Der Pfahl jedoch, an welchem man ihn gebunden hatte, blieb stehen und blieb jahrelangstags der „Neumannspfahl“. Vorhergehende wußten nach einem Bruch im Zwang des Denkens, und man pflegte dabei zu sagen: „Wie wollen Neumann einen Kasten schickern?“

Vor etwa 40 Jahren wurde der „Brandpfahl“ endlich zerstört und brach zu. Die Ingebratenheit selbst gibt in die Zeit von 1741—46. Danach gab es noch viele Brandpfähle in der Mark. In vor 20 Jahren stand z. B. noch der sogenannte Scherndorfpfahl in der Nähe von Zehndorf bei Grunenburg. Hier war die Brandstätte Schender eingestrichen worden. In der Mark Brandenburg dürfte es jetzt keine Brandpfähle mehr geben. Doch stand noch 1841 ein Brandpfahl auf der Insel Uckeritz, 17 Meile südwestlich von Heringdorf. Die Mitteilung über den Brandpfahl bei Böhme verdanken wir dem besten Kenner der Gegend, Herrn Gustav Kraus in Böhme.

Wie nachträglich vorläufig, wurde früher von dem Brandpfahl, an welchem der Brandstifter Neumann eingestrichen worden war, Holzstücke abgehackt, und zu überflüssigen Zwecken — vermutlich zu Kreuzen — verwendet. Das wäre mindestens nicht ungewöhnlich; in dem Dorfe Neumark (Vorort von Jüterbog) steht z. B. ein solches Kreuz, das an der höchsten Stelle steht, und es ist dort allgemein bekannt, daß überflüssige Leute nicht zwischen II und I zu diesem Kreuz schickten, kleine Brücken davon schlagen, die zu Fuß zu reiten und diese unter Mäusen und Säulen stehen. Das soll dann die präziseste Mittel gegen — Kreuzschmerzen sein. Glaube macht edel! Otto Brauns.

Der Reiter ohne Kopf in der Kossätenhöhle. Wie die Volksgänge weiter, kann man zweifeln nichts zwischen II und I in der Kossätenhöhle bei Böhme einen Mann ohne Kopf reiten sehen. Das soll der Brandstifter Neumann sein, den man köpft, bevor man ihn verbrannt. Manche Leute wollen behaupten, diese Sage habe eine bestimmte, wirkliche

Ursache. Es lebte nämlich in Wausdorf ein Bauer, der an Krämpfen litt. Man hatte ihm über gesagt, er könne durch das Nüt eines Gerbstoffes von seinem Leiden befreit werden.

Als jetzt Neumann geköpft wurde, nahm der Bauer diesen Haapl, wickelte sich auf's Pferd, ritt zur Gerbstoffmühle, ließ das Nüt des Gerbstoffes auf sich treiben und aß. Dann kokerte er sichknugelt um, sprach kein Wort mehr und rief nicht an. Man behauptet nun, die Sage vom Reiter ohne Kopf sei auf diesen Vorgang zurückzuführen. Doch ist dieser Versuch der Erklärung schon mehren Umständen wegen, als je der Bauer aus Wausdorf innerhalb eines Kopfes bestand, obgleich er wohl hinsichtlich seines Abgesehenes nur als ein schwacher Kopf angesehen werden muß. Sodann bedarf es keiner Erklärung, denn die Sage vom Reiter ohne Kopf ist in der Mark so ungeheuer weit verbreitet, daß es wohl kaum eine Gegend gibt, in der sie nicht bekannt wäre.

Auch zwischen Litzow und Narva kommt sie vor, wo sich der kopflöse Reiter am sogenannten Kuhstamm erlegt. Trotzdem wird er mit der Kur gegen die Krämpfe sehr seine Nützlichkeit haben; denn das Nüt, der Gerbstoff, sowie gewisse Körpertheile derselben galten von jeher als Heil- oder Schutzmittel (Finger des Gefangenen). Von dem Altvater sagte man sogar (Fabel, die während seiner dem Nütgen aus dem Erlösen der unendlich geliebten Menschen, und wie dieser Abgesehenes noch heute (Fabel) stehen, nicht man am besten daraus, daß man selbst noch im Jahre 1894 in dem mächtigen Mittelpunkte aller Intelligenz, in Berlin, in den Aepelchen Altvater mündlichen und Writlichen nicht nur (Fabel), sondern auch sogar verstand.

Otto Wenke.

Der dreibeinige Hase bei Saitzen. Der Dorfkrug in Saitzen führt die Bild eines dreibeinigen Hasen im Schild, und die Volkssage berichtet, daß sich zwischen Abends in der Nähe des Kruges ein solcher Hase zeige. Er komme von der zwischen dem Dorf und der Chaussee gelegenen Hölle her, kumpelt bis zum Kruge und heist nach einiger Zeit wieder um. Dorfkrüge und einzelne Wirtschaften an der Landstraße nach Terebnitz hinwärt, ist besonders im Harzlande nicht selten.

Wie kommt ein Finkenkrug, ein Schwanzkrug, ein Sperlingskrug, je ein Ziegenkrug im Krugenschild westlich von Spandau. Aber der Hase gehört meist zu den Tieren, die „einen schlechten Ausgang haben“, d. h. es hat eine böse Fortbestimmung, wenn sie einem begegnen oder gar über den Weg laufen, und deshalb ist sein Vorhandensein im Wirtschaftsbilde überhaupt auffallend. Doch ist der dreibeinige Hase im Gegensatz zu seinem dreibeinigen Kollegen ein Glückstier, wenn er nach einem Spuk- und Gespenstbesuche an sich hat.

So lernte Verfasser d. S. vor kurzem in Halle (Geopropolis) die Sage von einem dreibeinigen Hasen kennen, der um die Aker eines dortigen Bauern herumkumpelt, so berichtet und noch auf diese Weise nämlich meist, und in Nieder-Franken bei Ebernville erzählt man von einem dreibeinigen Hasen, welcher im Keller eines Bauersmanns nicht am Bodenstand stand

wird so häufig berichtet, daß die Hirschen bald sehr reich werden. Auch dies zeigt sich der Hase wie in Salskorn denn auch wenn man auf der Straße im Menschenhals.

Der dreibergige Hase ist demnach ein seltener, in gewissen glückselig-befangenes Tier, nach wenn man davon in Salskorn nichts mehr weiß, wie es scheint, so geht man dem Vergleich mit den beiden andern Sagen hervor, daß man diesen Hauptzug der Sage in Salskorn eben nur vergessen hat.

Otto Reiche.

Die Riesenkiefer in der Königlichen Oberheide bei Bismarck. Im Jagdth. der Königlichen Forst steht eine Kiefer, die in sechsseitigen Kreisen als die größte der Mark angesehen wird. Beschäftigte sich das Urteil, so wäre es insofern noch besonders interessant, als dann der Boden der ostpreussischen Kreise die beiden größten Hirsche ihrer Gattung hervorgebracht hätte; die Kieferstämme bei Fausla und die gesamte Kiefer bei Bismarck. Letztere hat in 14^{1/2} m Höhe einen Umfang von 166 cm, es ist etwa 10 m hoch, und ihre Höhe wird auf 45 Posten gestätzt. Die Vertiefung liegt in etwa 10 m Höhe. Ob sie von der berühmten Kiefer bei Oberwald (Johann Hermannsberg, Jagdth. 1871) nicht doch noch abstammen wird, verfallen wir nicht zu sagen, da uns die Höhe der Kieferstämme nicht bekannt sind, doch das also steht fest, daß die Riesenkiefer bei Bismarck nicht nur die gewaltigsten, sondern auch ein hervorragend schön gewachsenen Baum ist.

Leider ist er sehr schwer zu finden. Man hat zunächst den zum Treppen führenden Weg, der bei der Bismarck-Schule abgeht, 10 Minuten lang zu verfolgen. In der Nähe des Treppens zweigt sich links ein deutlich erkennbarer Fußweg ab, der nach 5 Minuten in einen Fußweg mündet. Nach weiteren 10 Minuten gelangt sich derselbe beim Jagdstein 199, 201 und 202. Man gehe auf dem Wege rechts weiter bis zu einer jungen Hirsche, deren Krone sich hochartig aushebt. Hier ist sich der Weg wieder. Verfolgt man jetzt den links abführenden Weg, so erreicht man nach 7 Minuten die Riesenkiefer.

Otto Reiche.

Der Teufelsee bei Forsthaus Hockelbucke. Eine halbe Meile westlich vom Forsthaus Hockelbucke liegt in der Königlichen Unterheide zwischen Schötenheide und Bismarck eine dem Nordwestwinden Köcheln Hirsche gültige, 12 Morgen große einspige Wiese, die gewöhnlich im Frühjahr bis in den Sommer hinein teilweise unter Wasser steht und nur im Hochsommer völlig trocken wird. Doch an einer tiefen Stelle sinkt der Boden nach in den nächsten Jahren sinkt, und hier kann man mit der längsten Stange einen kleinen festen Grund finden. In früheren Jahrhunderten lag dort ein See, der Teufelsee, und dieser Name ist nach ihm geblieben, obgleich der See längst eingetrocknet ist. Trotzdem weiß man sogar noch, wie der See entstanden ist.

Früher stand nämlich an dieser Stelle die Dorf-, eines Tages aber versank dasselbe spurlos in die große Tiefe bis zur Höhe, und es bildete sich ein See darüber, den man den Teufelsee nannte. Der Ort ist noch jetzt nicht ganz ausgefüllt; vor einigen Jahren versank und ertrank dort ein Kutscher, der sich etwas ins Meer hinauswagen wollte. Teufelsee und Teufelröhre sind in der Mark nicht selten (Spandauer Stadtpark, Ravensberge bei Potsdam, Berlin, Luch etc.) Nicht weit davon liegt ein Häufchen, aber kleineres Wasserstück, welches den Namen „Schindloch“ führt, weil es dem Schindelmüller in Bismarck gehört. Früher hieß es auch dort ein See; das Grundstück ist etwa 20 Morgen groß. Otto Kunko

Volkstümliche Orts-, Straßen- und Flurnamen in und bei Nauen, Neundorff hat nun nach beim Stadigen der Heimatsunde nach der Erkennung einer volkstümlicher Flur- und Ortsnamen zugewandt, und es ist mir sehr wunderbar, daß die oft eigenartige Form dieser Namen des Interesses nicht Gegen bereisgerichtet hat. So heißt der nördliche Teil der Potsdamerstraße, die früher eine Saugasse bildete, die Noche. Man hat dieses wunderbaren Ausdruck von „noche“ erklären wollen, doch ist diese Erklärung eines gewissen, auch Wöhnen oder wohnen nach Leute nicht ausschließlich am Ende der Potsdamerstraße.

Der Wort nauen, nuppen oder noppen kommt in der Tuchmacherei vor. Man bezeichnet damit das Reifern; alter zuffällig in die Gewebe gekommener fremdartiger Körper und bedient sich dabei eines Napp oder Noppenstein oder der Nappmaschine. Nun hat zwar die Tuchmacherei in Nauen niemals in besonderer Höhe gestanden; doch steht fest, daß im nördlichen Teile der Potsdamerstraße früher Tuchmacher gewohnt und in bescheidenem Umfang die Gewebe repariert haben, z. B. Die Potsdamerstraße 58 und der Tuchmacher Kade (bis zu 1864). Es wurde dort also natürlich gewacht.

Für den ähnlich klingenden Flurnamen „Nöye“, der nur im Nauen gebirge West an N.W. der Stadt bezeichnet, fehlt z. Z. noch jegliche Erklärung.

Von selbst erklärt sich der Name „der Berg“, und auch der „Zickenberg“, das Ufer, über welches die Wallgasse führt, erinnert uns direkt und ohne Umschweife an die vorgeschene Tage, an welchen dort eine ein von die Neumer Gemein, an Volkswende Zickern genannt, graste.

Der Dandel (der Teil der Hirtengasse, von der Kaiserstraße bis zu dem Winkel, den die Gasse nach Osten macht) und der Vogelstein, nach Vogelsteinung (da es sich Wallstraße, Lindenstraße und Wallgasse herführen) gehören ebenfalls zu dem postichen Wachen der Stadt. Beide Namen sind indessen nicht spezifisch Neumer Fährkate. Eben Dandel gibt es z. B. in dem Dorf Potsdamer bei Straußberg und einem Vogelstein in Treuenbrietzen, bei Berlin und in verschiedenen holländischen Städten. China hängt in betrieblieh der Name Füllenswache, den z. B. früher auch das südliche Ende der Tuchmacher Kade in Berlin führte. In Nauen liegt die Neue Straße bis zur Mauerstraße früher dieses Namens. Mit Vogelstein verhalten

wir in der ältesten bekannten und stammes Stadt den Ausdruck *Kleinung* und mit Bestimmtheit zum Kiste; denn Kiste steht sich sich den Falsch im Wappen und Kiste kommt her von *keine* = *Fachwerk*.

Die obengenannte *Hirtengasse* heißt nach Kiste ab von dem ehemaligen *Hirtens* (*Hirtengasse* No. 1 und 2), das später zum *Arbeits* gemacht und vor kurzem abgeräumt wurde.

Die Wandlung durch diese Straßen ist zum Teil recht interessant; sie führt uns vorüber an vielen alten Fachwerkhäusern mit stark gekrümmten Holzbalken, den Kennzeichen des Alters. Das Haus *Wolgasse* No. 17 ist besonders auf. Es trägt eine Tafel aus dem Jahre 1756 mit der Inschrift „Mache dich auf und gehe nach in des Töpfers Haus danach will ich dich nach der Weise hören lassen“. Darunter sind figurlich dargestellt 2 Kinder und ein Mann, vermutlich ein Töpfermeister; links unten bemerkt man einen Turm. Das Haus heißt dem Namen „des Töpferhaus“, weil es früher eines Töpfer (jetzt *Schmidt*) gehörte. Otto Mönke

Aus Zerolow bei Gressow, Kreis Ruppin, nach Mitteilung des Herrn Pastors E. in Wolterdorf liegt vor der Kirche in Zerolow (Pfalz von Wolterdorf) ein „*Tafelstein*“ mit Fingerringen. Der Tafel hat die gewöhnliche er wollte damit die berühmte Kirche treffen. O. Mönke

Die Wappensteinen an den Kirchenwänden in Blankenburg bei Berlin tragen folgende Umschriften:

- | | |
|---|---|
| A | Kant v. Berlin
Marie Lucretia
von Blankenburg

von der letzten Seite. |
| B | Kant Blankenburg v. Berlin
Maria Sophia v. Blankenburg
1698 |
| C | Barbara Tugend
v. Blankenburg
Jacobus Valda
v. Berlin

von der ersten Seite. |

Von 1771 war die Familie von Hübner in Blankenburg ansehnlich; in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts haben wir dort die Familie *Blankenburg*. Im 18. Jahrhundert war Blankenburg königliche Drucker und stand als Amtsvorwerk unter dem Amt *Wolterdorf*. 1811 verkauften die Hübner das Gut an den Berliner Kaufmann Johann Heinrich Neumann, welcher am 24. 11. 1849 starb.

Seine Tochter, Frau Oberrentamt von Quasten, verlobte er 1658 an Ludwig Debert, dann ging Eisenberg in die Hände des Ministers von Friedenthal über, der es schließlich an die Stadt Berlin verkaufte, die einen großen Teil der Ländereien an Kraschwitz machte (O. Henke*).

Das Wahrzeichen der Stadt Peitz bildet mit etwa 130 pfündige Kugel hoch oben auf dem alten massigen Turm der Stadelle der ehemaligen Festung. Man nennt diesen Baum scherzweise wohl die „Peitzer Stadthölle“ und erzählt, auf welche Weise die gute Stadt in den Besitz dieses „Hochwälder“ gekommen ist. In den vierziger Jahren kam nämlich der König Friedrich Wilhelm IV., von einer Reise aus Schlesien heimkehrend, durch die Stadt Peitz. Wegen eines kleinen Unfalls — es sollte unterwegs ein Kof ausgehört werden — versetzte sich aber die für den frühen Vormittag angesetzte Ankunft des Königs bis zum Nachmittage. Die Herren vom Rat, die sich versammelt zu höchsten Wirth zur Begrüßung auf dem Marktplatz eingehend hatten, gingen nun aber kolnerwege den christen Jungfrauen, die das Öl für drei Lampen versprochen hatten; sie gossen nämlich darauf des Oeles auf die Lampe und brachten schließlich in frucht fröhlicher Stimmung die Hoch nach dem andern auf ihren geliebten Landesherrn aus. Kauflich gegen 1 Uhr sah die Wagen des Königs herau, hielten aber dorterte ein, weil man sich zu sehr verspätet hatte, der Ansehlich des Königs mit wenigen Minuten. Nach der Begrüßungsrede des Bürgermeisters fragte der König kurz: „Habt Ihr noch einen Wunsch?“ Verdutzt standen alle da. Kauflich plätschte einer der Stadtväter mit der Antwort herau: „Majestät wollten uns den alten Turm der Stadelle schenken!“ „Das sollt Ihr haben!“ erwiderte der König, nickte gütlich den Herren vom Rat zu und gab die Zeichen zur Weiterfahrt. Nun trat bei den Ratherrn ein, daß er doch viel vorstündiger gewesen wäre, wenn man sich einen Teil der aufhängenden wenigen Fauten ersparen hätte, die Stadelle kaufte man ja weihen; aber man hätte keinen Wald Flugs setzte sich aus der Bürgermeister auf Pferd, mit dem Könige nach und sagte zu ihm: „Majestät, wir haben uns die Rechte überlegt, wir möchten lieber ein Stück Wald als Stadthölle haben!“ Der König aber schlug die Hölle ab, haben er entgegen: „Es bircht dabei, Ihr bekommt die Stadelle und die Stadthölle, die oben darauf wächst!“ Jedem nennt man den Baum dort oben die „Peitzer Stadthölle“.

Berl. Lok. Anz. v. 2. 8. 1895.

Otto Henke.

* Die erste Fassung (S. 10 — 100) wird von Vorleser schon im Verlauf des ersten Kapitels veröffentlicht werden.

Standorte interessanter Pflanzen der märkischen Flora.

Mitgeteilt von R. Jähleber, Badorf.

In der Brandenburg v. 1902 teilte ich einige Standorte nicht überall verstreuter Pflanzen in unserer Mark mit. Ich möchte die Notizen heute durch einige andre Nachrichten ergänzen.

1 Jahr meiner unruhigen Tätigkeit habe ich in den fruchtbarsten Gegenden der Uckermark (nördlich und südlich) angebracht, daher ist auch meine Kenntnis von Standorten hauptsächlich auf diese Gegenden beschränkt. Die Fruchtbarkeit des größten Teils dieser Landschaft verdankt sie bekanntlich dem von der Elbe her hier reichlich abgelagerten Gneisskalken; noch wo gar, wie an nicht wenigen Stellen besonders im Kreis Prenzlau (Schwella, Grüssow mit aufgeschlossenen Kalklagern) kohlenarmer Kalk einen wesentlichen Bestandteil der Bodenkrume bildet, da muß man stimmen über die Üppigkeit des Wachstums und über die Lebensdauer- und Artenzahl gerade der merkwürdigen und besten Schmetterlingsfauna. Erwähnen die Sachkennner dort auch nicht die prägnante Stängelhöhe von über 1,75 m, wie wir es bei dem Dorfe Hührode am Südrande des Hagens (Nordwest der goldenen Heide) finden, so ist doch immerhin ihr Wachstum über das Großstäbliche hinausgehend. Infolgedessen finden wir hier typische Felder einer Bohne, dazu Linse- und Erbsefelder, (Krop-) und Stauden-Bohnen (fast der meisten wirtschaftenden Uckermärker ganz zwischen die Reihen einer gleichfalls üppigen Kartoffelfelder. Wapend walten die unergiebigen Ährenfelder goldenen Weizens; häufig allerdings durchsetzt von Kornrade, mehreren Mohngarten, C)nen und — sehr gehäuft — von Hebrich, Achsonal und einer kleinen Kratzdistelart.

Der Kreis Prenzlau eröffnet am Pfingsten das Auge durch seine prächtige hübsche Rapfelder, in denen der Landvolk und der Erdfrucht neben dem stengelfreudigen Bauernzug häufige Güter sind, während

wir am Wege die Feldkrone obenweg vorüber, die das kalte Torfkraut und die vielen Kautschikarten neben allen möglichen Arten der Gattung *Halen-schul*. Häufig wiederet sich auch *Vicia villosa* aus die Getreidehalme.

Die leider der immer intensiver arbeitenden Landwirtschaft fast gänzlich zum Opfer fallenden tiefen Orchen, die früher hier oben bereits mit *Crema*-, *Woff*- und *Tauschidoren* bestanden waren und so den Stagnwägen geschätzte Nährstoffe boten, waren nach dem Bestehen eine reiche Fundgrube. Denn hier fand man fast jede wildwachsende Wiesenart, denn auch die im Lent so massenhaft die Wiesen schmückende *Prunella officinalis* und ebenso *Bergheide* und *Grünness* bei *Bräunow* und je stürzern *klammere Fundorte* der nicht häufigen „*Waldprunell*“ *Prunella farinosa*. Auf *Bräunow* kamen außerdem verschiedene *Tauschidoren*arten, und von *Salvia pratensis* dürfte ich in den Kreisen *Prunellen* und *Angerehnde* wiederholt von-stag waldwäsende Exemplare sammelte.

Vicia arvensis kommt — gemischt mit weniger zahlreichen Exemplaren der heilichen *Kakuschle* — massenhaft auf den Sandfragen und unmittelbar hinter dem Bahnhof *Schäfersmühl* (*Stettiner Bahn*) und hier dabei habe ich außer der in der Mark häufigen *Krauswilde* dort *Botrychium lanatum* gefunden. Verfolgt man den Weg von dort weiter über die *Stadtwache* Mühle nach *Franshagen* an, so bietet das *Mühlteufelbruch* neben verschiedenen *Stadtwachenbrüchern* reichlich *Paris quadrifolia*, auch manchmal *Cheumatophyton strobiliferum* (diese auch in *Bräunow* am *Wage* *Trampe-Bräunow* etc.). Aber im Sommer findet man dort auch *Anemone veris* sowohl in der größeren gelbstacheligen, als in der bläulichen reinen Form.

Sandfrage tridactylifera ist dort fast gänzlich und doch fand ich an der *Wiese* bei der *Baumsteiner* Mühle nur selten und vermischt einem *Ophioglossum vulgatum*; dagegen an Bruch viele Exemplare von *Ranunculus Lanzen*, verschiedene *Wiesenarten* und mehrere *Orchideen*, darunter die schon erwähnte, durch außerordentlich gezeichneten *Wuchs* ausgezeichnete Varietät von *Orchis palustris* (O. ostpreuss. *Wiesen-Glocke*). Das *Dorado* der *Orochidengewächse* sind aber die *Wiesen* des *Endenbruchs* bei *Bräunow* und *Hagenmühl* (bei *Franshagen*), wo es nach an *Carum* etc. nicht mangelt. Eine größere Strecke an der *Wiese* bei *Franshagen* (8 km östl. von *Angerehnde*) steigt im April des heilichen *Schneeh* der *Kugelblume* = *Trollius europaeus*; denn es finden *Gewächse* *Strachanum apertum* (bei *Trampe-Bräunow*) auch die *Var.* *B. Americanum* bei *Carmen-Bräunow* im *Park* mehrere *Strachan*, dort am *Teich* häufig die *Landkern* von *Polygonum amphibium*. P. *Distorta*, dort *Hammelschwanz* genannt, ist häufig, aber nach *Karsten* *Hydrocotyle* findet sich auf den *Wiesen* bei *Franshagen*. Auf *meinem* *Schulhof* an *F. erwachsene* alle Jahre wieder ein stattliches Exemplar von *Stylosum*

Marianum, und der nordige Fahrweg von F. nach Pinnau wies mir in seinem ersten Teil von starkem Eichenplan der Kastanien Strömation. Ackergrasland war nicht gerade häufig; aber im Busch sagte mir auf Augusturten Cerevisium, und mit Schrecken mußte ich erleben, daß das einzige Exemplar von *Centaurea scaberrima*, das ich wie meinen Jagdschilf hätte, dem Pflanz zum Opfer fiel. So ist es auch hier bei Hartrathel-Baumwuchs gegangen mit der sibirischen *Asarum pratense*; den Lauberkalorien an der Chausseeführung ist es, das ich dort jahrelang in etwa 10–15 Exemplaren sagte, gewährt zum Opfer gefallen. Klauenhaft — vom Hülsen dagegen fand man diese scheinbar gesunde gesunde Elms auf dem anderen Flußweg, wo sich tausende auf sonnigen Böden am Waldrand bei Politz-Lamitz (Kreis Jüterbog-Lochau) im Lenz drängten; ich ganz fanden wir darunter noch und seltener gelblich gelbete Blüten. Versteht man sie auch unter den Megalithen an der Grenze Bräunow-Franzenhagen (vgl. Schumann Die Steinzeitgräber der Uckermark, Preussl., Heft 1904).

Drei verschiedene Arten der Wiesensorte (*Thalictrum*) sind gleichfalls in der Uckermark zu finden, und neben der häufigsten *Asarum pratense* etwa wenige verstreut. *A. ranunculoides* auf Steile am Hohlwege von Crassow nach Stolpe u. G. und *Asarum pratense* im Hohlweg, der Buchenwaldern angrenzend, im Hohlweg Angermünde nördlich südlich im Sackower Walle bei Bahnhof Wilmersdorf (unter Urflößberg), — da ist er vergesellschaftet mit *Veronica angustifolia*, *Trifolium lathyroides* und *Lathyrus montanus*, ferner *Galium verum*, massenhaft *Trifolium alpestre*, *Hymenocleia palmata* und *Hymenocleia nigra*, *Hesperis triloba*, *Gemma intermedia*, *Ornithoglossum*, *Viola hirsuta*, *Milium effusum*, *Goldweide*, *Cornicularia*, *Polygonum*, *Majanthemum*, seltlich auch *Erva ribidifera* und *Serratula hirsuta*. Dazwischen auch scheinbar nicht ultra ideale Wiesensorte, ein Strauch von *Bom. rubiginosa*, *Carex montana* und *lyrata*, und die sibirische *Milium pratense*. Sehr reichlich ist übrigens in diesem Walle die sibirische *Erva ribidifera* vorhanden, seltlich seltlich wie bei dem sonstlich im Wald und Seen gelegenen Gölzberg im Kreis Angermünde; hier neben der schon aufgeführten *Bom. rubiginosa* mehrere Exemplare gefunden von *Nicotiana glauca*, auch *Berlapp*, *Wachtelweizen*, *Potentilla* etc. (ebenso noch nahe Cöperitz und an dem Walden sibirischen Niederlande und Politz (Kreis Angermünde)). Von dort sind übrigens auch seltlich im Park überliefert durch den Zorn nach der Chausse strebend, mir bekannter sibirischer Standort *Desmodium paniculatum*; häufig ist dort auch *Polygonum vulgare* und *Oxyria plantaginifolia* nach Pinnau und Gölzberg, am Waldrand nach Wilmersdorf aber seltlich die sibirische *Oxyria plantaginifolia*.

Ein zweites Standortfeld für den Botaniker bietet dazu wieder der Buchenwald von Crassow, 1 Stunde nördlich von Bräunow, in dessen

Tiefen aus raschenden Bach, von fruchtbarer Obolgrasien umgeben, die typische Heidekrautflur liegt. — Hier unter starken Korbweiden hat sich die typische Bachweidenflur ganz besonders typisch und zugleich weitverbreitet, außer den bekannten Vertretern nannten wir hier neben anderen Gräsern die seltene Vogelfanzkraut; aber auch Waldweiden, *Stellaria Holsten*, *Carex mariscus*, *Pinguicula vulgaris*, *Drosera rotundifolia*, *Diarrhiza Carthagenensis*, *Composita persicifolia*. — Das Ufermark hat auch Heidekraut der selteneren Arten von *Composita*. — so *C. bicolor* häufig am Wege Frauenhagen-Großhagen und *C. glomerata* — dann aber *Galata pilosa* (seltener), und seltene *Phytolacca spicata*; häufiger *Sonchus oleraceus*. Die seltlich fruchten Waldweiden am Bach tragen im Juni auf allen möglichen Korbweiden, dann die häufigen *Leucanthemum vulgare* und hier, wie auch mehr bei Grüssen *Myosotis sylvicola* (nur 2 Stellen) und *Veronica myrsinitica*. — Die verwandte *Veronica spicata* fand ich mehrfach am Wege bei Kloster Chorin (an mehreren Stellen), sonst auch an erhöhten Orten bei Traupe etc., wo sie sich ganz mit dem Sandstrunk und der Stokrose vergesellschaftet. In mehreren Gräben bei Traupe fand ich *Sonchus* den biologisch interessanten *Wasserschlauch* (*Utricularia*), dann auch *Myosotis silvatica*, *Polypodium vulgare*, *Megacarpus tetraodon* und *Melandryum rubrum*. Die Potentillen sind auch in verschiedenen Spezies und Varietäten vertreten — beide Gatt. — mehrere *Vicia* und (nicht angebaut) fast alle *Trifolium*arten — besonders auch der seltliche *Wandklee* — und so den Wegweiser häufig der seltliche *Trifolium montanum*.

Die Erinnerung an das Meer der *Vicia silvatica*, das am Ende April so massenhaft die oft schon stängelfallen Gräben der ostpreussischen Heidekrautflur schmückt, bewegt mich, noch weiter Stätten zu suchen, bei deren Mauern die Flora nicht nur des Botanikers, sondern auch schon des nicht so uninteressierten Wanderers lachen muß. Der erste Ort liegt an Kreise Preußen hart an der dort die Grenze gegen den preussischen Kreis Rastow bildenden Rastow, das in einem breiten, ehemaligen Odertal liegt delikatessevolles Landgraben. An dessen nördlichem Ufer erhebt sich ein steiler nicht sehr umfangreicher Hügel mit geringen alten Bergresten bestanden, die sogenannte *Hilkenberge* bei dem ostpreussischen Dorfe *Schmida*, 17 km östlich von Preußen. (Vgl. Beschreibung von H. Langhans, *Ueberr. Köber* 1906 No. 294.) Hier prangt im Juni an den steilen Abhängen des ehemaligen Bergwalle an Tausenden des seltlichen *Vicia*, das an dem raschenden kühlen Bach Scharen von *Myosotis persicifolia*, nach *Fucus silvatica*, beide *Anemone*, das *Langweiden*, in unabhägigen Mengen auch die kleine *Adonis vernalis*, *Gallium*, nach findet man dort die seltliche *Leucanthemum squarrosum* und viel *Quadrifida* *Aconitum*; dann aber auch *Hilkenberg* und noch in der Mitte von unten *Rudbeckia*

Wald mit seinen großen Grausfliegern übertraffen (Jenseits der Randow) Lebensklimate in vollster Pracht. Der zweite liebliche Ort liegt im Kreise Angermünde; es sind die „Hofberge“ — wald- und buschbestandene Parklandschaft zwischen Oranien und Stolpe. Hier ist Gypsosele und beide Arten Stipe zu finden; hier wächst Saugrübe, Mährische, Lithospermum, Casahua, *Prunella grandiflora*, Dipentem und dann weiter im Park von Stolpe: *Tibbimulus pulcherr* (häufig), *Antirrhinum Liliago* und räumlich — letztere auch am Werbellinsee und bei Lichterfelde-Kiesewald: Es hätte sich auch viel mehr davon pflanzern, doch genug für heute.

Märkischer Volksglaube.

Von E. Jälicher

Gegenüber einer Besprechung alter Volksglaubens (Aberglauben, Vorzeichen etc.) erhielt ich eine Anfrage unter meinen Schülern (I Kl. in Hoyerl., Kamen) die diesmal allerdings nur eine geringe Antwort ergab; eine bessere Zusammenstellung wird in der Osterkollationshefte der Tgl. Rundschau erscheinen (1905 veranstaltet). Doch mag das Wenige der letzten Karte hier mitzugeschickt werden.

Fast alle Märkergelähnte dreht sich darum, was gewisse kleinen äußerlichen Anzeichen auf Geld, Glück und Gelingen, oder Verlust, Ärger und Mühsal zu schließen. Zwar ist nicht alles Mitteilenswert sprachlich rational, doch ist ja solche Sachverständigen auch unter Kulturmenschen eine „Alltagswissenschaft“.

Zum Kapitel des Äußeren: Es gibt Verdruf wenn man a) einen Schuß auf den Tisch stellt (Mittagsessen), b) einen Stiefel auf den Tisch legt, c) wenn man ein Brot auf den Stühlen legt, d) wenn einem das Kater über den Weg läuft, e) wenn man den Tisch mit Papier wischt.

Auf Glück deutet folgendes: Brennen zwei Lutzpen zugleich in der Stube, so bedeutet das ein heiliches Braut. Lecht die Kater die Pfoten, so bedeutet das künftigen Reicht. Derselbe soll ein Mann mit warmem Bart sein, wenn man in der Stube einen Strohkohlen mit einem Mehl beudet. Wenn man morgens nächsten dreimal wach, bekommt man ein Geschenk.

Auf Verdruf angegebenen Verdruf kommt man folgende Zeichen: Verdruffet man Salz, so gibt es Streit oder — man muß auch viel weinen — Pöngel gibt es, wenn man den Tisch mit Papier wischt.

Am zahlreichsten sind die Anzeichen des Todes. Da glaubt man in der Mark folgendes:

Wenn man viel von Handkuchen isst, stirbt einer von der Familie. Ein heftiger Sturm zeigt an, daß sich jemand erhängt hat. Einen Todesfall bedeutet es auch, wenn 10 Personen zugleich am Tische sitzen, dergleichen, wenn die Tür der Uhr von selber aufspringt. Falls aber eine Photographie von der Wand, so soll derjenige, den das Bild darstellt, im Laufe des Jahres sterben. Was am Freitag erkrankt, soll sterben. Wächst man zwischen Weihnachten und Neujahr, so erhängt sich einer. Legt man einem Toten einen Krans auf das Bett, so stirbt bald einer nach. Es stirbt nach jemand, wenn eine Krähe ihren Hohn flugt. (Anders) Wenn eine Krähe auf dem Dache dreimal krächzt oder wenn ein Vogel aus Fenster geflogen kommt und herumfliehet, so bedeutet das Unglück. Um das Nachsterben eines Familienmitglieds zu verhüten, verhängt man den Spiegel und lehnt die Stühle an, auf denen der Sarg stand.) Von mir sogar in einem schlesischen Märchen erlebt.

Vermischtes: Hübner Himmel zeigt Krieg an. Tragt man einen Stuhl mit den Füßen nach oben, so steht man dem hohen Gott die Augen zu. Regnet es am Freitag, so regnet es die ganze Woche. Das Falschste am Falschsten sagten vor 10 Jahren etwa schwedisch:

Wie's Wetter sich am Freitag hält,

So es sich auch am Sonntag stellt

Freitage soll man sich weder Haare noch Nägel beschneiden. Wenn man die Tür schon zugemacht hat, soll man nicht wieder zurückkommen, sonst hat man kein Glück (Hinterpompert). Am Schenntage regnet man einen Hühnerstrich an die Stalltür, um das Stroh gegen Fehern zu schützen.

Berliner Knipsprüche.

Gesammelt von E. Jähres.

Da im Jahrgang 1904 der Brandenburgische von Herr O. Mecke mitgeteilte Sprüche aus Berliner Knipsen möchten wir hierdurch mit einer ganzen Hülle von solchen versehen und ergänzen. So finden wir in der Patzenhoheliste am Köllischen Fischmarkt den Spruch:

Als Meise an den Fels einst klopfte,
gesah's, daß Wasser ihm entropfte;
Nal größer ist das Wunder hier:
Man klopf't am Glas, und es fließt hier.

Zum Trinken wird man ermahnt: Lauf oder lauf

oder: Lasse zu saufen, esse zu schlucken.

und: Tu den Mund nicht weiter auf,
red' vernünftig oder auf.

So wendet sich ein Viertelstündchen beim Hauswirt in der
Hausheide: Quatsche zu Hause!

Legendes lassen wir auch einmal:

Es darf Honorar des dursifigen Kalken
beim Weinverfügen niemals fehlen.

Über die unermesslichen Folgen einer langen Sitzung lobtet ein
Wandgespräch der Akademischen Studentenschaft hinter der Universität:

Stare und hoffe, daß nicht wecke,
Jeder Kater stinkt die Ecke.

Der Zecher aber liebt noch Musik; denn Hochalptrade heißt es

Ein Lied bei edlem Saft
gibt Frohna, Mut und Kraft.

Tom nervos circa heißt es verschoben:

Hast du Geld, um zu herappen,
Gib's gut Bier und guten Slappen;

oder: § 11. Geborgt wird nicht, das halt ich für das Beste;
Sonst verliert man sein Geld und obendrein die Güte,
oder ganz lakonisch: Geborgt wird aus §§. Februar.

In dem Haupt angemauerten Krug zum grünen Kranze (Friedrichs-
straße) lautet Spandauerweise, hiesigen die Sprache also:

I. Wo kaffee die Wirtin und kühlte der Trank,
Wird jeder Gast eroster und trinkt sich gesund.

§ Ansatz, so für jung noch weid,
Centale, so für tragt Leid;
Doch ob für hebt Lust oder Weh,
Ob jung, ob alt oder bitter!

An einem Keller in der Stalshofstraße lesen wir über der Tür:

Gott verflücht kranke Deutschen,
knappes ist nicht, es darfst's ihn doch.

Den Segen des Knospens rühmt ein auf der Straße ausgehender
Kuldeknospentel:

Ein köhler Trank, ein voller Tisch
Erlebt den Geist, heißt's Herre Tisch.

Friedrichstraße 220 wird die Beschriftung aufgestellt:

Die alten Deutschen tranken immer noch aus,
und die jungen Deutschen trinken noch aus
trinken, wenn sie Geld hatten.

Folgende beiden Verse sind in Berlin auch wohl weiler verbreitet,
als im Deutschen Wirtheum zu Rindorf, wo es heißt:

Das Trinken lernt der Mensch zuerst,
Viel später denn das Essen;
Denn sollet du sagbar sein als Geiz
Das Trinken nicht vergessen.

Stark antwortlich heißt es im Deutschen Wirtheum:

Nicht blöder kommt man durch die Welt,
als wenn man es Jaden und Jadenart hält.

Das Spatensteck in der Friedrichstraße veranlaßt folgende Sprüche
der Trinkerweisheit.

Stiftst du gut, es istes Guts,
Alter Ste, der ist der beste.
Guter Wille führt zum Ziel,
Trinke oft und trinke viel.

Guter Dinge gibt es vier.
Lebhen, Karten, Sang und Bar.

Ein Mann ein Wort, ein Wort ein Maß,
ist besser als ein Schwur grün.

Abschätzen, Hakenstech,
ist dem Trinker anzuehl.

Verwandt mit letzteren Sprüchlein ist auch die Inschrift eines
Bierkruges:

Und wie auch die Uhr und das Weberl uns winkt,
in Frieden geht nur, wo kein Steinsidel trinkt.

Auf andere Krüge heißt es recht nichtdünig:

Alle Taler, junge Weber
Sind die besten Steinsidel.

aber auch: Wenn mit dem Wort, wenn es wahr ist,
trank mit dem Trank wenn er klar ist.

In der Verdrachensform heißt es vom Maß:

Ob Sekkel oder Tüpfchen,
 Ob Kuffe oder Krog,
 Ob Flanche, Maß ob Schöppchen,
 Man trinkt doch nie genug

Von der guten Wirkung des Gerstenkaffs standort:

Wer trauig ist bei Bier und Wein,
 Der muß ein Ergötzlicher sein.

Im städtischen Rathhause zu Schöenberg, dessen Wände jetzt mit hübschen Freskogemälden geschmückt sind, fand ich ebenfalls folgende nette Verse:

Der Liebe nicht jedes gefragt,
 Der Dant aber alle bewragt.
 Fröhlich Gemüth gibt frisches Gebitt.
 Ein volles Maß, ein krauses Weib
 Und frohen Herz schalt den Leib.
 Alte Lieb' und alter Spou
 Brechen nichtfluh wieder an
 Bergen und Schwanen
 Endet mit Gramen.

Als Mahnung an die Stadtrichter ist anzubringen:

Betracht beim Bier, betracht beim Wein,
 Wird euer Spruch nie wieder sein.

Etwas phlegmatisch klingt die Behauptung:

Wo Fürst und Volk vereint in Kraft
 Das Vaterland beschützen,
 Da trinke keinen Gerstenkaff
 Und bleibe ruhig sitzen.

Jeder aber mag sich hinter die Ohren schreiben:

Vorwärts nie laßen, vorwärts nur lauß,
 Was ein Feind beim Glase
 Dir anvertraut

Dem großen Reiz des Bieres prüft ein Vers:

Halt' Adam bayrisch Bier besonnen,
 hatt' er den Apfel nicht gegessen.

Im Berliner Reicheller stand einst (ob jetzt noch) u. a. folgende Sprüche:

Wer Nicker hat, hat Brod,
 Wer keine hat, hat Not — und die Waiseheit;
 Ein verschauer Freund, ein erkaufter Freund,
 Sind an einer Brücke angeschickte Stücker.

Auf einem Haufen in der Lehnstange: hieß es.

Ein tüchtiger Mann, ein armer Mann,
 Ein König, war stagen und trinken kann

In Ruffa lesen wir in einer Wirtschafft:

Bei Sonntagsmessen ist's Brauch und Sit,
 Ob's es nicht Widen, geht Salzen mit.

Ein Zacher in Rindorf behauptet die Plakatinschrift:

Ob ich morgen leben werde,
 Weiß ich freilich nicht,
 Daß ich sterb, wenn ich lebe,
 Trinken werde,
 Das ist ganz gewiß!

Wider den Kaiser, Stallackerstraße:

Der Kaiser aus Erfahrung,
 Er sieht am weeren Herang

Etwas kölsch ist die Schlaßkette (Hansereiter-Hausenbode):

Wer gut trinkt, schläft gut,
 Wer gut schläft, sendigt nicht,
 Wer nicht sendigt, kommt in den Himmel,
 Also: Wer gut trinkt, kommt in den Himmel!

Ein schwächlicher Hausknecht tröste sich an dem Spruch in Marienthal b. Bismarcksteinweg:

Es gibt der edle Gerstenkaff
 Sogar Pastefilberkes Kaff

In einem Ausschnitt der Sächsischen Biereisen wird gesagt:

Trinke nie ein Glas zu wenig,
 Denn kein Pfaffe oder König
 Kann von diesem Standesverbrechen
 Deine Seele heilig sprechen.

Wir schließen unsere freundlichen Streifzug mit einem Vers aus dem Krug am großen Kessel:

Ein Liter frisches, echtes Bier,
Wie trübelt's in dem Mäiers!
Denn auf ich Heil, Gausbrüder Dir,
Nach Deinem Trank steh' Hinters.

Inschriften und Grabschriften im Ruppiner Lande.

Hauptteil von E. Jähcher, Berlin.

Auf zwei Wandfahrten durch das schöne Ruppiner Land entdeckte ich folgende Inschriften:

a) an Gebäuden: In der von Fischer und Schiffern bewohnten Straße „Der Kiste“ am Alt-Ruppin sind mehrere Hausfronten oben mit einem (schwarzen oder goldenen) Fusch gemauert. Das Haus No 7 (91) trägt unter einem solchen goldenen Schappentier die Worte:

Christen kehret euch bei einem Fischer ein,
denn läßt Gott dieses Haus gesegnet sein,
wer nur fromm und gut hier wohnt,
den Gott mit reichem Segen lehrt

Edward Luhn 1876.

Das nahe diesem Hause gelegene einfache Kriegerehrenmal des Ruppiner hat man für die Gefallenen (1804—1806, 1870/71. 5 Mann) mit einer Inschrift auf folgenden Wortlaut geschmückt:

Ehre den tapferen Kriegern,
die einged ihr Leben geopfert,
schirmend den heimatlichen Herd

Am Ostufer des schönen Ruppiner Sees erstreckt sich lang hin das alte große Dorf Karow, dessen Rittersitz mit schönem oberwappentragendem Schloß seit 1722 im Besitz der Rittersfamilie von dem Knesebeck-Mylindorfschen Familie ist. Dort verweilte ich auch mehrere Inschriften zu sammeln. Das Stadelhof eines städtischen Wirtschaftsgebäudes zeigt neben dem Schmuck steingeforbener Ähren und Weinstreben die folgenden Worte:

Was Gott hat, das ist wohlgehat,
Wir müssen besser werden,
Man laß auch die Herrzu an,
So folgt die Frucht der Erden.

Das Pfarrhaus neben der Kirche trägt den Spruch: An Gottes Segen ist alles gelegen; während von der Thür des gegenüberliegenden Schulhauses die Aufforderung herabschallt:

Die Kinderin laßt mir kommen,
 Daß Christl Wert die Meer lernen,
 Und Freude laßt ihr durch sie.

Damit auch der Hünzer seine Stelle finde, hat man auf den spitzenigen Baum über der Thür des stierlichen Nachtwächterhauses folgenden Froschköhl gemalt: Im Vordergrund eines mit Gesichtsausdrückel und Stacheln besetzten schwarzen Nachtkätzchens sitzt auf einem Stängelblüthe in beiden Farben gemalt mit besonderem leuchtendem Augen eine Eule — so den Inhaber des Häuschen nachlich flüchtig zu seiner Berufspflichten ermahnt.

Erzählet erzählen wir uns ein wenig im nächsten Wäldchen,
 wo wir schnell die beiden Kaspapirche naheren:

Du bist Besen höchste Zer —
 ist seiner Wein und gute Bier
 und: Wenn du gehst um diesem Haun,
 Was du vertraut, nicht glänze aus.

Dann werden wir uns nun neben am das alte Kirchlein belagern
 Friedhof und finden auf der einen Seite des hohen Turms die goldnen Worte.

Die muß hier ruh'n, sie sind verwandelt,
 Befreit von Erdensorg' und Pein,
 Und war nach Christl Wert gekandelt,
 Darf sich der Gnad' des Richters freu'n.

Mitten unter ihren Darbringenssteinen sind hier die Opfer der Gathenschaft begeben, darunter auch die General-Major von Haggawohlk. Unter einer mächtigen Linde steht ein großer Gedenkstein mit den getrockneten Majestät:

Der Kassecken Grab.

Ich erzähle hier (nach K. E. Hahn „Sagen der Grafenschaft Haggau“) folgende Sage:

Der Grabstein derer von dem Kassecken zu Korwe. Der Stein wurde 1848 von der Grenze zwischen der Kasseck und Lichtenberger Feldmark an seinen jetzigen Ort gebracht; zu diesem Transport waren 16 Pferde erforderlich. Die um die sich knöpfende Sage lautet: In uralter Zeit kämpften zwei Hünen mit einander. Der eine stand demselben, der andere jenseits des Haggliner Sees. Da sie nun nicht aneinander kommen konnten, beschloß der an der Westseite des Sees, sich diesen Weg durch die Wellen zu bahnen. Daher riefte er eine große

Wenige Sand in seine Schürze, schüttete sie ins Wasser und ein Viertel des Weges, wohl 50 Schritt oder mehr, war fertig. Als er die zweite Schürze voll herbeischleppte, zerriß das Schürzenband, und er mußte mit Vorheben aufgeben. In seinem Genuß folgte er aus dem geröstigten Stein und warf ihn auf einem der verbleibenden Ögger. Die Fingerendglieder waren ebenfalls noch deutlich auf dem Stein sichtbar. Noch heute ist die im See verschüttete Stelle wegen ihrer sehr geringen Tiefe den Schiffern höchst gefährlich. Sie besteht sich beim angeregten „Krausenfactor“, einem einfachen Hanne, dem Dorch-Gasthofs gegenüber. Wir notieren einige interessante Gedächtnisse von dort:

Deckte dir der hege Schürzener,
 Dir der Tod die Augen auf
 Dich bestattet durch mein Kammee,
 Meinem Hanne lebest du
 Ewig bist Du dort im Licht;
 Meiner Liebe stachst du nicht.

Für einen hiesigen Landmann schielte wir der Gahers (genau so auch im Dorch-Frotung) etwas verfaßt zu sein:

Kuhten wir dein Geist hiesieden,
 Amstareich dein matten Horn;
 O, genieß den ew'gen Frieden,
 Ob auch groß ist unser Schmerz

Durch sagenreichere goldschimmernde Weizenfelder wandern wir 4 km südlich nach dem stattlichen Dorch-Rudowitz, bestiegt durch den gelehrten Konservator der Kunstdenkmäler Professore Ferdinand von Quast, der nicht nur einem herrlichen Kirchlein unsere Gedächtnisse erweist, sondern auch seiner Dorfgemeinde durch kunstvolltändige Wiederherstellung eine der schönsten und stimmungsvollsten Kirchen geschenkt hat. Er starb 1877 und ruht in einem eignen schönen kleinen Krypthof am Ostgiebel der Kirche, neben seinem auf einer Forschungsreise in Kiewen im Bistümchely früh verstorbenen Sohne Siegfried.

In der zur Andacht stimmungsvollen erfriedlicherweise im Sommer dem Fremden stets geöffneten Kirche Ruden wir eine Nachbildung des großen Balkenbucklers aus dem Hildesheimer Dom, denn außer Kessel und Altar aus gelbemem Ton (Chausottenburger Kunstwerk) ein altes Taufbecken von 1630 mit der bekannten Darstellung von Adam und Eva am Baum der Erkenntnis, verziert von Simon Jahn Nibben und seiner Mitarbeiter. Ein großes altes Ölbild stellt das jüngste Gericht dar; oben ist auch an der Nordwand ein altes Bild mit sehr hübschem Ton bemerkenswert; es stellt die Veropflung Christi dar. Was aber an der Kirche gegenüber am Wustener liegenden Kirche des Herfür

Wüstros ein charakteristisches Marmorporträt des alten Hans Joachim von Sitten trägt, so finden wir an Endenleben ein noch heute lebensgroßes farbiges Medaillonporträt (neben der Kasse!) eines jungen Feldoffiziers, über welchem uns das umliegende Sandsteinerglitz folgendermaßen lehret. Herr Hans George von Quast, geboren 3. Juli 1710, Vorstand, Mut und Lebhaftigkeit beglückten ihn, er erwarb die grade des Königs, die Gardegenossenschaft der Oberen, die Liebe beider Regiments, der Leibgarde und der Karabiniers. Jedermann wünschte ihm Glück: Ihnem zu befehlen, ward er von einem Regiment zu demm versetzt; aber es beforderte seinen Tod. Er blieb des 10. April 1741 in der blutigen Schlacht bei Molwitz. Der Geist ging zu Gott, der Leib ward von den tiegenden Geliebten zu Gräbigen bei Brieg beerdigt, und das Denkmal errichtete sein Selbsttrübtes Geschwister v. Byern geb. v. Quast, G. L. v. Quast und G. Fr. v. Quast. In dem kleinen Compendio ruht auch Wilhelm v. Dietz, Hauptmann im Inf.-Regt. 66 „Sein kürzeres Leben endete vor Straßburg in der Nacht vom 22. 26. August 1870.“ Auch ein Hauptmann v. D. von Wasmow, im Alter von 83 Jahren gestorben, ruht auf dem allgemeinen Kirchhof, bei dessen Gräbdenkmälern es uns auffällt, daß oft der Leichenstein mit angegeben ist, während es Herrmann bei Angersbach vielfach die Bitte herrscht, das Leichenbedeckung dem Stein anzuverleihen.

Da die überwiegende Zahl der Gräbdenkmäler sehr stattig gewählte Bildwerke trägt, teilen wir zur folgenden schönen Profaninschrift mit:

Ob auch die Welt in Trümmern geht,
Das Kreuz doch unerschütteret steht.
Ob auch die See im Kargel bleibet,
Herr Jesu Christ, dich laß' ich nicht.

Wir wenden uns zur Stadt Neustuppa, wo wir in der von dem großen Brande von 1287 verschonten ersten Fischklosterstraße das älteste Gebäude der Stadt — Fischverkäufers mit geringer Vorkragung finden (Nr. 217) — leider ohne Jahreszahl; doch trägt das Haus Schalkenstraße 22 ein volquadrates Stadtschild, in dem Holzschnitten eingeschrieben die Jahreszahl 1668. Sehr beliebt sind an den Häusern und Türen Stein- oder Holzreliefs von Menschen- oder Tierköpfen, ebenso auch interessante Türgriffe und Türschloßmechanismen.

Wandeln wir durch das Klaffenberger Tor vorbei an dem alten — fast im 18ten vergrabenem — Kapellchen zu St. Jürgen mit seiner eigentümlich verachtelichten Wandfassung und dem vierackigen Kreuz auf dem Giebel, so grüßt uns von oben Nordfront das große Holzbild des Geflügeltes mit dem Sprüche: „Fleisch er trag“ — und: „Haut

viel, so gibt reichlich; hast du aber wenig, so gibt das wenig mit breitem Herzen.“ Wie gelangt dann nach unserer Wanderung in $\frac{1}{2}$ Stunde zu die entzückenden Anlagen des Stadtparks mit dem seltensamenreichen Goldschmuck. Dessen Schmuck verleiht Neu-Rappin dem früheren Obersten von Wallen, dessen Andenken an Stein mit Goldschrift steht. Bei einem Kränzchen dieses Parks trägt uns vom Verschönerungsverein errichteter Obelisk auf einem von Seiten folgende Mahnung:

Weiter und Kräft, dein hehres Bild zu ehren,
Mag Fessel alle dein Hüftweick entweick'n,
Wie eine Hand der Parthen Schmuck zuweilren,
Es soll die Mensch der Schönen sich erkenn'n,
Er leidet arm und reich in seine Hallen
Und Schöning an der stille Dank von allen.

Bald erkennst du die See durch Bäume und Büsche, und eine kurze Wanderung führt uns durch eine Allee von gegenseitigen mehrköpfig verknorzten Hagbäumen auf die Höhe des ehemaligen Weiskerz, wo wir unter einer gerundigen Eiche auf diesem Steinstei Raat machen, um von dort aus den ganz wunderhübschen Blick auf das in Obgleiches vergrabene Bild der kleinen Stadt Alt-Rappin vollständig zu genießen. Wir werfen endlich einen Blick über uns hinaus zu den Wipfeln des Eckensleuten, die grüßt uns von einer neuen Tafel in leuchtenden Goldschmuck das neue Bild hier sehr interessante Wert:

O, wandernoch in Gottes Erde,
Und wart, darauf verlagst du wir!

Diese Stimmung begleitet uns, als wir stolz blühstetigen zur Umwandlung am See auf Alt-Rappin zu, und unter dem letzten Glückern der aus Ufer schlagenden Wellen, begleitet vom verächtlichen Tuglicher heraus sich aus im Geiste folgende Verse, die wir auf einer Bahnbank im Angesicht der weißen Mauer Seefläche niederschreiben:

Einem Wanderers Gruß an die Mark

Wo stah' ich Worte, dich zu pröwen,
O Mark, in leuchtender Schürftast Zier!
Laß andre Meer und Land durchreisen,
Ich wahren deutsche Treue dir.
In deine grünen Wälder tauchen
Laß wieder sich mit hehrem Sinn,
Dem Dank der stillen See bewahren
Und fühlen, daß ich seh' bin

Nicht prehlst du ja mit Felsenmauern,
 Und Überber Mäuren nicht im Land,
 Doch Irtenmaße dich wachen
 Aus schiffenmaurten grünen Hand.
 Der stolze Hirsch mit durch die Wälder,
 Heißt von unserem Vogelschall,
 Leis zeh'n die Fische durch die Felder,
 Der Frieden Gottes weis durchs All.

Die Base wieder will ich stecken
 Auf meinen besonnen Pflgerhut,
 Und wandern früh die Gärten strecken
 In starker Eichen besser Hut.
 Von diesen Hügel will ich schauen
 Weit über wassergrüne Flur
 Und überall mir Hüthen kauen
 In deiner reitvollen Natur.

R. Jälicher 10. 7. 1906.

Mit dem Rechte des Dichters, Raum und Zeit zu überspringen, verweisen wir uns von hier aus 2 Stunden weit nördlich zwischen dem Tetan- und Kornzettelsee, auf den kleinen von Fontane so wunderbar geschuldeten Kirchhof des Zaergkolons Studnitz im Schilme der Waldkisten. Im Gedächtnis des tapferen Schneiderknechtens hat der Sohn der Zeit erröthet, aber gestorben wird hier doch noch, und so ruhen denn die Kinder ihrer 1900 gestorbenen Mutter lebend nach.

Da waret nicht einfach hier im Leben,
 Nichts besuchst du für dich;
 Nur für die Deinen streben,
 Hütest du für deine Pflicht.
 Und nicht nichts mehr dich zu erweisen,
 Als Stimm auf dein Grab zu streuen

Und darüber heißt es auf einer steinernen gekörnten Holztafel:

Da sollst uns unregelmäßig sein;
 Die Tränen, die wir jetzt dir weinen,
 Versorgen dich beim Wiederkommen,
 Wenn wir dir nach zum Himmel geh'n.

Doch kehren wir an das Schafberger Tor an Neu-Huppiner zurück. Da besuchen wir den unter dem Kapitol „Am Wall“ von Fontane, dem Huppiner Kirche, so rührend beschriebenen alten Kirchhof der Stadt, auf dem wir doch spüren, dass durchs noch nicht bekannte Gräber stehen. Nur so wollen wir uns wider Andacht an dem so Eben ganz

verwöhnten Grabe, auf dessen Marmorstein wir lesen: *Encke Fontane, geb Labry, † 12 December 1802.* — Es ist des Dichters Mutter, die fern von dem Oester, von dem sie sich getrennt hatte, hier ruht — Man sieht alterthümliche Kreuze und Stendekreuze verschiedener Formen mit Schmetterflügen, trapezförmiges Päckeln und andern verzierten Symbolen erheben sich hier aus der teilweise verwilderten Stätte — viele Gräber von Offizieren und ihres Familienangehörigen; aber das Standortwort dieses Ortes ist das mit der lebensgründenden Marmorstätte des (von Fontane ausführlich geschilderten) talentvollen Mannes *Christian Guste* geschmückte Erbgräbklein dieser hochverehrten Familie, wo es hoch über den im Eisen liegenden Marmorplatten in Goldschreiben heißt:

Ungunst und Wechsel der Zeiten
 Zerstückt, was wir geschaffet;
 Ihn wir im Leben gekümpft,
 Haben im Tode hier aus.

(Ganz nahe bei Fontanes Mutter)

Verschwunden ist jetzt die merkwürdige Grabenschrift, die sich ein früherer Staatskanzler Polentz erwählt hatte; nur der Sockel des Kreuzes ist noch da; es lautet:

Begreif, begreif ihn ich gerührt
 Nach sechs Herten und zehn Ellen Leinwand

Dagegen ist noch vorhanden das Wort, das er seinem ansehnlichen Sohne gewidmet hat:

Leb oder Tadel erreichen ihn nicht mehr

Mag es die Leser nicht erröthen, noch stauig charakteristische Verse von dort zu lesen:

Der vorjährigen Tochter stau Majors:

Zu gut wusst du für diese Erde
 Und früh geruht zu unser heuser Welt;
 Es trug uns Land der Ruh dich Gottes Engel,
 Wo sich des Schicksals Nacht erheilt.

Unsere einzige Tochter.

Aus Grabe von Schenkels Oskel heißt es (nach der Wunsch Selmanns): Der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand und keine Qual rührt sie an. *Büchsenmeister W.*, gestorben auf seiner Reise in Eufisch. Frau *S. Wankers* 2 Töchter; zufrieden lebten wir in der Ehe 2^{te} Jahr. Sehr schön der Grabstein einer Professorensfrau:

Ruht dir der Tod das Löbste bei,
 Sagt Jesus! Welches nicht! Ich bei,
 Der's wiedergibt, gedanke d'raus,
 Was ich an Neis hab' getan.

Recht weitreichend heißt es auf den Grabkreuzen zweier neben einander ruhenden Geschwister: a) Dem Andenken meines geliebten Bruders und Ohe-Älteren J. B. † 1838. Beweint von seiner vielgeliebten Schwester, die nur die Verheilung eines jenseitigen Wiedersehens zu trösten vermag. b) Hier ruht an der Seite ihres vorangegangenen Bruders Jungfrau D. B. † 1849. Sie starb wie sie gelebt hatte, in dem frommen Glauben eines ewigen Lebens und der Wiedervereinigung mit ihren frühverstorbenen Angehörigen, betruert von ihrem nächsten Verwandten. Aus einem unansehnlichen Grabe ist, ähnlich wie beim Kirchhöf, eine riesige Kiste erwachsen. Wir schritten von dieser Stelle des Friedhofs, um nach kurzen Schritten den neuen weißen Friedhof der Stadt zu betreten. Da hielt uns die schöne Site auf, daß die einzelnen Hügel oder Gräbergruppen mit schön gepflegten Hecken junger Rotbuzen eingefaßt sind. Aus neuester Zeit finden wir das Doppelgrab zweier Söhne, die beim Spähen mit einer Granate in dem Quartier verblieben wurden.

Eines Witwe ruft ihrem Manne nach:

Der Tod schlägt dich wandte,
 Du hab' auch ich empfunden,
 Indem ich dich verlor.
 Ich trauere mit den Kesslern,
 Den Schmerz kann Gott nur lindern,
 In dem ich weinend blick' empor.

Kärner und schmerz aber kurz wohl ansonsten Leben charakterisiert werden, als auf die Weise, wie man nach Jean Wost (Marc. 14,9) nur einer Frau nachruft. Sie hat getan, was sie konnte — Nach erzählen wir das Geschehliche des Pharmazienten Hager, welches seine dankbaren Fachgenossen ihm errichteten und das Denkmal mit dem sprechend klassichen Bronzemedallion des Verstorbenen und der ebenfalls Inschrift schmückten: Ah!l, non est. (Er ist dahingegangen, aber nicht gestorben.) Doch finden wir, wie in Süddeutschland besonders häufig, auch auf diesem Kirchhof zwei Inschriften, die einen ungewiß kantonischen Jurecht haben. So ruft die betrißene Eltern einer 23-jährigen Jungfrau nach:

Ach, meine Maßfalle ist nicht mehr,
 Der Platz in meinem Korb ist leer,
 Sie ruht nun nicht mehr über Hand;
 Der Tod zerriß das selbste Band,
 Sie blühte wie ein Roslein;
 Sie wachte und blühte Eltern hin,
 Und als sie in der Hütte stand,
 Da fiel sie ab und ward getragen hin ins Grab

Von einem der vier Mörderer, die ihren 23jährigen Kameraden Albert W. das Denkmal gestiftet haben, rühmt wohl auch die Strophe hier:

Mit Mut und Mitleid ungerührt,
 Tod als Soldat er seine Pflicht,
 Und jederzeit auf das Versteht,
 Wovon der kleine Mann geliebt.
 Dem sei denn auch vor Gottes Thron
 Dem nun das schlaute Los zum Lohn.

Über den Wall mit dem Stumpf der nachlässigen Karfreitenskirche gelangen wir dann zu dem jetzigen Kirch-, früher „Tempelgarten“, des Friedrich & Co. als Oberrt bezahlt. Christen Genu hat hier in den Anlagen des wundervollen stillen Gartens einen ansehnlich von Eben untrübten Göttertempel erbaut. Jenseit Tadel folgende Worte lesen: „In Schaffen dieser Säule übernahm Friedrich der Große die Kreuzigung die Pläne, die er als Kaiser zur Ausführung brachte 1783. Wir wenden uns dann auf die Friedrich Wilhelmstraße und finden dort, dem Kriegerdenkmal mit dem Namen von Hunderten gefallener Offiziere und Krieger gegenüber, das Bronzestandbild des Wiedererretters der Stadt, Friedrich Wilhelm I., mit der Inschrift: . . . Die dankbare Stadt Neu-Ruppin. Vom Frontispiz des Gymnasiums gegenüber leuchtet in Goldbuchstaben die Widmung: Gedenke deri feher! (Den Bürgern des künftigen Geschlechts.) Von der in dieser selben Straße gelegenen Löwenapotheke bewahrt findet man eine Tadel mit Goldschrift an: In diesem Hause wurde Theodor Fontane am 30. Dezember 1820 geboren, und wenig davon entfernt hinter der sehr ruhigen im Lenz fast überflutet amstehenden Kirche von 1604 steht das Standbild eines großen Landmannes des Klosters in Fichte, StB, Erz und Stein, das hinsichtlich der Form mit dem Namen Schinkel trägt. — Gehen wir dann in den ganz alten, von der Welt der Feuersbrunst verschonten Teil der Stadt, so treffen wir in der äußerlich gegen gegenwärtigen Fichtestraße ein wohlhaltiges Kirchlein aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, das St. Marienkirche mit interessanten Sakramentalen im Chorgewölbe — oben auf dem Chor sitzen Bruder des Hochstiftes von St. Jürgenkirchen. An der Nordwand aber befindet man neben dem alten roten Schwestern eine Inschrift über der Stifter des noch heute dauernden Werkes christlicher Hilfe (St. Laurentiuskapelle ist der heilige Name). „Anno 1491 stiftete Klaus Schick, Schwertfeger, des Hospital.“ — Der Enkel der unserer kulturhistorischen Wandlung durch die alte Stadt Neu-Ruppin bildet die kurze Besuch in der herrlichen, fast von der heiligen Klosterkirche neben der ersten, mehrfach gegebenen Wachmann-Linde. Hier wollen wir nur ein nachwürdiges Bild betrachten. In einem Grundriß — auf der Spitze im westlichen Teil der Kirche sehen wir noch heute in

unveränderter Farbe eine kostbare Kette gemacht, die von einer Maus verfolgt wird. Dieser Darstellung soll folgender ungeschickte Vorgang an Gräber liegen: Zur Zeit der Reformationstafelung in Rappin soll einmal ein schon ungeschicklich gewordener Pfarrer mit einem katholischen Priester der Stadt durch diese Kirche gewandert sein, fackelierend über die neue Lehre lachend. In seinem Eifer habe der Katholik demoralisch zugerufen: „Über wird eine Maus eine Ratte verfolgen, als daß die neue Lehre sich behaupten wird!“ Schweigend und mit Lächeln soll aber der Gefährte auf die Decke gewiesen haben, wo das geforderte Waidler sich eben vollzog, das dann eine spätere Zeit im Bilde festhielt.

Wenn ich nicht schon zu geschwätzig wäre, so möchte ich die Leute im Flage noch über einige Kirchhofs des schönen Rappiner Landes hören; aber nur eines wüßerlichen Schmetterling gleich, der nur die schönsten Blumen seines Berges würdigt. In Wulkow, dessen schönster Kirchhof von Neu-Rappin aus das Besten würdig abschließt, hören wir ein nur 14 Tage alt gewordenes Kätzchen vom Grabe klagen:

Kann nicht' ich auf, du Sei leb' ich,
Schon von der Wiege bis ins Grab.

Ein trauernder Mütter aber ruft der Gedächtnissen nach:

Du kommst nicht wieder her zu mir
In dies betrübte Leben.
Ich aber komm' hinauf zu dir,
Du werf' ich mit dir abzuwehen
In höchster Freude, Wonn' und Lust,
Da dein Seel' täglich kost',
Darauf ich mich schon freu.

In dem Dorf Erkwin, nach dessen Pfarrhaus Schinkel zu sein Schwinger die berühmten Brüste aus Italien richtete (und wo die besten seiner Jugend-Malerinnen noch heute als katholischer Schutz geführt werden), kann wir als Nachruf an zwei binnen einer Woche verstorbenen Kinder folgende glückliche Worte:

Wohl auch, ihr lieben Kinder,
Ihr geht nur geschwinder
Als wir ins Himmelreich.
Ihr seid nun ganz vollkommen,
Der Erlösset erlangen
Und einen lieben Holland gleich.

Einem 23-jährigen Verstorbenen aber setzte man dort auch Kreuz:

Die Hand der Liebe deckt dich an,
Sauf' wir dein Schick' und will die Sak'

In Beckhö, an dessen Kirchengebäude das sogenannte sieben-
artige Messer noch heute hängt, hat man auf einem Steinkreuz des
Gottesackers (siehe näherodig)

Was unter Vater uns gewesen,
Das sagt wohl dieser Löcherstein;
Doch Mit- und Nachwelt sollen lesen,
Dass wir ihm Dank auf ewig weihen.

Auf diesem Kirchhof wie auch im Wastrau ist sehr die große Zahl
kleiner kreuzförmiger kreuz 2 Finger breiter und darüber angebrachten Halb-
kreuzchen verschiedener Art, teilweise gar ohne Namen, aufgestellt. Und
da sich gerade Wastrau nennt, möge hier, an der Toteninsel, daß
da das oben Zenten betreffende Inschriften und Tafeln allgemein
bekannt sind, eine etwas wunderbare, mindestens aber sehr wichtige
Inschrift mitgeteilt werden. Auf einer, in der ganzen Gegend (selbst
der alten Meeres-) einzigen mächtigen Brunnstufel, welche das ganze
Grab deckt, ist Frau A. F. zu lesen (60 Jahre alt geworden) „Früh
verheiratet, verheiratete sie sich . . . nach Württemberg Trau mit K. A. F.
Sie starb am . . . und hinterließ von 10 Kindern nur 4 und 12 Töcher
Ihr Leben war Mühen, Sorge und Kummer. Sie ertrag sie in der
Hegel mit Geduld und Liebe und schied mit einem ruhigen Tode.“
Weil aber die an anderer Beilage des Grabsteins von deutscher Flechten-
wucherung die Inschrift sehr schwer lesbar war, erlaube ich mir doch,
hier zu verzeichnen die Wiedergewerte von der Sandsteinplatte auf
dem Grabe der zweiten Gemahlin des oben Hainringers Herrn Selten:
„Frau H. A. v. E., geb. von Hain aus dem Hain Meuselhof. Sie ward
geboren 1730, verheiratete sich 1764 am 20. August (da war ihr Gemahl
65 Jahr alt) mit dem Kgl. Preuss. General der Kavallerie Ritter p. p.
Erbkerr auf Wastrau und Braun, H. J. v. E. In ihrer glücklichen Ehe
ward sie Mutter von 8 Kindern, von denen zwei an ihrem Grabe begra-
bet sind und sie 1818 am 6. September im 80. Lebensjahre Frieden
und Ruh, verheiratet und ungeschwächt wanderte sie durch ihr süßes
Leben. Heil ihr“.

Nur ein wenigjähriger gerichtlicher Weg trennt uns von dem an
Einfluß des Blaus in den Ruppauer See gelegenen kleinen Dörfchen Alt-
Frensch, in dessen Totenruhe man vor Jahren schon merkwürdige Holz-
bild (erst an Marksteinen Blumen) aufgefunden hat. Noch tiefer an
Waldschatten gelangt ist eine kleiner Gottesacker, wo wir diese 2 Tame
entdecken:

a) Deine Asche ruht in Frieden,
Aber für uns viel zu früh;
Aus der Liebe Arm geschieden,
Aus dem Herben über die

b) Ich habe Christi Kreuz getragen,
 Wie er zu leiden, war mein Sinn;
 Hält auf, mein Streben zu bekriegen,
 Das Lebens Kreuz' ist mein Gewinn.

In einem der vielen köstlich Werde, die sich in der Mark finden
 (bei Buchlin), ruft man einem Töchterigen Bauern nach (es auch in Preußen):

Ob die ganze Welt dich nennt,
 Oder kann dein Nachbar kennt,
 Du wirst dulden, leiden
 Und von Nimmern scheiden.
 Ob du arm bist oder reich,
 Beides ist zuletzt doch gleich;
 Jeder Mensch auf Erden
 Muß zu Staube werden.

Und auf dem Grabe einer Mutter las ich:

Das Staube schling, du mußtst von nun scheiden;
 Die Hand des Herrn brach deinen Wanderstab,
 Schlaf wohl, geliebte Mutter, so beglückt
 Der Kinder Dank und Gatten Liebe dich im Grab.

Nur noch wenige Pläne: Dürfte etwas näherer vom Rappiner
 See wollen wir zu unserer Sammlung durchwandern: Auf dem Fischerste
 an Netzerode, wo die Tüten unter sonnenscheinigen Schattensitzen weit-
 schattenden Linden und milchigen Gerstlichen schattenern, ruhet also
 Jauchzen die Historikbeizen an:

Sich selbst für die Wangen,
 Der Ehre, über mir,
 Sucht bei dem Leide empfangen,
 Das Herrs becht sich schon:
 Das Vater trenn Liebe
 Sucht endlich auf mein Grab;
 Die Mutter sieht trübe
 Und kühlt die Augen ab.

Gleichfalls eine angenehme Stelle, hübschgelagerte Länd, beschränkt
 den Eingang zu dem Kirchhof des großen Dorfes Walkow, auf dessen
 weißer Dorfhaus mehrere fast über gewachsen alte Eichen mit wunder-
 schöner Krone stehen. (Zwei der ältesten und dicksten Eichen stehen
 übrigens auch heute in weißer Kraft an der Dorfstraße des kleinen
 Walkower Trudow nahe am See.) Hier recken wir auf:

Ich fürchte nicht, was Gott bewacht,
 Des Todes Graus, den Gimbis Nacht,
 Der Herr ist unser Severächt,
 Da laß mich auch im Tode sticht.

Nach langem Weh stand ich an Tod's Bah,
 Frohlockt mit mir, ich wuß' der Heimat zu.

Wenn ich müde werde,
 Geh' ich ein zur Bah';
 Eine Hand voll Erde
 Decket mich dann zu,
 Hier trifft mich kein Kummer,
 In der kühlen Grub,
 Ruh' ich weit vom Schummer,
 Bis Jehova ruft.

Das Dorf Melkorn, eine der Eingangsparaden der „Bayrischen Schweiz“, hat im Waldschatten seinen neuen Friedhof angelegt. Dort fanden wir auf einem Grabstein die Worte:

Süße Mutter, unser Tränen
 Sind die Blumen für dein Grab;
 Unser Wäuschen, unser Schmen
 Geht zu deiner Grub hinab,
 O wie oft bist du mit Tränen
 Sag an deiner Kinder Wold,
 Und wir haben oft gesehen,
 Muttergeist ist uns wohl!

Zu Lischfeld (jenseit Dorle auf der Höhe): Bruder und Schwester
 24 und 25 Jahre:

Schlummer ruft zu Schatten köhler Pflanz,
 Engel steigen nach zum Schummer ein
 Um nur Grub mit ihren Stängelpflanzen!
 Die Beweid' wird uns verlaß'n.

Endlich treten wir noch auf den Ersthoft des reichen Lischbörten
 Protzen dicht an der Grenze des Kreises Ostbairland. Nahe der Kirch-
 heilgorte winkt uns von dem Hornarkreuz einer Jungfrau der mitt-
 linge Turm:

Vom Himmel kam die erste Kumpf nieder,
 Um nachherd' und nachherd' schön zu glüh'n.
 „Kumpf, Humpf, Kumpf, Kumpf, Kumpf und Kumpf nach wieder,
 Hier ist's zu ruh, ich kann allein nicht blüh'n.“

An ein rechtliches Verbrechen erinnert ein schon ganz eingestankener
 Grabsigel am Fuße des Kirchturms (Jessen Throckel einen sehr brut-
 talen Schanddelictenbeschlag zeigt). Infolge unwilliger Brandstiftung,
 drei Titer jeder zu unthutlich wurde, kamen zwei junge Knaben zu

den Flüssen zu. Daraus ergibt sich eine auf dem Ogelocher aufbewahrte Holzkarte, deren Inschrift ich abschreibe; sie lautet:

Wilhelm Hirt wurde ein Raub der Flammen den 3 April 1831.

Dein Wolf, Herr, mag geschehen,
Gryß ist der Flammen Feind,
Kehrt' mein jungernd Fliehen,
Laß laß mich bei dir sein!
Schon stürzt so auf mich nieder,
Hier ist nicht Haß' noch Mord,
Dort sehen wir uns wieder.
Der Leiben, gute Nacht!

Damit schließen wir für heute unsere Wanderung durch Städte und Dörfer des Landes Ruppau.

Ein „Toter Mann“ im Lande Ruppau.

Hauptort von E. Jülicher.

In dem in der Brandenburger schon häufig behandelten Thema des „Toten Mannes“ kann ich heute noch einen Beitrag aus dem Lande Ruppau geben. Dort befindet sich an der Chaussee von Neu-Ruppau nach Wittstock, vor Kantspring (Kingsgöfersitz der Ruppiner Schwitz) bei Kilometerstein 2,7 ein etwa 80—90 cm hoher Grabstein, sehr schwarz, der auf weiß gekalkter Vorderseite einen großen Totenkopf mit zwei Knochen und dem Worter: Memento mori zeigt. Das Volk nennt diese Stelle „den Totenberg“ und man erzählt darüber folgenden: Vor etwa 50 Jahren traf in einem noch heute bestehenden Chausseegrug ein Soldat der Ruppiner Garnison einen Verblühten mit schwerem Gehörten, der seiner Aussage nach in den Dörfern auf Wittstock zu große Verheerungen machen wollte. Der wohlgefällige Gehörten erweckte die Mitleid der Soldaten, und dieser entfernte sich mit schüchternem Absicht. Mitleid aus der Handlung gewesen sein oder aus einem anderen Grunde, kann er bog unterwegs von der ursprünglich gewählten Straße ab, und der Soldat, welcher sich im Chausseegraben auf die Lauer gelegt hatte, erschall mit seinem Revolvergeschrei erst einer dann abgingen des Wege kommenden neuen Handwerkerhanschen, der die Stiefel an den

Hals gebunden tragend, hinfuß daher ging und nun es plötzlich abhingen gelassen wurde.

Wiederholt ließ sich durch das Beinauflegen des Verhörwunderschens an jener Stelle ein wichtiger Reliquenzstein gebildet, bis endlich die Genußverwaltung von Gertrude sich jener häufigen Deckungswiese den oben beschriebenen Stein an den Grabenwand setzte.

Besucht 3. August 1905. E. Schmidt

Ein anderes Momento mehr ist nach jenseitigen Gerichten an Dorf Zochlin (K. Ostprignitz), auf welchem man fast über recht Marie Böhm, ermordet von bekannter Hand fast Jahre nachher fand die granzige Teil, daß der Hinfußigen mit einem Hoffschaffler die eigene Frau ermordet hatte, durch das von Erhölg gekürzte Geschick eines sehr bekannten Berliner Kriminalkommissars (Weiss) ihre Sühne. Beide Mörder sitzen auf Lebenszeit in der Strafanstalt zu Sonnenburg (seit 1881 oder 1882).

Die Eberwalder St. Gertrudskapelle.^{*)}

Von Rudolf Schmidt-Eberwalde

Während in der Stifterzeit Vantodi sich als Mächtigster Wächter der Stadt die 1300 zum erstenmal urkundlich erwähnte St. Georgskapelle durch die Jahrhunderte hindurch gestiftet hat, hat die St. Gertrudskapelle seit 20 Jahren gänzlich verschwunden.

Gertrudskapellen sind in einer Reihe von nördlichen Städten vorhanden oder vorhanden gewesen. Sie sind benannt nach der heiligen Gertrud, der Tochter des irakischen Majordomus Pippin von London, welche im Jahre 870 als Äbtissin des Klosters zu Nivel starb. Im Volksmunde trat sie als Schutzheilige der Belandern und schändlichen Brüder, die ihr zu Ehren die Gertrudsbänne trugen, an die Stelle der altheidnischen Göttin Freya. Ferner galt die Heilige als Schutzherdin der Spitaler und Krankenhäuser, demnach als Tröster der Armen, der Kranken und Kranken Leute. Der Volksglaube hielt auch gern an der Vorstellung fest, daß die dem Lebenden so gültige Heilungspersonen auch dem Verstorbenen freundlich gezeigt sein werde; und so entstand wohl die Vorstellung, daß die Totes die erste Nacht bei der heiligen Gertrud einkehren und schlafen (vgl. hierzu die interessanten Ausführungen E. Lenzkes in Brandenburgs XII Bdte 445).

^{*)} Von Vorkamer für die Hinstellung gewendet überaus aus der „Eberwalder Zeitung“ 1905 Nr. 194

Die märkischen Gertrudskapellen wurden ungewißhaft alle zu gleicher Zeit, d. h. zu einer Zeit, als der Kultus der heiligen Gertrud besonders gepflegt wurde, entstanden sein, wie diese Annahme ja auch für unsere märkischen Kirchen sich mehrfach als zutreffend erwiesen hat. Wir hatten danach die Zeit der Entstehung der Eberwälder Gertrudskapelle und des demgegenwärtigen Hospitals St. Gertrud bereits ins 15. Jahrhundert zu setzen, also zu einer Zeit, die mit Begründung Eberwäldes als Stadt zusammenfällt. Wenn diese Annahme richtig ist, so gewinnt auch die weitere an Wahrscheinlichkeit, daß die Gertrudskapelle vielleicht vornehm als Burgkapelle der Eberwälder Burg auf dem Hainberg, von der wir leider ebenfalls so gut als gar nichts wissen, gestiftet haben könnte. Dann freilich würde ihrer erste Anlage noch älter sein.

Leider lassen uns, wie gesagt, die Urkunden vollständig im Stich, während die Georgskapelle doch wenigstens schon Mitte des 14. Jahrhunderts erwähnt wird, trotzdem auch sie viel älter ist.

Erläutert durch das Inventarprotokoll vom Jahre 1542 erfahren wir wenigstens etwas von dem Verhältnissen der Gertrudskapelle. Es werden in diesem Protokoll „alle Lehen, Gut und Einkommen“ der Eberwälder Kirche registriert, und stehen wir, daß das Einkommen der St. Gertrudskapelle im ganzen betrug 14 Schock (Getreide), 88 Groschen 7 Gulden und 8 Groschen und zwar sticht das Protokoll diese Einnahmen im einzelnen wie folgt auf: 32 gr. von 8 Schock. Hugo Trewe auf seinem Garten bei dem Upstall, 5 Hlg. an St. Gallstag; 20 gr. von 5 Schock



Die verfallene Gertrudskapelle
in Eberwälden.

Casper perck auf seinem Garten nach dem Upstall, St. Andreastag; 12 gr. von 5 Schock Jovan Burger der schenkt auf „sein erbhold und an erbhold gezeugen“ (also auf Anthon und Schwarzenrichtstag, welche Eigentum der Kirche bzw. der Stadt waren), an Nativitate Christi, 8 gr. von 2 Schock Heinrich Bernbaum (die Familie Bernbaum ist heute noch in Eberwälden ansässig) auf seinem Garten bei der Wolfbuck (Wolfbuck) gelegen, Lutare; 20 gr. von 5 Schock Jurg Sasse (Sasse bekannte Eberwälder Familie) auf seinem Garten an dem Angerwäldischen Weg, Martini, 8 gr. von 2 Schock Laurentz Stelkow auf seinem Garten am Puschenberg (Puschenberg, südlich vor der Stadt

gelegten, Pflugstein; 20 gr. von 5 Schock Thee Hans auf seinem Garten nach dem Upstall, Marie Magdalena; 4 gr. von 1 Schock Marten Zerullow auf seinem Garten an der (stadtschen) Ziegelbrennerei, St. Apollonia; 4 gr. von 1 Schock Marten gleichig auf seinem Garten hinter seinem Hause, Ketschik; 20 gr. von 5 Schock Ludwig Coppe auf sein Haus und Hof und was darin „bewegten und unbewegten ist“ (beweglich und unbeweglich?); pesterweise; 8 gr. 2 Schock Theres Kork auf seinem Garten hinter dem Paderberg, Wetzschütz; 8 gr. von 2 Schock Johann Pruckan auf ihrem Garten an dem Angermünderischen Wege, parafication; 20 gr. von 5 Schock jung seine auf seinem Wender an der Marschen bruck (jetzt Anthon Palmers-erde an die Königsbrücke in der Chlotheschen Heide) gelegen, „und sein Bedenke guter“ am alten Sauerbrunn; 8 gr. von 1 Schock Heinrich Bernlow auf seinem Garten bei der Weißberg gelegen „und sein Bedenke guter“, St. Laurent; 8 gr. von 2 Schock weißer auf sein Land bei der Schwertes (Schwärtzfall) gelegen, Simon Jahn; 10 gr. von 3 Schock Mathias Blum auf seine Hofen, Kraschewer; 10 gr. von 3 Schock Franz Palm auf seine Hofen. Summa 13 Sch. 54 gr. 7 1/2 8 gr. Freier erklären wir, daß das Einkommen des St. Gertrudenhospitals „so zur Unterhaltung der Armen gestiftet und gebraucht wird“ in Summa 31 Groschen betrag und zwar 28 gr. von 1 Schock gold Andreus Haker, auf seine Wiesen auf dem Upstall bei Peter Nikolaus Wason gelegen, ist ungefähr seit zehn Jahren dem Zins schuldig. Um die Rückzahl zu erhalten, sind die Vorsteher (des Hospital) zu Dekret Hansens Teltow, Hängermöller, Görtzingerhausen mit Richter, daß er die Schuld wie folgt tilgen will: 2 Sch. Michaelis, 1 schock voll volzig 18 regtenkunge Ostern das ander Schock stemp den 28 gr. Zins, so stehen von dem 7 schock vorlegt wird, verbleiben soll und also den die 7 schock der an jles mit 4 gr. verlossen bei so lung so dandbigen auch 18 drei tagelt als alle mal 18 Ostern ablegt. Solche hat er mit Hand und Munde so heissen zugestagt 4 gr. gold Michael Hängermöller Hans Teltow von man dem Hospital zehlogten Wiese, zehlogt Kalkunne „Es soll nach künftiger, mit der Verlegung der neuen Leiste, wie bis daher aber aber ein Rath nochmal verwendet wird, bis so Weilersen Teltowen gehalten werden“. Summa 31 gr.

Dem Hospital waren im Laufe der Zeit einige Verrentlichkeiten erpfunden, deren Erträge auf Zinsen ausgegeben worden. U. a. eroberte von Frau Weidmann jr. 10 Schock (Erträgtisse von ihrem Acker), welche von Rat verrentet und mit 20 Silbengroschen verrentet wurden. 1574 „standen 37 Schock aus, wovon die Zinsen nicht deutlich berechnet sind“, erzählt der Chronist. Von einem gewissen Garten hinter dem Hainberg, „welcher dem Hängermöller Gabriel Winkendorff gehörte, und worauf er 4 Schock geliehen hatte, welcher aber in dem Contract von 1628 Solankarte Landgärten genannt wird“, waren dem Hospital

sieht 30 Groschen Pacht jährlich 16 Pfund Fisch zu liefern. Auch sonst war für die Hospitälern, falls das zu zahlende Tinkaufsgeld nicht ausreichte, in ausreichender Weise gesorgt, indem ihnen neben Testamentgeldern, Vermächtnissen, Ertragszinsen (Pensionsen) von Landbesitzern und Wäsen angewendet wurden die Almosen, welche in einer Kirche durch die Stadt seitens eingesamlet wurden, die Ertragszinsen der sogenn. Kirchenbesitzer (d. h. der Stände an der Kirche auf dem Jahrmärkten), das was in den „Kammetock am Wege“ neben dem Hospital eingeklegt wurde, durch Brot „so alle Sonntags durch eine Maßl mit einem Korb in der Stadt zusammengehoben wurde“, endlich das Klingelbeutelgeld.

Ann. 1600 bestand das Vermögen des Hospitals aus 67 Scheckl 30 Groschen in bar, und 47 Gulden 4 Groschen 3 Pfening an rückständigen Zinsen.

Die Hospitalgrundstücke sind im 30jährigen Kriege zerstört worden; ihre Reststücke wurden später mit denen der Pfarrkirche bew. der Kammerer veräußert und als Grundstock für die noch jetzt bestehende Hospitalkasse benutzt.

Nach dem 30jährigen Kriege war nur noch die kleine Kapelle, in welcher bis vor dem Kriege immer noch die Sonntagsachtmittags-Gottesdienst gehalten wurden war, übrig geblieben, wo wir sie auf dem Mariaschen Hübel der Stadt Kierswalde aus dem Jahre 1632 sehen. Sie stand auf dem Kapellen- oder Hospitalberg. Dort in der Nähe, wo sich auf dem höchsten Teile des jetzigen Friedhofes nach der aus großen und starken Felsblöcken gemauerte, ohne Mörtel angelegte, alte Brunnen befindet, das letzte Überrest des ehemaligen Hospitals. Ihr früherer Verlauf ist begrifflich, wenn man bedenkt, daß die Kapelle nicht allein der Erregferne, besonders während des 30jährigen Krieges, ausgesetzt war, sondern durch ihre exponierte Lage auf einem die Stadt überblickenden Berge nach Wind und Wetter mit der Zeit besonders fähler wurde.

Die Kapelle war aus Holz, mit zusammengefügtem Fischern. Sie besaß auch einen kleinen Turm, welchen nach später Zusammenfall. Darauf ließ der damalige Bürgermeister Samuel Knaust die Kapelle auf eigenen Kosten fastlich in Stein setzen und statt eines Turmes eine Windfahne, mit einem Nansenstich-Jahres S. M. und der Jahreszahl 1638, auf dem Dache befestigen. An der Knaust befand sich ein wertvolles Ölgemälde, Christi Ocht am Ölberge dargestellt. Ein dazwischen befindlicher Leichenstein diente als Anker eines Kierswalder Kaufmanns namens Walter, wie Herkampi noch „wenige angekommene Personen“ hier begraben sein sollen.

Nachdem die Kapelle so in Stein gesetzt war, konnte sie auch wieder zu gottesdienstlichen Zwecken benutzt werden. Dazwischen geschah dies vom Jahre 1681 ab, nachdem sie auf kaiserlichen Befehl den

daneben eingewanderten Schwyzern zur Abhaltung ihrer Gottesdienste überlassen wurde. Der Kurfürst hatte amren 13. März 1548 an den Kommandanten Gschmann u. a. geschrieben: „Dabei heist du in Unsere hohen Namen zu versichern, daß die Kirche selbst davon leiblos und was daran gehört, ihren (den Lutheranern) doch verbleiben, und ebenfalls besetzt sein, nach wie vor ihren Gottesdienst darin zu halten“. Die Gertrudiskapelle wurde also vorwiegend zur „auf Widerruf“ den Schwyzern überlassen.

(1871 wurden auf Karl Böhls St. Schwyzers Funktion hier angenommen, deren ihre eigene Straße, die heutige Schwyzersstraße, gegeben und abgabenfrei Haus überlassen. Eine vornehmste Aufgabe war, die vielfach schlechte Land in gutes Kulturland zu verwandeln und haben sie dies hauptsächlich an Waldparzellen versucht, jenseits der Stettenerstraße, welche auch heute die Schwyzers Hofen genannt werden.)

Außer der reformierten Schwyzers-Kolonie wurde die Kapelle „auch wohl zuweilen denen Katholiken von der Garnison, wenn sie das Sakrament des Nachtmahls hielten, zum geistlichen Gebrauch vergönnt“, auch „auch bis 1706 die jährliche Bot. (Boll-)predigt in derselben, welche der Dekan von vermalige einer alten Stiftung alle Jahre den Dienstag nach Rogate halten muß“, gehalten.

Als im Jahre 1317 die Schwyzers ihre eigene Kirche, die St. Johanniskirche (jetzt das Kaufhaus Lager) bezogen, verfiel die Gertrudiskapelle gänzlich. Die noch vorhandene kleine Glocke, welche bisher in einem fromm Glockenstuhl aufbewahrt worden war, wurde den Schwyzern „zur Anschaffung eines Geläutes“ für ihre neue Kirche überlassen und eingeschrieben, dergleichen sahman sie die aus dem frühesten Mittelalter stammende Kasse mit Altarsteinen mit Inschrift in der neuen Kirche.

Hier und wieder als Leuchtkugel benutzt, wurde aus der Kapelle mit der Zeit ein sogenanntes Kreuzhaus. Die innere Wände bedeckten sich auch und auch immer dichter mit Jungfern- und Junggesellenkreuzen, von denen viele Seitenblätter herunterhängen, die mit dem Namen des Verstorbenen, seinem Geburts- und Todestag und in der Regel mit einem Bibel- oder sonstigen christlichen Spruch beschriftet waren. Es behandelten sich demselben recht wertvolle Exemplare. Die obere Mitte wird zwar in Eberwälder seit langen Jahren nicht mehr geist, wohl aber haben bis heute einige der anhängenden Bücher an dem alten Brauche der Totenkreuzer festgehalten.

Im Jahre 1875 brannte die Gertrudiskapelle plötzlich ab, wie man sagt, ist das Feuer von böswilliger Hand angelegt worden. Die übrig gebliebenen sehr großen Findensteinen wurden im Mai 1876 über-

gelegt, als letzter Rest dieses Gotteshauses aus der Erde gegrienen und anderweitig benutzt. — Ein Bild des interessanten Gebäudes erläutert nachher nicht mehr, das von uns beigegebene bildet von Kriekenströmchen aus dem Godekiste, angefertigt nach den Angaben eines alten Eisenwärders.

Bücherschau.

Über zwei Brandenburg allweg. Hüter für Heimatkunde. Herausgegeben von Walter Specht. Bd. I u. II 8° je 168 S. Berlin, M. Habelschon, 1904 u. 1906. Jeder Band gef. 1,75 M.

Nach wertvoller Beitrag zur vaterländischen Heimatkunde, soll es eine Urkunde, ein Brief, eine geographische Schilderung oder Ähnliches, erscheint in den Prospektblättern oder in den Veröffentlichungen lokaler Vereine und wird von dem betreffenden Komitee gelesen, um dann wieder der Vergangenheit anheimzugeben. Nur selten findet eine solche Veröffentlichung für kleinere Kreise den Weg in die große Öffentlichkeit und wird von gewissen Kreisläusen beachtet, meist, wenn ein überaus Beachtung findet, wandert sie in die Sammelmappe eines Geschichtsvereins oder in das Archiv eines Museums, um dort zu ruhen. Mit ein interessanter Forscher sie wieder gelegentlich aus Tageslicht zieht. Derartige Veröffentlichungen sollten von aufgebenden Prospektblättern, von Vereinen oder Behörden in gewissen Zeitabständen gesammelt und nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet herausgegeben werden, um sie auf diese Weise der Allgemeinheit näher zu machen, und im Laufe der Jahre würde ein ganz schönes Material für die vaterländische Heimatkunde zusammenkommen. Ein beachtenswerter Versuch dieser Art, der sehr zu loben ist, wird mit einigen Jahren von dem nun die Heimatkunde verdienenden Lehrer Wilhelm Kjerfve in Kopenhagen gemacht, der die in „Krisenstid til den Westervoldens“ erscheinenden Aufsätze über vaterländische Geschichte und Heimatkunde sammelt und alle zwei Jahre in Buchform unter dem Titel „Ett godt Brandenburg allweg“ Hüter für Heimatkunde“ herausgibt. Dieser sind zwei Bände von je 16 Seiten erschienen, die der Pflanz von Hoff besonders zur Geschichte und Heimatkunde des Westervoldens, enthalten und die Beschreibung der Geschichtslandschaften verdienen. Neben Bekanntem findet sich viel Neues, und manche Urkunde mancher Briefe, manche prima Aufzeichnung ist in diesem Hütere zum ersten Male veröffentlicht. Hierher gehören beispielsweise eine Reihe von Sammlungen von abgibtlichen Gebrauchen aus dem Westervoldens. Bekannte und geschichtliche Beiträge für die Ort Svedia, Frenckia, Flana, Hoffpoggrube, Friesack und Holstenhusen, Schilderungen aus der Geschichte des Ortes Haurungsglöwen, das Tagebuch eines Kithens war Landwehrmann aus den Prospektblättern, Briefe des Generals Friedrich von Bismarck u. a.

Der Umkreis der heimatwirthlichen Dienstleistungen ist hauptsächlich auf das Westbavariend beschränkt, auch die Allnark, die Prignitz, das Ostbavariend und die Zentrale finden Berücksichtigung und in dem nächsten Stadien soll das Gebiet der Wirtschaftsbereitungen auf weitere benachbarte Kreise ausgedehnt werden. Es wäre zu wünschen, daß in Zukunft neben geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Aufsätzen auch solche aus der Vorgeschichte Bayernlands und Kärntnergebiets Aufsatze finden, damit die „Blätter für Heimatkunde“ nicht verödet werden. Jedochfalls ist dem Herausgeber die weiteste Verbreitung und der beste Erfolg zu wünschen.

Dr. Gustav Albrecht.

Kleine Mittheilungen.

Von der alten Lände am Furethaus in Klein-Glieditz (im Pommern) berichtet die Sage, daß in ihrem Schutze neun Söhne eines Müllers bewohnt sind, welche die Post dahinkraften. Zur Wendezeit, so heißt die Sage, lebte auf dem Obersten Warden bei Fandem in einer Hütte ein dergleichen Hirt, an der Spitze der Furethaus steht, ein Handwerker, der sein Glück zu Mühlweinen verschaffte und anderer allerlei mechanische Sachen anfertigte. Er hatte nur geringen Verdienst und mußte mit seiner Frau und einem von Kindern oft Not leiden. Da die Frau ihm beständig Vorwürfe machte, daß er seine Zeit mit Anfertigung von Müllers Maschinen, die niemand kaufte, verbringe und dadurch so aller Noth schuldig sei, ging der Handwerker zuletzt in den Wald und wollte seinem Leben ein Ende machen. Da trat ein schwarzer Geist zu ihm und versprach ihm zu helfen, wenn er dafür einen Seelchen abgeben würde. Davon wollte der Mann nichts wissen. Auch bei einem andern Gelegenheits, als er wieder verurtheilt in den Wald gegangen war und der böse Geist ihm den gleichen Vorschlag machte, wies er diesen zurück. Erst beim dritten Male, als seine Frau mühselig Zeugnisse des Geistes war und ihn bestimmen, einwilligen, schloß er den Vertrag mit dem Teufel ab. Als er aber darauf erfuhr, daß die Seelchen eines seiner Kinder dem bösen Geiste verfallen sei, tat ihm der Handel leid, aber da er nicht mehr nachsichern konnte, folgte er dem Schwur, der ihn auf einen hohen Berg führte. Hier wußte der böse Geist drei Hakenfedern in die Luft, und sofort brach ein heftiger Sturm los, der den Gletscher See aufstieß und über ihn hin trieb. Als der Sturm sich gelegt hatte, führte der Geist den Mann zu der Höhe zurück und zeigte ihm einen Bach, der neben ihm raschend dahinstieß. Der Gletschersee hatte sich einen Durchbruch zur Welt gebildet. Der Schwarze führte den Handwerker sodann zum Wasserfall zurück, und davon Ertrag brachte dem Müller große Reichthümer. Als

die Zeit des Vortages mit dem besten Geist um was, wählte diese die Post ins Land, so der alte Knecht des Hütens starben. Verwundtheit übte sich nach der Heim in dem Hütens, während die Frau trauernd die neue Schone unter der großen Leide lagert. Nach ihrem Tode ist sie dann noch oft am Grabe bei der Leide erschienen, und nach herabstige wähen Leute auch ein gross Geruch unter der Leide bemerkt haben.

Tügl. Nachrichten 8. 9. 1868 Dr. G. A.

Vom Rittergut Wilschew, Kreis Posen. Im Jahre 1858 übernahm Herr von Holtzendorf das väterliche Gut Wilschew mit Hof und 1760 Morgen groß, und wird durch Herrn von Holtzendorf mit 1885 eine Inspektion beauftragt. Er war früher Officier im 2. Gardie Regiment zu Fuß, und ist jetzt ein passionierter Landwirt. Durch viele Verbesserungen hat er die Ertragsfähigkeit des Bodens sehr erhöht. Da das Gut durchgehende Hügeligkeit hat Herr von Holtzendorf mit Leinwand und Seidenweben bepflanzt, ebenso im Thierguth bei er weiss gewirtschaftet, so daß das Gebrauchsholz schon vom Gut bezogen werden kann. Herr von Holtzendorf hat in 16-jähriger Thätigkeit viel geleistet, trotz aller materieller Arbeit hat er aber stets Zeit gefunden, sich der Kunst und Wissenschaft zu widmen. Als großer Shakespeare-Verfasser gilt von Hütens diesem großen Dichter. Der Hütens ist der Liebhaberschüler des Herrn von Holtzendorf, weil seine Werke nachschöpfiglich an Lebensweisheit sind, und die Sprache so wunderbar schön ist. 110 Jahre sind seit Shakespeare verflissen, und trotzdem passen seine Gedanken und Aussprüche in unser modernes Zeitalter. Im Hütens dieses Dichters setzt Herr von Holtzendorf einen Denkstein. Das Denkmal steht am Wege, der von Wilschew nach Luckow führt. Der Stein wurde auf dem Felde gefunden, kam aus einer Grotte wegen nicht weiter fortgeschickt werden. Er ist daher nicht weit von der Fundstelle am Wege gesetzt worden, und steht 1 Meter tief in der Erde. Wilschew besitzt hier noch ein Denkmal, das Hütensdenkmal, das 1861 gesetzt wurde. Es steht am Fuße, eines stimmungsvollen Hügelgrundes das haben die Hütensdenkmalen. Eine Brücke führt zur Hütensdenkmal, die die Hütensdenkmalen durch von Holtzendorf werden soll. Das Hütensdenkmal besteht aus zwei Teilen. Der untere Teil ist ein roher Stein, in dessen Mitte ein großes schwarzes Kreuz ist, umgeben von einem goldenen Lorbeer und Rosenkranz. Auf diesem Untergrund steht ein kleiner, oben abgerundeter, polierter Stein. In der Mitte ist ein goldenes Kreuzchen abgemalt, darum steht die Sprache:

In Tränen haben

21. (9. ordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 28. März 1906, abends 7^{1/2} Uhr im Saalraum des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Oberamer Regierungsrat Ernst Friedel.
Von demselben rufen die Mitteilungen an I bis XXIII her.

A. Allgemeines.

I. Der Vorsitzende dankt das wohlgegangene Sitzungsfestivum von D. d. M. in der Bismarck-Gesellschafts-Saale, hebt hervor, daß die gegen früher veränderte Einberufung des Abends großen Beifall gefunden habe und dankt Namens des Vorstandes besonders denjenigen Damen und Herren, Mitgliedern und Nichtmitgliedern, welche durch ihre vorzüglichen Darbietungen die Teilnehmer erfreut haben.

II. Heimatgesch. a) Anlässlich die Mitteilungen des Bundes Heimatgesch. II Jahrg. März 1906, Nr. 3—4; dann behandelt die Begründung eines Heimatgesch.-Vereins für Mecklenburg in dessen Sinne besonders v. M. Herr Direktor Franz Goerke tätig ist, indem er u. a. am 5. k. M. einen Lichtbildervortrag über Mecklenburg im Egl. Museum der Volkshalle halten wird, zu dessen Beförderung, nach Maßgabe des anliegenden Programms, hiedurch bestens eingeladen ist. b) Bericht über die Jahresversammlung des deutschen Bundes für Heimatgesch. in Goslar vom 12. bis 14. Juni d. J. Die 40 meist wohlgegangenen, typischen Abbildungen werden Ihnen Brieflich folgen. — c) Dem Postaleschen Herrensinn ist als sehr beachtenswerter Gesamtsentwurf zugestimmt, welcher der Polizei gestatten soll, bei verachtlichen Bauprojekten in Städten dagegen verbindend einzuschreiten. — d) In Sachen der Schonung des heutigen sogenannten Lehnung-Bausen, Am Königgraben No. 13, für dessen mögliche Erhaltung Sie vor mir in voriger sündlicher Sitzung erwählte Petition an die hiesige Stadtratskollegien-Versammlung gerichtet war, hat Herr die Magistrats-Vorlage auf Verkauf des Hauses an den erwählten Kauf-

besten zwar abgesehen, aber doch im Prinzip der Verkauf (jezt für 421.000 M., für ungefähr 500.000 M.) beschlossen. Ein neuer Käufer hat sich noch nicht gefunden. Derselben soll anberaumt werden, daß die Leasing-Büro mit Erinnerungstafel aus Bronze, gestiftet seiner Zeit durch den Verein für die Geschichte Berlins, an der Außenfassade wieder angebracht werde. Der Magistrat wird dem Beschlusse der Versammlung unwillig beistimmen. (Späterer Zusatz: bei geschoben.)

III. „Das Unternehmen für billige Touristenfahrten zur See“ (Firma Kluge & Co., Invalidenstr. 50) ladet in dem kürzlich erschienenen Prospekte für den Sommer 1906 zu sehr willkürlichen drei- und vierstägigen Fahrten nach Bornholm ab Stettin von. Der Dampfer heißt Bornholm und wird von dem des Berliner Touristen wohlbekanntes Kapitan Blauk befehligt.

IV. Neu-Rappin. Auf Wunsch des Hingerrates für Städtische Angelegenheiten zu Neu-Rappin lag ich ein Schreiben des Vorstandes, w-mach er zu einer Wanderfahrt der Brandenburgische freundlich einladet, dergl. zur Verteidigung eine Anzahl Prospekte „Neu-Rappin, die Perle der Mark“ und „Führer durch Neu-Rappin und Umgebung mit einer Routenkarte der Rappiner-Schwiel“, 2 verbesserte Auflagen (Neu-Rappin, Buchdruckerei von H. Strauß einsehlich), mit bestem Dank von Da wir für 1906 bereits reichlich bestatet sind, werden wir leider eines Ausfluges nach Neu-Rappin erst für 1907 im Auge fassen können. Daß derselbe sehr lohnend ist, kann ich versichern; Neu-Rappin ist eine überaus freundliche und ansprechende Stadt mit vielen geschichtlichen Erinnerungen. Das wild- und wasserreiche Umgebung gilt mit Recht als eine der schönsten unserer Mark.

V. Nach Preussien ist für den 17. Juni d. J. eine Wanderversammlung geplant, wobei wir auf freundliches Entgegenkommen des dortigen Uelmerstädter Geschichte- und Museums-Vereins hoffen können. Der uns befreundete, im brandenburgischen Heimatforschungs-Leser rühmlichst bekannte Herr Landgerichtsrat Dr. Philipp zu Preussien hat die Güte gehabt, die Vorberathungen in die Hand zu nehmen.

B. Persönliches.

VI. Im Laufe dieses Monats verstarb zu unserem Bedauern Herr Bentler Fritz Scholz, Albrechtstr. No. 15, seit April 1886 Mitglied.

VII. Von Karlsruhe entsendet freundliche Grüße unser verehrtes weitgereistes Mitglied Herr Postret. a. D. Straßhardt. Die eingekommen Ansichtspostkarten bekräftigen sich, wie Sie ersehen wollen, auf die großartigen römischen Bauten von Timgad in Algerien (Timgad-Bogen) und auf die mir von eigener Ansicht wohl bekannten panischen Höhlengräber am Fuß der Byrsa von Karthago.

VIII. Unser Mitglied Herr Ingenieur Hermann Knorr hat die Mitgliedschaft als „Gönner“ der Berufsverbände durchs Bezahlen von 500 M. erwirkt, wofür hiermit verbindlich gedankt wird.

IX. Es findet die Wahl des Vorstandes auf Grund § 19 und gemäß § 22 statt. Auf Antrag mehrerer ordentlicher Mitglieder wird der bisherige Vorstand durch mehrfache Zustimmung ohne Widerspruch vom 1. April 1906 ab auf zwei Geschäftsjahre wieder gewählt, d. h.:

Ernst Friedel	als I. Vorsitzender,
Ernst Ullas	„ II. „ „
Carl Bode	„ I. Stellvert.,
Ernst Behrlich	„ II. „ „
Edvard Zahe	„ I. Schriftf.,
Otto Pölsner	„ II. „ „
Ernst Könnelock	„ Schatzmeister,
Carl Albrecht	„ Archivar,
Karl Millenkoff	„ Bibliothekar.

Der I. Vorsitzende spricht den Dank für die Wiederwahl aus.

C. Naturkundliches.

X. Von dem illustrierten Jahrbuch der Naturkunde, welches unser geschätztes Mitglied Herr Hermann Berdrow herausgibt, lege ich Ihnen den IV. Jahrgang 1905 vor, der mit einem Titelbild Ernst Haeckels in Jena ausgestattet und wie sein Vorgänger ungemein inhaltreich angefallen ist. Die Darstellung ist klar und flüssig, nach dem Gesamtverständnis, für welches diese Zeitschrift herabgesetzt erscheint, durchaus bestens angepaßt.

XI. Von den belächelten interessantesten und prächtig ausgestatteten „Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke“ wird Heft 3, März 1906, Jahrgang II vorgelegt. Ich mache besonders auf die Darstellung der Fortschritte in Käfers Gebirg sowie auf die elektrische Beleuchtung unserer kleinen und eleganten Bergsteige zwischen Schleswiger- und Händelstraße-Ecke aufmerksam.

XII. Karl Müllers, unser hochverehrtes Mitglied, übersendet Ihnen seiner gütlichen und gleichzeitig herrlichen Vorträge, die er in der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften gehalten, diesmal in der Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse vom 21. Februar 1906: „Können die Tiere Schönheit wahrnehmen und empfinden?“

Man wende die Frage ohne weiteres u. B. mit Hinblick auf die Vogelwelt bezogen. In den monogamisch lebenden Schwärmen gleichen sich beide Geschlechter völlig. In den polygamisch lebenden Vögeln u. B. den Hähnen, den Truthähnen, den Pfauen u. s. w. weichen sich die Männchen vor den Weibchen durch besonders Farbenpracht aus. Im Charles Darwin hat die Frage in seinem erwähnten 1871 erschienenen

Worte: „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl“ mit folgenden Worten beghr: „Das Gefühl der Schönheit ist für ein dem Menschen eigenartliches erklärt worden. Wenn wir aber sehen, wie männliche Vögel mit Vorbedacht für Weibchen und dessen prächtigen Farben vor dem Weibchen aufstellen, während andere nicht in derselben Weise geschmückte Vögel keine solche Vorstellung geben können, so läßt sich natürlich zweifeln, daß die Weibchen die Schönheit ihrer männlichen Genossen bewundern.“

Obwohl dies der große Forscher noch weiter zu begründen versucht ist, stellt sich Karl Möbius auf einen gegenüberlich veranmenden Standpunkt und stützt sich dabei auf eine Reihe von Beobachtungen, welche die Gleichgültigkeit beispielsweise jener weiblichen Vögel ihrem prächtigen Männchen gegenüber stützen. Darnach wäre die Frucht derselben, ebenso wie die Hautlappen, leuchtenden Körner u. dergl., welche viele männliche Lerche zur Paarungzeit zeigen, nur der Ausdruck des höchsten Kraftgefühls und daß diese kräftigsten Männchen den Sieg gegenüber weniger schön ausgestatteten Mitbewerbern bei den Weibchen davon tragen, ergäbe sich als natürliche Folge, die schönere Ausstattung habe also mit einem Lustgefühl, einer Schönheitsempfindung offenbar der Weibchen nichts zu tun.

Möbius schreibt: „Ich habe versucht nachzuweisen, daß wir den Tieren das Vermögen, Schönheit wahrzunehmen, deshalb nicht zuschreiben dürfen, weil sie nicht im Stande sind, das Gesamtmäßige in dem auf die sinnlichsten Naturerscheinungen zu reduzieren.“ —

Was nun ein petichales Standpunkt anlangt, so kann mich ein altes Tierfreund und unklügeligen Tierbeobachter die Möbiusche Anschauung nicht völlig befriedigen. Ich habe mir von einem gelegentlich dieser walters tierpsychologischen Tätigkeit bei dem höchst edelsten gewissermaßen menschlichen Verhalten von Tieren die Frage vorlegen müssen: Gibt es Tiere welche edel sind? Ich muß diese Frage an der Hand der Erfahrung, die bei den Naturwissenschaftlern ja doch den Anschlag gibt, bejahen. Unter den edelsten Pferdearten Selkupferweise gibt es Tiere, welche wir zweifellos für edel halten, z. B. unter den arabischen Vollblutpferden und den spanischen Trabhaar-Pferden. Derselben gehalten sich schon ohne Aus- und Ansporn sühnter derartig, daß man deutlich sieht, wie sie aufstellen wollen. Daraus ist das über der Fell, sobald sie petichig aufgemamt oder als Wagenpferde laut und glühend aufgespannt werden. Natürlich nur junge Pferde, alle abgelebte sind nicht mehr edel, gerade wie bei uns Menschen. Worauf sind diese Tiere edel? doch auf sich selbst, auf ihr Gebraue und Gebraue, ihren Auf- und Ansporn und dies kann doch nicht anders ausgelegt werden als, daß sie auf ihre Schönheit edel sind.

Das gilt auch von Hunden. Beispielsweise kenne ich einen netterlichen münchischen schwarzen Köckigspakel, der wie verrückt auf das Anzugesattlerwerden ist und mit Bläsern, Häscheren und dergl. Verschönerungen gern herumhodeliert und sich dazu bewundern läßt, was er dankbar anerkennt. Auch das Tier ist reichlich auf seine wirkliche oder vermeintliche Schönheit stolz.

Das wäre subjektive Wahrnehmung und Empfindung von Schönheit. Es kommt aber auch rein objektive dergleichen Wahrnehmung und Empfindung vor, wie nachfolgender Fall ergibt. Ich konnte viele Jahre hindurch einen großen Amazonas-Papagei, der hervorragend lufteufreudig war und jederzeit seinem Entschicken unweidungig Luft machte, sobald seine Herrin und deren Tochter sich putzten und schmückten; namentlich für bunte Kleider und bunte Hüte schwärmte er. Schönheitsträge Anzüge hielten ihn dagegen völlig gleichgültig.

In das sind eben Haustiere oder (Papageien) domestizierte Tiere, keine wilden Tiere, wird man vielleicht einwenden. Ich kann diesem Einwand nicht gelten lassen, er beweist nur wie hochgradig das Schönheitsempfinden bei den Tieren gesteigert werden kann, es muß also auch der Annahme Raum an Tier bleiben.

Ich empfehle dies ungemein interessante psychologische Problem, über das ich mich selbstredend nicht abschließend hier äußern kann, hier besonders Aufmerksamkeit, die Beschäftigung hiermit ist in jeder Beziehung höchst lohnend.

XIII. Dr. Otto Sarschütz: Über die systematische Durchforschung der Binnengewässer und ihre Beziehungen zu den Aufgaben der allgemeinen Wissenschaft vom Leben. Der gelehrte biologische Schriftsteller und verehrte Direktor der weitbekannten Biologischen Station zu Pfla erfährt die Frankfurterge Wissenschaftler mit einer interessanten Denkschrift (Sonderabdruck aus dem XII Bande der Pfla Forschungsberichte, 1907), welche sich, dem Spezialforschungsgebiet des Verfassers anheimelnd, hauptsächlich mit den tieferen Säugetierorganismen beschäftigt, die zum Teil auf der schweligen Grenze zwischen Pflanzen- und Tierreich stehen. Die zoologischen Arbeiten sind sowohl für die Naturforscher als auch für die Land- und Wasserwirte von größtem Interesse, für die letzteren, weil sie Winke geben, wie selbst unbedeutende kleine Wasserflähen noch ertragreich nutzbar zu machen. Eine angenehme Zugabe ist es, daß sich der Verfasser nicht auf sein eigenes Heimatgebiet beschränkt, sondern auch viele Länder außerhalb Deutschlands (auch in Amerika) zum Vergleich heranzieht.

Namentlich im naturhistorischen und im Interesse der Binnengewässerkunde wünschen wir der Denkschrift weiteste Beachtung und Eberigung.

D. Kulturkundliches.

XIV. Holländische. Fortsetzung.

- a) Zu Halle auf dem Markt,
Da steht ein großer Mann,
Er hat ein Schwerd und rgt sich nicht,
Er ist vor Schreck versteinert.

Mit diesem Herrn Heinrich Helzen hat der stolzerste Roland von 1717 gemeint, der an der südlichen Seite des roten Turms zu Halle a. S. aufgestellt ist und von dem es in einem anderen Liede heißt:

Roter Turm, du Biter Zandea,
Das Gerechtigkeit vergessen,
Im dem Schandfeld gefesselt,
Unter Heil- und Schwertstrichen.

Vgl. Sells- Vindicta Salvati Brunonis. S. 26 u. 27.

b) Die ganze Kopie des Brandenburger Rolands welche auf meine Veranlassung vor dem Saale des Märkischen Provinzialmuseums aufgestellt wurde, ist jetzt freigelegt. Das von mir in der Hölzung des Hauptes gezeichnete Dausornament (*Sempervivum tectorum*) ist gut angewandt.

c) Der Roland von Ragusa. Mein verehrter Freund Spielmann Henzian, Professor der Zoologie und Palaeontologie, in der kroatischen Hauptstadt Agram (Zagreb) welcher auch sowohl dem Märkischen Museum wie der Brandenburgeria wiederholt dienstlich erweist, hat die große Götze gehabt, zwei köstlich aufgenommenen schöne Photographien (die kleinere in Visitenkartenform) mir zur Verwendung in der Brandenburgeria zuzuschicken, welche eine treffliche Vorstellung des berühmten Orlando di Ragusa, in jener alten Hundebauart republikanischer Verfassung darbieten, die lange Zeit den Süden der belgischen Ostsee des adriatischen Meeres beherrschte und noch jetzt einer der Hauptausfuhrplätze Dalmatiens ist. Wir reproduzieren das größere Bild. (Abbildung Seite 142.) Der als jugendliche Ritterheld gestaltete Roland steht vor der Sankt Blasius-Kirche (lat. San Blasjo, kroatisch Sveti Vlaho). Das Bildwerk stellt einen weisen Mann in adeliger Haltung dar, nicht plump und grob wie die meisten Rolandbildwerke, sondern in einer für unser ästhetisches Empfinden durchaus ansprechenden Ausgestaltung. Die Zeichnung Sells u. O. im Arm 139 ist hierzu zu ergänzen.

XV. Aalstener aus der Gegend von Odenberg i. M. Auf Veranlassung meines Br. des Märkischen Museums zurechtlich Mügler Mügler Herrje Helze Otto Meckel hat Herr Restaurateur Klappen, Gerichtstraße 23, die Götze gehabt, dessen schmackigen altzeitlichen thüringischen Fischwecker, dessen Anwendung seit längerer Zeit bei uns hiesig-politisch verboten ist, dem gesonderten städtischen Institut zu schicken

Herr Moenk bemerkte: Der Aufseher wurde noch im Jahr 1860 in der Gegend von Oberberg vielfach benutzt und bestand aus einer an



Bild von Agnes.

einer langen Stange befestigten oberem Oval, deren Scheitel anlehnt an ein unten offenes Oval bilden, in welches eine mit Widerbalken versehene Kesselflasche von 10 cm Länge einströmte. Die Hitzepointen

stand genau in der Mitte der 1 cm weiten Öffnung des Ovals. An dieser Stelle waren die Schenkel der Gabel rechtwinklig nach außen gebogen, und da ihre Endpunkte 18 cm voneinander lagen, so war es nicht schwer, die Gabel über einen im Schlangen des Gewässers erhöhten Aal zu setzen. Drieholz man nun die Gabel in den Boden, so wurde der Aal, der selbst nicht vorstehen konnte, auf die Harpunen gepreßt und in das Oval getrieben, so daß die Spitzen wieder frei wurde. Auf diese Weise konnte man drei, vier Aale stechen, ohne den Aalpeiser zuweilen aus dem Wasser zu ziehen. Der Aalpeiser, dessen primitivste Form wir in dem mit einfacher Knochen Spitze besetzten Holzscheit zu suchen haben, gehört weder zu den ältesten noch zu den jüngsten Werkzeugen, die bereits der prähistorische Mensch erdachte, weil ihm das Haken der Fische mit der Hand nicht mehr „notwendig“ erschien, aber auch in seiner letzten Entwicklungsstufe verlagert das Gerät nicht die Führung an sein Urtücht, die Hand mit geposteten Dornen.

U. M. Herr Wilke sagt folgenden Wort: Man glaubt allgemein, daß durch das Gesetz und durch das Verbot der Fischermengen der Aalpeiser verdrängt wäre; dem ist jedoch nicht so. Das Aalstechen stand zwar in den 60er Jahren in schärfster Blüte, jedoch wird diese Tiergabel wohl auch heute so nicht noch nicht ausgerotten sein. Es bestand in Oberberg und Umgegend bis zu den genannten Jahren ein Recht für jedermann, daß man den Aal stechen konnte. Da nun die geschädigten Fischereien gegen die verbotenen Rechte nicht ankämpfen konnten, so gehörte es noch 1885 nicht zu den Selbstenheiten, daß das Karze der Aalstecher mit Hantel, dem Fischern zum Trotz, zum Aalstechen zog. Erst später drang das Gesetz durch, und die offizielle Aalstecherei hörte auf, ward aber bis heute noch heimlich fortgetrieben. Der Knochenpeiser, der schwedisch früheren Jahrhunderten angeführt, ist längst durch den eisernen ersetzt. Auf dem Gewässer der alten Ober- zwischen Oberberg und Hohenstein, dem zukünftigen Brennpunkt des Berlin—Stettiner Großschiffahrtsweges, kann man in den Wintermonaten bei guter Eindecks manchmal Aalstecher beobachten, und zwar am hellen Tage. — Ein Knospen an dem Stiel, die Art über der Scheller, das Netz in der Tasche und eine 4—5 m lange Stange nach sich ziehend, sieht man einen Mann den Weges kommen, der sichtbar barockes seine Straße zieht. Auf diese für ihn passende Stelle angekommen, zieht er das Netz aus dem Beck und befestigt es an der Stange. Nun wird ein Loch geschlagen, etwa so groß wie ein runder Stielhalm, und zwar an einer solchen Stelle, an der sich möglichst warme Quellen befinden, an denen sich erfahrungsgemäß die Aale im Schlingen verkrüppeln. Diese Stellen kennt der erfahrene Aalstecher an dem vielen Laßhosen im Eis. Jetzt wird der lange Speer in den Schlamm gesteckt, das wiederholt sich fortwährend und so weit am Grunde, wie der Speer

nicht. Ist man ein Aal ausgepöbelt worden, so schlingt er sich schnell um den Spieß und wendet sich zu seinem Schmerz an jenem. Diese Bewegungen sind bemerkbar an der langen Sperrstange. Sofort wird der Spieß herausgeholt und mit dem Stiefel vom Aal befreit. Man wird der Aal getötet, indem man mit dem Tauchmesser die Kehle durchschneidet wird. Außerdem noch viele solcher Löcher geschlagen sind und noch mancher Aal gepöbelt worden ist, tritt der Arbeiter, zufrieden mit seinem Mäßigen Gevicht, das manchmal 10—15 Pfund schwer ist, den Hehrang an.

XVI. Eine algermanische Grabstätte in Potsdam Mit 2 Abbildungen. Unter dieser Überschrift veröffentlicht Herr Bonmeister C. Ender in Potsdam in der Illustrirten Zeitung vom 18 Februar 1894, S. 540, einen Bericht, worin er heißt, daß auf der höchst gelegenen Stelle der Berliner Vorstadt nördlich der Glienicker Brücke eine algermanische Grabstätte in Form eines Kolum auf dem Enderschen Gelände ausgehoben wurde. Herr Dr. Göze vom Völkermuseum untersuchte. Inhalt: eine 26 cm hohe schlichte Urne, 24 cm großer Durchmesser. Von einem schalenartigen Gefäß bedeckt. Südlich davon in schräger Stellung ein kleineres Gefäß ohne Inhalt, 8 cm hoch, 11 cm breit und westlich ein Henkelgefäß 11 cm hoch, 11,5 cm breit. In den Brundsteinen zwei größere und zwei kleinere Bronzeringe sowie mehrere Bronzespillsteine. Im übrigen ist der Bericht natur und phantastisch. Germanenzelt und Wendenort geht hand durchhand. Auf dem über dem Grabe befindlichen Leinwandplanze haben sich Scherben und Knochen gefunden. E. bringt das mit der großen Wendenacht von 1190 in Verbindung. In der einen Urne fanden sich wechselnd Wurdfasern von blauschwarzer Vegetation, ein Übermaß häufiges Vorkommen in Urnen E. hält das für „Überreste von verrotteten Flechtfasern, also Spinnreste“. Dergl. einzelne Reste würden sich selbstverständlich nicht haben in der Erde mehrere Jahrhunderte erhalten können. — Ich sage bloß, daß in der Gegend sich nicht selten Reste von verrotteten Strohgrößen gefunden haben und daß mindestens zwei Scherben davon herühren. Ich selbst habe in früheren Jahren in dem Gartengrundstück zwischen der Bismarckstraße, der Chaussee am Jungfernen See zum Baumgraben nicht selten germanische Scherben gefunden. Zweit machte sich der als Altgermanenforscher geschätzte Pastor von Bernhard Kapteky, der dort zu einer Villa wohnte, auf diese Vorkommnisse aufmerksam. Daß auch Wendenfunde der wendischen Bevölkerung in dieser sonst gegenwärtig fast leeren Gegend an der Wasserlage vorkommen, darf man von vornherein voraussetzen.

Die locale Ansichtung dieser entspricht aus dem ersten Jahrhundert vor Chr., also aus der in Eisen-Zeit, stammenden Brandgräber bei Br. schlichte steinliche Örtbecker ausser Mark typisch

XVII. Frau Scheffler: Das La Tène-Gräberfeld von Alttraut bei Freienwalde a. O., mit Abbildungen. Freienwalde a. O. Emil Pügers Buchdruckerei 1906 (Programme Nr. 59).

L. M. Herr Scheffler hat in sachkundiger und erfreulich behutsamer Weise die Untersuchung einer Reihe von Gräbern des besprochenen, westlich vom Dorf Alttraut i. J. 1904 auf dem dem Grafen von Hesk gehörigen Lande südwestlich vom Kreuzungspunkt der Bahnstrecke Witten—Freienwalde gemacht werden. Die Abbildungen, namentlich der bekannten Schwerttypen, sprechen von verwandnis für La Tène. Scheffler's Beschreibung ist laborat. sorgfältig, bei der ethnographischen und chronologischen Würdigung wird überall die Literatur und ein reiches Material gebührend berücksichtigt.

Als Ergebnis hat Seb. folgendes zusammen: „Für die Zeitstellung ist das von Götz für die Neumark Gesagte auch für unser Gräberfeld maßgebend. Die Metallgegenstände (Schwert, Fibel und Örtelfibeln) tragen den ausgeprägten Charakter des Mittel-La Tène-Typus. Die provincial-römische Schalle und die römischen Fibeln sind nicht festzustellen gewesen, ebenso wenig Metallgegenstände der Spät-La Tène-Zeit, so daß in Rücksicht auf die Metallgegenstände das Gräberfeld dem Ende der Mittel-La Tène-Kulturperiode zuzurechnen ist. Bei den Gefäßen deuten die Scherben der Gefäße mit eingestragener Halbe und wellenförmigen Halsverzierungen (Höcher, Halbmond) auf den Einfluß der provincial-römischen Kultur. Die Kolbenverzierung endlich, ein zwar nicht-römischer Ornament, kommt gegen das Ende der La Tène-Zeit und im Anfang der Reichsfassung durch die provincial-römische Epoche in Aufnahme. Wir haben infolgedessen unser Gräberfeld in das erste nachchristliche Jahrhundert zu setzen.“

Ich kann mich dieser Schlussfolgerung bezüglich des jüngsten Stücks der Funde nur anschließen. Vor Jahren habe ich bei Besprechung eines Gräberfeldes aus der Neumark dem Oberamtmann Augustin gehörig, die Funde im Mark-Museum, darauf hingewiesen, wie will sich die La Tène-Gräberfelder noch in die christliche Zeitrechnung hineinstrecken. Scheffler bildet sogar ein Beispielfeld mit Haubner-Verzierung (L. Nr. 3c) ab. Nunmehr der Brandenburgia danken wir Herrn Scheffler für die erfolgreiche wissenschaftliche Untersuchung.

[Späterer Zusatz: Bei einer Pfingstschiffahrt des Mark-Museums nach Freienwalde a. O., am 19. August d. J., hatte Herr Scheffler die Güte, uns sehr ansprechend aufbereitete Aufweise in dem kleinen Museum zu Freienwalde a. O. zu zeigen. E. Friedel.]

XVIII. Die Lehnauer-Gräber in der Kirche zu Haffstrom bei Königsberg, Ostpr. (Sonderabdruck von der Zeitschrift „Der Deutsche Handel“ 1906.) Der von befreundeter Verf. Herr Dr. Gustav Sommerfeldt hat um Vorlegung dieser Abhandlung in der Brandenburgia

macht, wir kommen diesem Wunsche nun so lieber nach, als es sich um Akademiern der bekannten gräflichen Familie von Lehndorff handelt, von welcher letzteren nur die markante Gestalt des langjährigen Generaladjutanten Kaiser Wilhelm des Großen Km. von Lehndorff sowie des Oberstleutnants gleichen Namens vor Augen steht. Im übrigen ist die sehr eifrige Arbeit genealogische Detailarbeit, welche sich z. T. gegen den Geh. Archivrat A. G. von Müllersstedt wendet.

XIX. Das Königliche Schloß Bellevue bei Berlin und sein Erbauer Prinz Ferdinand von Preußen von Dr. Bogdan Krüger, Königlich Preussischer Bibliothekar. Mit zahlreichen Vorkildern und Textillustrationen. 4^o, 181 Seiten im Quadranten Querformat. Preis elegant broschiert M. 6

Das am Berliner Tiergarten südlich gelegene Schloß Bellevue mit seinem herrlichen Park ist zu jeder Jahreszeit der Zielpunkt vieler



Bellevue im Festjahre des XIX. Festjahres

einheimischer und fremder Besucher, die sich angesichts der dort noch vorhandenen historischen Gedenkstätten von dem so beliebten Treffen in der Glanzzeit des Parks an den Höfen der Prinzen Ferdinand und August von Preußen eine Vorstellung machen können. Auch zu neuester Zeit haben Krüger'sche Fremdenführer Art dazu beigetragen, die Aufmerksamkeit wiederum auf das Schloß Bellevue zu lenken. Wie die Kaiserin Friedrich und unsere jetzige Kaiserin sog. die Gemahlin unserer Kaiserin, die Herzogin Cecilia von Mecklenburg-Schwerin am 5. Juni 1905 von

dort in ihre neue Heimatstadt ein. Im Herbst dieses Jahres wurden Prinz Edel Friedrich mit der Prinzessin Sophie Charlotte von Oldenburg einige Monate nach ihrer Heide-Felmar stattgefundenen Vermählung das Schloß zu ihrem Wohnort erwählen.

Die auf sorgfältigsten archivalischen Forschungen beruhende Arbeit des Königlich Danischhändischen Dr. Bogten Krøger ist im Auftrage des Oberhofmarschallens Seine Majestät des Königs und Königs mit bereitwilligstem Entgegenkommen der verschiedensten kgl. hohen Behörden aufgenommen worden. Zahlreiche bisher unveröffentlichte, auf die Geschichte des Schlosses und Parks, sowie das Leben seiner prinzenlichen Bewohner bezüglich Tatsachen werden dem Leser zur Kenntnis gebracht, und die Verlagsbuchhandlung hat es sich angelegen sein lassen, dem Werke eine selten reiche Ausstattung von Tafeln, Holzschnitten, Plänen und Textillustrationen zu geben, die dem Buche auch für eine ferne Zukunft einen unvergänglichen geschichtlichen Wert verleihen.

Das schöne Werk, welches ich Ihnen, ich sage es gern, mit Vergnügen vorlege, wird Ihnen den künftigen zahlreichen Besuch unserer Mitglieder in Bellevue am 6. September 1888 im Gedächtnis zurückrufen.

Es freut uns Ihnen, daß der Verleger Herr Ernst Frommel, selber ein vorzüglicher Kenner und Schüler unserer Heimat, unser geschätztes Mitglied ist.

Bei dem reichen Material in toller Ausstattung, welches uns hier geboten wird, ist der Preis des Buche ein außerordentlich geringer.

Auch als Geschenk empfehlen wir das Buch hierdurch bestens.

XX. Kleine Leute, Geschichten aus der Heimat von Wilhelm Kotzeb. (Verlag des Märk. Bundes, Berlin 1881.)

Das als tüchtiger Mitarbeiter an der Brandenburgerin und gewandter märkischer Dichter aus wohl bekannte Verfasser*) beschreift mehr typische Figuren unserer Mark. Zunächst „Mund“ (ergreifende Erzählung betreffend einen des Augenlichts Beraubten) — Achims Lindeman (das traurige Schicksal eines Schiffs) — Christmann im Schanz. — Ein Traum — Weißbrot. — Das Meer (Geschichte eines von Schmach nach der See vertriehenen Trümmers) — Wolf Henschel. — Alles wahrhaft stimmungsvolle, wirkende Schilderung und Erlebnisse kleiner Leute, in deren Diction und Tonalität Kotzebde meisterlich auszufließen versteht. Schade, daß stoffliche Erzählungen trüb und traurig eulen. Allerdings ist dieser elegische Zug die eigentliche Domäne überhaupt der Kolchenischen Wiese. Ob das kognitive Verfahren aus auch einmal mit etwas Fröhlichem und Befriedigendem überraschen möchte?

*) Vgl. Kotzeb's frühere Erzählung „Fischerhüter Warkent" Roman — Der Schwandenermann. Märk. Erzählung aus der Zeit des Großen Krieges. — Herz und Heide. Lieder und Balladen. — Krieh. Ein Fremdenbuch für Kinder

XXI. Vom Katalog der Stadtbibliothek des Berliner Magistrats legt ich Ihnen den ersten vom Stadtbibliothekar Dr. Arnd Hochheim verfaßten, zween einschlägigen Band von Ka sei eine sehr reichhaltige Sammlung geschichtlicher Bücher. Noch vier ähnliche Bände über andere Teile derselben Dikerei werden in nachem Tempo folgen. Hoffentlich wird sich in einigen Jahren ein eigener Band für die Stadtbibliothek in Berlin O erheben. Um die aufgespürtesten wagemutigen reichen Bücheransammlungen inzwischen nutzbar zu machen, wird man versuchen, in dem Gebäude Zimmerstr. 90/91 in den Kammkellern, die z. Z. noch das Mück Museum innehat, eine Bücherabgabe mit Leschale einzurichten.

XXII. Viktor Lavrenko: Deutschlands Kriegsflootte Eine Darstellung der Entwicklung und des gegenwärtigen Bestandes der gesamten Reichsmarine, ihrer Organisation und ihres Materials. Mit vielen Abbildungen. Wir Braunschurger, speziell wir Berliner, betrachten sich Alters die deutsche Kriegsmarine als von uns ausgegangen, gewiß mit Recht, denn die maßgebenden Baubüro hat der Große Kurfürst bei uns gefügt und noch jetzt schmückt die Straße Rank's Hof an den ersten Marine-Direktor Benjamin Rank. So dürfen auch wir dem schönen Prachtwerk des Verfassers von „Deutschland zur See“, „Unter deutscher Kriegsflootte“, „Friedr. Heinrichs Amerikafahrt“ u. s. w. mit Freig und Recht begrüßen.

Der geschmackvollen Ausstattung geht der inhaltliche Teil ebenfalls parallel. Wir wollen dem Verfasser wünschen, daß ihm für seine mühevollen, ersten und doch vollkommen vollstündliche Arbeit der volle Lohn, den sie durchaus verdient, zu Teil werde. Daß dies Buch für junge und alte Deutsche auch besonders ein Geschenk eignet, bedarf kaum ausdrücklicher Erwähnung.

Ich möchte die kurze Koloniat abschließen mit einem Abdruck des deutschen Flottenliedes, welches Georg Herwegh (geb 1817 zu Stuttgart, † 1858 zu Lichtenthal bei Baden) z. J. 1841 in seinem Gedichte eines Lebendigen veröffentlichte:

Die deutsche Flotte.

Erwach, mein Volk, mit neuen Sinnen!
 Nicht in des Schatzkammer goldenen Linnen,
 Ließ uns den Schweren die den Speer
 Da nicht die Welt gewonnen!
 Erwach, mein Volk, halt dein Tochter spannen!
 Wir besetzen wieder einmal deutscher Linnen
 In deinem Segelack

Hausig die feige Knechtgebürde!
 Zertritt der Heimat Schnockstrahm;
 Noh' garig in die Welt hinaus,
 Daß als dein eigen wurd!
 Du bist der Herr der großen Ynklerhande,
 Du bist das große Hoffungsrecht der Erde,
 Denn wirf den Acker wai!

Es wird geschickel! Schick die Stunde
 Erebener Kibelz für uns schickt,
 Ein Fies der deutschen Purpur trägt
 Und einem Henschelwunde
 Ein Volk vom Fe' getrieben bis zum Ende,
 Wenn keine Krümmen mehr, wie Fische,
 Europas Schickel wigt.

Schon schaut mich Galt das als Geschenk,
 Mein Herz wird sorgiglich geschickt,
 Schon ist die Fiese aufgestick,
 Die unser Volk erkunde!
 Schon hier ich mit, ein deutscher Argemant,
 An einem Mast und Kämpf' ich der Lohne
 Uns' gold'ne Wier der Welt.

Dem Dichter ist es ja noch vergünst gewesen die Erhebung des geringsten Deutschlands und die Anfänge eines großzügigen Flottenplans zu erleben. Was aber haben sich die Anschlungen über die deutsche Kriegsschiffe selber gerade in heutige Zeiten getrieben, welche in den vorange Jahren v. J. gleich Herwegh die erfragten Marinefrände waren. Als erstes kriegsschiffenfrändliches Gedicht wird Herweghs Lied allem kriegsschiffenfrändlichen Bewußtsein anzusprechen können.

E. Hildiges.

XXIII. Hans Thoma. Ein Buch seiner Kunst mit einer Einleitung von Wilhelm Kottke. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung der Kunstpflege. Mainz 1886. Verlag von Jos. Schöls. Fol. 30 Tafeln.

Eine höchst erfreuliche Folge von Reproduktionen des berühmten Malers, der als Thomaus an Bremen an Schwerevoll am 2. Oktober 1880 geboren und in Karlsruhe ausgebildet wurde. Der Zahl noch übersichtl, als Kottke in seiner einrigen, lebendigen geschriebenen Einleitung hervorhebt, das Landschaftsbild bei Thoma. Der Mensch ist ihm, gleich des mythischen Grundes, nur ein Formwerden der Seele, die in der Natur wohnt. Was mit dem Einbringen des Christentums dem Deutschen vor hundert Jahren unmöglich war, nun Minderlichen

Gestalten eines stylierten und mystischen Empfindens vorzuziehen, so Thoma's Schaffen hat er sich wie in dem Arnold Böcklinen erfüllt. Es ist unter den deutschen Künstlern vordem nur ein Ainus dieser Welt gewesen, das einmal ebenfalls bei Albrecht Dürer und Martin von Schwanau; in Böcklin und Thoma ist es, sagt Kretsch, nun vielfachen Schwanen geworden. So konnte Thoma Bilder schaffen wie das Hieronymus und den Hüter der Täler.

Die Auswahl der Bilder und ihre Darstellung ist in jeder Hinsicht wohl erwogen und vortrefflich angefallen.

Unser Lehrerschaft gereicht diese schöne Veröffentlichung, welcher hoffentlich noch andere folgen, in jeder Beziehung zur Ehre.

XXIV. Herr Ernst Buchholz unter Vorlage von Alt-Berliner Ansichten:

Das ganze überhaupt enthaltene Material der Alt-Berliner Ansichten ist allen Interessenten nun schon so bekannt und nach weiteren Reisen namentlich durch die Reproduktionen des Verlegers Spang erregung gemacht, daß nach dieser Richtung kaum noch etwas Neues, d. h. bisher Unbekanntes, zum Vorschein kommen kann.

Aber alle diese Bilder, von den Hieronymus, Straßknechten und Rosenberg'schen bis zu den vielen Hüttern von dem 15. Jahrhundert, zeigen die Ansicht immer nur perspektivisch, von einem Punkte aus, so daß nur der Vordergrund deutlicher hervortritt.

Dagegen ist nun in der hier angestellten langen Lithographie aus dem 1880er Jahre ein ganzes Straßenbild, ein Panorama der Straße Unter den Linden, erhalten, das die ganze Straße gleichmäßig, Haus für Haus und beide Häuserreihen, nebst dem Straßenverkehr, so zeigt, als wir es sehen würden, wenn wir die ganze Straße von Anfang bis zu Ende durchwandert und nacheinander jedes Haus und den Verkehr betrachtet hätten.

In dem selbigen Jahre, da zwischen der Herstellung dieses Bildes und heute liegen, hat sich natürlich fast alles verändert. Geblieben sind wohl nur noch die Säulenvorbauten vor dem Niederländischen Palais (No. 55) das einst die Kasse, die Götze's Lichtmanu, bewohnte und vor dem Hause No. 21, wo in dem ersten Jahre des 18. Jahrhunderts sich die Artillerie-Akademie befand; außerdem ist noch mit geringen Veränderungen das Meyer-Gotische Haus, No. 11 erhalten geblieben. Alles andere ist verschwunden, teils wesentlich angebaut, teils gänzlich abgebrochen und die Stelle von Grund aus neu bebaut. Diese Umwandlung hat sich zum größten Teil allerdings erst in den letzten vier Jahrzehnten vollzogen, nachdem die politische Weltstellung Deutschlands der Entwicklung der Hauptstadt einen neuen Impuls gegeben hatte.

Viele von den jetzt Lebenden haben daher noch die meisten der hier dargestellten Häuser gesehen und die auf den Schiffsden verkommenen Namen sind uns alle bekannt, wie Jäger, Habel, Steinsieder p. p.

Von den wenigen Bewohnern der Straße, die auch ältere der jetzt lebenden Bewohner wohl nicht mehr gesehen haben, sind ausserhalb die großen Postenschuppen zu nennen, auf deren Grund (No. 76) später die Kriegs-Akademie selbst wurde.

Kurz vor dem Erscheinen dieser Lithographie hatte die Verlagsbuchhandlung L. W. Wittich begonnen, ein Lieferungswerk herauszugeben, das Ansichten von Berlin, Potsdam p. p. in Querfolio-Kupferstichen brachte. Es sind die hier vorliegenden in den Jahren von 1818 bis 1821 erschienenen 5 Hefte mit 40 Blättern, von denen ich diejenigen, die die Gegend vor und hinter den Linden darstellen, die also die Wanderung durch die Linden an beiden Enden enthalten, mit vorgestellt habe.

Die Originalkupferstiche zu diesen Kupferstichen waren von dem Maler F. A. Cohn, einige auch von Schinkel, Schwedden, Meiss jun., Dehnenkamp, Laurent und Ludwig Meyer künstlerisch gezeichnet.

Im Jahre 1831 hat die Firma eine Serie aller dieser Kupferdruckblätter genau nach den gezeichneten Vorbildern kopulieren und in einem Band fassen.

Ebenso hielt sie die Originale selbst, die wirkliche Kunstwerke sind, in einem Bande vereinigt.

Beide Bände waren als Erbschaft im Besitze der Wittichschen Nachkommen verblieben, zuletzt bei einem in Sachsen lebenden ehemaligen Offizier.

Durch Vermittelung eines Dresdener Antiquars sind im vorigen Jahre beide Bände in den Besitze des Märkischen Museums gelangt.

Den Band mit den kopulierten Kupferstichen selge ich hier vor, der andere mit den kostbaren 40 Original Blättern wird später im Neuen Museum vorgestellt werden.

XV. Herr Kunze Buchholz legt seiner von 2 Urnen und 2 Fundortsklepper. In der Forest von Katsdorf im Kreise Kitzberg i. M. wurden vor einigen Monaten beim Fällen von Kiefern mehrere altgermanische Gräber aufgedeckt. Herr Lehrer Buchholz in Katsdorf, der dem Märk. Museum von dem Funde in nachgezogenem Wäse Kenntlich gab und die von ihm gemachten 2 Gefäße aus jenen Gräbern Gesandtheit schickte, berichtet darüber, daß die Urnen gegen 2 m tief in der Erde auf Steinplatten standen und mit Steinplatten überdeckt waren. Die beiden Urnen sind mittelgroß, die eine mit Strichen und Karben, die andere nur mit Strichen, verziert und jede mit 2 kleinen Henkeln versehen. Da über zufällige Ereignisse nichts verzeichnet, so kann man nur aus den Gefäßen selbst schließen, daß die Gräber dem von der

Elbe bis nahe an die Weichsel ausgebreiteten ostlichen Typen angeschlossen und in den letzten Jahrhunderten vor Christus angelegt sind.

Das kleine Begeßel hat die Form einer eng- und langhalsigen beschlagenen Flasche. Bei näherer Betrachtung findet man, daß der Hals nicht hoch, sondern massiv ist, nach unten dem überstehenden Rande mit einem kleinen durchgehenden Loch versehen ist, das sich zum Durchziehen einer Schnur eignet. Der schwächere Hals ist daher als Griff anzusehen und das Ganze entspricht sich als eine Kinderklappe, wie sie in verschiedenen Formen namentlich in den Lappländ. Gräbern gefunden worden. Der Bauch, der mit Strichen verziert ist, ist leider



2 Urnen und 1 Kinderklappe aus Kattol.

— wohl aus Neugierde selbst der Färbung — angehängen, so daß die Steinchen, die zum Klappen jedenfalls darin waren, herausgefallen sind. Über Kinderklappen in altgermanischen Gräbern habe ich hier schon im Jahre 1893 unter Vorlage von 14 verschiedenen Exemplaren berichtet (Monatsschrift Bd. II. S. 109ff.), dergleichen in den von Vorchow herausgegebenen „Nachrichten über deutsche Altertumsfunde“, Jahrg. 1896, S. 147f.

XXVI. Herr Dr. Friedrich Solger: Münchener Band. Wir hoffen den Vortrag in einem der nächsten Hefen zum Abdruck bringen zu können.

XXVII. Nach der Sitzung eingegabene Zusammenfassungen: Kattolsteinen.

1. (L. außerordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Sonntags, den 7. April 1866, nachm. 3 Uhr. Besichtigung der Marienkirche.

Nachdem Herr Gehelmer Friedel, der I. Vorsitzende, die Versammlung begrüßt und Herr Korten Buchholz die wichtigsten Daten aus der Geschichte des Gotteshauses selbst den nötigen Erläuterungen von seinen Kunstwerken gegeben hatte, begrüßt der Herr Professor Dr. Schumann das Wort zu dem Vortrage.

Der Totentanz von St. Marien in Berlin.

Den Totentanz hier vor uns hat vor mehr als vierhundert Jahren ein unbekannter, längst vergessener Mönch an die Wände der ehemaligen Kapelle gemalt, in der wir uns befinden. Seine handwerkswürdige Kunst zeigt bei weitem nicht an die des Antwerpener Meisters heran, der fast 300 Jahre später in dem Grabdenkmale des alten Filderschalls Sparr, das uns im Innern dieses Klosters gezeigt wurde, ein Werk geschaffen hat, welches uns die Höhe der niederländischen Kunst bewundern lehrt. Trotzdem bespricht die schlechte mittelalterliche Malerei in mehr als einer Beziehung höheres historisches Interesse. Die Figurenreihe, welche in einer Länge von fast 30 Fuß sich vor uns hinzieht, ist das älteste und größte gemalte Bildwerk, welches uns aus dem alten Berlin erhalten blieb, und in dem Voraus darunter, welche in der Sprache längst vergangener Jahrhunderte zu uns reden, erblicken wir die älteste holländische Malerei.

Bei Linsen der alten Chroniken, in denen der vielen von erhaltenen mittelalterlichen Urkunden findet sich eine Erwähnung dieses Totentanzes. Die Reime und Sprachformen seiner Verse geben allein Zeugnis über die Zeit, welche sie geschaffen hat. Schreibung und Sprache weist deutlich auf das letzte Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts. Der Dichter muß ein Berliner oder doch ein Märker gewesen sein, denn seine Sprache lautet unverkennbar die hiesig-schlesischen Eigendialecten der in Berlin und der Mark Brandenburg früher gesprochenen niederdeutschen Mundart.

Die erste Erwähnung des Totentanzes findet sich in einer 1520 verfaßten Beschreibung der Marienkirche „Nun wollen wir gar“, wird darin gesagt: „zur Thür, so die Glockentür genannt wird, Inverfügen und zur Rechten Hand, wenn man zur Thür hineinkommt, so der Kirchenmauer inwendig den Totentanz ansehen. Aden dieser ist bei Heranzierung der Kirche mit Kalk überstrichen und also, wenn ihn nicht

jemand mit seinen Figuren und allen Versehen abgeschrieben, unter die *res deperditas* zu zählen?

Gerade dieser Ansicht einer früheren Zeit, den damals wohl schon beschädigten Totentänzen ganz zu versichern, verdankt dieser seine Erhaltung. Da durch neuen Überstrich stark verstärkte Kalkschicht, die ihn zerstoren sollte, legte sich wie eine Schutzdecke über ihn. Als 1860 entdeckt wurde, daß bewulste Stück noch unter der weißen Kalkschicht behielt, gelang es, diese vorsichtig abzulösen und den alten Totentanz dem Tageslicht wiederzugeben. Das in Berlin, welches an breiten Alleen reich, an eigenen Häusern als unendliche kleine Stadt ist, durch eine glückliche Fügung entbehrte Denkmal war man bedrückt, vor künftigen Untergang zu retten. Die Behörde beschloß die Mittel, durch Anfrischung und Übermalung von Künstlerhand die alten Figuren und Buchstaben in neuer Farbenfrische wieder hervortreten zu lassen und durch behutsame Ergänzungen einige zerfallene Teile in den Figuren wieder zu ersetzen. Auf die Ergänzung der fehlenden Verse mußte man gedrungen werden. Es lüchelt, welche Sie innerhalb des Textes sehen, zeigen, daß eine nicht kleine Anzahl Zeilen und Worte dem verstörenden Schicksal der Zeit zum Opfer gefallen ist.

Ehe ich auf die Erklärung von Bild und Schrift eingehe, möchte ich Ihnen in aller Kürze einen schnellen Überblick über die Geschichte der mittelhochdeutschen Totentänze und ihre verschiedenen Gestaltungen geben.

Die Kirche hat sich stets angelegen sein lassen, dem Menschen die Nichtigkeit des irdischen Daseins vor Augen zu führen und in Hinblick auf das ewiglich ewig dauernde letzte Schicksal warrend zu mahnen, sich eifrig durch gute Werke, d. h. besonders Spenden zu frommen Zwecken, zur Hilfe in das andere Land, in das Jenseits, zu rüsten. Dieser Tendenz verdanken die Totentänze ihre Entstehung und ihre Selbsterhaltung. Sie sind ihrem Wesen nach allgeruchs Darstellungen. Die mannichfachen Gestalten, welche Sie sehen, stellen nicht Tote dar, sondern die Personifikation des Todes, welcher die Menschen vom Hochsten bis zum Niedrigsten, vom Papste bis zum Knecht, vom Kaiser bis zum Narren und Kinde zu seinem Tance, d. h. zum Gang ins Grab abhakt.

Das Ursprungsland der Totentänze ist Nordfrankreich, die älteste Erwähnung aus d. J. 1276. Von Frankreich aus haben sich später die Totentänze über fast das ganze Abendland, besonders aber nördlich Frankreich in Deutschland, in der Schweiz und in Norditalien verbreitet. Von den nördlichsten Hunderten, welche es einst gegeben haben mag, ist heute nur eine kleine Anzahl noch erhalten.

Die meisten alten Totentänze waren monumentale Gemälde, welche die Mauern der Kirchen und Leichenhäuser freierartig umzogen. Eine

zweite Art stellen die Totentänze in Büchern dar, deren Bilder oft der Hand gezeichnet oder in Holzschnitt gedruckt sind. Ein solches Totentanzbuch ist nach der herrschenden, namentlich oft aus Herabgesehenheit Totentanz Heilweis.

In diesen beiden Arten tritt als dritte das Totentanzdrama. Die oberste Ebene derselben ist schon für das früheste Jahrhundert durch Nachrichten aus demselben bezeugt. Gute Gründe nötigen uns, denselben zu noch höherem Alter anzuschreiben.

Es ergibt sich also die Frage, welche von den verschiedenen Arten des Totentanzes die älteste, die ursprüngliche ist. Diese Frage ist früher viel umstritten worden. Nach den neuesten Forschungen⁷⁾ kann es kaum einen Zweifel unterliegen, daß die Urform unserer Totentänze ein kleines Drama, eine sogenannte Moralité war, daß diese in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts verfaßt und in einem nordfranzösischen Kloster zum ersten Male aufgeführt wurde, und daß der Text dieser Moralité aus in niederdeutscher Übersetzung und teilweise Umarbeitung in den Versen des ältesten Lübecker Totentanzes erhalten ist.

Das Mittelalter kannte keine Schauspieltänze, und die meisten der Dramen, welche aus dem 14. und 15. Jahrhundert aus erhalten sind, haben einen sehr geringen Umfang und enthalten vielfach, insbesondere die Moralités, einer eigenartigen Entwicklung der Handlung. Sie waren kaum etwas anderes als eine Art Deklamationen, welche von koordinierten Sprechern im Reitalien vorgetragen wurden. Der alte lübeckische Totentanz umfaßte ursprünglich über 400 Verse. Wenn, wie anzunehmen ist, das Drama, aus welchem er entstanden ist, denselben Umfang gehabt hat, muß man es schon den größeren dramatischen Spielen seiner Zeit anreihen.

Was ihm aber einen besondern Reiz gegeben und gewiß zu seiner Beliebtheit beigetragen hat, war die große Menge und die Mannigfaltigkeit der geschichtlichen Kostüme, welche die Zuschauer zu sehen bekommen. Tote Papst, Kaiser und Könige und alle die geistlichen und weltlichen Würdenträger nach einander vor das Auge der Zuschauer. Auch der Reiz der Musik sollte nicht. Ein oder zwei Pfeifer begleiteten mit ihrem Tönen die Worte, und eine Staffe des Tertes hielt sogar damit

⁷⁾ Vgl. W. Brunsma, *De Tantsen der Moralisten*. Nieuw 1895; Der selbe, *De Neder Tantsen, Jahrbuch des Vereins für niederländische Sprachforschung*, Haag 1895, S. 111 ff.; so die darin angeführte Literatur, F. A. Groot, *Dez over deopdrachten*. Nieuw en oud, Bd. 16, S. 117, J. E. Marana, *Dez over deopdrachten*. Nieuw en oud, F. 1895. Gustav Paris, *Revue* Bd. 26, S. 125 ff., Eugène Meyer, *Des poésies de nos Dévotions*. Köln 1898, Strauch, *Kirchenblätter* 1. Jahrg. Bd. 11, S. 122 ff., A. Garsen, *Holländ. Tantsen und een Verhaal*. Zwettig 1907; W. L. Schaeffer, *Esthetik der Niederlande* 19. J. Bd. 2, S. 264 ff., F. Kapka, *Über mittelalterliche Tantsen*. Untersuchungen über den Entstehung und ihre Veranschaulichungskunst. Nieuw 1905 (Programmschrift).

schließen, daß die Verurtheilung des Todes nicht gesprochen, sondern gesungen worden.

Die monumentalen Gemälde stellen die zweite Entwicklungsform der Totentänze dar. Sie sind gewaltige Darstellungen des alten Dramas. Während in diesem ein einziger Tod agiert hatte, verhellen wir auf drei Totentanzgemälden eine große Anzahl Gestalten, welche den Tod darstellen, indem jeder einzelnen menschlichen Figur ein besonderer Tod als Partner beigegeben ist. Der Grund ist leicht erklärlich. Das Drama kann nicht auf einander folgende Vorgänge vorführen, das Gemälde ist auf die bildliche Wiedergabe dieses beschränkt, was die Augen in ein und dasselbe Zeit erblickt. Es war natürlich der Tanz in seinen Verfall, wie derselbe Tod nach einander Papst, Kaiser, Kaiserin usw. zum Tanz auffordert, zu mahnen. Der Künstler ergreift den Ausgang, den Tod so oft darzustellen, als er das Wort ergreift. Die Folge war, daß so viele Tanzpaare entstanden, als göttliche und weltliche Stände vertreten sind. Diese Tanzpaare sind in manchen Totentanzbildern zu einem großen Hingebirge vereinigt. Es ist das wahrscheinlich der älteste, ursprüngliche Typus. Ein flugsiger Typus, welchen bereits die Pariser Denkmäler mehrere von 1485 anwachen, ist dadurch entstanden, daß die einzelnen Tanzpaare getrennt gestellt sind. Dem letzteren Anteil hierzu mag der Urursprung gegeben haben, daß der Meister der Pariser Denkmäler zunächst Rücksicht auf die Arbeiten am Kloster der Sainte Innocente nahm, welches die er den Todestritten zu mahnen hatte. Jede Arkade bei uns für zwei Paare Raum.

Die Pariser Denkmäler mehrere und der Lübecker Totentanz sind beide Nachbildungen ein und desselben älteren Bildwerkes, welches das ursprüngliche Totentanzdrama zuerst in malerischer Darstellung geboten hatte. Während das Pariser Gemälde das mittelbare Vorbild der süddeutschen Totentänze geworden ist, wurde der Lübecker Totentanz in norddeutschen Stätten nachgebildet. Daß auch der Berliner Totentanz zu diesen Nachbildungen gehört, wird durch folgende Übernahmungen in den Figuren und mehrere wörtliche Anklänge in den Versen bewiesen. Andererseits findet sich aber auch eine wörtliche Übernahme mit einem Buchtitelnamen, welche nicht aus dem Lübecker monumentalen Gemälde stammt. Wir müssen deshalb folgern, daß nicht dieses selbst, sondern eine strenge Abwechslung, von dem Verfasser des Buchtitelnamens benutzte Nachbildung, vermutlich der Künstler in der Hamburger Franziskanerkirche Kirche St. Maria Magdalena befindliche Totentanz, der Master gewesen ist, nach welchem ein Berliner Gemälde das letzte Bildwerk entworfen ist.

Während sonst Regel ist, daß je ein göttlicher und je ein weltlicher Wiedertänzer abwechseln, ist in Berlin mitten in den Totentanz ein Kräfte gestellt, auf dessen einer Seite, mit dem Kaiser beglänzend, die

Weltlichen, auf der andern die Geistlichen, vom Papst bis zum Kleriker, des Heilgen traten. Zur Erklärung dieser einzig in Berlin sich findenden Besonderheit läßt sich am ehesten die Hypothese ausprechen. Wir wissen aus einer Urkunde, daß sich in dieser Turmkapelle 1409 ein Altar befand. Die örtlichen Verhältnisse drängen an der Annahme, daß dieser seine Stelle vor demselben Eckpfeiler hatte, welcher jetzt das Bild des Kreuzes trägt. Die Stiftung dieses Altars bezogte eine Uebersetzung des Totenreigen, um Raum für ein Altarbild zu gewinnen. Der Maler fand den Ausweg, daß er am Eckpfeiler über dem Altare Christus am Kreuze darstellig malte, daß das durch besondere Linien abgegrenzte und hervorgehobene Bild zugleich als Altarbild dieses und doch als Teil des Totenreigen aufgeführt werden sollte. Die klei überfische Einfügung des Kreuzes in den Totenreigen genügt hierzu nicht, diese mußte so gelagert werden, daß die Darstellung des Kreuzes und seine bestrafungswürdige Stellung im Totenreigen sich auch aus anderen Gründen rechtfertigte. Es schied die geistlichen und weltlichen Stände, jene links, diese rechts vom Kreuz am zweifig angeordnet, daß der stehende Christus zwischen Papst und Kaiser gestellt zur vernehmten Figur des Totenreigen und zum Mittel- und Hauptstücke des Gesamtbildes wurde. Auch der Gottesacker ist als Teilnehmter am Totenreigen aufgeführt

Vor jeh mit ih tragen vom schargen Darne vom Kreutz
Kannst al mit ey an des Dadeudante?

Aber die hat nicht der Tod, dessen Figur daran neben ihm sitzen darf, vom Tanne in des Grub aufgeführt, er ist freiwillig für die Menschheit gestorben

Ein Ausflug ins Land der Abotriten.

Wanderfahrt der Pflugschaft des Märkischen Museums
am 23. September 1901.

Mitgeteilt von Hr. Gustav Albrecht

Hier an der märkischen Grenze, dort im Norden, wo sich zwischen Lützen und Oranien zwei Landstrichen von Brandenburg und Mecklenburg gleichsam die Hand reichen, liegt das kleine mecklenburgische Städtchen Fürstenberg. Fast rings von Wasser umgeben — drei Seen bespülen die Scholle, auf der das Städtchen liegt — gewährt es, namentl. vom Ufer des Talssees aus, ein ansehnliches Bild, und da die Umgebung

reich an schönen Waldpartien und hübschen Seen ist, so wird Fürstenberg alljährlich viel von Ausflüglern aufgesucht, die von hier aus entweder ins Braunsbergische nach Kloster Hainspfort und Lyben und nach Neu-Stolow und zum Stolowsee, oder ins Mecklenburgische an den Seen entlang bei Neu-Striftz wandern.

Am 22. September 1901 hatte die Pflugesellschaft des Märkischen Provinzial-Museums die Stadt Fürstenberg zum Ziel eines Ausfluges erkoren, indem sie einer Einladung des Statenschatzins und Museumsdirektors Dr. von Buchwald in Neu-Striftz folgte, an einer Ausgrubung in der Nähe von Fürstenberg teilzunehmen. Die Eisenbahnfahrt ging über Gramzow, Kauschelde und Gramow durch die Kiefernweiden des Bärziner und Ruppiner Forstes und hinter Gramow durch die mit Buchwäldungen besetzten Vorberge der mecklenburgischen Seenplatte. Im Dammowide erreicht die Bahn mecklenburgisches Gebiet und man geht so durch eine umsatzige, bewaldete Hopfplantage bei Fürstenberg. Der Besichtigung der Stadt wurde nur eine kurze Zeit gewidmet und das großherzogliche Schloß, die Kirche auf dem Marktplatz und das Schürmann-Haus in der Karlstraße, wo der berühmte Forstler 1836—41 in einem Kolonialwaren-geschäft tätig war, in Augenschein genommen. Dann schloß man über die Havel, die hier den Hobbis- und den Bestensee verbindet und die Maschinen des städtischen Elektrizitätswerks treibt, nach dem Buschensee hinunter, an dessen südlichem Ufer die Ausgrubung stattfinden sollte.

Das Gelände steigt vom See aus sanft an und wird auf der Höhe von spärlichem Waldbestand umschlossen. Etwa 500 Meter vom Ufer erhebt sich ein ausgehöhltes Gräberfeld aus der Vorzeit hin, und hier waren zum Gräber zuerst hingelagt, daß mit der Ausgrubung unverzüglich begonnen werden konnte.

Die beiden Gräberlöcher boten zunächst den Anblick von Brand-kerden, wie sie die Völker der Urzeit zum Verheizen der Leichen angeschlossen haben, dar. Sie waren etwa 2 $\frac{1}{2}$ Meter lang und 1 $\frac{1}{2}$ Meter breit und ziemlich $\frac{1}{2}$ Meter hoch aus Feldsteinen aufgebaut, über die Steine war schwarzkohle Erde gehäufet. Sobald die ersten Steine entfernt waren, kamen Scherben zum Vorschein, zuerst dünne, glatte Scherben von schwärzlicher Färbung mit Strichornamenten, die nach dem Boden-effekt zu zusammenfügen, und Stücke von gelblicher Farbe ohne Verzierung, dann sehr dicke, grobporöse Gefäßreste von rötlichem Anschein, wie man sie auf Ausgrabungsstätten findet. Daß kein vollständiges Gefäß gefunden wurde, erklärt sich daraus, daß die Ackerflache, unter der die Gräber liegen, seit Jahren bewirtschaftet wird und daß beim Pflügen die Steine auf die Gefälle drückten und diese zertrümmerten. Beim weiteren Nachgraben wurde zwischen den Scherben eines dünnwandigen Gefäßes Lösserbrand gefunden und dazu auch bei anderen

Ornen, und an einigen Stellen war die Asche einfach im Sande beigelegt. Konnte man nach den ersten Funden noch zweifeln, ob es sich um eine Hausstätte, worauf die Scherben der dickwandigen Wirtschaftsgefäße hindeuteten, oder um einen Begräbnisplatz handelte, so schloß das Vorhandensein von Leichenbrand jeden Zweifel aus, daß man es mit einer Grabstätte zu tun hatte. An ein Einzelgrab war bei der Ausdehnung der Anlage nicht zu denken, vielmehr an eine Verfüllung von Gräbern, also wohl an die Begräbnisstätte einer Familie, deren Mitglieder wohl einander dort beigelegt waren, worauf auch die verschiedene Art der Gefäßzerbröckel hindeutete. Als Beisetzungsgefäße sind zu nennen, kleine geriebene Ornen, bei denen sich der Leichenbrand fand, außerdem, die dicken Wirtschaftsgefäße sind lediglich als Beigaben beigelegt worden. Merkwürdig war der Umstand, daß sich Leichenbrand kaum in der Erde, entfernt von Scherben, vorfand, doch ist es sehr wohl möglich, daß dieser Leichenbrand von Indern oder Sklaven herührt, denn Asche in einem gemeinschaftlichen Grabe beigelegt wurde.

Der wichtigste Fund wurde an der zweiten östlichen Hälfte der Grabstätte gemacht, nämlich eine Anzahl von Bronzeschmuckstücken, die gut erhalten und schön poliert waren. Zunächst wurden zwei Armränder für die Handgelenke, ein dünnes Fingerring und ein schmaler Bandring, die mit Überresten anderer Bronzestücken auf einer großen flachen Schale lagen, ausgegraben, dann folgten mehrere runde Knöpfe mit Ösen an der Rückseite, Beschläge von Nadeln, mit runden Durchbohrung, Spiralen und kleine Nadeln, die mit Erde verklebten Gefäße, einer Fibula nicht unähnlich, wieder mehrere Knöpfe, Bruckteile von Schanzenscheren und Schindeln von Bronzen. Die Gegenstände sind gut erhalten, aber sehr brüchig, da die Indern diese und schlecht ist, und dieser Umstand deutet darauf hin, daß die Zeit der Entstehung dieser Grabstätte in die Übergangsperiode von der Hallstatt- zur La Tène-Zeit zu setzen ist, da in der Bronzzeit Sachen von so schlechter Zusammensetzung der Bronze nicht vorkommen. Die Bronzegerstände lagen wohl zwischen Scherben, teils im Leichenbrand, der größte Teil derselben fand sich jedoch in der schwarzen Erde im obersten Abschnitt der ganzen Anlage verstreut. Die schwarze Erde, mit Kalksteinen gemischte Erde und verwittertes von Feuer verarbeitete Steine lassen erkennen, daß auf dem Begräbnisplatz selbst die Verbrennung stattgefunden hat und der Leichenbrand gleich an Ort und Stelle beigelegt wurde. Auch scheint sich bei der Grabstätte eine Art Hausaltar befunden zu haben, da an Orten der Anlage eine Anzahl ziemlich großer unbehauener Feldsteine eingelagert waren, während die übrigen, zur Aufschichtung der Stätte verwendeten Steine, nur klein sind. Die zweite, ungefähr 10 Meter nordwärts liegende Grabstätte gleich der ersten in dieser ganzen Anlage, war fast sich an der Ordocke zwischen den großen

Stellen eine von bekannten Stützen gebildete kleine Säckelkiste, in der etwas Leichenbrand lag. Nöher untersucht wurde dies Geß der vorgerückten Zeit wegen nicht.

Die Teilnahme der Exkursion begaben sich nach erledigter Ausgrabung aus See kommend und fuhren dann auf den Fürstenberg angedeckten See und auf der Hevel, die an jener Stelle „Sicksherei“ (früher „der Secht“) heißt, nach Kloster Himmelpfort, dessen Ruinen und Umgebung besichtigt wurden. Kurze Zeit nur war es uns vergönnt, auf der halblich von Wald und Wasser umgebenen Klosterinsel zu verweilen, bald führte uns der Dampfer nach Fürstenberg zurück, wo die gemeinsamen Abendessen die Herren aus Fürstenberg und Neustrelitz mit uns, den Angehörigen einer „Freunden Raute aus Preußisch-Berlin vier Meilen hinter Potsdam“, wie Da. Buchwald heutzig bemerkte, bis kurz vor Abfahrt des Tages verweilt hielt.

Bücherschau.

Max Kuhnlein. Die Kirchenglocken von Groß-Berlin und einer Umgebung Berlins. 88 S. 4'

Die kürzlich erschienene, meist geschmackvoll ausgestattete Schrift des auf dem Gebiete der mittelalterlichen bzw. vorläufigen Kirchengeschichte wohlkennendsten und bekannten Verfassers bietet eine Reihe mit sorgfältigem Fleiß und unermüdbar Sorgfalt bearbeiteter statistischer Tabellen zur Geschichte der Glocken der evangelischen und katholischen Kirchen Berlins und seiner Umgebung. Diese Tabellen enthalten Angaben über das Material, aus dem die Glocken bestehen, über die Kirchen, denen sie angehören, über das Jahr des Gusses und das Gießere, über den Typ der Glocken, ihren mittleren Durchmesser und ihr Gewicht, über Inschriften und Verzierungen, die sich auf ihnen befinden, und zahlreiche sonstige Notizen zur Geschichte der einzelnen Glocken.

Aus der reichen Fülle des dargestellten Materials wählten wir kurz die Tatsache, daß die älteste erhaltene Glocke aus dem Jahre 1220 stammt und in Stolzen zu finden ist. Fast 100 Jahre jünger ist eine Glocke in Rosow bei Velten, die der Entstehungszeit bereits das Jahr 1318 festgesetzt werden. Dann folgen die Glocken in Himmberg aus dem Jahre 1487, in Paslow 1470, in Weißensee 1474, Mühlendorf 1470, Heilsandorf 1481, Himmeldorf 1580, Werdau 1564, Carow 1582 usw. Während eine große Zahl der Kirchenglocken in Berlins Umgebung auf ein überwiegend älteres zurückzuführen dürfte, sind die Glocken in der Hochhauptstadt selbst meist jüngeren Datums. Verhältnismäßig früher Zeit, nämlich d. J. 1473 gehört nur

eine der Dampflochen an. Sie befand sich ursprünglich in Wissemb. und gelangte dann in die alte Dampfkesselkirche auf dem Schloßplatz. Diese wurde bekanntlich 1717 abgebrochen, worauf die Glocke dem Unterbau in dem am Longuevieux Platz.

Das Buch wird durch die mit interessanten Zeichnungen ausgestatteten, von nicht geschickter Buchbinder angebendes Kapitel wirksam eingeleitet. Es enthält in knappen, aber in schneller Orientierung durchaus genügenden Zügen das Geschick der Glocken von den ältesten Zeiten an. Von besonderem Interesse sind die Abschnitte über Glockengüsse, Schmelz-, Messung-, gelbung und Tuscheln, über Läutvorrichtungen usw. In diesem wie haben es hier mit einem reichhaltigen, historisch-wissenschaftlichen Gemälde zu tun, das wohl gesagt ist, das „Interesse und die Liebe zur eigenen Heimat“ zu fördern und deshalb aufmerktsame Beachtung und wirksame Verbreitung verdient. §

Kleine Mitteilungen.

Verkehrsmittel. In der Brandenburg ist wiederholtens die „Fortschrittlichkeit“ gedacht worden, deren Ursprung, soweit es sich um gewisse Eigenschaften des Baues anbelangt, sich noch in Dunkel zu stellen scheint.

Bei einem vorübergehenden Besuch (1864) der Hauptstadt Oldenburg konnte ich auch die dortige „Kirchhofstraße“, wie sie allgemein heißt. Sie steht auf dem alten Kirchhof bei der evangelischen Kirche Grottenkapelle und hat allerdings ein sehr willkürliches Aussehen. Am Beginn in einer Höhe von vielleicht 10 Fuß heben sich fünf sehr starke Äste strahlenförmig em, insofern ich richtig geseh habe. Über dieser einzigen Äste stellt sich wieder in drei sehr starke Äste. Alle Äste sind meiner Erinnerung nach in gleicher Höhe und strecken sich wagrecht aus. Über diesem Kranz der wagrecht Äste erhebt sich der weitere Stamm in ständlicher Höhe und bildet einen regelmäßigen Baum. An den fünf baumartigen Ästen steht man wie in Folge der wagrecht Lage der Äste nach an manchen Stellen fast horizontal geseckt, auch überall willkürliche Verwallungen gebildet hat, die hier, wie auch wohl anderswo, ebenso wie Stellung und Lage der Äste, vielleicht neben anderen Gründen, daher hergeleitet haben an der Annahme, daß diese Äste irgendwelche Wurzeln seien. Dann lag es nahe, aus besondere Ursache zu suchen. Das aber zeigt der Augenblick klar, daß diese Äste niemals künstlich in ihre Lage gebracht worden sind, und es fragt sich nur, aus welchem Grunde?

Auf meine Bitte hatte Frau Margarethe Kattmann in Oldenburg die Güte mir eingehende Mitteilungen über die Kirchhofstraße zu übermitteln. In dem Skizzenbuch „Jahresbericht des Oldenburgerhohen Kunstgewerbe-Vereins für 1864 und 1865“ heißt es (S. 11, 12): „...zweifellos gelangte man von

Büchelhause (1945 schon vorhanden) mit der Gertrudenkapelle. Zweites Pförtchen (des Kirchhofes) nach Kapelle führt noch immer die berühmte Linde, welche bereits 1618 in ihrer laubemürrigen Gestalt vorhanden war, und einer Sommerkassette zum Schutz diente. . . Schon unter Graf Anton Günther wurde der Gertrudenkirchhof erweitert und in längere Benutzungs genommen.“ In der erweiterten Schrift wird dann gleichsam verwiesen auf „L. Strackerjan, die Kirchhöfe in Oldenburg, in denen: „Von Land und Leuten.“ S. 19 ff.“ An die Kirchhöfe knüpft sich, wie auch anderwärts, eine Sage an, die ich ausgenommen nach der Mitteilung von Frau Kuchmann (nach „L. Strackerjan, Oldenburg und Ugea, Band II“) mittheile.“ Aus dem östlichen Zweige, das ein Mädchen, unsterblich vom Tode vertrieben, vor ihrer Hinrichtung verheißt in die Erde stecken, daß er anschließend vom Dragen ihrer Umstände, erwache die Kirchhöfe. Ebenso ist die Sage auch jetzt noch im Volkswunde lebendig.

Als ich vor wenigen Jahren am Fuße des Schwarzweiden, im Achter oder Böhler Tal, durch eine Ortschaft (Kappel Windhoek?) kam, deren Name mir entfallen ist, sah mir jemand den Ort an dem alten Kirchhof vor der Kirche aus, sehr schön und starke Linde auf, deren unterer Theil natürlich eine Art Laube bildet, über die der übrige Stamm sich dann in regelmäßiger Weise erhebt. Es gehen wunderbar und strahlendartig, wie Speichen eines Rades, zwölf gewöhnliche Äste von dem Hauptstamm, etwa in einer Höhe von 10 Fuß (?), ganz gleichmäßig aus. Die Äste bilden einen vollständigen Kreis. Sind es wirklich 12 Äste, wie ich mich erinnere, so dürfte die Zahl 12 mit Absicht gewählt sein. Die Vertheilung in dieser Hinsicht in der Volksvorstellung Deutschlands - oder auch vieler und geht vielleicht auf die Hebräer zurück. Wenigstens hörte ich (1887) von einer alten erzählenden Frau von Barmen (Ostpreußen), daß im Angerbergischen Volks „ein Lied“ (wie ich immer sagte) gestanden, bei „dem“ sich überhand Wunderbares ereignete und vor Jahren eines Verführers gewesen sein soll. Auch wenn man die Laube abschneidet, hat es gekümmert. Hier hat gesagt: „Ach, was wird mir was tun“ und hat die Äste gekümmert. Nach einem gekümmert, ist er gestorben. Demnach sind 12 Äste von der Laube ausgegangen, und es wird wohl noch da stehen, sagte die Frau immer. — Auf meine Nachfragen in jenen heiligen Ort über die denkwürdige Baumbildung sagte man mir wirklich, „die Äste wären z. B. charakterisiert werden.“ Näheres konnte ich bei meinem flüchtigen Aufenthalt nicht erfahren. Tatsächlich war die laubemürrige Bildung der Äste die gleiche wie an der Kirchhöfe in Oldenburg.

Von der berühmten Linde in Ansbach in Sachsen (vergl. Baeckmann, Pflanzen im Volksglauben, 1894) ist die Sage, daß ein junger Mensch, der sich an die Ankerkette gekettet, zum Götterleben auf dem Gottesacker pflegt: so wenig eine junge Laube, verheißt in die Erde gesteckt, wachsen würde, so wenig würden die Toten auferstehen. Der Götterleben habe ein Menschen so eingestanden und die Laube pflegt heute als wichtiger Baum. Die Ansbacher Linde hat (nach Stehle) 11 Äste im Umfang und eine Höhe von nur 3 Ellen. „Nach dieser Höhe erstrecken sich die oberirdigen Sängerväster als 11 Äste an 11 Ellen lange Äste gleich einem Buchen Dache

von, gehörten von reicheren und ärmeren Ständen. Diese Schätzung der Lote geschah das erste Mal 1693. Von der Mitte dieser Baumreihe aus erstreckte sich die sogenannte Pfeilerwand (?) als Fortsetzung des Saumens in einer Höhe von 10 bis 25 Ellen. Also ebenso wie in Oldenburg und im Balthischen. „Es ist ein alter stehetförmiger Bauwerk, daß zu Annaberg unter der großen Lende, die auf dem dertigen Friedhof steht, ursprünglich der Gedächtnis zur Erinnerung von der Aufhebung predigt“ (Hansmann nach Grote IV, 281, 282). Also auch hier freilich unter dem Landeshoch. Es zu deuten anzunehmen, daß solche künstlich gebildeten Lenden gewisser Kirchenbauten als Schutzdach für den Pfarrer und die Stützen dienen, während die Sage über die Entstehung des Landdachs vermutlich erst später hinzugekommen ist.

Ebenso wie in Oldenburg wird es mit den drei großen Lenden auf dem Kirchhof des Hospitals zum heiligen Geiste in Delfin gewesen sein.

W. v. Schulenburg

Aus Barchin, Kreis Niederbarnum haben wir bereits im Monatsblatt XIV, 208 Sp. mitgeteilt. Zur Vervollständigung der dort mitgeteilten Angaben wird am 22 August 1885 unter Führung des Geheimen Regimentsrathen Friedel ein Pfingstbesuch unter anderem Besichtigt wurde zunächst die interessanteste, wahrscheinlich aus dem 12. Jahrhundert stammende Dorfkirche, die zuerst durch Herrn Jaffe einer gründlichen Renovation unterworfen und Bekantheit ist in Barchin die Sage, daß in alten Zeiten ein unterirdischer Gang von der Kirche bis nach dem Kirchhof von Dorfe grüneren „Bergsteinen“ gefüllt habe; teilweise durch Mauerwerk auszumachen, auf welches man auf der Nordseite der Kirche bei Aushebung von Gräbern stieß, gab es dieser „Vollmaße“ seine Erklärung, und da man bei den Renovationen im Innern der Kirche auf der Nordseite das vermauerte Thür anstieß, glaubte man bestimmt, den Anfang des unterirdischen Ganges gefunden zu haben. Doch ergaben weitere Nachforschungen die Unmöglichkeit dieser Annahme. Die Thür, deren Schwelle etwas höher lag als der Fußboden der Kirche, bildete ohne Zweifel den Eingang zu einer Sekrete, die sich ebenfalls zu der Nordseite der Kirche befand und das Mauerwerk, welches man früher auf dem Kirchhof gefunden hatte, das Fundament dieser Sekrete. Die Anlage eines unterirdischen Ganges nach den „Bergsteinen“ erscheint auch schon demogen ungegründeten, weil diese von Dorch durch einen noch heut fast ungegründeten Mauerwerk getrennt werden, den die Köhnen von Osten her kommende Fluß durchschneidet. Daß eine Sekrete sehr liegt als der Fußboden der Kirche, ist nicht Neues. An anderer Orten (Hansenhof bei Kremmen) steigt man dertartige Räume neben der Kirche „Schlingenschieber“, An der Südwestwand der Kirche, besonders an der Plinthe entdeckte Herr Geheimrat Friedel eine große Anzahl von Schloßröhren und Stippen, d. h. Nagelbe oder runde Verteilungen, die im Mauerwerk alter Kirchen, z. B. in Berlin, vielfach vorkommen und abgibtähnlichen Gesteinen ihre Trümpfung verdanken. Die Langröhren müssen, wie man sagt, durch Wittern der Schwere ausnehmender Kräfte entstanden

wie, die Nippten dagegen durch Rollen mit Käse, die man hieher in die Opheltheben der Kirche warf. In Bremen sagt man auch wohl, die Längellen eines Krümmersgräbchen an die Geburt eines Knaben, die Nippten würden dagegen in die Stube gehen, wenn ein Mädchen geboren sei. Da Besenforf Kirche steht auf dem sogenannten Giesen- oder Gieselerberge, auf welchem früher auch die Giesenschanze stand. In der Nähe des Besenforfs gibt es noch einen Hügel am Kühlenbacher Wege und am südlichen Ausgang des Dorfs zwischen den Kühlen- und Langmühlischen Gehöften einen „Hübel“, einen Hübel, herv. eine jetzt wüste Hölzle, die in der Mitte des 12. Jahrhunderts einem gewissen Giese oder Gieser gehörte, vermuthlich demselben, dessen Name auf der 1617 gegebenen großen Karte im Terrain der Besenforf Kirche gemerkt wird. „Was Hübel“ gibt es in und bei Besenforf noch mehrfach, so zwischen dem Gieselerbuche und dem Grundstück des Hütters Schütz, sodann am Südhang des Dorfs an beiden Seiten der Straße. Sie gehören jetzt dem Neuen Grenz, Hase und Hürmann, Radefeld und Habenschuh. Tüftelei sind diese alten Hübeln im vorjährigen Kriege viel geworden. Auf eine große Zahl anfallender Flu- und Hügelnamen machte der Lehrer des Ortes, Herr Wiegand, die Tüftelei an der Eckentee aufmerksam. So gibt es am Kühlenbacher Wege in der Nähe des Buhnhofs „Giesensmatten“, „Hübeln“, Grüns, im Norden einen Ringberg oder Hübelberg, einen Vornenberg, eine Kohlhecke (mit mehreren Sandhöfen, die wie Hügelgräber aussehen), im Süden einen von der Chaussee geschützten „Wasen“ (nicht Wasen) Berg und ferner im Osten ein „Fließ- oder Fließ“. Künftig ist zu erwarten, daß im Schulgarten an der Dorfstraße vor Jahren die Fundamente eines Gebäudes und die Reste eines Giepters gefunden wurden, die wahrscheinlich von einem alten Brunnen herühren. Die Bergstelle liegt etwa 100 Schritte südlich vom Dorfe und werden sowohl von der Chaussee, als auch von der Kirchbahn geschützt; sie sind namentlich im Süden und Westen von Hüpfen umgeben, deren Wasser dem nahe Hüttersen zufließt, während das durch die „Grüns“ nordwärts vom Buhnhof gehende Fließ den Anfang des Mühlbacher Flusses bildet. Die Bergstelle gewißes wegen ihres kleinen, sanftigen Bodens dem Betreuer nur geringen Erfolg, aber auch dem Fröhlicher nur magerer Beute. Es wurden nur einige mittelalterliche und wenige vorchristliche Geräthe gefunden, so daß man annehmen muß, daß die Bergstelle vor vielen und ganz vorübergehend als Befestigung zu Zeiten der Gefahr genutzt haben könnte.

Otto Meißner.

Sagen aus der Prignitz. Aus dem Volksmunde Oranienb. von Ludwig Schick.

I. In Helle (Detprignitz) lebte eine Frau W., die mit dem Teufel im Bunde gestanden haben soll. Wunde in der Schwere Korn gemessen, so sagte er, wenn das letzte Scheffel nicht voll wurde, die Schwere aus, die von dem Knächten schon gekohrt war, und sagte dabei: „Er muß doch voll werden“. Da fanden sich dann immer noch vorviel Körner, daß der Scheffel gefüllt werden konnte.

Wer im Horte des Oben saß, so saß der Teufel, der Schwiegerweib als Ketze auf einem der Obachtome; wollte jemand Oben stehen, so sprang die Ketze dem Hebe auf den Rücken und Nuch dem Ma zur Mitternacht darauf sitzen.

An der Ackergrasse lief er als dreifüßiger Hase herum und bewachte sie. Nach dem Tode des Bauern zeigte sich der Teufel dem Sohn und der Schwiegerweib als böswürdiger Däuk. Verschiedene Leute behaupten, er habe Gold und andere Dinge durch die Gabelhake im Hase geklaut; zuweilen kam er auch durch den Schornstein.

Wenn die Frau Kühe oder Schweine anderer Leute stahl, so schrakte das Vieh. Geling ihm's einmal nicht, wandte Menschen auf diese Weise an erwidern, so brachten es ihr selbstschaden, sie mußte ihr eigenes Vieh klagen.

II. In Halle wohnte ein Bauer mit seinem Langfeld, in jeder Zeitjahre wachte erkrante sein Vieh. Einst fand er am Neujahrsmorgen ein Schaf verfaultes Fleisch, daher legte er sich in der folgenden Neujahrswacht auf die Lauer, um zu beobachten, ob wieder jemand kommen würde, um dem Vieh etwas anzutun.

Ein Mitternacht stand er hinter der Kichenitz, die aus Ober- und Untertür bestand. Punkt 12 schloß sich eine weiße Gestalt. Der Bauer setzte auf ein seines Hand; dieser aber war solange starr zu bewegen, auf die Gestalt hinzugehen, andern konnte nur.

Endlich schloß sich die Frechelang; dem Bauern, jetzt sprang der immer von neuem eingelenkte Hand auf die Gestalt zu, die sich nun erheute und nicht wieder zurückkehrte. Das Vieh blieb daher in diesem Jahre gesund.

III. Als der Bauer Langfeld in Halle nach unterbeiriet war, wollte er einst die Mädchen in der Spinnstube belauschen. Der Besitzer des Hauses, in welchem die Spinnstube abgetheilt wurde, konnte, wie man sagt, mehr als andere Leute. Als sich L. nun hinter eine Fenster schlich, spähte nach ohne Veranlassung sein Holzkohle, und als er nun unter dem Fenster horcht, hörte er, wie der Wirt sagte: „Es ist kein so heiß, wir wollen den Ofen hinstellen.“ Mit diesen Worten ergiff er eine Fackel und trat den Ofen dank zur Bekunde hinaus. Darauf sagte er: „Wir werden hier belauscht; aber er soll es nicht zum zweiten Male sagen.“ Nun schaute nach Langfeld; aber auf dem Hebewege spukten sich der andere Holzkohle. Das war die Strafe für seine Lauschen.

IV. Im vorigen Jahrhunderte lebte in einem Dorfe der Gegend ein Bauer Brendt. Einst klopfte es um Mitternacht an das Fenster seines Schlafzimmers und erwidert hinstenwender erwidete der Ruf: „Marie, komm nach dem Hüßberg, dort bräut das Gold, hole es dir.“ In der nächsten Nacht hörte man die Stimme nochmal. Er sagte Brandt zu seiner Frau: „Kommst du wieder so, dann geht das.“ In der dritten Nacht wurde wieder gerufen, und nun ging die Frau hinaus zu dem Hüßberg, und sah das Gold bräuen. Es wurde aber von einem schwarzen Hase bewacht, und die Frau dachte, das wäre der Teufel und kochte um.

Man sagt, man müsse, wenn man Gold bräuen solle, ein Faßchen oder eine andere Gegenstand, den man gerade zur Hand hat, Mischwerbe, dann könne man sich viel Geld erhalten, als man wollte; dieses vermale

sich denn zu Hause in Geld. Wer nichts kassiert, aber nur ein Wort sagt, der ist dem Flammen preisgegeben und verbrannt sich. Der Hund läßt sie nicht so das Geld herankommen und bald wird er ganz dunkel.

Auch in der Nähe der Schule in Halle bracht mehrere das Geld, denn dort hat der Tausch schon Schätze vergraben. Ah und es aber läßt er es bringen, um den Leuten zu offenbaren, wo es liegt.

V. In einem Dorfe bei Parlsberg nahm ein Mädchen, welches stande zur Spinnstube ging oder von der Spinnstube wieder heimkehrte, einen Weg stets über den Kirchhof. Man wunderte sich darüber, daß sie sich nicht fürchtete. Einst ging sie wieder in der Nacht dem gewohnten Wege, da sah sie eine Gestalt, welche in ein weisses Leinen gehüllt war. Sie glaubte, ein Bedienter der Spinnstube stecke noch etwas Silber, um sie zu beschreiben, ist der Gestalt das Leinen herunter und nahm es mit sich nach Hause. In der folgenden Nacht erschien jemand vor ihrem Fenster und rief: „Mädchen, mach das Fenster auf und geh mir das Leinen heranz!“ Das Mädchen schloß sich jedoch und öffnete das Fenster nicht. In nächster Nacht wiederholte sich die Geschichte und man geht sie das Leinen heranz. Doch gleich darauf war es wieder in ihren Händen und sie hörte die Worte: „Wo du es hergeholt hast, da bring es wieder hin und zwar in der Nacht um 11 Uhr!“ Das Mädchen ließ weißliche das Geschick des Herrn; dieser rief ihr, sich dem Pastor und dem Küster anzuvertrauen. Beide erhoben sich das Mädchen auf dem Kirchhof an begreifen. Sie nahmen es in ihre Mitte und gingen kurz vor 11 Uhr auf dem Kirchhof. Nach sie die Ur die Wirtenschaubende verkündete, verschwand das Mädchen mit einem dem Leben und wurde selbsten nicht wieder gesehen. Seit dieser Zeit geht dort niemand mehr das Nachte über dem Kirchhof.

VI. Einst gingen 3 Männer, Oskel und Niffe, voruntags durch den Wald von Hertenhof nach Triglia. Pünktlich sahen die einen Menschen ohne Kopf am Wege stehen, daneben lag ein toter Hund an einem Baum. Als sie näher heranzutreten, verschwand der Gestalt, nur der Hund blieb noch da. Sie besahen ihn genau, und der Oskel schritt dann den Hund ab. Als er nun weiter gehen und an die Straße gerückt war, drehten, sah die Thematik des nahen Triglia die Hirtenschaub, plötzlich kamen sie einander, der Niffe ging dem richtigen Weg, der Oskel aber kroch durch wolrigen Gebirch und Tausengestrüpp. Jeder dachte bei sich: wo will denn der andere hin? Aber einer kümmerte sich nicht um den andern. Der Niffe erreichte sein Ziel, der Oskel dagegen langte kurz vor 1 Uhr bei Hertenhof an, von wo er gekommen war, er hatte sich am hellen hellen Tage verlaufen. Erst jetzt gingen ihm die Augen auf, und was erst bemerkte er, daß der Niffe nicht bei ihm war. Nach einer Stunde erst langte er in Triglia an, wo er mit Ungeduld erwartet wurde.

VII. Zwischen Wollhagen und Halle führt eine Brücke über die Saupfuhle. Hier, an der Grenze der beiden Grafschaften, spukt es. Einst kam in der Nacht bei hellem Mondlicht ein Mann über die Brücke, da gewahrte er ein Tier, das er für ein Reh hielt. Also er holte wie ein Hund. Als er weiter ging, hörte er ein Rauchen im Grase und Hirtenschaub, doch er sah nichts, nur das Reh stand noch auf denselben Platte. Als die Natur-

nachertunde vorüber war, fand er sich auf der Straße wieder, aber er war ganz in Schweiß getaucht. Die Leute sagten nachher: wer auch dieser Gewalt überhört und nur ein Wort sagt, dem springt der Teufel in Gestalt einer Katze auf dem Rücken.

Einem andern Manne ist es ähnlich ergangen. Er sah dort auch ein Reh, als er aber näher kam, bemerkte er statt dessen 3 Katzen, welche sich hassen. Er wollte sie auseinanderbringen und schlug mit seinem Stock dazwischen. Da wanden plötzlich 3 Frauen mit Federputzeln in der Hand vor ihm und schloßen ihn durch solange, bis die Geisterstunde vorüber war.

Der Verlobungs-Schimmel im Volksglauben. Als ich am 24. Mai 1866 die Schilkenen der 1. Klasse der 70 Gemeindefamilien zur Uckerle führte, bemerkte ich, daß einige Mädchen zwarwegs den an den verheiratheten Fuhrwerken und Kutschen ihre besondere Aufmerksamkeit schenkten und die Schimmel zählten. Noch bevor wir die Tuchenstraße erreichten, war aus Freude der Zukünftigen die Zahl 100 erreicht. Natürlich wagte niemand, mir den Grund seiner fröhlichen Krötzung zu offenbaren. Indessen war er mir nach so bekannt: wenn nämlich eine junge Dame bei einem Spaziergange die Schimmel zählt und dabei bis 100 kommt, so wird derjenige junge Mann, der ihr unmittelbar darauf begegnet, ihr Bräutigam. Man sagt auch, wer sie zuerst grüßt, werde ihr Bräutigam, oder wer am Orte hinhin kommt, so er welchen für der 100. Schimmel begegnet, sei der Ausvertheilte. Hoffentlich bewahrheitet sich diesmal der Volksbegriff nicht, denn sonst könnte dem Jüngling noch etwa bevorstehen 60 Verlobungen und 50 Entlobungen oder ein interessanter Higanis-Prozess; denn gezählt haben doch sicher alle 60. Der Schimmel ist auch noch sonst in Berlin ein Unglückbringer. Otto Mecke.

Führung durch die Marienkirche zu Berlin.

Vortrag, gehalten von Kantor Buchholz.¹⁾ Beim Besuch der Marienkirche durch die Franzosen im 3. April 1806.

Hochverehrte Versammlung!

Erst vor die einzelnen Merkwürdigkeiten dieser Kirche betrachten, lassen Sie uns in möglichster Kürze auf ihre Vergangenheit eingehen.

In Zusammenhang mit der Entdeckung und Anbahnung der Oberen Stadt Berlin während des 13. Jahrhunderts ist auch die Marienkirche entstanden.

Der von dem ersten Altmarkischen Markgrafen herangezogene Strom deutscher Kolonisten hatte nicht allein das wendische Fischbuckdorf auf der Spandauer (Kölln) angefüllt, sondern auch zur Besiedlung des nördlichen Spandauer geführt in dem Maße, daß diese „in dem Berlin“ genannte Ansiedlung schon um 1200 Stadtrecht erhielt und sich als freie Stadt eingerichtet hatte.

Diese kleine Stadt Berlin nahm ungefähr die Fläche ein, die heute von der Spree, der Klosterstraße und der Kleingebäude begrenzt wird.

Als aber um die Mitte des 13. Jahrhunderts der Auswandererstrom fortwährte, wurde eine Erweiterung der Stadt nach Norden hin auf die doppelte Größe vorgenommen.

Dar so entstandene neue Stadtteil erhielt als Zentrum den „Neuen Markt“ (im Gegensatz zum Markt der alten Stadt) und für ihn wurde denn auch eine Kirche gebaut, die der Jungfrau Maria gewidmet wurde. Das ist der Ursprung der Marienkirche.

Urkundliches Material über den ersten Bau dieser Kirche hat sich nicht erhalten. Man kennt deshalb auch nicht das Jahr des Baubeginns, aber nach den sonstigen ortsgeschichtlichen Verhältnissen darf man es in das 3. Viertel des 13. Jahrhunderts setzen.

Die älteste noch erhaltene Urkunde, in welcher die Marienkirche erwähnt wird, datiert vom Jahre 1294. 4. Heftschiff scheint darin, allen

¹⁾ Vgl. S. 104 f. von oben.

desen einen 40 tägigen Ablauf zu, die dem aus der Marienkirche zu einem Kranken gehörigen heiligen Sakrament folgen. Solche Ablaufbriefe, auch auf diejenigen bezügliche, die der Kirche Geschenke machten, wiederholten sich dann später mehrfach.

Der ursprüngliche Bau scheint köstlich sehr dauerhaft gewesen zu sein, denn auch einer Urkunde von 1346 beruht der Kai von Berlin von dem Rittersmeister Otto von Borch 50 Mark Silber (= circa 20 000 M heutigen Geldes) zum Anbau der Marienkirche.

Der große Brand von Berlin im Jahre 1380 zerstörte auch jene erste Marienkirche, und der Wiederaufbau in dem noch heute erhaltenen Mauerwerk wurde bald darauf begonnen. Papst Urban VI beförderte ihn durch einen besonderen Ablaufbrief von 1381, in welchem allen, die zum Wiederaufbau beitragen, ein 100-tägiger Ablauf verheißen wird.

Um den Bau weiter zu fördern und zu Geben anzuregen, wurde die Bedeutung der Kirche gehalten, indem man sie reichlich mit Reliquien versah. Über die Fülle von Reliquien, die in jener Zeit der Marienkirche überwiesen wurden, gibt ein noch vorhandener Ablaufbrief Aufschluß, durch den Bischof Johann von Lötzen am Freitag nach dem Sonntag Judica d. J. 1405 „allen den wahrhaft reinen und verkauerten Christgläubigen, die eine der Reliquien in der Kirche der heiligen und geliebtesten Jungfrau Maria in der Stadt Berlin mit Anacht zugesticht, freunds Gebete zum Himmel gemacht und ihre Städte bereist haben würden“, einen vierzigstägigen Ablauf erteilt. Als Reliquien werden hierbei erwähnt: Gebelne Johannes des Täufers, der Märtyrer Georg, Dago, Christophorus, Maria, Stephanus; der Apostel Andreas, Bartholomäus, Jakobus, Johannes, Simon, Thomas; der Jungfrauen Agathe, Agnes, Katherina, Maria Magdalena und von den heiligen 11 000 Jungfrauen. Ferner ein Stück von dem Kreuze des Erlösers und von der Erde, auf die der Leib Christi fiel; von dem Grabscheit, von der Rippe des heuerl. Märtyrers S. Demetrius, von dem Hirne der heiligen Bekenners Cyprianus und Eusebius, und von der Milch der heiligen Jungfrau Maria. Schließlich noch Gebelne vom Prophet Simeon und neun verschiedenen heiligen Jungfrauen, sowie von den 10 000 Kämpfern und vom heil. Simon, der das Kreuz des Herrn tragen half. Durch verschiedene Stiftungen hielten sich im Laufe des 15. Jahrhunderts die Reihen des Kirchenwesens mit Nebenherren aa. Dem Meisten stiftete Bischof Diderich von Brandenburg 1385 für die Heiligen Maria, Magdalena und Agnes. Dem nächsten 1417 Jacob von Lötzen auf Falkenberg für Johann den Evangelisten, Bartholomäus und die heilige Agathe. 1425 stiftete der Bürger Wilko Mahopong einen Altar des Heiligen Barbara, Allagnafu, Beigita und Jakob. Dieser Altar wurde bald darauf von der Klenodgilde mit 1 Scheel. Grodenen Jahresstruften besetzt, und 1470 schenkte ihm Bürger Johann Behendorf vom Hans. Bürger Johann Schulte hatte

1466 letztendlich eines Altars zu Ehren der Mutter Gottes, der heiligen Dreieinigkeith und mehrerer Heiligen mit 60 Schock Groschen gestiftet. Außerdem bestanden noch Altäre des heil. Erasmus, Jakobs, Andreas, Moritz und der 11 000 Jungfrauen.

Abgesehen von einem 1514 durch Unvorsichtigkeit entstandenen Brande, der Turm und Dachstuhl zerstörte, hat die Kirche auch sonst mehrfach Schäden erlitten, so daß Reparaturen auch im Innern nötig wurden 1614, 1634, 1657, 1818 und 1893. Bei der letztgenannten Renovierung wurden die im 17. Jahrhundert an den beiden Seitenschiffen und unter der Orgel angelegten hölzernen Emporen, welche mehrere Grabgewölbe beherbergte, dagegen auf der Südseite der Magistrate-Chor angebaut und seitwärts darüber eine Klöppelgalerie errichtet. Die Grabkisten und Epitaphien wurden dabei zum Teil an andere Stellen gesetzt.

Die Seiten-Altäre wurden nach Einführung der Reformation 1630 beseitigt und deren Einkünfte dem Kirchenbedienten überwiesen.

Das innere Zustand der Kirche im Jahre 1817 beschreibt der damalige Stadtrat Klein wie folgt: „Die Emporen traten vor den Pfeilern auf eine höchst unästhetische Weise hervor. Die Balken und Träger derselben waren verfault. Die Logen und Sitze verfielen, wie sie auch nach und nach entstanden waren und wichen in Form und Größe bedeutend von einander ab. Die an den Wänden angebrachten Logen bildeten unfürsorgl. Kasten, an denen verwickelartige Treppen führten. Diese Gitter versperrten den Überblick über die Kirche. Die Gänge an den Sitzen lagen größtenteils tief unter dem Fußboden, und einzelne Logen waren als besondere Emporen über die großen Emporen gelegt. Ähnliche Unvorsichtlichkeiten bestanden im unteren Raum des Schiffs. Durch unvorsichtige Stühle war dieser sehr beschränkt, das Plaster an vielen Stellen gestrichen. Überall vermehrte man Licht, um verlesen zu der Turmkirche. Der Ausgang zum Turm war nicht vom innern Kirchenraum getrennt, der abgeben durch die an den Emporen führenden Treppen verengt war. Um Ansehen auf die Kanzel zu gewinnen, waren viele Pfeiler beschlagen.“

Die vorstehend als Übelstände hervorgehobenen Verhältnisse sind bei der Renovierung 1818 gebessert worden. Wie das Innere dazu im 1893 aussah, ist aus einer im Mark Museum befindlichen Photographie ersichtlich.

Der alte noch aus katholischer Zeit herrschende Altar wurde erst 1757 abgenommen und durch einen neuen nach dem Entwurfe von Baumeister Andreas Krüger ersetzt. In dieser Form ist er auch bei den großen Innen-Reparaturen 1818 und 1893 unangetastet geblieben. Klein sagt von ihm: „Dieser Altar atspracht allerdings nicht allen Anforderungen der Kunst und der Heiligkeit des Kirchengebäudes. Er wurde mit Verwendung von 300 Taler Veranlaßt von der Hofrath Wilke geb.

Moritz und von 100 Taler des Kaufmanns Spaldier für 1153 Taler von Bildhauer Meyer nach Zeichnungen des Baumeisters Andreus Krüger aufgeführt und am 24 Januar 1762 durch Probst Köppen eingeweiht. Sechs korinthische Säulen, von Holz gedreht, römischen Marmor ähnlich staffiert, mit vergoldeten Kapitelen, tragen ein eisernes Gewölbe, auf dem der Erbkönig, in Wolken schwebend, das Kreuz im Arm, zur Erde blüht. Zwei Engel sitzen links und rechts des Aufstiegsraums an; aus Rauchgefäßen locken Flammen empor. Dieser Aufbau fällt den Altartisch ein und ist gefüllt durch 4 Gemälde von Bernhard Roda (* 1715 † 1797): In der Mitte die Abnahme Christi vom Kreuze, zur Linken Christi Leiden am Ölberg, zur Rechten Thomas, da Finger in die Wundmaße des Aufstiegsraums legend; das Kreuz über dem Tische. Die Jünger von Emma, den Herrn am Brudertische erkennend.

Nach dem Totentanz, über den besonders gesprochen werden wird, hat sich aus katholischer Zeit noch der vor dem Altar stehende Taufstein erhalten. Dieser ist ein Kunstwerk, im Jahre 1407 aus Bronze gegossen. Die Wandung ist mit den hocherbaren Figuren der Maria, Christi und der 12 Apostel in 14 Feldern geschmückt und darunter steht: „Ich heisse von Gode verlichen ik diese den erten also den riken anno domini MCCCCXXVII“ (Ich heisse eine Taufe wahrlich, ich diese den erten wie dem Reichen 1407). Das mittlere runde gegliederte Fuß unterstützen im Tragen des Gefäßes 4 nach außen gewendete Drachen. Die beiden jetzt durch befindlichen Taufschüsseln rühren aus der protestantischen Zeit her. Sie zeigen außer dem bekannten göttlichen Zehnabzeichen die Gruppe des englischen Grades; die größere hat außerdem am Rande 8 Kreuze Striche.

Weiter über nach dem alten Teile vom Hauptgange stehende steinernes Kreuz aus dem Mittelalter her. Der Propst Nicolaus von Borsow, der als Anhänger des Ekklesiastikers bei den für Markgraf Ludwig einströmten Reformen im Jahre 1525 in der Markgräflin Propaganda gesucht hatte, wurde nach dem Verlassen der Kirche auf dem Neuen Markt von Volk erschlagen, wofür die Stadt Berlin in dem Bann gelien wurde. Dieser schwer auf der Stadt lastende Bann wurde erst im Jahre 1536 durch Vergleich geloben, nachdem die Stadt dem Bischof 100 Mark Silber zahlen und auf dem Neuen Markt an der Markstraße eines Altar und ein steinernes Kreuz mit einer goldenen Lampe errichten mußte. Die Hochstelle lag dort, wo später das Grundstück Spandauer Str. 70 abgegraben wurde; das Kreuz wurde im Jahre 1726 nach erheblicher Kurzung an die Westseite der Marienkirche gestellt.

Die Kannel, ein hervorragendes Werk Schütters, 1760 auf Kosten der Fürstlichen Elekture aus Marmor hergestellt, ist sowohl für sich als Kunstwerk, wie auch nach der Art ihrer Aufstellung beachtenswert. Schiller nahm nämlich den unteren Teil des Pfeilers ab und errichtete

den durch 4 Stufen, von welchen denen oben die Symmetrie nicht abwesendes Zugang zu einem Kunstwerk zu erlangen. Das Schlußstück besteht aus aus Engel tragendes Wölken hervorstechende Sonne.

Das Orgel, die 1723 von Wagner auf Frau Anna Stalkers Kosten erbaut wurde, hat verschiedene Wandlungen durchgemacht. Bei der letzten Renovation im Jahre 1883 ist sie zwar im wesentlichen erhalten geblieben, aber von dem ursprünglichen 2301 Pfeifen mußten 967 derselben ausgespart werden, dagegen kamen 2146 neue hinzu, so daß das Werk jetzt 3938 Pfeifen enthält.

Wir hätten jetzt noch die ständigen Beschauler zu betrachten, die allerdings zum größten Teil nicht mehr an der ursprünglichen, die Grabstätte beschmückenden Stelle sich befinden.

Zunächst hier auf dem hohen Chor das bedeutendste, das des Kurfürstlichen Feldmarschalls Otto Christoph von Sparr.

Es obersteht noch heute den niedrigen Eingang zu dem dahinter liegenden Grabgewölbe der Familie Sparr. Das Denkmal bei der Feldmarschall selbst im Jahre 1683 durch Artus Quellinus aus Antwerpen errichtet lassen.⁷ Der kühn betende Ritter dürfte den Feldmarschall selbst darstellen; weitgestreckt ergreift das ein Vergleich mit dem an der südlichen Chorwand hängenden gemalten Porträt. Der unter der Betpulsdecke vorliegende Hand ist in das Bild gebracht zur Erinnerung daran, daß Sparr auf seiner Reise in Italien durch das Arbeiten eines Strohens auf verschleihtende Räder aufmerksam wurde und so seiner Rettung noch rechtzeitig die Waffen ergreifen konnte. 4 Gemälde stellen den Feldmarschall und 3 Verwandte dar, auch Wappenstein der Sparr tragen dabei, auf einer Gedächtnistafel unter andern die Bemerkung, daß Jacobus von Sparr als Johanniter-Ritter an der Schlacht im Golf de Livorno siegreich gegen die Türken gebieten am 7. Oktober 1671.

Außerdem befinden sich an den Wänden des hohen Chors noch folgende Epitaphien pp.:

Frau Bürgermeister Taubenbach geb. Reichardt, † 1658

mit dem Porträt des Ehegatten. (verg! Nordseite.)

Katharin Kuhn Elisabeth Weibe geb. Schell, † 1671.

Hilbert Joachim Lützmann † 1713. Großes Denkmal.

Balthasar v. Schlichter und Cathin Anna geb. v. Kraussensee-Jobst, Friedr. v. Götzow, Oberst und Kommandant von Meusel, † 1695.

Wappenstein An der Nordseite des Schiffes, nördlichstehender Querwand: das große Denkmal für das Erbprinzebis der Familie v. Mittel. Zwei kniende Figuren, das v. Mittel'sche Ehepaar, betend gegen ein Kreuz.

⁷ Vergl. hierzu den nachfolgenden, 1891 geschriebenen Artikel von Hermann Niggel, Feat. Dr. Georg Götze.

Kruzifix gerichtet und die Figuren des Johannes und Petrus. In dem zugehörigen Gewölbe stehen zwei Stühle mit dem Namen v. Casimir; dort ruht nach der Ehefrau Friedrich Rudolf v. Kunitz (* 1654 † 1688) und seine von ihm unter dem Namen Darß betrogene Gattin Dorothea Emerentia geb. v. Arnack.

Es folgen der Reihe nach die Denkmäler, Epitaphien pp. für:

Sinder des Predigers Lobach † 1690

Anne Schyllé Otto geb. Kasten.

Archidiaconus Sandke, † 1725, Bild in Lebensgröße.

Prediger Bolow † 1743. Marmorfigur und Epitaph.

Frau Kaufmann Hoffmann.

Kaufmann Korn, kräftige Figur eines Soldaten

darüber ein Bild: Prediger Römer,

Kaufmann Leubardt, darüber Steinbrecher Epitaph, darüber Maria mit Kind.

Bürgermeister Weber † 1694, oben: Prediger Berco * um 1670

Bürgermeister Kocke 1680; oben: Maria mit Kind.

Über der Nordtür.

Christus mit Brot und Kelch, Wandmalerei für Förster.

Prediger Neschand † 1716, oben: Geschütztes Wappen.

Prediger Hülshoffen, † 1693. Gemälde, oben: Prediger Dietrich

Prediger Köhler † 1694.

Bürgermeister Tiefenbach, Doppeltitel; oben 2 kleine Gemälde

Unter dem Orgelchor:

Denkmal für Christian Weber und Frau.

Denkmal für Benedict Brichardt † 1697.

Bildnis:

Im Magistratechor 2 große Gemälde.

Grabstein der Familie Stiller. Darüber verschiedene Gemälde

Grabstein der Familie Koch, Sartori.

Über der Sakristei:

Kleines Marmor-epitaph, (Steinlegung?). Darüber Gemälde von E. Bode.

Weiter an der Wand

Steinbrunnentempel.

Seger, Gerichtsassessor Pothorn, Hecker, Leubardt Martin Weiß,

Advokat Klingelhof, Kaufmann Meyer und Hospitalverwalter

Nicker. Besonders aber die Denkmäler für die Simeonsche

Graß, errichtet 1716, mit schönen Figuren.

Über den Steinbrunnentempel eine Anzahl Gemälde von E. Bode, die davon zeigt die Porträts von Voigt und Singsler.

An der Bilderkathedrale noch ein Steinrelief für

Magdalena Engel und Epitaphien für

Gebornent Joachim Christian Löffler,
Prediger, Leibarzt und Ritter

In der Tuschelle unter dem Totentanz:

Gebäude mit Figuren:

Joachim Stehrmacher der Ältere † 1689

Elisabeth Keller † 1689.

Georg Stehrmacher † 1689.

4 alte Gemälde: Christi Geburt- und Leidens-Geschichte

Stufen der Treppe:

Gemalde: Joachim von Sparr.

Einige alte Gemälde sind noch hinter dem Altar aufbewahrt
aufgehängt.

Die Glasfenster im hohen Chor sind teils von 1807, teils 1858,
teils 1868. Die im Kirchenschiff sind sämtlich von 1868 und zeigen die
Bilder von 42 Vorreformations-, Reformations- und Beschützern der
Reformation nach Zeichnungen von Paul Nobe.

Der Meister des Sparrschen Grabdenkmals in der Martinkirche zu Berlin.

Von Georg Galland.

Auf einer meiner Städtereisen nach Holland lag mir im Haag und in
Amsterdam besonders am Herzen, weiteres architektonisches Material für die
Beziehungen Niederländischer Meister zu Brandenburg und Berlin zu
suchen; und meine Anstrengung war keine geringe. Eine der kunstgeschicht-
lich wichtigsten Fragen betraf die Urheberschaft des Grabdenkmals der
Feldmarschalle Otto Christoph von Sparr († 1685) in der Berliner
Martinkirche. Da die hohe Altertümlichkeit des Gesteinens diese
Frage auch für jeden gebildeten Laien meiner Heimat interessant macht,
so will ich auch an dieser Stelle mit gewissenhaftester Sorgfalt
Kunstschöpfung eingehend beschäftigen — wertwiegend, weil sie „das
bedeutendste Kunstdenkmal der Kirche“ und „das erste Marmorsepulchrum
in Berlin“ ist, wie H. Bornemann in seiner ausgezeichneten Berliner Kunst-
topographie sehr richtig schreibt.

Eine alte Tradition, auf die schon Friedrich Nicolaus allerdings mit
großer Vorsicht hinwies, verband dieses schöne Werk mit dem Namen
des ältern Artus Quellinus, der dem König in Danzig im Dienste der mächtigen
niederländischen Ansehlichkeit die überaus herrlichen Skulpturen des dortigen Kai-

lunus, des jetzigen künftigen „Palen“, schuf. Das war zu jener Zeit, als Beckersditt und Spangens von V wohnten, und Jonski von den Vandalen in einer Richtung stark behaupten durfte, Außerdem trage die Krone von Europa. Demnach besaß Daniel Stadper nach dem Planen Jakob von Kampen jenes angelegenen Stadtpalast, den außer Quellhaus, die Maler Ferdinand Hol, G. Flück, Jan Lierow, Stockade, Jurian Oveson u. A. mit Darstellungen des Palast schmückten. Welche Summe der vorwunderliche Magistrat für die mannigfaltigen Untersuchungen und Zwecke hingab, beweisen die damaligen Besuche an Fürsten, Staatsmänner und Gelehrte und Künstler. Bei der Taufe des brandenburgischen Kurprinzen Karl August (1657) schenkte die oppige Stadtrepublik, die sich in Berlin durch einen ihrer Bürgermeister, Hauptkammerer von Münnswesen, vertreten ließ, dem Sohne des Louise Henriette von Oranien eine Jahresrente von 10000 Gulden als „Pflingff“, wie es in den Urkunden heißt. Quellhaus erhielt im Jahre 1663, wie ich aus einer alten Notizenammlung des obigen Archivs ersehen, welche den Titel „Kapitulum“ führt, als Abzahlung für die „modellten stadt copere beilden, die gestelt sollen werden op hat stadkage“ die vorwunderliche Summe von 6000 Gulden. In den Rechnungen jener Jahre findet man den Name des Meisters ebenfalls oft. Niemand aber wußte wie über seine Beziehungen zum Ausland unterrichtet. Und doch war sein Ruf so groß, daß er gerufen von allen Seiten, von fremden Fürsten und reiche Städten, künstlerisch in Anspruch genommen wurde.

Doch er der Urheber des erwähnten kolossalen Grabsteins der Berliner Marienkirche nicht sei, schon nur anfänglich aus verschiedenen Gründen offenbar. Denn erstens war Quellhaus in demselben Jahre (1668) wie der Stifter des Berliner Erbgebäudebauers gestorben, und zweitens schon nur eine gewisse Befähigung in der Herstellung des kolossalen gepanzerten Feldmarschalls von Spaur gegen die Antareschkeit eines Bildhauers zu sprechen, dessen geistliche Bildnis nicht stets durch die unvollständiger Art der Patrizierstellung entsprächen. Wohl aber habe sich, so war damals meine Überzeugung, angebracht dieses eigenhändigen Werkes an dem unsterblichen Werk des Meisters, den jüngeren Artus Quellhaus, denken, der kräftig erst im letzten Drittel des Jahrhunderts lebte. . . . Als ich darauf im Geheimen Staatsarchiv in Berlin auf den obenerwähnten holländischen Bildhauer Artus stieß, da im Jahre 1689 seine Bestellung als brandenburgischer Hofbildhauer ohne Gehalt erhielt und noch im Jahre 1673 in Berlin lebte, glaubte ich in ihm den unbekanntesten Schöpfer des Epitaphs der Marienkirche gefunden zu haben, namentlich dieses Künstler einfach als Bildhauer „Artus“ erwähnt wird, und sein bei uns hiesigen ungewöhnlicher Vorname leicht zur Legende von dem „Berliner Quellhaus“ Veranlassung gegeben haben konnte.

Mein beiden Hypothesen finden bessere Anwendung, als nach mir Bormann in seinem inhaltreichen Werke, das Übrigens eine sehr schöne Reproduktion des Denkmals enthält, dem jüngeren Quellius, Cornelius Quellius aber in seiner sehr innewerthvollen Schiller-Biographie den Artus Sitt, einen „Schüler des Quellius“, als den unmittelbaren Urheber des Spätmittelalters Monumentes auführt. Bezüglich Sitts mußte ich freilich später selber korrigiren: „Nur schwebt das Alles tastend in der Luft. Denn wir sind leider nicht in der Lage, ein hochbedeutendes Werk Sitts zum Vergleich heranzuziehen. Selbst unter den oben berichteten Umständen erscheint es uns bedenklich, eine ausgezeichnete bildnerische Leistung einer doch völlig unbekanntem Künstlerpersönlichkeit zuzuschreiben.“ Dem jüngeren Quellius aber mußte ich folgen lassen, als ich vor einigen Jahren in Belgien Gelegenheit hatte, seine beglückten Werke zu studiren, und als ich ferner aus einer Kiste des Erdbeben-Journals Otto von Schwerin's d. Ält., eines Manuscripts des Buchhändler Staatsarchivs, ersehen, daß das Monument bereits im Jahre 1683, also noch bei Lebzeiten des Stifiers, vollendet und im Chor der Kirche aufgestellt war. Und daß der Kaiser der Primate Karl Josef und Friedrich von dem Dodekanal auf der Besichtigung desselben in Begleitung des Feldmarschalls von Spaur in so ausdrücklicher Weise sprach, daß als Beweis dafür gelten, daß das niederländische Sculpturwerk im damaligen Berlin in der That ein gewisses Aufsehen erregt haben mußte.

Nur in einem, allerdings dem wichtigsten Punkte blieb ich mir bei der Bearbeitung der vorliegenden Schöpfung indes jederzeit treu. Ich verfügte nämlich eines Augenblicks Leg, daß wir es hier mit einer thätigen und charakteristischen Arbeit der Schule des Quellius zu thun haben. Und dasselbe mir die Ähnlichkeit der Umrahmung unseres Wanddenkmals mit der von Quellius d. Ä. geschaffenen Portale im Hauptwerk des Amsterdamer Rathhauses besonders auf. Diese Umrahmung besteht aus zwei korinthischen Stelen, die, auf einem Podestament stehend, ein Gebälk tragen, über dessen Mitte eine Minerva und eine andere weibliche Figur das Wappen des Feldmarschalls zwischen sich halten, während seitwärts zwei Paare gekrochener Mütter ein bekümmertes, hart zerret in Buche aufstehendes Mauer bilden. Die Hauptanstellung, ein Hochrelief in kräftigster Form, zeigt uns, wie schon erwähnt, den Feldmarschall in lebhafter Bewegung knieend vor einem Altar, hinter dessen Decke ein kleiner Hund spähend hervorblickt. Zur Linken trägt ein Krieger die Helm des brandenburgischen Truppenführers. In Reithand selbst wird man vielleicht noch einem ähnlich beschrifteten Grabmal jener Zeit sehen. Dort vertrat damals der Willkomm, a B. in des Admiralsgrabstätten, des Hieronym auf die kirchliche Friedhofe der katholischen Predigerkollektien. Dagegen besitzt in Belgien die kleine Kirche zu Grimbergen (bei Dendermonde) in dem reinen Grab-

moment einer im frühen Manneville verstorbenen Grafen de Rosengel ein der Berliner Schöpfung sehr nahestehendes Werk der Quellinschule.

Ihrer wie dort verrät sich dieselbe Befangenheit hinsichtlich der Komposition, eine sichtliche Unbeholfenheit der schöpferischen Gestaltung, worin sich, nach meinem Dafürhalten, nur der Konflikt eines modernen Künstlers mit der von dem aristokratischen Besteller überliefert gewirkten traditionellen Auffassung des Grabmals kundgibt. Wer aber, so fragen wir noch ein Mal, war dieser Künstler? . . . Wirklich kann anderer als der „große“ Artus, nämlich der ältere Quellinus (1600 — 1660), der begabteste, fröhlichste, phantasiereichste und geschmackvollste niederländische Bildhauer seiner Zeit! Also behält die alte Tradition doch recht. Was Sieckel vor hundert Jahren nur gestutzt auszusprechen wagte, was die späteren Autoren gelehrsam nachschrieben und was endlich neuerdings allgemein bestritten wurde, das hat durch eine harmlose archaische Note, die ich damals im Amsterdamer Stadearchiv entdeckte, die volle und endgültige Bestätigung gefunden. Während mir nachstehender die Inschrift des Herren der Amsterdamer Oud-Burgemeesters, der Vredeschep und der Theasariere (Schatzmeister) zur Durchsicht vorlag, lag mein Auge beim Durchblättern eines der rungen Fehalien der Theasariere auf folgende interessante Notiz: „De Hoor Burgemeester Witsen heeft my verzoeycht dat de Hoor Burgemeesters hadden toe gestaan dat Artus Quellinus soude moghen geboeyden van Stadenmeester so veel als hy tot 3 4 repulieren toe Dienste van General Spar soude van noden hebben. Present etc. Actum den 28 January 1660“ (d. h. der Herr Bürgermeister Witsen hat mir mitgeteilt, daß die Herren Bürgermeister zugestanden hätten, daß Artus Quellinus geboeyden sollte von dem Marmer der Stadt so viel als er für drei resp. vier Grabsteine im Dienste des Generals Spar nötig haben sollte. Anwesend etc. Actum, den 28 Jan. 1660).

Daß diese Erlaubnis, von den Marmerverleihen der Amsterdamer Stadtverwaltung zu nehmen, nicht ohne Kotzschillingung der letzteren erteilt wurde, ergibt die später hinzugefügte Randbemerkung von anderer Hand: „In nederhand verstaan dat hy de soude betalen tot 1 Rycal de voer (d. h. mit nachher beschlossen, daß er den bezahlen sollte mit 1 Reichstaler des Fuß). Aus einer andern großen Note des Schatzmeisters vom 1. Mai 1665 „Lapduits met Artus Quellinus“ geht hervor, daß der Künstler damals der Stadt noch immer Geld für 60⁰ Fuß Marmer schuldete, wofür man ihm allerdings 171 Gulden, d. h. 4 Gulden pro Fuß, nachträglich berechnet und von seiner Forderung abzog. Wir haben es hier zweifellos mit dem für das Monument der Berliner Nikolaikirche verwendeten Marmer-Material zu tun. Somit ist uns die Entstehungsgeschichte des Sparrenen Grabsteins jetzt völlig klargestellt. Nachdem der Feldmarschall, nach Bornmann, schon am 4 August 1656

das besagte Erbvergnügen in jenen Gottesbecken erworben hatte, beauftragte er ungefähr ein Jahr darauf den berühmten Meister zur Anfertigung eines kolossalen Epitaphiums, das nach zwei oder drei Jahren in Berlin ankam . . . Grundes um diese Zeit hatte Quellmann auch die als Geschenk Amsterdam für den kurländischen-bergschen Statthalter Moritz von Nassau bestellte Statue der Minerva vollendet, die sich noch heute in Gleve befindet und von der eine vergrößerte und später restaurierte Kopie im Park an Charlottenberg steht.

Die mehrjährige Amsterdamer Tätigkeit des västmanischen Bildhauers war nur eine Episode in seinem wenig glänzenden Leben, überlagte diese inhaltreiche und überaus abwechslungsreiche. Er kehrte nach 1693 wieder in seine Vaterstadt Antwerpen zurück, wo er nach einiger Zeit starb. In der holländischen Hauptstadt aber ist er wieder an die Metelmans-Gilde getreten, noch hat er nachweislich hier das Bürgerrecht erworben. Das „Gildesboek der Bazel“ umfaßt allerdings nur den Zeitraum von 1690 bis 1693 und das „Leer Jongens Boek“ nur den Zeitraum von 1693 bis 1695; in beiden Listen kommt sein Name weder als Gildebruder, noch als Lehrling vor. Seine Werkstatt befand sich am Südende der Keyzers-Gracht, nahe dem Molenspoel. Der Magistrat zahlte ihm in Amsterdam die Wohnungsversteuerung (vermutlich 80 Gulden jährlich), denn diese Summe wurde ihm bei seiner Liquidation von 1665 „voor Housloot“ gut geschrieben. So dürfen wir dem vorerwähnten Bildhauer eine hervorragende Schöpfung des Mittelalters, und der Berliner Marsenkirche ein Anrecht auf den Namen eines der bedeutendsten Künstler seiner Zeit vindizieren.

Das Kloster Gottesstadt in Oderberg.

Von Wilhelm Anton Wagner.

Die Stadt Oderberg (Mark) bestand in älterer Zeit aus zwei Ortschaften, aus Oderberg selbst an der Oder in der Richtung von Orlow nach Westen und aus dem Dorf Barz-See, nach Berlin genannt, in der Richtung von Barz nach Norden. Bei dem jetzigen Marktplatz von Oderberg schließen diese beiden Ortschaften zusammen und hier lagen auch die beiden Pfarverkisten, welche zu ihnen gehörten und noch heute die Namen Oberkiste und Unterkiste haben.

Als Markgraf Albrecht II., welcher 1295 bis 1299 regierte, wegen der Kriege mit den Pommeraner Königen diese so aus vier Beständen

zusammengesetzte, zum Teil wohl schon schriftliche Urtschaft Odeberg befestigt hatte, entstand unter der Herrschaft seiner Söhne, der Markgrafen Johannes I. und Otto III., in dem Jahre 1231 bis 1233 ein kleines neues Kloster in Borsdorf, jedoch war dasselbe schon vorher als ein Hospital vorhanden. Priem-contrahensurkunde des Bistums Kamin erweiterte dieses Kloster und noch jetzt sind der „Marienkirchhof“ und der „Martensberg“ in Odeberg, östlich von der Angermünderstraße gelegen, Namen, welche die Erinnerung an dieses Kloster vorderhalten und seine Lage bezeichnen. Das Kloster selbst heißt „Gottesstadt“, es hatte aber nur kleinen Bestand, da bald nach seiner Gründung das Kloster Obern entstand, und infolge dessen ging das Kloster Gottesstadt aus und seine Güter fielen mit dem Hospital an Obern.

Über das Kloster Gottesstadt in Odeberg sind noch mehrere lateinische Urkunden im Original Staatsarchiv von Berlin vorhanden und diese sind sämtlich unter dem Clevischer Klosterbrüder, in Kiedels Codex, Band 18 des ersten Haupttheils, abgedruckt. Sie enthalten über die Gründung und Auflösung des Klosters und hiermit auch für die ältere Geschichte der Stadt Odeberg wichtigen Beitrag.

In der ersten 1231 ausgestellten Urkunde überlassen die Markgrafen Johannes I. und Otto III. einem Geistlichen und einem Ordensbrüder, also Mönchen, das Dorf Borsdorf zur Gründung des Klosters. In deutscher Übersetzung hat diese Urkunde folgenden Wortlaut: „Im Namen der hochgen und persönlichen Dreieinig-keit. Allen treuen Christen, welche in das vorliegende Schriftstück Einsicht erhalten, wünschen Johannes (I.) und Otto (III.), von Gottes Gnaden Markgrafen von Brandenburg, ein glückliches Leben für die Gegenwart und Zukunft. Wir werden einst alle vor dem Richterstuhl von Christus stehen, um nach unserem irdischen Tode unseren Lohn zu empfangen, und da wir Herrscher hier auf Erden nur leider zu wenig an die künftigen himmlischen Dinge denken können, so wünschen wir uns Freunde mit dem angerechneten Mannen (Rechtens) erwerben, unter deren Geleit wir nach dem Ausspruch des Herrn bei unserem Abgange von Gott einst abgehen in das ewige Gottesland. Aus diesen Gründen setzen wir in der Gegenwart und Zukunft Lebenden hiervon attestirtest, daß wir, die Markgrafen Johannes und Otto von Brandenburg, bei der uns so reichlich und gewordnen himmlischen Gnade des Herrn Dietrich, einem frommen Geistlichen, und einem jetzigen und spätern (Ordens-) Brüdern zu unserem und zu unserer Eltern Seelenheil das Dorf, welches Borsdorf genannt wird, mit allen seinen Gerechtigkeiten, mit jeder Substantien und Freiheit in den Wäldern, in den bestellten und unbestellten Ackerländereien, in den Buchen, in den Bruchbüschereien, in den Weidern, in den Fischereien und in den Gehäusen verliehen haben. Hierbei leisten wir gütlich Verzicht auf alles unser Recht, welches wir hätten haben oder haben dürfen oder

in Zukunft erheben könnten. Dem hier Oben genannten Herrn Dietrich aber erkläre wir für immer als den Besitzer dieser Ortschaft, sagen dem mit seinen Erben und Nachfolgern unsere und unserer Nachfolger Schutz zu und vertreten ihm und seinen Erben oder Untergebenen, wie vorher bemerkt ist, vollständige Freiheit von allen Abgaben oder Rechtsansprüchen, welche von uns in irgend einer Sache in der oben genannten Ortschaft oder in Oberberg bestehen. Wir stellen jedoch hierbei die Bedingung, daß er dort ein Kloster zur Ehre der ewigen Jungfrau Maria als Waisenhilfe der Gottesdiener dinstelle und zur Aufnahme von Fremden, Kranken oder Hülftlosen erbaue, damit diese für unser und unserer Eltern Seelsorge und stetig Erhaltung aufbehalten und am Aufbau leben. Um nun unserer Schenkung eine gültige und unverletzliche Rechtskraft auf die Dauer sicher zu geben und damit jemand diese Tatsache zu verkleinern sich herausnimmt, deshalb haben wir das vorliegende Pergamentstück schriftlich anfertigen und mit Anbringung unserer Siegel versehen und vollziehen lassen. Auch haben wir diese Schenkung unseres Eigenthums, wie es geschichtlich ist, und klar und überlegt vollzogen und in Gegenwart von vielen hierbei anwesenden Männern selber für die Folgezeit besiegelt. Zeugen für diese Sache sind der Landgraf Heinrich (von Thüringen), der Graf Konrad von Eggenstein, der Graf Heinrich von Dornberg, der Abt Heinrich von Lehn, Albert und Walter von Arnstein, Albert von Spanden, Heinrich von Stedel, der Vogt Gerhard von Oberberg und ich, der Notar Guntmar. Verkündet ist dieses im Jahr 1231 nach der Geburt des Herrn."

Hierauf überließ der Bischof von Kamin dem Kloster Gotteszell zur Ansiedlung 100 Hufen im „Land Lipe“. Hierauf sind jedoch nur die beiden damals anzufordernden Hufen Oberhufe und Unterhufe zu verstehen, welche zusammen eine so große Hofmark hatten, nicht ein größerer Landbesitz Lipe. Das hierüber 1253 angeordnete Urtheil bei in deutscher Übersetzung folgenden Wortlaut: „Konrad, von Gottes Gnade Bischof der Kirche von Kamin, wünscht allen treuen Christen, welche in der vorstehende Schriftstück Einsicht erhalten, Schaden in demjenigen, welcher der Schaden aller ist. Alle Taten der Menschen unterliegen dem Zeitstrom und mit dem Tode der Menschen gehen auch ihre Taten zugrunde. Deshalb ist es notwendig, daß ein Weisestück, welches in der Kirche Gottes gepflanzt wird, um nicht unrettbar zu verwildern, sorgsam und eifriglich durch Umpflanzung gepflegt wird. Und so haben wir mit Absicht in Ur im Chaldarland, welches ein Ort des Elends genannt wird, und im Hinblick auf die unverfügbare Gabe (Hufe), welche ihre Güntilänge in dem verstorbenen Scheid (Hufe), in dem Zustand unseres irdischen Elends auf Antrieb des heiligen Geistes zur Verpflanzung aller unserer Sünden und zum Pflanz unserer Herrn Jesus Christus und der seligen Jungfrau Maria dem

neuen Gottesstadt (novitas dei) gestifteten Kloster, welches früher den slavischen Namen Havelva führte, hundert Hufen mit allem Recht in Herrn zusammenhängenden Grenzgraben, in den Wäldern, in den Wiesen, in den Büchern, in den Fischweiden, in den Jagden und in allen Dingen, auch in Kolbath etwa dem eben genannten Kloster nächststehenden Statuten mit den besten Wünschen zugesagt und als erstes Propst den Betrieb mit seinen auch der Regel Gott dienenden Brüdern dort eingesetzt und geweiht, damit so durch das eben genannte Kloster die Gemeyn unseres Oberrates und Ratens unverletzt festgesetzt werden. Damit nun diese unsere Schenkung eine gültige und unverletzte Rechtskraft behalt und im Lauf der Jahre nicht von Feinden schädliches Gift mit Schlangenwahn herüber gesperrt wird, haben wir das vorliegende Schriftstück den vorher genannten Brüdern zum Zeugniss mit dem Siegel unserer Antevollmacht vollziehen lassen und für dessen dauernde Erhaltung Sorge getragen. Zeugen für diese Sache sind fromme Männer von geistlichem Stand und Laien aus der Gesellschaft. Da von uns geschenkt hundert Hufen über liegen in dem Land des slavisch Lepsa genannten Ortes. Zeugen für diese Sache sind der Abt Otto von Helfack (Kloster bei Treptow an der Hoga), der Domherrn Heinrich und Hugo in Kattowitz, der Bruder Kuntz in Kolbath (Kloster in der Nähe des Waldes in Pommeren), der Notar Wilhelm, der Kaplan Bertram, die Ritter Walter und Hermann in Oberberg und noch mehrere andere Männer. Vorhandelt ist dieses im Jahr 1283 auch der Gehart des Herrn, an 15. Jahr unserer christlichen Kirchenlösung.*

Außer dieser Schenkung erhielt das Kloster Gottesstadt 1283 auch die Bestätigung des Papstes Gregor IX. mit folgendem Wortlaut: „Bischof Gregor, der Diener der Diener Gottes, wünscht den lieben Söhnen, dem Propst und den Brüdern des Klosters der heiligen Maria, welches Gottesstadt genannt wird, von Pömnitzschenswerden der Kammerer Eberhard, Seckelmeister und verleiht ihnen den päpstlichen Segen. Da nun es von der Bitte gelehrt hat, daß wir deswegen, was recht und ehrenvoll ist, wie die Billigkeit im Leben und die gerechte Ordnung es erfordert, unsere Kraft unserer Liebe zur göttlichen gütigen Aufzucht bringen, so sind wir euren rechtmäßigen Anträgen, im Herrn geliebte Söhne, gerne und willig nachgegeben und haben euch persönlich und das Kloster, in welchem ihr eure gottschändlichen Handlungen verachtet, mit allem Güttern, welche so gegenwärtig gütigmäßig bestat oder in Zukunft in rechtmäßiger Weise mit Hilfe des Herrn erhalten sollte, in das selbige Petrus und in unseren Schutz genommen. Besonders aber bestatigen wir euch und durch euch demselben Kloster mit der päpstlichen Nachvollkommenheit und sichern euch durch den weltlichen Schutz des vorliegenden Schriftstücks an den Zehat und die Bestätigungen von dem Dorf Borelin, die Zogezinsel (bei Pömnitz) und ebenso die

Freiheiten und die Befreiungen, welche unser hochwürdigster Bruder, der Bischof von Kamern, als Diözesan des Ortes mit Zustimmung seines Domkapitels einem Kloster in solcher und sorglicher Freigebigkeit überlassen hat, wie es die hiesiger angeführten Urkunden enthalten und wie ihr dieses alles rechtens und friedlich auch schon im Besitze habt. Deshalb soll niemand in irgend einer Weise dieses Pergamentstück unseres Schatzes und unserer Bestätigung verletzen oder verachtensweise seinem Vorhant entgegenstellen. Sollte aber jemand ein solches Wagnis wagen wagen, so möge er bedenken, daß ihn der Zorn des allmächtigen Gottes und der seligen Apostel Petrus und Paulus heftig treffen wird. Angestellt in Anagni (jedenfalls von Innoc.) am 18. October im sechsten Jahr unserer päpstlichen Oberkirchenleitung (1238).²

Das neugegründete Kloster nahm aber keinen guten Fortgang, denn die Kranken- und Armenpflege, welche dort gefordert wurde, war zu gering. Hieraus kam es denn auch noch die durch den Vertrag von Landau seit 1260 veränderten päpstlichen Verhältnisse. Das Ueberhand war durch diesen Vertrag in den Besitz des Brandenburger Markgrafen gekommen und diese gründeten nun am 1. September 1238 ein neues Cistercienserkloster in Pehla, welches denn in Oders an der Stelle des früheren Dorfes Hagens erbaut und 1278 desselben verlegt wurde. Infolgedessen wurde das Kloster Gottesstade an Händel oder Odersberg verlegt, da der Markgraf Johannes I. den Hauptstift des Klosters, das von ihm angegründete Hospital, dem neuen Cistercienserkloster an dessen Gründungsorte überwie. Die hierüber von dem Markgrafen Johannes I. angefertigte Urkunde hat in deutscher Übersetzung folgenden Wortlaut: „Im Namen der heiligen und geistlichen Dreieinigkeit, Johannes, von Gottes Gnade Markgraf von Brandenburg, setzt mit Segenswünschen für alle folgenden für immer fest. Da von Gott dem Weltregenten jede ordnungsmäßige Regierung eingeweiht ist und wir, im Besitze der weltlichen Macht, seine Diener zur Bewahrung der Schwachen und zur Ruhe und zum Frieden der Gottesdiener sind, so haben wir laut unseres Amtes deswegen die Verpflichtung, nice Misset gegen die Übertreter zu verhüten und selbst nach der Gewissen der uns anvertrauten Mächtvollkommenheit gegen heilige Orte und selbige Personen in keiner Weise anzuhandeln, sondern vielmehr für die Wahrung ihres Rechts eifrig einzutreten. Deshalb wollen wir, daß folgendes zur Kenntnis aller jetzt und später lebenden Menschen kommt. Wir haben das Hospital der heiligen Jungfrau Maria, in dem Händel genannten Ort im Odersberg gelegen, da dessen Güter und Besitztungen höher von ihrem Verfallere zu nicht grade nützlichem und zu wenig zutraglichem Gebrauch Erde dort weilenden Armen verwendet wurden, mit Zustimmung unseres Bruders, des Markgrafen Otto, und zugleich nach unserer Erben, mit allen seinen Besitztungen, welche unsere Vorfahren, wir und unsere Erben

Christen dem Hospital selbst zum Unterhalt der Armen, Kranken und Fremden dort geschenkt haben, den lieben Brüdern vom See der heiligen Jungfrau Maria (den Mönchen in Pöhlitz) vom Ostermannsorden übergeben, mit allen Landgütern, mit dem Zehnt, mit den Weinbergen und mit allen andern Nutzwerten, welche das Hospital selbst von alter Zeit her in unbekannter Weise besessen hat, und dieses zum andernmalen Besitz mit dem Titel des Eigentumsvertrags, damit sie für die dort liegenden Kranken in nöthigster Weise sorgen können. Damit aber diese unsere Schenkung niemand in Zukunft verletzen kann, haben wir die vorliegende Pergamenturkunde mit Anhängung unseres Siegels und mit der Unterschrift der Zeugen vollziehen lassen. Zeugen aber der Schenkung sind folgende Mönche, Jakob, der Propst der Klosterfrauen in Spanden, der Magister Gerbert, der Magister Albert, Domherr und Kantor in Stendal, der Bruder Thomas, Predigerpredak von Strausberg, und die Ritter, der Schenk Heinrich in Spanden, Arnold von Bradow und der Vogt Hoff, und noch mehrere andere Mäurer. Verkündet wurde dieses am 2. September im Jahr des Herrn 1388. Ausgestellt in Spanden von der Hand unseres Notars Heidenreich.“

Bald nach der Übergabe des Hospitals in Oldenburg an die Pöhlitzer Mönche setzte der Bischof von Brandenburg 1394 im Vertri mit dem Markgrafen Johann I. die Bestagungen fest, unter welchen das Hospital dem neuen Ostermannskloster angehören sollte. Auch hierüber ist noch eine Urkunde vorhanden, welche in deutscher Übersetzung folgendes Wortlaut hat: „Otto, durch die göttliche Barmherzigkeit Bischof der Kirche von Brandenburg, und Johannes, von Gottes Gnaden Markgraf von Brandenburg, setzen mit Segenswünschen für alle folgenden für unser Zeit. Da die Nachkommen des Andecketen an die früher lebenden Mönchen nicht recht wachenhalten, so wird durch uns gut verhängten Zeugen hierfür Sorge getragen, daß Handlungen einschwerdiger Männer sicher beglaubigten Schriftstücken zur andernmalen Erhaltung anerkant werden, aus welchen dann im Fall der Not die Wahrheit nachgewiesen und die Zweck im Meinungsverschiedenheiten besichtigt werden können. Deshalb wollen wir, daß durch das Zeugnis der vorliegenden Urkunde folgenden zur Kenntnis aller kommen: Wir haben auch vorhergehender Bestagung mit angesehenen Männern des lieben Brüdern vom Sankt Mariensee vom Ostermannsorden das Hospital der rittersichen Jungfrau Maria geschenkt, welches bei Oldenburg in dem Barfuss genannten Ort liegt, mit allen seinen Besitzungen, welche es jetzt besitzt und infolge von Schenkungen oder Stiftungen treuer Christen von dem Eigentum dinstelben Bestigung, nämlich Barfuss, in Zukunft nicht besitzen wird, damit die oben genannten Brüder für die in dem genannten Hospital liegenden Kranken andernmal Sorge tragen und davon bei ihrem Bestehen Höflichkeit Dienste leisten. Sollten jedoch die hier genannten Brüder das Vermögen des genannten

Hospital veranschaulicht verstanden, so daß dann weder die Kranken in dem Hospital selbst Aufnahme finden, noch ihnen ausreichende Beihilfe gewährt wird, so fällt das Hospital wieder, wie früher, bei zur Bezeichnung an die Stadt (Oderberg). Die kirchlichen heiligen Handlungen aber, nämlich Abendmahl, letzte Ölung und Begräbnis, sollen nur für die in dem Hospital selbst liegenden Kranken vollzogen werden. Auch sollen die Prozessionen am den Kirchhof nur an den beiden Festen der Himmelfahrt und der Geburt der allersüßesten Jungfrau Maria (am 16. August und am 8. September) vornehmen und nur an diesen Tagen anwesend die Opfer in Empfang nehmen, nicht aber Abendmahlzeiten oder Gedächtnisse für dargebrachte Opfer der zur Stadtkirche von Oderberg Eingepfarrten kirchlich abhalten. Außerdem werden die oben genannten Brüder zur Werbung eines guten freundlichen Verhältnisses dem Herrn Heinrich, Pfarrer der Stadt Oderberg, auf Lebenszeit jährlich zwei Pfund (Pfenninge) geben, das eine am Fest des seligen Michael und des Rest am Tag des seligen Martin, und einen Wappel Roggen, sechs Scheffel Gersteweizen und sechs Scheffel Weizenmehl, jedoch auch sie nicht verpflichtet, denselben irgend einem seiner Nachfolger zu geben, und dorthin darf keiner derselben an sie irgend eine solche Forderung später stellen. Ferner werden die zu Bursche gehörigen Leute ihr Recht, nämlich das Stadtrecht, auch von der Stadt (Oderberg) in Kauf zu erhalten. Angenommen sind jedoch hierzu die Forderungen, welche die Brüder mit ihrem eigenen Hande beschaffen und welche unter keiner weltlichen Gerichtsbarkeit in irgendeiner Art stehen. Denn über diese unsere Anordnung und zugleich auch die Scheidung hat bereits kühn, haben wir die vorliegende Urkunde mit Aufhängung unserer Siegel und unter Beschrift der Namen der Zeugen für die Dauer ablassen lassen. Die Namen der Zeugen sind folgende, des Pfarrers Holtenreich im Namen, der Pfarrer Walter in Zimar, der Pfarrer Heinrich in Oderberg und die Ritter, der Graf Ulrich von Regenstein, Johannes von Pletze, der Ritters Marschal Alhart, Albert von Kanstedt und Dietrich von der Marwitz, und noch mehrere andere Mäurer. Dessen ist verhandelt am 28. Juni im Jahr des Heren 1229, in der 25. Epokke, in der 2. Konkurrenz, in der zwölften Indiktion."

Nach dieser Urkunde, in welcher auch die Burscher durch die Verleihung des Oderberger Stadtrechts mit den Bürgern dieser Stadt vereinigt wurden, blieb das Marienhospital des früheren Klosters-Gottesacker danach noch in Oderberg. In späterer Zeit aber, im Jahr 1372, verlegte es der Markgraf Otto von Bayern nach Uvelin selbst mit der folgenden Urkunde: „Wir Otto, von Gottes Gnaden Markgraf von Brandenburg, Erbkämmerer des Heiligen Römischen Reiches, Pfalzgraf bei Rhein und Herzog von Bayern, wollen, daß alles, welche in dem Inhalt der vorliegenden Urkunde Einsicht erhalten haben, folgendes nicht unbekannt

Wohle. Aus besonderer Güte und Gnade, welche wir für unsere vor-
 ergebene Liebe, des Abt und dem Konvent unseres Klosters Odeberg
 von Cöternenorden, in unbekannter Weise haben, haben wir die
 Hospital, in Odeberg an dem Ort, welcher Baudis genannt wird, gelegen,
 nach dem Hospital, welches innerhalb der Mauern des genannten Klosters
 Odeberg liegt, verlegt und verlegen dasselbe kraft der vorliegenden Ur-
 kunde ganz in der Art, daß die Armen und die in dem Hospital in
 Odeberg liegenden, zu verpflegenden und zu speisenden Kranken von
 den Brüdern des genannten Konvents selbst in ihrem vorher genannten
 Hospital ohne Widerspruch von irgend jemand in Zukunft verpflegt
 und gespeist werden können und sollen, und hierauf übertragen wir die
 Hospital selbst den genannten Brüdern, wie diese auch für das Wohlsein
 der Kranken in aufmerksamster Weise sorgen wollen. Zur beständigen
 Sicherheit für diese Sache haben wir unser Siegel an die vorliegende
 Urkunde anhängen lassen. Als Zeugen waren hierbei gegenwärtig die
 Lehenfolgenthroner, unser Kammermeister der Kaiser Otto-Graf von Greiffen-
 berg, Henrich von der Schulenburg, unser Vogt Friedrich von Siegelitz
 und Christof Fowarberger, mit noch andern des Fortmanns würdigen
 Mannen. Angethelt in Ebernwalde am Tag des seligen Apostels und
 Evangelisten Johannes (am 27. December) im Jahr des Herrn 1372“

Die Kirche des Marienhospitals wurde, wie aus dem obgedruckten
 Urkunde hervorgeht, auch nach der Auflösung des Klosters
 Göttsstadt in Odeberg für den Gottesdienst benutzt, später aber kam
 sie in Verfall. Aus einem nach Ebernwalde gerichteten Schreiben des
 Odeberger Kirchenvorstandes aus dem nächsten Jahrhundert geht
 hervor, daß man damals, um die Gelübte der Odeberger Stadtkirche zu
 verbessern, die Glocke der Marienkirche in den Turm der Stadtkirche
 nahm. Das Schreiben gibt an, man hätte schon die große Glocke „von
 Dorch“, also von Baudis, welche noch immer später „Das Dorch“ ge-
 nannt wurde, hienzu verwendet und man wüßte die Ebernwalder doch
 nach den Odebergern die kleine Glocke der in Ebernwalde herrschenden
 Georgkapelle liehen oder übergeben, damit man in der Odeberger
 Stadtkirche zu einem vollständigen Geläute käme. Die Odeberger er-
 hielten hierauf auch die Glocke der Ebernwalder Georgkapelle, einer
 gotischen Geklöde, welches noch jetzt in der Stadtkirche als Dorch-
 geläute alt in Ebernwalde steht. Von der Marienkirche in Odeberg
 aber waren noch 1790 die Fundamente von drei Seiten und ein Teil der
 Frontmauer mit dem Fortabgang übrig.

Gründungsurkunden in Altären märkischer Kirchen. Von W. A. Wagner.

In No. 4 des Monatsblattes „Brandenburg“ vom 1904 war S. 201 in der Abtheilung „Lagegenannte Sagenstücke in mittelalterlichen Bauwerken“ von Oberbaur Dr. Herten-Brandenburg, ein Zweifel daran ausgesprochen, daß in Kapelle verschlossene Gründungsurkunden durch Einmauerung des kirchlichen Gebäudes zerstört seien. Dieser Zweifel dürfte nach dem in Folgendem Dargelegten nicht berechtigt sein. Zuvor mag inbetriff des Allgemeinen die hierher gehörige Stelle aus dem in Berlin 1883 erschienenen „Verzeichn der Bau- und Kunstdenkmäler in der Provinz Brandenburg“ von Boggs, S. 80, abgedruckt sein: „In jedem katholischen Altare befindet sich in der Mitte der Steleplatte eine besonders verschlossene Vertiefung (reliquium), in welche der Bischof bei der Konsekration des Altars ein gewöhnlich kleines Kistchen mit einer Reliquie, welche den Altar eben zum Grabe macht, setzt; selbst die Konsekrationenurkunde einschließt. Zum Zeichen, daß der Altar geweiht ist, werden auf der Steleplatte denselben fünf Kreuze, der Weltkreuz, eingemörtelt.“ Zum weiteren Beweise für eingemauerte Konsekrationenurkunden seien drei Beispiele aufgeführt. In dem Altar der Kirche in Schölkowen in der Altmark fand man 1712 eine kleine mit Wachs verklebte Büchse mit Haaren und kleinen Knochen (Reliquie), welche mit solchen Papstchen umwickelt waren, und hierzu die Konsekrationenurkunde auf Pergament mit folgendem Wortlaut:

„*Annō Dominice incarnationis MCCXXVII Idūs Novembrii consecrata est Ecclesia in beatothoma in locum Sancti Dei genitoris Mariæ et Sancti Willibrordi a venerabili Episcopo, Havellensium Episcopo. Consecratus in sanctis illius rebusque sanctissimis Theoberto martire, Sebastiani martiris, Constanti Episcopo et Martire, Egidi Abbate, Albani martiris, Willibrordi confessoris et aliorum Martirum, Confessorum etc.*“

Deutsch: „Im Jahr 1227 nach der Geburt des Herrn am 7. September ist die Kirche in Schölkowen zur Ehre der heiligen Mutter Gottes Maria und des heiligen Willibrord von dem hochwürdigen Bischof Sigfried von Havellberg eingeweiht worden. Dies in dem Altar liegen die Reliquien des heiligen Theobaldigen Martyrer, des Martyrer Sebastian des Bischofs und Martyrer Constantinus, des Abte Egidius, des Martyrer Alban, des Bekenners Willibrard und noch von anderen Martyren, Bekennern usw.“

Ähnliche Konsekrationenurkunden wurden auch in dem Altare der Kirche von Hasel bei Stendal aus dem Jahr 1240 und von Bredde

bei Havelberg u. d. J. 1278 aufgefunden. Abgedruckt sind alle hier aufgeführten Urkunden in Rieche Codex Diplomaticus Brandenburgensis, A, III, 140 (Schönemann und Haussel), und A, XXV, 4 (Brodde). Anstelle der Königskrönensurkunde trat auch wohl mitunter nur das Siegel des Gefäßfüßes, welches oben unter welchem man die Kirche einwickelte. Hierfür gibt Fackelbach in den 1786 erschienenen Städtebeschreibungen der Mark Brandenburg unter Eberswalde, S. 273, den Beleg mit den Worten: „Bei der Anno 1726 vorgenommenen Reparatur der Pfarrkirche (Maria-Magdalenenkirche) zu Neustadt-Eberswalde wurde in dem gemauerten Tische des Altars eine alte blecherne 2 Zoll lange und 1 $\frac{1}{2}$ Zoll breite Scheibchen gefunden. In derselben lagen 2 an Waage gemessene Bilder. Das größte hatte die Gestalt eines durchgeschlittenen Gausweyes, worauf der Bischof zu Brandenburg, wie an dessen Diöcese Neustadt damals gehört hat, in seinem Bischofflichen Ornat sitzend abgebildet war, mit der Umschrift: Radgerus Dei gratia Brandenburgensis ecclesiae episcopus (Radger von Gottes Gnade Bischof der Kirche von Brandenburg). Das zweite in der Gestalt einer halb durchgeschlittenen Walnusschale, stellte das Bild der Maria vor, wovon aber wenig mehr zu erkennen war. Neben beiden lag noch ein weiteres kleines Lätzchen von Seide oder sehr feiner Leinwand, und stugs wenigstens kleine Knöcheln als Reliquien von irgend einem Heiligen. Alles dieses hat man bey Gelegenheit in Verwahrung genommen, wo es noch zu sehen ist.“ Hieraus geht hervor, daß die St. Maria-Magdalenenkirche in Eberswalde umwechelt der Jahre von 1278 bis 1281 eingeweiht ist, denn in dieser Zeit war nach den Urkunden Radger Bischof von Brandenburg. Rieche Codex, A, VIII, 72 und 73. Auch in Gauswey fand man im Altar einer Seitenkapelle zu Anfang der fünfziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts eine Bleisprengelchen mit einer von dem Bischof von Havelberg mit einem Siegel versehenen Urkunde. Fontana, Wanderrouten durch die Mark Brandenburg, Berlin 1869, I, 504.

Unser Herjott seit im Beerboom!

Ein Nachtrag zu Elwesteth Lembow „Der Bierboom in der Volksmund“.
Brandenburgia XIV. No. 2, 1906.

Von Karl Wilke.

Zur Besichtigung einer besonderen Art von Leichtigkeit, genügt mit inständlichem Göttertrauen, wird diese oben angeführte Erkenntnis in der südlichen Uckermark, (die Gegend des Fuchsbauers), gebraucht, die man vornehmlich mit „Gott des guten Mann seit

lassen" — wiedermachen ist. Sie kann wohl noch aus heidnischer Zeit überliefert sein, wo an hochragenden Felsformationen längs der Wege Kreuzsteine und Herrgötter aufgestellt waren, als Mahner, des Ewigen zu gedenken. Daß aber gerade der Birbaum als Träger der Göttersprechung gewählt wurde, entspringt wohl tiefen, heidnischen Motiven, denn nach verschiedenen andern Sagen stiel auch der beim Dornschabestahl erlegte Dorn im Birbaum festgebannt und kann nicht davon loskommen.

Daß unsere Vorfahren den wilden Birbaum als Sinnbild der unerschöpflichen Lebens- und Zeugungskraft der Erde betrachteten und verehrten, bezeugt schon ein recht gemeinlicher Spruch. Das lateinische „Frus" war keineswegs die Mutter der Niederdeutschen „Bosch", ebensowenig wie das Französische „bosse" damit etwas zu schaffen hat.

Das Mittelhochdeutsche „ber, ber" auch für ist die Allgemeinbezeichnung für Frucht, darunter sind Erd- und Himmelfrüchte ebenso gut als Birnen zu verstehen. Sogar der Elben, der „Bosch", der Buz, die Buhne, wie auch ein kleines, gekrümmtes Fischernetz wurden darunter verstanden, aber aller Grundform ist das mittelhochdeutsche Zeitwort „beru" — tragen, erzeugen, hervorbringen, gebären. Hätten wir bei unsern „Berboom", dem wilden Feld- oder Waldbirbaum, kernig nach seiner Kugelfrucht Kadel gebildet sehen, so sehen wir als auffallend seine Umzunge Bitten und Früchte, die er „ber", oder trägt. Es erzeugt grade dieser Baum — im Tiere — oft schmerz Hartnäckigkeit des Umzunge von Verjüngungsstücken durch Wundheilwirkung, selbst wenn nach Jahreszeiten ein Hauptstamm einzeln dürr werden sollte. Dieses unerschöpfliche Entziehen zu Vergleichen gab wohl die ständige Grundidee ab zu den verschiedenen deutschen Birbaumzungen, am Untersberge, am Kyffhäuser und an andern Orten, wo die Tradition von einer letzten, großen Schlacht noch lebendig ist. So in Charia i Mark, dessen alte Schreibweise Koryn — Köckli, Walstatt oder Schlachtfeld bedeutet, trotz Bergbau und anderer Slawenbezüge, ist die Sage von der letzten großen Schlacht der Deutschen auch dort noch lebendig (Märk. Forschungen IV).

Der Volksglaube in der Dekawerk bezeugt das auch in anderer Form, durch eine besondere Verehrung des Birbaumholzes. Es wurde bevorzugt zur Herstellung der „Bussen" (Stößelstege auf Kufen ruhend, von boszen — stoßen), der „Duchhaufen" (dornen oder dornen zu stecken), der Anzeichenstrahlen der Ernt und zuletzt zur Herstellung des Totenschreins, des Sarges. Das Holz des Birbaums soll traditionell von kalterlei Geistesn belagert werden, ebenso von Lohd, was eine friedliche Ruhe bis zu einer frühlichen „Unst" verleiht. Benutzen doch unsere heidnischen Vorfahren das Birbaumholz nicht zur Bestärkung ihrer Taten, da bekanntlich seine Heilkraft der des Buchenholzes nach

um ein Viertel überfließt. Es ist höchst wahrscheinlich, daß auch die alte Antwort lernen, können für braunem oder braunem durch im Zusammenhang steht, zumal in den ältesten Fassungen der Mythologie der Baum dem Feuer, wie dem vegetativen Leben des Ursprung gibt. Dabei nach die Aufhebung von dem Weltbaum; der Erde zufolge trennt sich von dem Honig und Meth, woraus das für den Braubaum antritt, werden wir beim Wachler sehen. Am neuen Wirteln geht das allumfassende Wissen, die Braudankheit, wie die Gabe, das Zukünftige durch die Braudankheit zu offenbaren und schließlich findet durch ihn der Weltbaum, der ist wiederum die letzte Schlacht, wie Erde, Braudankheit und Braudankheit sind so alt, wie das Menschengeschlecht selber und beide haben noch immer in deutschen Ländern eine selbstige Geltung. — Der Wache des wilden Braubaus, der im Gegensatz zum heutigsten Apfelackling gewöhnlich in die Höhe = hoch, vor, das ist enger steht, wie auch sein geistlicher Standort an Feld- und Waldmündern = hoch, oder auch in Waldhöhlen (nur = hoch, nicht, mögen gleichfalls vor Braudankheit beigetragen haben. Das Fruchtbare, mit Vorliebe vom Braudankheit wurde in allernäheren Zeiten als Braudankheit zum Weisungen kommt, wie man nach hier diesen Baum als Schicksalstender in Sylvesternächten befragt. Auf einem Garten wird man die heiligen Braudankheiten und Gärten ist wiederum die nordische Form für die weisungende und weisungende Kraft der Allmutter Erde.

In dem heiligen zwölf Nischen schließt der hirtengleiche Landmann in seiner Heimat seine Obdachung, um die „helle Feuer“ die Mutter Erde zu wecken, damit sie seine Fruchtträger durch eine reiche Ernte segne. In Pöfth, das alte Pöfth, um Pöfthman wurde nach vor 10 Jahren aus den gelovten Früchten der schönste Kalkstein eine Braudankheit, das Kalk- oder Wolkstein ge-essen, lange lange vorher gelovt, was die Erdstille bedeutet vom trübenden Meth, der vom Braudankheit, bevor um Pöfthman mit seinem pöfth, das Braudankheit eine andere Vorbereitung hat, hier Zinsrecht finden konnte. Das durch Hirtensatz vermittelte Gährungsfähigkeit dieses heimatlichen Braudankheit, was das braun = hoch haben, (hier auch Braudankheit oder Heudankheit), so verhält dem Getränk zu seinem deutschen Namen Beer = Bier, tritt aber braudankheit, hirtensatz und gelovten Ausprägungsverhältnisse.

Sollte eine richtige Braudankheit in seiner Heimat stattfinden, so dürfte der obige „Schwimmende“ mit „Buckelbeeren“ nicht fehlen, ebenso wie die Nahrungserleichter getrocknete Braudankheiten, unendliche Braudankheit Kippigkeit, mit Buckelbeeren nach einem beifall sind. Also das sind allernäheren Anklänge an die heimatliche germanische Formel, wo der Junge Braudankheit Frau mit der Jungfrau Erde im „Buckelbeeren“ beifall:

Das Volkes Gerichte, sind seine Geschichte,
Sein Heizen und Lieben wird darin angedichtet!

Das altpreuussische Jul- oder Weibenschichtel, es wurde bekanntlich durch Opferung des dem Sonnengotte geweihten Tiers, des Ebers Beins oder auch Borch geheißen, eingeleitet. Ein alljährlich stattfindendes Ebermaul der Universität Oxford läßt in England diesen wissenschaftlichen Ueberbraten auch, obgleich im Mai des Opfertiers dort keine Verwendung mehr findet, ebenso auch die angestrebte Backbeere in seiner Heimat ist aus dem alten Brauch getrennt in seiner ursprünglichen Form geblieben. Das große Schweinschichten Kocht wie oben kurz vor dem Weibenschichtel statt, um dem gewöhnlichen Festessen zu helfen. Das Schweinschicht wird sorgsam aufgefassen, nicht um darüber nachforschete Fide und Gelübisse zu finden und dann zur Bekräftigung dessen zu genießen, wenn nur die materielle Seite dessen hat sich erhalten und das liegt in dem bekannten „Schwarze“, oder Schwarzwasser, einem uralten Mischgericht von Bier, Backbeeren und Fleisch. Wo Schweinschwarzwasser zur Weibenschicht genossen wird, da ist untrüglich angelegene deutsche Heilmaterie, trotz aller slawenbesidlichen Geschichtsforschung, die das Gegenteil davon behaupten. Was der Mensch besonders versteht, das vermag nicht er gern, indem er es versteht, und so kann es verkennen, daß auch Menschenlander sich vor lauter Liebe aufessen wollen.

Der Eber, aber auch das weibliche Bestienler waren dem Sonnen-
gotte heilig, man verehrte sie deswegen und diese Verehrung war nachhaltig bei den Germanen bis auf den Tag reichend. Die Erde der Mutter Erde geweiht, hat auch bei ihren Kindern nicht in derselben un-
ausgesprochenen Verehrung verfallen können, aber zur Weibenschicht im
Schwarzwasser da wird sie ein echter Märker nicht gern missen.

Um den Kindern den Zahn zu erleichtern, bestreute man zum
Verhüten der Zähne in unserer Gegend die Backbeere, wie auch zur
Nachkonzentration der wüthigerechte Saft der grünen Kabbel als ein
volgpruissenes Schutzmittel gegen Ruhr und Darmkrickelien galt.
Ein kerzige Geschlecht sollte es werden, das ordentlich seine Zähne
in getrockneten Holzkernen verachte. In wieweit der Strikonen als
Beschützer und Schutzpendler eines angestrebten „Jungs“ gelten kann,
aus welchem alle angestrebten Germanenländer stammen sollten, würde
hier zu weit führen.

Dafür möchte ich zum Schluß eines weiteren Hinweis auf unsere
Beobachtung in der Edda, dem Skautreke ansetzen. Dieser Sage nach
entsteht der junge Sonnenpott Pro oder Fro des Frühlingwind als
einen Frühwerker zur Jungfrau Erde, welche sich in strenger Hei diese
Geschichte, der Winterstern, befaßt. Zwei wird also Sage von dem

Götterheim überflügelt, aber die Jungfrau widerstrebt, das es einem ihr unbekanntem Manne zu folgen. Vergebens hebel der Froscherber die verlockendsten Urausgeschenke, er drückt sich dem Schwerte, das ihm der Sonnengeist überlassen, das sind die Sonnenstrahlen, bis er schließlich als Letztes dem schwervern Kunstmaler zuwendet, Frau Strauss befehlt und einen ständigen Ringtausch bescheidet. Fruchtlos das wilde Haus entsagen, mit Schwertes Schwärze gerüst befragt gewaltige Rosen hervor, es wird zum Zügelstange, dem nicht widerstehen kann.

Im andern Worten des Barockes wird von den Strahlen der Sonne getroffen, es beginnt der Fall zu treffen, selbst wenn die Erde noch widerstrebt wird das wackelnde Leben in der Natur sichtbar befragt und diesem gewaltigen Trübe muß sich auch die jugendliche Erde schütten. Sie bekennt nun selbst den Tag ihrer Hochzeit, die nach neun Nächten stattfinden soll, in dem kausalen Mittenhalm, der Sonne und Erde beide kennen, von ihr „Pari“ genannt, die weibliche Form von herb oder beer, das ist der Fruchtbaum. Die weiblichste Frau Dorastische erwartet im Herkommen ihres Feind, den jungen Sonnengeist, und er laßt nicht auf sich warten, denn der Kamber des Lebens offenbart es uns bald.

Wenn heute Liebesleute ungewöhnlich des alten Rosen-Rubens ihre Aufnahmestellen in die Hände eines Pannos rufen, so erschies kein Teil davon sowohl eine Sicherung und Festigung ihrer Herzensbeute, ob nicht aber Worte genannt werden und wider? — — —

Musik-Problem aus der Prignitz.

Von E. Handmann

Kleine „Bei Dir im September“, im „Bei Dir, Hannover“ und „Bei, mein Pannos, bei“

Nr. 94 d. J., drittes Heftblatt 8 3 der Nationalzeitung bringt im Blickt über neue Melodie zur deutschen Nationalhymne Seite 10 u. 11 v. u. die Mitteilung: „Die Worte zu Heil unserem König, Heil gehört den Engländern“

Gestattet mir, in nachstehenden Zeilen dagegen Verwahrung einzulegen. Wohl ist solche Annahme sehr alt und sehr verbreitet, ist aber einem Defizitens ohne, was unter dem Urteil gehört: error est veritas non est error!

Auch ich bin seiner Zeit geliebt worden, unter Preussisches Königsgeld sei in die Melodie der englischen Königshymne übergeführt worden. Diese Schicksalsfügung kam für mich im Wanken, als ich mich im Spätsommer 1864 im Bade Bismarck, Grafenschaft Oetting, befand.

Ein pensionierter Oberst hatte aus Veranlassung einer erkrankenden Nachricht vom Schwergeliebten Kriegsschauplatz bei der Bode-Expedition geboten, nach Schluß des Morgenkonzerts unsere Königshymne zu spielen, die wir, natürlich mit Aussetzung der Polka, alsbald im Chor sangen. Eben war unser Sang beendet, als wir gleicher Sangesweise ein nach der neuen Pflanzstätte Wurtten ziehen wollender Wallfahrtszug, aus dem Schönenhain kommend, auf der Promenade erschienen, sich um die Halle der „kalten Quelle“ stellten und den Vers sang:

„Heil Dir, o Königin,
Deu Braunsen Heilsein,
Heil Dir Maria,
Laß sprachen klar und hell
Allzeit den Lobespsall
Zu Leben und Gedenken,
Heil Dir Maria!“

Wir Badegäste staunten alle ob solcher Überraschung. Der damalige königliche Bade-Kommissar, Herr von Nowotna, berichtete uns nach, daß solche Klänge und Worte bei Pflanzzügen sowohl wie in der umwohnenden Bevölkerung üblich waren. Er sowohl wie andere Katholiken gehen nur ziem zum Schluß eines vorbedachten Wortes an, nämlich:

„Heil Du, Du Königin,
Unser Quelle Heilsein,
Heil Dir Maria,
Zu Heilung und Gedenken
Laß sprachen froh und rein
Unsern Fromm Lobespsall
Heil Dir, Maria!“

Man machte uns für letztere, Bismarcks, Wortführung darauf aufmerksam, daß solcher Vers nicht bei der „warmen“ Quelle — der Frauenquelle — gesungen werde, sondern bei der „kalten“ Quelle, die viele Frauenkinder von Eislebischen viel, von Fremden nur ausnahmsweise damals besucht wurde.

Einige Tage später besuchte eine Anzahl Badegäste den untern Kalksteinberg bei Dorf Bismarck, im dessen Kapelle eine Epithaphentafel im Ehren des Deshenten Volkmer sich befindet. Auf diese Tafel und das Bild Volkmers machten uns zwei mitbewegende katholische Seelische, Pfarrer Heuschel aus Striegau und Kreismedizinalrath Grawitz aus ? aufmerksam. Volkmer ist Verfasser jenes Quellen-

weisen und seiner Methode, Volkner war ein in Gesellschaft Glanz und im ganzen Gebiet des Erzbistums Prag am die Wende des 18. im 19. Jahrhunderts sehr angesehener katholischer Geistlicher, und, wie alle Klänge der Gesellschaft, sehr musikalisch.

Jetzt lag die Sache an, mich speziell zu interessieren, denn dieser Nachbar Volkner ist ein entfernter Verwandter von mir, war Bruder meiner Urgroßmutter Theresia Thoma, geb. Volknerin.

Ich besuchte wieder, bezug Nachrichten aus Oppeln, Berlin u. s. w. Das nicht feststellbare Ergebnis aus der „Volk-Lore“ war: Gelegentlich Sammlung des „Schlesischen Bienen“ im Frühjahr 1813 habe General Schenkendorf, bekanntlich ein großer Musikfreund, besaßte Melodie dem Gesänge von Pügnerrügen aus Warschau entnommen und habe dieselbe in die Musik seiner Regimenter für einen Preussischen Militärmarsch einfügen lassen. Ein alter Feldweibensmann, den ich noch im Winter 1868 in Königsberg (Neumark) aus Sachs befragte, bestätigte mir, daß in der Tat ein Militärmarsch dieser Art auch bei seinem Bataillon während des ganzen Feldzugs 1813 18 im Gebrauch gewesen sei. Ueß, sagte derselbe hinzu: „Arken Sie mal, da kamen wir nach der Schlacht bei Waterloo ins Feuersitzeln und hörten mit strom Male von einer großen katholischen Kirche einen Königslied singen.“

Nunne Voraussetzungen Sie nicht, die Preußen-Melodie 1813 im Feuersitzeln? Ungefähr zehn Jahre später wurde mir die Krönung vor Sachs wieder in neuer Richtung beantwortet weiter geführt gelegentlich eines Besuche im Klosterhaus. Mein Vater, Pfarrer Karl Hausmann u. Zellen a. Oder (Neumark), geb. um 1760, der in seinen Jugendjahren viel in katholischen Kirchenmusik beschäftigt und mitgewirkt hatte, teilte mir aus seiner Ehrerb- und Familienchronik mit: Unser verachtungswürdiger Dichter Volkner ist nicht, wie im Glatzer und Böhmerlande vom Volk erzählt wird, Verfasser der Königslied, sondern nur deren Verbreiter. Vielleicht daß er den betreffenden Wortschatz der deutschen Vorstellung für seine Landsleute in dem Sauberen vorübergeleitet hat. Die Melodie selbst und den, ursprünglich wohl lateinischen, Sängertext hat er von Mönchen aus französischer Klöster, welche nach auch deutsch zu sprechen verstanden, und denen er um Hilfe seines Kirchenbuches zu Prag oft zusammentraf, überkommen. Weiter versicherte mein Vater, daß er Melodie und Quellort erst anders an Österreichischen Kaiserarmee, z. B. bei Badenfelden in Böhln, unter Zeit gewonnen habe.

Wenige französischer und deutscher Range? Eben Belgier? Löhninger? Ich traf im Sommer 1874 im französischen Städtchen Ecomant bei Forchheim gelegentlich Verhandlungen über Grabsätze eines Verwandten mit drei damals viel Aufsehen erregenden katholischen Pfarrer hier zusammen. Eine prachtvolle Kopie des Bibles „Mater

Geiten von Lourdes² führte unser Gespräch auch auf die Preussische Kreuzenmelodie. Und da hörte ich zu meinem nicht geringen Erwidern, daß es einen Quellengegang solcher Klängeweise in der Tat gegeben habe, der jetzt (d. i. im Jahre 1874) nicht mehr in Übung sei, da man besseren Hymnen und Melodien habe im katholischen Kirchengesange. (Ob wohl im Zurückdrängen jener alten Melodie selbst Text die seit 1886 besonders eigne Abdringung des Ultramontanismus gegen diese spezifisch Preussische Intimität mitgerichtet haben mag? Jene, angeblich aufgegeben, Melodie sei ursprünglichen Eigentum des Klosters St. Annaud bei Tournay in französisch Flandern, der Verfasser sei kein Geringerer als der berühmte Organist der Kirchenmusik, Monch Haschald, um das Jahr 800 n. Chr. Mitteilungen, welche nur später aus Aachen, aus Oppeln, in Berlin zugehen, bestätigen solche Angabe des Pfarrers Hahn: alle indes waren und blieben so unbestimmt, daß sich ein solcher Schluß nicht ziehen läßt.

Freilich: wie vielfach mit derartigen Lage auf dem Gebiete der Forschung, Inanständigkeit der Altstammforschung! Als Volk-Leute wie als Profiterheber konnte ich solche Situation mehr als zur Genüge.

Ich bin weiter Kenner der Musik noch der Musikgeschichte. Ich vermag zur Sache nicht mehr zu tun, als im vorliegenden Mitteilungen für Fachleute ein Problem vorzustellen, dessen Lösungsversuch mich jetzt nahezuachtzig Jahre lang beschäftigt hat.

Was ich weiterhin mit folgendem.

Im Hainweg des alten Königlich Reiches Deutscher Nation, im Grenz-Treffgebiete der laubhaften Erbauung und Flauheit, wurden die schon zur Sämannzeit berühmten Schwefelquellen jener Gegend von abgrenzungslos heilwundersamen Barden (vielleicht noch früher von laublichen Heilern?) im Volkstunge gepriesen. Als man bei der Christenwörung von Land und Volk König Dagobert nahe Tournay (französisch: Doornick) seinen Freunde St. Annaud zu Ehren bei diesen Schwefelquellen ein Kloster errichtete, wandelten zur Dreifaltigkeit von heilwundersamen Weisen die klugen Mönche zum Quellen und die der Quellen Kraft preisenden Bardenklänge in eine Wechselliste und zu Wechselliste für die Himmelsklänge Jungfrau Maria, aus. Ähnliches ist vielfach z. B. noch auf Kloster Hohenberg bei Linzau a. Elbe, der voraussetzlichen altslawischen Erdwunde, geschehen. Jungfrau Maria, aus deren Schoße das Heil der Welt entspringt, als Himmelsklänge in Wolken- und Erdquellenheit, der, weltbeweisenden Jung Erben; welche heilwundersame heilwundersame Heilwundersame! Wohl anzunehmen ist die Sage, welche Huchald, den berühmten Organisten und Verfasser des Organen Haschald, als Komponisten der Melodie eines im Kirchengesange überauswundersamen Haschalden-Hymnen in seinem Kloster St. Annaud bei Tournay nahe der französischen Stadt Doornick preist. Wohlwundersame von Wohlwundersamen solcher Quellen-Hymnen,

den der Sängerkonvent der Havelde seinerseits unmittelbar aus dem Urlande vor ihm vorhandener Bardentöne nachgebildet haben mag, so andre der Mann gewöhnlichen Klugkopfes gekraut — und wie leicht konnten durch Mänsche, Nonnen, Schiffer, Krüger und andre fahrende Volk von Flöckern her diese Klänge vom Jahre 100 ab über den Kanal hinweg ins nahe Brittanienland übergeschwemmt werden. Einmal drüben auf dem Volke anbewußt zu eigen geworden, ging, wie oft in entsprechenden Fällen geschehen ist, beim Entstehen des englischen Königshymnen-Textes „God save the Queen“ die im Volkstum längst verkümmerte Melodie auf die ohne weiteres an sie knüpfenden neuen Textworte über! Hier selbst ist es geschehen, daß als ich ein unverfaßtes Studierbuch im Fremdenkreise vor einigen Jahren vorlas, einer der Anwesenden dasselbe sofort nach der schwebischen Melodie „Wie die Händlein drüben zittern“ ansprach. Das Volksgedächtnis arbeitet in solchen Verhältnissen sehr, sehr eigenartig, überspringt in recht wunderbarer Weise die Regeln der Theorie!

Es ist doch eine zufällige Entdeckung, daß sich unabhängig von jedem englischen Einfluß auch schlesisch-böhmischer Überlieferung ein Auftauchen unserer Melodie in kirchlicher Gewandung in den Sudeten und im Salzburgerischen feststellen läßt und daß von Böheim und Schlesien her wie aus dem jetzt Bayerischen Frankenland als Ursprungsland der Sangweise des weltlich Beschluslied „Hennegan“ nachgewiesen ward. Und daß zufällig mein alter Feldwebel-Leutnant von Waterlooer Schlachtfeld durch den Hennegan nach Frankreich emigrierend die seinem Bataillonmannsch entsprechenden Klänge an einem Kirchensonntag herantastend anno 1815 vernahm.

Nichts zu Fachleuten gehören, bevor als es mir trotz 61 Jahre wehrloser Zofschäftigkeit verglönt war, das mathematische Dunkel über den Ursprung unserer Königshymnen-Melodie zu lichten.

Für jetzt stelle ich hierzu das Problem auf: Unserer Preussischen Königshymnen-Melodie ist nicht Lehnwerk von England her, da ist allgemeinlich, ist unabweislich, dem weltlich „Hennegan“ der Franken — oder wenn man will der Eggenber — entsprossen, jenseit von Deutsch redenden Menschen bewohnten Nieder-Lothringr Kreise des Alten Reichs.

Siedorf bei Lützen a. Elbe, den 24. Februar 1906.

Zur Baugeschichte des Pariser Platzes in Berlin. von E. Friedel.

Zum Schutze des Brandstänger Turms gegen Einbrechung und Übergrabung durch die anstoßenden Häuser hat das K. Polizeipräsidium am 1. August 1903 eine Verordnung nachstehenden Inhalts erlassen.

§ 1. Die von der Nord- und Südseite des Pariser Platzes, sowie die an der Westseite des Pariser Platzes bzw. der Königsplatz- und Sommer-Straße begrenzten Grundstücke werden folgenden besondern Beschränkungen unterworfen:

Die Fronthöhe der Gebäude (§ 2 der Baupolizei-Ordnung vom 15. August 1900) darf

- a) an der Westseite des Pariser Platzes bzw. der Königsplatz- und Sommer-Straße das Maß von 10,5 Metern,
- b) an der Nord- und Südseite des Pariser Platzes das Maß von 20 Metern nicht übersteigen.

In dem Antrag des Pol.-Präsidiums vom 1. Juli 1903 an den Magistrat wegen Zustimmung zu jener Verfügung heißt es, bei den jetzigen Höhen der fragl. Gebäude erscheine eine ausreichende Belüftung früher Luft aus dem Hinterhof und von dem Königsplatz her nach der Straße Unter den Linden und des angrenzenden Straßenzuges bzw. Platzes gesichert. Dies würde aber nicht mehr zutreffen, wenn in Zukunft an Stelle der jetzigen Gebäude Neubauten mit erheblich größerer Höhe errichtet werden sollen. Es liegt daher im allgemeinen sanitätspolizeilichen Interesse, daß die gegenwärtig bestehenden Verhältnisse auch für die Zukunft gesichert bleiben.

Diese Polizei-Verordnung hat bekanntlich nicht verhindert, sondern, daß das früher Holtenauer Palais, ein Haus Schinkel's, Unter den Linden 1, jetzt dem Kaufmann Adlon gehörig, vollständig niedergebrochen wurde.

Für den Schutz von Gründen kunsthistorischer Bedeutung wird aus dieser Polizei-Verordnung leider nicht alles weitere gewonnen können. Dies sei betont, weil beispielsweise die Polizei-Verwaltung von Götting in höchster Absicht einen sehr vorzüglichen Stadtkulturwahrheitsplan, ein Vorhaben, das für alle preussischen Städte von größtem Interesse erscheint. Die Polizei darüberbenachichtigt nämlich eine Verordnung zur Erhaltung geschichtlich, kunstgeschichtlich oder literarisch bedeutungsvoller Einzelbauten und Gesamtstraßenbilder, namentlich der Altstadt von Götting, zu erlassen und in dieser Verordnung besondere Anforderungen, Besonderebestimmungen und Befragungen aufzunehmen, um die alten Hausdenkmäler in ihrem Bestande zu schützen und vor einer

Entscheidung durch Um- oder Ausbauen oder Hochenschilder oder durch unternehmende Neubauten in ihrer Nähe zu bewerkeln.

Die Veranlassung zu der Fällsel-Verordnung vom 7. August 1866 gab die beschriebener Mauthen auf dem Grundstücke Pariser Platz No. 1 und 2. Es sind dies von König Friedrich Wilhelm I. geschenkte Freilassen, über welche nach dem Grund- und Hypothekensachen sich nachfolgende Urtheilsurkunden verhält:

Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden, König in Preußen, Herzog zu Brandenburg des heiligen Römischen Reichs Erbtürkener und Churfürst, Kurfürst von Sachsen, Prinz von Anhalt, Fürstbischof von Cambray und Minden zu Halberstadt, auch in Schlesien zu Glogau Herzog, Herzog zu Saxeberg, Fürst zu Halberstadt, Hildes, Cambray, Minden, Seiwern, Harnburg, der Herrschaft und Meuse, Graf zu Hohenhausen, Kappeln, der Mark Brandenburg, Hohenhausen, Tecklenburg, Lingen, Schweda, Pflügen und Löwenau, Herr zu Ravensstein, der Lande Ratzeck, Stargard, Landsberg, Bismarck, Ardenne, pp. Thun Land und Eigen kunnat zu wachen. Demnach Wir mit Aufwendung vieler Kosten Uns selbstem angelegte sein lassen. Unsere Könige Königinen insonderheit durch Aufhebung der Friedhöfemacht und Erweiterung der Durchstossmacht, in mehrere Flur und Auftheilen zu bringen und in solchen Ende durch wiederholte Patente dem in Menschensachen verschiedenen Freilassen in Gunden eingetoten und verwilligt haben, um dadurch Freilassen in neuen Lande und andere zu setzen, welche Unsere Reichsämtern vollkommener zu machen und die Kolonng, Ommenheit, Gewerbe, Handel und Wandel zu erweitern, nach der Stadt selbst eine mehrere Zierde und Ansehen zu geben. Und hiermit unter andern der Graf Friedrich Ludwig von Wartensleben ein von allerunterthänigster Devotion zu Thema an derbeten allgütigsten Wohlgefallen sich deklarirt, zwei Stellen auf der erweiterten Durchstossmacht (in Quant⁹) am Brandenburger Thor belegen, gegen Anweisung nach dem Bau-Platzes und benötigter Baumaterialien, nach Unserem allgütigsten Willen zu bebauen, nach demselben eben Ein zu unserer allertochten geybeten Abgeben hat, daß wir demselben solche dessen Erfüllung in Königlichem Gunden und als ein Uns Wohlgefalliges Merkmal über ein allerunterthänigster Devotion aufgenommen, Uns nach demselben und in Berücksichtigung des Klerikatsstandes sehr kostbaren und nachtheiligen Abwehrens, zu dieser Billigstellung nicht allein die freien Baukosten und erforderliche Baumaterialien allgütigst gestundet, sondern ihm auch die zwischen der Gehörten Seite von Guter Hande und der Brandenburgerparten Corps de Gardie zwei belegen Plätze so wie von Unserem ansonstenden Thiergarten abgetreten, von welchen das erste Platz nach dem herlich gefügten Ein in der Franz Platz haben, acht Fess von Koll und in der Tiefe sechs und Zwanzig Fußten, 27 Fess auf einer und sechs und Zwanzig Fußten Seite Platz auf der andere Seite, hinterwärts auch in der Seite Achttzehn Fußten

⁹ Doppelteckeliger Baum der Franz Plätze nach sehr gemeinlichen Ein, wo thutlich die Ökonomie, jünger Leichter und der Kollend, jünger Füllthausen-Platz.

Sieben Fuss und das zweite welches in der Fronte Acht Stetten vier Fuss und in der Tiefe drei Kotzen ein Fuss sechs Zoll in sich hält, ganz frei, erb- und eigenthümlich wirklich erblich, geschätzt und übergeben Wir thun solches auch hiermit und Ernst dieses dergestalt und also, dass vorgenannter Friedrich Ludwig Graf von Wartensleben solches an seinen Häusern ihm dergestalt geschätzten Plätze ganz frei erb- und eigenthümlich besitzen, auf vom Erben und Erbschmähern zu vererben, auch die allerbings anhängende Rechte völlige Macht und Gewalt haben soll, darüber als seinem wahren Eigenthum auf alle Art und Weise zu disponiren.

Inzwischen Wir für uns und unsere Nachkommen an der Rechte und Our Uns alles Anspruchs an denselben und deren darauf erbhaltenen Häusern jetzt und zu ewigen Zeiten auf den feindlichsten hierdurch beggeben, Item dem Graf Friedrich Ludwig von Wartensleben auch hierdurch Unser Königlichs Wort und Versicherung geben, dass Wir ihm bei solchem allgeräthigt geschätzten Plätze zu allen Zeiten künftigt schützen und durch Unsere Thron gegen jedermanns An- und Zupack in und unangerechtheit vertreten lassen wollen.

Wir deklariren auch über die nachgenannte Plätze und die darauf erbhaltenen Häuser in Compensation des künftigen Besatz von allen jetzigen und künftigen Bürgerlichen Beschwerden von Kassen frei und ganz, be- teilten denselben Unserm Officio Item, Magistret und Gerichten künftiger Unsere Residenz, auch sonst jedermänniglich hierdurch in Gedenke sich auch solcher Unserer allerböchsten eigentlichen Willens Meinung überall aller ausschützig zu sehen, unerschlichkeit Unsere Officio Item all nachgenannten Graf Friedrich Ludwig von Wartensleben auch dessen Erben und Erbschmähern oder die sonst daraus von ihm haben, bei dem Rechts geliebter Plätze und Häuser auch über hierzu ihm tagen und verbleiben Geruchigkeiten, Freiheiten und Immunitäten gegen jedermanns Anspruch auf diese unangerechtheit Deputationen in Unsere allerböchsten Namen zu vertreten. *) Demnach alles an dems mehrere Urkund und Bekräftigung haben wir diese Versicherung höchst eigenhändig unterschrieben und mit Unserm Königlichem Ingepelt bedrucken lassen.

So geschichen und gegeben zu Berlin den 11 Febrvary 1776.

(L. S.)

Friedrich Wilhelm

• Gränikow • Hepp.

Versicherung für den Graf Friedrich Ludwig von Wartensleben über eine zwei neue Häuser auf der Dortheimstadt und die ihm dazu solches und angeordnete Plätze.

Am dieser wohl verklassifizierten Verfügungs-Befugnis ertheilt, daß die Beschickung eines neuen Hauses nicht polirechtlichem begründet werden konnte, um so mehr als die betreffenden Häuser bereits inzwischen beauftragt zu werden verordnet worden sind. Die Polizei-Verordnung konnte sich daher nur auf ungezügelter Richterthum beziehen.

*) Kaiserl. Pat. No. 1397 vom 2. Febr. 1776. Kaiserl. Pat. No. 1397 vom 2. Febr. 1776. Kaiserl. Pat. No. 1397 vom 2. Febr. 1776.

Andern hätte die Sache gelingen, wenn die Häuser aus dem königlichen Fausadenbesitzende (wie vielfach in der Zeit Friedrichs des Großen zu Berlin, Charlottenburg und Potsdam) gekauft und jede wesentlichen Veränderungen ohne Allerhöchste Zustimmung unterlagt gewesen wären, dies trifft hier aber nicht zu; dem König Friedrich Wilhelm I. hat zwar der Bauherr zur Genehmigung vorgelegen, besonders Zeichnungen sind aber darin nicht geknüpft worden *)

Dagegen sind die anstehenden von Reichlichen Legatschäuser Pariser Platz Nr. 9 und 10 mit Hinblick auf die Fausade bezüglich Beschränkungen behaftet **)

Die eingangs gedachten Häuser hatten Freihaus-Qualität, wenn jedoch die Verpflichtung der Freihausbesitzer an Diensten, Quartier- und Dienstreue-Gewährung bei Hofe und Besuchen ständlicher Personen mit ihrem Gefolge bei Hofe vorhanden war. Im Jahre 1808 beauftragte der K. Hofmarschallamt die Ablösung der Verpflichtungen der Freihausbesitzer zu Berlin bei der K. General-Konvention zu Frankfurt a. O. Laut Bescheid des Kommissars derselben vom 18. November 1808 betrug die für das Haus Pariser Platz Nr. 1 bestimmte Rente 5 Th. 20 Sgr. 11 Pf. Solche Renten konnten grundbuchlich eingetragen oder durch demselbe Kapitalanleihe abgelöst werden.

Sowohl geht sich in den Freihausern als in den Fausadenbesitzern gleichmäßig die große landesherrliche Fürsorge und das besondere Interesse wieder, welches die Preussischen Könige der ständischen Zeiten ihren Besitzern widmeten.

*) Vgl. über das königliche Fausadenrecht Teil II, III, XIV 2.

***) Das Reichliche Legatschäuser Nr. 9 und 10 soll dem I. Geist Hofmann zu Fuß zu tragen als über die Grundbesitzer über, gehören. An der Fausade befindet sich ein Haus, welche Fausade derselbe, auf dem Dach sind zwei kupferne Tropfen angebracht, beide Grundstücke sind mit einem stehenden Bau angeordnet. Längs im Eingang von Nr. 7 steht das Grundstück eines Grundbesitzers mit der charakteristischen hohen Mauer. Nach ist zu bemerken, daß bei Nr. 9 eine Mauerung ist für den hier unterzeichneten Schöpfer des Preussischen Landrechts heraus. bei Nr. 10 eine solche für den hier ebenfalls verzeichneten Schöpfer der Stadt Berlin Fausadenrecht ist v. Wenzel, vollständig „Faus Wenzel“ genannt, angeordnet, nur aus einem, ohne aus grundbuchlichem Grund.

Zum Kahnsdorfer Hochzeitgedicht.

Von Wilhelm Seelmann.

In Brandenburgia, Jahrg. 18, S. 75, ist unter der Überschrift „Die Hocket, vornehmige Mundart (um 1500) in Kahnsdorf, Kreis Luckau, Lenc.²“ ein plattdeutsches Hochzeitgedicht abgedruckt worden. Bei dem Mangel überer Sprachproben aus der niederdeutschen Lencitz verliert der Nachweis einer solchen Beziehung und der Entlecker besonderen Dank. Leider hat Herr Scharnweber, dem man den Fund verdankt, mindestens verstanden, wober er den Text genommen hat und worauf sich seine Angabe stützt, daß derselbe die um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Kahnsdorf gesprochene Mundart sein. Eine Untersuchung der Sprachformen bestätigt zwar, daß die Mehrzahl der Niederlencitz angehört, ergibt aber darüber, daß wenigstens einige nicht an der alten Mundart Kahnsdorfs stimmen.

Es findet sich neben *ap* (*apf*) in Stropha 4, Vers 3, die Form *af* 10, 2, 7; neben *hock* (*hock*) 1, 1 und öfter auch *hock*, 2, 7; neben *ro* (*ro*) 1, 2, 6; 10, 3, auch *ra*, 4, 7; das unverschobene niederdeutsche *r* in *Tind* (*Zent*) 1, 1; *rut* (*heraus*) 10, 2, neben dem hochdeutschen *r*, *ß* in *geraggt*, 6, 7; *mann*, 2, 2; 10, 2; *hül*, 4, 6; der Artikel *dat* neben dem Niederwort *daj*, 2, 4; 3, 5, 7; 10, 6. Nach einer Auskunft, welche ich Herrn Lehrer G. Schulze in Kahnsdorf verdanke, gesprochen der nur noch von älteren Leuten gesprochenen alten Mundart des Ortes die Formen *af*, *Tind*, *hock*, *ro*, dat. Es ergibt sich daraus die Folgerung, daß die Formen *ap*, *ra*, *hül* nicht nach Kahnsdorf gehören, also entweder fremde Mundart vorliegt, oder das Gedicht überhaupt nicht von einem plattdeutschen sprechenden Kahnsdorfer aufgeschrieben ist.

Daß der Text keinesfalls um 1700, sondern erst nach 1800 niedergeschrieben sein kann, wird durch die Tatsache erwiesen, daß in dem die mundartliche Umsetzung eines plattdeutschen, 1810 zum erstenmal gedruckten Gedichte, „Gedäch der „Bourchechoff“ von Wilhelm

Bornemann, vorliegt. Als Beweis sei je eine Strophe des originalen und des Kalksdorfer Textes nebeneinander abgedruckt:

Bornemann, Strophe 2	Kalksdorf, Strophe 1.
<p> Puchhey Berhilt Thieren in lant: Das wie die Truppen schalle Da de Fuhrerthum lant e, Als Klocken trakt die Korte, Ingepnet hat de Fronte Hans zu dries die de Tre, Hans und Hans am Hans und For Puchhey etc </p>	<p> Juchhe! Berhilt die Huchheit in lant Das wie die Truppen schalle Da de Kapfliche lant e! alle Klocken trakt die Korte, Ingepnet hat die Fronte Hans zu dries die bewie tre, Hans und Hans am Hans und For Juchhe etc </p>

Abgesehen von Lese- und Satzzeichen im Kalksdorfer Texte bezeugend Entstellungen der ursprünglichen Lesart.

Bornemann Verse (Strophe 3):

Ue de Niche puchefinge
 Lant der Wader wach in lant

sind in Kalksdorf zu dem unklaren Wortlaute (Strophe 3):

Ue den Niche Puchefingh
 Lant der Wader wach und lant

geworden.

Bornemann Worte (Strophe 4):

Klinge wach in Platen dich,
 Ue den Hans zu reichlich lant,

sind ersetzt zu (Strophe 5):

Klagen Platen zu Fache dich,
 Ue in Hans zu reichlich lant,

Bornemann (Strophe 7).

Das de große Kosterliche
 Niche in lant in in gemant.

ist ersetzt zu (Strophe 8):

Das de dieke Detailche
 Niche juchhe die juchhe.

Diese und ähnliche Entstellungen des ursprünglichen Wortlauts, noch mehr aber die in Unordnung gewesene Reihenfolge der Strophen von denen die erste und dritte fehlen, die übrigen in der Reihenfolge 2, 7, 3, 6, 4, 5, 8, 9, 10, 12 stehen würden, sprechen dafür, daß die erste Handschrift der Kalksdorfer Fassung nicht das gedruckte Text Bornemann als Vorlage gehabt hat, sondern aus dem Gedächtnis gemacht ist. Sie ist somit ein neuer Beitrag für die ehemalige Vollständigkeit der plattdeutschen Gedichte Bornemanns, von denen bereits mehrere in mundartlicher Umgestaltung im Volksmunde in der Mark

in Westfalen etc. wiederzufinden haben, zum Teil sogar als Kutschlieder, vgl. Niederdeutsches Jahrbuch, Bd. 23, S. 113 und Korrespondenzblatt der Verena für niederdeutsche Sprachforschung, Bd. 21, S. 21. Insbesondere ist auch noch die nur von Professor John Meier in Basel gegebene Nachweise die „Bauernhochzeit“ schon mehrmals aus dem Volksmunde aufgezeichnet worden, aus Preußen bei Frischbier, Preussens Volkslieder in plattdeutscher Mundart, S. 42, Nr. 27; aus Pommern in Veronesis'sche Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 3, S. 119 und bei Drasche, Deutsche Kinderverste, S. 155. Keine dieser Fassungen läßt eine allzu Verwandtschaft mit der Kutschlieder erkennen. Dagegen sieht sich die Melodie, welche dem Kutschlieder Texte (S-dur) beigelegt ist, in B-dur schon in einem Drucke aus der Zeit aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts: „Die Bauernhochzeit von Bornum mit Begleitung des Piano-Forte“ (Biele, Kgl. Bibliothek, Musik P 1455, Bd. 4, S. 457) und bei Erk, Neue Sammlung deutscher Volkslieder, Heft 3, S. 43, hier in F-dur und mit der Bemerkung: „Melodie vielfach entlehnt, aus dem Brandenburgerischen“.

Friedberg Nm. im Wechsel der Zeiten.^{*)}

Von H. Heine

Friedberg Nm. ist aus einem Jagdschlösschen hervorgegangen, das ein wendischer Ritter, dem Pommererfke angehörend, zwischen 2 Seen erbaut und mit Wäldern, Teichen und Parkanlagen umgeben hatte. Er nannte es Stralau, was soviel wie Jägerburg, Jagdschlösschen bedeutet (jahn stralen, was stralitz Bogenschütze). Dessen Name übertrug sich auf das wendische Dorf, welches bald neben dem Schloße entstand. Es war von lieblichem Fischerort, denen die zahlreichen Seen der Umgebung ihre Nahrung gewährten, und von Ackerbauern besetzt, die den vom Walde befreiten Boden mit dem Hakenpflege aus Holz bestellten und Bienenzucht trieben. Die Erinnerung an das uralte Wendenort hat sich noch in der Sage erhalten. Darin sollen der wendische Lichtgott Swantowit bei Stralau und Czerchow, der schwarze Gott, auf dem Lindenort bei Gorkow im heiligen Hain verbrannt worden sein. Die bei Stralau in großer Menge vorkommenden Findlinge deutet die Sage sogar als die letzten Reste eines Götterkampfes.

^{*) Die Erzählung stimmt, soweit nicht andere Angaben gemacht sind, mit Text, Geschichte der Stadt Friedberg 1878.}

Später wurde das Gebiet, in dem das Dorf Stralsund lag, zu einem Zankapfel zwischen den Pomern und den von Süden nördlich vordringenden Polen. Die letzteren unterjochten Land und Volk und zwangen den Bewohnern ihre Sprache und Sitten auf. In dieser Zeit (1126) wurde Bismar wahrscheinlich auch durch den Bischof Otto von Bamberg das Evangelium gebracht. Die politische Herrschaft wanderte bis gegen 1200. Um diese Zeit heiratete Konrad, der Sohn Markgraf Johannes I. von Brandenburg, welcher sich mit seinem Bruder Otto III. in die Herrschaft teilte, Konstanze, eine polnische Prinzessin, und erhielt das Land „terrae Drianae“ (Terra ultra Driana) und damit Stralsund als Mitgift. Johann I. heiratete das Gebiet abhold mit Burgwardenern aus dem Westen Deutschlands, wobei er die Terras einiger Erbsizigen mit Grund und Rechten nach behaltend, und erhielt das ehemalige Stenendorf Stralsund zur deutschen Stadt und Burg, die von den neuen Bewohnern Friedberg (sowie wie unfruchtbarer Berg) genannt wurde und deren Namen auf die anliegende Terra Friedbergische übertrug. Vermutlich geschahen sie dabei der alten Heimat in den südwestlichen Besitzungen der schlesischen Markgrafen, wo es noch heute in der Nähe von Breslau als Dorf Friedberg (früher Friedberg) gibt. Für diese Annahme spricht auch die Tatsache, daß viele Dörfer in der Umgegend Friedbergs mit dem Namen auf Ställe, Dörfer und Schlösser der heutigen Provinz Sachsen harrten. Urkundlich genannt wird es zuerst 1200.

1272 wurde Friedberg von dem Polzertruge Franzyslaw, dem Bruder der Konstanze, eingekauft, worauf es Konrad, der nach dem Tode der Eltern mit seinem Bruder Otto IV. mit dem Pflch die Regierung gemeinsam führte, von neuem, aber ohne Burg aufbaute und stark befestigte. Die Stadt erhielt damals im wesentlichen die Gestalt, die sie heute aufweist.

Über doppelten Wällen und Gräben erhob sich behäuslich in Kreisform eine 1732/3 so lange und 8 m hohe Mauer mit 38 Weichtürmen, die in der Hauptstadt aus Feldsteinen bestand und einen Platzraum von 26¹/₂ Morgen oder 24,25 ha umschloß. Dazu wurde als von dem runden spitzen Fangturm und zwei Türmen, dem Birkenholzer und dem Mühlenturm, überragt, von denen die letzteren kleine selbständige Burgen bildeten, indem sich von jedem Hauptturm starke Mauer bis zu einem weiteren, weniger bedeutenden Turme hinzogen.⁷⁾ In der Mitte standen Kirche und Rathaus auf einem großen, ungewölften Platz, an die lehnten sich die Verkaufshäuser der Straße, die Scherren. Die Kirche war im spät-

⁷⁾ Der Fangturm, der Mühlenturm (ohne den weiteren Turm) und die Mauer sind noch heute vorhanden, letztere hat im Laufe der Zeit bedeutend an Höhe abgesehen. An Stelle der Wälle und Gräben stehen sich jetzt Gärten und eine Promenade rund um die Stadt.

gehöhen Stelle steht, dessen Formes man in einfachster Ausführung auch dem Mittelalter gegeben hatte. Besonders reich gegliedert war der Originalbau mit seinen drei nach Thorgangenden Eulen, den Nischen und dem Maßwerk im oberen Teile des gewöhnlichen Fensters^{*)}. Der Turm trug ein helles Spitzdach. Von dem alten Rathhause, das auf dem heutigen Marktplatze stand, und in dessen Nähe sich das Häuschen befand, ist nichts mehr vorhanden.

Die übrigen Häuser waren aus Holz oder Lehmleibwerk erbaut und mit Rohr oder Stroh gedeckelt. An der Wahrungstraße, die lediglich für den Bedürfnis des Besten und seiner Familie eingerichtet war und meist den Gehfuß der Straße einschloß, schlossen sich nach hinten Ställe und Scheunen, die wegen der Unmöglichkeit im Lande einen, was nur einzigen Werk besaß, innerhalb der Mauer untergebracht werden mußte. Die Ställe waren klein und nur dürftig beschichtet mit Hilfe kleiner Glanzschichten in den niedrigen Fenstern. Da oft sogar der höherem Schornstein fehlte, mußte sich der Rauch, der aus dem Kamin aufstieg, durch Fenster und Türen seinen Ausweg suchen. Den Fußboden bedeckte ein Estrich aus Lehm. Viele Häuser waren die Bauernrechtlich verfahren, deshalb konnten sie einfache Einrichtungen zum Heizen. Schwache Feuergeräte, die zugleich zur Aufnahme des Regenwassers bestimmt waren, oder leichte Einfachen trennten sie voneinander. Selbst die Gebäude des Augustinerklosters, das 1280 gegründet wurde, und an das jetzt nur noch die Klostergeiß und das Dorf Mühlenberg (früher Mühlenhof) erinnern, unterscheiden sich nicht wesentlich von den übrigen Häusern; sie verfielen auch der Einführung der Reformen.

Die Straßen waren eng und krumm, entweder gerade oder doch nur in unregelmäßiger Weise gegliedert und hatten die Gassen in der Mitte, in der sich die Schwärze wälzten. Auf ihnen blühte nach der Mei, für den auf den engen Höhen kein Platz war. Hier und wieder fand sich ein offener Zielbauern mit mächtigen Querbalen. Einzelne Häuser, welche vor den Türen standen, spendeten im Sommer einen Schatten und milderten das wenig erquickende Licht.

Vor jedem der Tore hatte man ein Hospizial erbaut, das an St. Gertrud zur Aufnahme der Wanderer, das an St. Georg zur Aufnahme der mit ansteckenden Krankheiten Behafteten, besonders der Aussätzigen, die seit den Kreuzzügen in Deutschland häufig waren. Zwischen

^{*)} Bei der Erneuerung des Innern im Jahr 1888 und 89 hat man in fast unversehrter Weise Kreuzschichten, Kannel, Werkstücke und Ähnliches in die höchsten Teile des Turms gesetzt. Im Innern sind zu sehen, besonders gegen Süden, die Reste der ursprünglichen Holz- und Lehmleibwerk. Man kann sich vorstellen, wie haben die deutsche (Kreuzfahrer) und die polnische Kreuzfahrer, die durch die mächtige Gänge der Türme zur Ausbreitung der Fährberg gehen.

den beiden Seiten war die noch heute vorhandene Mühle im Betriebe, auf der das Aylrecht ruhte. Auf einem Hügel in der Nähe erhebt sich der Gölgen, der nicht selten gekammt wurde. Wälder, Sumpf und See umgeben die Stadt in gelungener Entfernung. Ein getreues Abbild Friedbergs aus jener Zeit findet sich in Herrns Topographia. Kleinstadts Brandenburgerl vom Jahre 1652.*)

Die Bevölkerung, in den Stellen reich und vielfach, war zu einer großen Teile Ackerschüler oder „Bauermeister“. Neben ihnen wohnten in der Stadt zahlreiche Handwerker, die sich zu Zünften^{*)} zusammenschlossen. Daran stand das Recht auf alle in der städtischen Bannweite vorkommende Arbeit dieser Gewerbearten zu. Außerdem der Kauf war jeder Gewerbetrieb unterliegt; fremde Händler durften nur während des Marktes in die Stadt kommen. An den Lebküchen, die Stadt und die Kirche,^{**)} zahlten die Bewohner Abgaben, die Bode (von Bitten), die aber nicht beträchtlich waren. Solches hatten sie für den Schutz der Stadt zu sorgen; sie konnten aber auch an Kriegsdiensten außerhalb der Ringmauer herangezogen werden. Zu diesem Zwecke waren sie mit Buschharnisch, Eisenhaube, Spieß und Schwert bewaffnet. Angeführt wurden sie von den Rittersherren. Ferner mußten sie Treibschüsse bei Wolfe- und Hirschjagden leisten. Dafür durften sie das zum Bau ihrer Häuser und zur Feuerung nötige Holz Leinliches aus den landesherrlichen und städtischen Forsten entnehmen, ihr Vieh auf die allgemeinen Weiden treiben und in den Seen fischen.

Oft hielten sich die Markgrafen in unserer Stadt und ihrer Umgebung auf. Für gerichtlich wurden sie vertreten durch den Vogt der Terra Friedberghe, der zeitweilig in Friedberg (die „Vogel“ weist noch heute darauf hin), später in Drienza seinen Sitz hatte. Er führte im Namen des Landesherren die höhere Gerichtsbarkeit aus, wobei ihm vier der Bürgerschaft gewählte Schöffen zur Seite standen; er ging aber hold gunn an den Rat der Stadt über. Unter ihm geht in Friedberg ein Vertreter des Staates der Stadtschule, dem die niedere Gerichtsbarkeit

*) Das Spießgesindel schon aus Mittelalters ist erst in späterer Zeit durch gebrochen worden, als die Leibeigenen verstanden worden war. Über die Verfassung dazu gibt es mehrere Sagen. Die eine berichtet aus Jahre an zum Ansehen geschienen, nachdem Kaiser Karl IV. nachzufragen war. Ein anderer behauptet, daß durch die Schließung des Ringturms die Aufnahme der adelichen Wäldner schamhaft gekümmert und der Kerkwahl ein vornehmer Beispiel vor die Augen gestellt werden sollte. Friedberg hat dieses aber gemeint markant. Wahrscheinlich verstanden man das Beispiel nur wie auch in Wollensberg, um so als Magasin zu gebrauchen, nachdem die B. Leibeigenen ständlich geworden war. Ein Rath ward es wieder geführt, als Friedrich Wilhelm III. die Stadt auf einer Reise passierte.

**) Schon 1665 spalten die Tuchmacher aus herrensprende Rolle, heute in die Tuchmacheren mit der Stadt verbundenen.

**) Zu ihrem Rechte gehörte das bestige Gut „Udenstaud“.

oblag; er wurde gewöhnlich aus den in der Nähe anwesenden Adligen erzwungen. In andern Städten, z. B. in Woldenberg, wohnte er in der Stadt und zwar im „Bauglehen“. Die städtischen Angelegenheiten verwaltete ein vom Markgrafen bestellter Rat, der aus dem Bürgermeister oder Proconsul und den Ratsherrn, Senatoren oder Consules bestand.

In kirchlicher Beziehung gehörte Friedberg zur Diöcese des Bischofs von Kammer und stand unter dem Patronat des Domstiftes zu Soltau. Da diese der Jungfrau Maria und den Aposteln Petrus und Paulus zur Ehre gegründet worden war, trägt sein Gotteshaus noch heute den Namen St. Marienkirche und zeigt in dem kunstvollen Oberbau der Jungfrau Maria mit dem Juncobusden imitten der gesamten Apostel. —

Als im Jahre 1402 die Neumark und damit Friedberg durch Kauf in die Hände des Deutschen Ritterordens übergegangen war, aufzuzunehmen ein jahrelanger, erbitterter Streit zwischen ihm und dem Könige von Polen um den Besitz der Feste Dransau, die von je ein Stützpunkt gewesen war. Im Verlaufe desselben verband sich Wladislaw II. von Polen (späterhin unter dem Namen Jagello Großherzog von Litauen) mit den Hussiten, die damals ihren Vernichtungszug durch Brandenburg angetreten hatten, und rief sie zum Kampfe gegen den Orden nach der Neumark. Das Raugen und Städte waren ungenügend besetzt, und so konnte den Würgern nur geringer Widerstand geleistet werden. Ja, die wenigen Soldaten, mit denen der Orden Friedberg besetzt hatte, überließen sogar die Stadt ihrem Schicksal und stürzten vor dem Schwerte der Hussiten, als sie am 4. Juni 1433 die Kunde von ihrer Annäherung vernahmten. „Die Bürger waren nun auf sich allein verwiesen; denn der Demutswunden und Kriegsgläubigen des Ordens, die treu und unverwundt bei ihnen verharrten, waren doch nur wenige.“

„Freitag, am 5. Juni, zu früher Morgenstunde verheerete Sturmgeläch der Anzug der Hussiten, und bald hatten diese — wilde, bärige Gestalten — mit ihrer besonders gefährlichen Wagenburg die Stadt in einem engen Kreise umringt, und nachdrücklich die ihre Anforderung, die Thore zu öffnen, nachschrie. Sie rüsteten sie zum Sturme. So wenig zurreichend auch die Verteidigungsmittel erschienen, die Bürger hielten ihnen tapfer stand. Während drangen die Hussiten an, aber immer wieder wurden sie von den sicher vertheidigten Geschützen, dem Hagel von Steinen, den wuchtigen Streichen schwarzer Äxte und gestochelter Keulen und Hockensperren und von den niederenden Wellen stürzenden Wassern, Malschleusen und Feuers, mit denen man sie übergoss, zurückgeschrien und ihre Stützleitern von den Mauern abgestoßen. Den ganzen Tag und die ganze demzufolgende Nacht dauerte der Sturm; hoch auf den Thürmen aber wehten noch die Fahnen der Stadt und das Banner des Ordens mit dem schwarzen Kreuze auf weißem Grunde.“

„So heuchelnde und nachdrückliche Gegnerschaft hatten die Böhmen nicht erwartet, und, da es entweder verwehrt, mit Gewalt zum Ziele zu gelangen, oder schnell sich wider haben wollten, schritten sie zu schändlichem Betrüge. Am Sonntag stellten sie den Statthaltern ein und beim den Burgern einen Frieden an, über den Abschied zu verhandeln begonnen wurde. Ihre Forderungen waren zuerst so unerschweifelnd, daß darauf nicht eingegangen werden konnte, und als sie dieselben nach langen Beratungen argwöhnig nach und nach cründigt hatten, war es Abend und es spät geworden, die Sache noch durchaus zu Ende zu bringen. Es war aber nur ihre Absicht gewesen, die Delegation sicher zu machen und zu verwickeln.“

„Doch als nun die Bürger und des Ordens Rächte sich auf die Erwartung setzten, des morgenden Tages gegen leibliche Bedrohungen der Bedränger lothig zu werden, da Hahn hingegossen hatten und der Sobota mit blühender Schwere auf ihnen und allen den Bürgern lag, da gingen die Häupter behende daran, nach einer ihnen sehr geliebten Klausur die Klausur an mehreren Stellen zu unterbrechen, und in der ersten Frühe des Sonntags, welches der 7. Juni war, weckte ihr gemessenes Mordgehrill, mit dem sie in hellem Hader durch die Straßen schritten, die einzelnen Bürger und Ordensleute. In einzelnen Häusern drangen die Feinde in die unversicherten Häuser ein; nach kurzer Gegnerschaft ward alles, was da Waffen getragen haben konnte, grummel erwarbt und verstreut und an Frauen und Jungfrauen, an Weiberinnen und Kindern selbst unkenntliche Missethat verübt. Überall Mord, Schandtat, Raub und wilde Graus und auf den Häusern lag und da der „rote Hahn“, mit dem die Wände nach Gefallen spielen machten — das war es, was am Trübselig-Sonntage des Jahres 1403 das Sonnenlicht in der armen Stadt Friedberg beschien.“

„Auch das offene Land außer wurde verwüstet, „geschunden“ und ausgeraubt. Nachdem die Neumark von ihnen zu einer Wüsten gemacht worden war, legten sich die Häupter in die eigentlichen Ordenslande, wo sie vor Konitz blutige Vergeltung suchten.“

Nur langsam begannen sich die Wunden zu schließen, welche der unheilvolle Krieg dem Lande geschlagen hatte, da der immer mehr verfallende Orden keine Hilfe leisten konnte. Erst als im Jahre 1461 der Hochmeister-Kurfürst Friedrich II. von Brandenburg die Neumark von dem Deutschen Orden zurückgekauft hatte, erhobte sie sich wieder. Der Beschluß der Städte, dem Kurfürsten zu hulden, ward am 1. März 1464 in der Kirche zu Friedberg gefaßt, wozu sich ihre Vertreter an einem Landtage versammelt hatten. —

Trotzdem Kurfürst Joachim I. der Reformation feindlich geneigt war, breitete sich die neue Lehre doch in seinem Lande schnell aus. Auch in Friedberg hatte sie willigen Eingang gefunden, und der Probst

wenn auf Mittel, die verletzten Schäferlein der alten Kirche wieder anzuführen. Wie wenig ihm das gelang, erzählt Peter Hoff in seinem *Microcosmos* folgendermaßen:

„Anno Christi 1523, den 3. Januarij, umb 10 Uhr auf den Abend, ist ein schrecklich Chocum oder Feuerschick an demselben ortschonen von aufgang der Sonnen gegen Mitternacht und von demselben gegangen gegen der Sonnen Niedrigang. Darauf ist im selbigen Jahre wegen wüthenderen stürcken und ebertreibungen der Teufelischen ghibeten, durch hilfgen und übergen Herrn Gottes eine verheerte Newe Krankheit und schreckliche plage, die Engliche seuche oder Schwefelwueckheit, entstanden, welche alle Lender durchwandert und viel tausent Menschen weggehoben. Die mit dieser seuchen und befallen, haben 24 Stunden und darthier aneinander geschlafen und sind davon nicht gewaret, Sondern haben das verschlafen. Die sich aber des Bekhuffs enthalten können, sind wider gewetzt worden, Darumb hat man die Leute mit rutteln, schütteln, hin und wider tragen, klopfen und legen für den Schloff bewahren müssen. Dicks seuche aber hat vier etzem Monat lang an einem ort nicht gewert — Etwas wie diese seuche also graffert und greicht hat, hat der Pfarrer zu Friedberg in der New-Marck solcher seuchen diese Schalk und Truche geben, daß die Leute freiwillig waren und zur Newen Lere des Luthers hat litten, Darumb mochte auch Golt eine verheerte plage können lassen, demal er sie betrueten, stichtigen und Ehren fürwitz lassen mochte; wenn Sie aber bey dem alten glauben und der Römischen Kirche blieben, so würde diese seuche wol aufhöhen und ein ende nehmen. Hat derwegen dahin geschlossen, folgenden tags eine processen zu halten, mit dem golt der Papirlichen Litazion dieser seuche zu weren. Aber was geschach? Des morgens war der Pfaffe todt und ward eine trawrige processen daraus, denn Gott laet sich nicht spotten.“

Öffentlich eingeführt wurde die Reformation, wie überall in der Sonmark, erst nach dem Regierungsantritt des Markgrafen Johann von Kastria, also vielleicht 1536. Die Augustiner entzogen sich bald darauf still aus der Stadt, und die Klostergebäude verfielen.

Bald nach der Reformation bemühtigte sich ein selbsterer Aberglaube der Ortmitter. Man meinte, mit dem Trakt Statutus schlosten und für die Erfüllung igerwünschter Wünsche ihm die Selighelt der Seele überliefern zu können. Außlich trat er in dem zahlreichen Vorkommen Darsener und in den sich schnell nehbenden Koenprocezen in die Einschleung

„Auch Friedberg war länger als ein halbes Jahrhundert hindurch der Schauplatz blutiger und grausamer Hexen-Verfolgungen, und die darüber noch erhaltenen Akten und beständige Aufzeichnungen geben uns ein entsetzliches Bild von dem finsternen Irrwahn, welcher jene Zeit umgab. Mit klugem Eifer errieth die Rat auf das unbestimmteste Gerücht und die leichtesten Beschuldigungen hin wegen Zaubers und Teufelsgottes päpstliche Prozesse, welche, wenn die Tortur, gewöhnlich als der schließliche Fesentod, zur Anwendung gelangte, wie heut noch geschieht, die Überlieferung der Angeklagten auf den Scheiterhaufen zur regelmäßigen Folge hatte. Jeder Unfall, jedes plötzliche Erkrankung an Menschen oder Vieh, besonders das Verderben des Viehs, wurde dem Einfluss schändlicher Teufelkräfte zugeschrieben und schmerzlos auf einen irgendwelchen Teufelshäuf, einen Feind des Christentums, vor allem auf ein elendes, armes Weib die harte, tollkühneste Beschuldigung geworfen. Dabei aber glaubten die Beschuldigten nicht selten selbst an die verderblichen Wirkungen ihrer Albenen, mit Scham und Haß gestützten Künsten, die sie von fahrenden Leuten und klugen Frauen erlernt hatten und dann auf andere weiter übertrugen; und trachtete der Fesentod auf dem Gälgenberge und nicht die Folterqual verwecheln des verhängnisvollen Drang zu thun zu vermeiden, voll Lust und Grimm sich dankbar, unverständigen Teufeln zu überlassen. So Ungeheuerheiten und Unwissenheiten die „peinliche Frage“ nach zu Tage brachte, es ist nichtlebensweniger zu glauben, daß innerhalb ein Teil der Befragten wenigstens den Willen gehabt hätte, das ihnen zugeschriebene Uebel anzuerkennen. Daß nach vollkommenen Unschuldigen, von irgend einem Gerücht oder der Echtheit irgend welcher Inquisition betroffen, dem Prozess und der Verurteilung verhehlen, ist dagegen ebenso unzweifelhaft.“ UND wurden nicht weniger als fünf Prozesse zugleich vor Friedberg verhandelt; erst im 17. Jahrh. fanden die letzten Prozesse statt.

„Weniger hart ging man mit den Besessenen um, über welche irgend einer verdächtige Glaubensvorschrift, oft schon einem unbedachten Worte und unbefügter Gedanken wegen der Bism Macht erlangte, sie verurtheilte und plügte, gradliche Lectionen durch ihre Hand verschüttete und sie oft in Selbstmord oder andern Uebeln versetzte und fortzog. Aber nahm die Kirche sich mit Eifer und mit Sorgfalt an, und es bemühte diese Priester zu weit nachgefragtem Rakete, durch Gebet und Stoffgewandtheit des menschlichen Geistes überzustimmen und sie dem Besessenen harmlos-gegnüßlich zu machen. Das gleichzeitige Vorkommen einer Anzahl von Besessenen hat Friedberg zu einem in allen Christen jener Zeit bemerklichen Rufe verholfen, von welchem man christlichen Bürger sich niemals sehr entfernt bezeugen haben.“ —

Schon seit dem Jahre 1685 hatten sich über Friedberg Truppen in der Umgehung der Stadt gezeigt, so daß die Bewohner nach Friedberg

Städten und allen zur Verteidigung in stand gesetzt wurde. Im Jahre 1632 sollte die Stadt sogar Trugs einer größeren Schlacht werden. Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg, ein Sohn des Kurfürsten Joachim Friedrich, und der Graf von Tilly waren mit dem Heerhaufen des Grafen Mansfeld und des Herzogs Johann Ernst von Sachsen-Weimar, die sie mit deren Tode anführten, von Weimarem aus Schwaben vertrieben worden. Der gemeinsame Marsch richtete sich auf die Normark. Am 25 Juli lagerte die sog. Weimarsche Armee in den Nöthern zwischen Weimberg und Friedberg.

„Inzwischen hatten die Kaiserlichen, 6000 Mann stark, bei Landsberg die Wärdte überschritten und am 29 Juli trüb ihren Zug zu Friedberg vorbei auf Mansfelds zu gerichtet. Unmittelbar hinter diesem Dorfe spielten sie mit der Front des Weimarschen Heeres zusammen, und noch auf Mansfelds Flur begann das schmale, blutige Treffen, das den Namen die Schlacht bei Friedberg führt. Die Weimarschen, dem gewaltigen Ansturm der Kaiserlichen weihend, zogen sich auf Gumpen, ostlich von Weimberg gezogen, zurück. Hier gelang es dem Markgrafen, die verstreuten Haufen zu sollen Schlückkolonnen zu ordnen und des Gefehls aus Stufen zu bringen. Von beiden Seiten wurde tapfer gekämpft und mit Erbitterung gefochten. Schon war der Oberst Peckmann von den Kaiserlichen gefangen, und schon zeigte sich die Entscheidung des Tages gegen diese, als ein rasch nachgerücktes Regiments Kavallerie dem Markgrafen in den Rücken fiel, seine Linien durchbrach und verwirrte und ihn zwingt, dem Feinde das Feld zu lassen. Fliehend verstreute sich sein Heer in einzelne Haufen, die von den Kaiserlichen bis in die Nähe von Beunstein gejagt, hier zusammengefaßt und gezwängt wurden, das Gewehr zu stecken. Großentsetzt traten sie, wie das bei Leuten, die jeder Gefahr folgen und den Krieg als handwerksmäßigen Gewerbe trachten, gewöhnlich war, in kaiserliche Dienste über, während es dem Markgrafen und dem Grafen Thurn gelang, sich durch die Flucht zu retten.“

„In großer Menge lagen die Gefallenen beider Parteien auf dem weiten Kampffelde umher und die Bauern aller umliegenden Dörfer mußten aufgerufen werden, ihre Leichen zu verscharren, für welche Mithewaltung ihnen die Waffen und Kleider, sowie die Beutestücke, die sie bei den Hingegangenen fanden, abgenommen wurden.“

„Die Sieger, nicht genug, daß sie die Getreidefelder zerstörten und verwüsteten, ließen auch der Bauern Vieh von dazwischen, raubten ihnen, was sich irgend sammeln ließ und verübten außerdem noch schändliche Gräueltthaten. Der bachtbare Troß — der Weibler, Bäuerin und Buben —, lief ihnen so zahlreich als das eigentliche Heer, wie dem Lande eine nicht minder große Plage wie der Kriegsvolk

selbst, und was diese nicht gewonnen und zerstört hatte, das holte jeuer frech und übermüthig nach.“

Von nun an heissen, da Friedberg an der alten Heerstrasse von Berlin nach Stargard^{*)} liegt, die Durchstrasse, Einquartierungen, Plünderungen und Brands: die gelügeltigten Bewohner nicht mehr zur Ruhe kommen. Bald legten sich Protestanten in die Stadt, bald Kaiserliche, und alle hausten, besonders seit nach dem Tode Gustav Adolfs die Mannesmacht nach dem schwedischen Kere verloren gegangen war, in derselben schmachlicher Weise. „Sines gut bestatet Tisch und Bier und Wein im Uebermass verlangte der Soldat, und wenn der Bürger nicht erodwingen konnte, dann wurde „vom Leber gezogen“, alles im Hauss schreiben und verschlagen, und der Wirt mochte gern sein gutes Glück betoben, gelang es ihm und den Seinigen, lebend und mit heilen Gliedern zu erkommen. Bei den Offizieren fand der Geplagte selten oder niemals Schatz, die waren so verüßert wie der gemeine Mann, lebten toll und voll wie er, und wenn im Besatz nur die Mühseligkeit nicht fehlte, sonst mochte der Soldat schon trösten, was er wollte.“

So kam es, daß die Bürger an wiederholten Malen ihre Stadt verließen (1637, 1638, 1639). Selbst die öfter auftretende Pest brachte das an Leben bleibenden Bewohnern, die in dumpfer Beklohung Stück für Stück ihre Habe verschwinden sahen und alle Hilfsanfragen über sich ergehen ließen, nur vorübergehend Befreiung von dem verüßerten Harde des Krieges. Unklarlich bleibt es, wie immer wieder in dem verödeten Orte neue Quellen gefunden werden konnten, den unersättlichen Forderungen aller Dränger zu genügen. „Und als endlich der Frieden verkündet wurde, war die Stadt fast eine Ruine und viele von den Häusern, die das Element verschonte, verüßert und verfallen, von dem Bewohnern verlassen, die in fremden Ländern, namentlich in Polen, eine neue Heimat gesucht hatten oder hilflos an der Heerstrasse verkommen waren. Die Gebäude, von den Schlägen heil unversehrt, drohten, die Vorübergehenden zu erschlagen, und strichten wie Skelette ihre nackten und verrienen Gebeine in die Luft. Viel Ackerland war lange unbesäet geblieben, Uebert und Gebüsch hatten es überwuchert, und wie lange Zeit verging, ehe sich jemand fand, der es wieder arber machen konnte und wollte.“ —

Die Separation des Friedens und die Fluchtge ihrer Landesherren hatten in Friedberg die furchtbarsten Wunden des Dreißigjährigen Krieges allmählich heilen lassen. Wohlstand und Zufriedenheit waren wieder in einem Maasse eingelehrt. Die Zahl der Einwohner war auf 2000

^{*)} Diese aber früher ebenfalls von Friedberg an Steinbruch herablieh, ging an weisse, sandsteinartige bei Bensen und gerann von dort das Stargard, das er bei Hölzeln verlor: Die heutige Chaussee erreicht diesen Ort in südlicher Richtung über Volkmersberg.

gelungen. (Vor dem 30jährigen Kriege etwa 1680.) Da kam im 7jährigen Kriege von neuem Noth und Elend über die Stadt, als sich zu Friedrichs mächtigen Feinden auch der Kaiser gesellte. Am 15. Juli 1763 mußte sie zuerst eines Besatz bilden. Da aus der Festung Dreissen vertriebenem Besatzung hatte am Mühlentor Friedeburg den letzten Versuch gemacht, sich den Russen entgegenzustellen. Da sie der Übermacht nicht widerstehen konnte, zog sie sich nach Landsberg hin. Nun wandte sich die Wut der Sieger gegen die unbeschnittene Stadt. Hier bei Ritzau wurde geplündert; die Einwohner verließen den schiffmisten Mißhandlungen. Auch in der Folgezeit bedrückten sie die Russen hart durch Raubzuzüge, Contributionen und Exprobrationen aller Art, so daß der Schaden bis zum Friedensschlusse mit Rücksicht auf über 100000 Taler belief über das, was der Soldat von seinem Warte menschlicher empfangen hatte. Die Einwohnerzahl hatte sich infolgedessen im 1762 auf 2215 vermindert.

Nach dem Kriege brach die Erbkränkung des Heinherrchen Friedeburg regeren Gewerbe- und Handelsbetrieb. Es hatten sich daher von 1765 bis 1770 nicht weniger als 171 Familien mit 690 Seelen hier nieder, so daß die Stadt in die Napoleonischen Wirren mit etwa 2500 Bewohnern trat.

Die Niederlage unseres Vaterlandes kam ihrem Besatze, zuerst zum Bewußtsein, als am 26. October 1806 der König und die königliche Familie auf der Reise nach Preußen durch Friedeburg fuhren. „Am Markte wurde aufgepasst. Der König, umgeben Wägen, und die Königin mit ihrem schönen, milden Auge sehen auf die dicht gedrängte Menge, die, sie mit ehrerbietig grüßend, sich um sie gesammelt hatte, und über manchen harte und gefährliche Anfälle rennen schwere Tränen bitteren Schmerzes.“

Schon am 4. November erschienen die ersten Franzosen, und nun wütheten sich mit dem Werkmeister des französischen Heeresmarsches durch die Stadt nach Osten. 1500 Mann wurden in dieser kurzen Zeit hier einquartiert; die Eisen betrogen auf den Mann und den Tag — die Offiziere nicht ausgerechnet — 1 Taler. Dazu mußten 364 Taler an Pferdebefragungen neu aufgebracht werden. An der allgemeinen, durch die Franzosen erhebenen Kriegsteuer war Friedeburg außerdem mit 635 Talern beteiligt. Als das neue Jahr anbrach, da wurden neue Lieferungen verlangt, die bald in Geld, bald in Tuchen, Bettstellen, Acronen, Leinwand neu, bestanden. Von den nach dem Tilsiter Frieden (9 Juli) Preußen auferlegten Kriegskosten entfielen auf Friedeburg nicht weniger als 6861 Taler. Die ausgequarte Stadt war zu ihrer Aufbringung nicht mehr fähig. Da belagerten sie die Franzosen mit einem Exekution-Kommando, das täglich 400 Taler Kosten verursachte. Nur durch Anbahnung von Anleihen und durch Zwangsbesteuerung der Bewohner konnte sie sich von ihm in einiger Zeit befreien und vor der Plünderung bewahren. Im ganzen betragen die von der Stadt erlittenen Verluste über $\frac{1}{2}$ Million Taler.

Leibknechte in dieser frühen Zeit waren so gewohnt, als in den ersten Monaten des Jahres mehrere Tausende des schließlichen Corps sich einander sich einfinden, um nach Frankreich und französischen Eigentum zu ziehen. Freilich trugen ihre Besuche der Stadt den Verdacht, die Schließlichen Klassen zum Schaden der Franzosen zu begünstigen, und die bis zum Frieden dauernde Besetzung durch eine Abtheilung französischer Soldaten ein.

Trotz der völligen Erschöpfung durch den Krieg begann sich in den nächsten Jahren doch auch in Frießberg die Hoffnung zu regen, daß aus den Trümmern der alten Monarchie ein neues, göttlich anerkanntes Pöblich sich erheben und die Fesseln, in die Unglück, Übermacht und eigene Schuld es geschlagen hatten, brechen würde. Und diese Hoffnung, die durch die wahren Reformen des Königs in Stadt und Land auch erweckt wurde, konnte selbst nicht erschüttert werden, als von einem die Herrschenden Napoleons, in beinahe allen europäischen, ja selbst in afrikanischen Sprachen redend, in strenger Ordnung vom Rhein im Juni 1812 dröhnend durch die Straßen der Stadt ragen und ihr wieder ungeheures Einquartierungsmaß befehlen. Sie wurde nur halbes Augenblicke, als das Gerücht von dem Untergange des französischen Heeres durch mehrere Nachrichten bestätigt wurde, die Kunde von Yorks Vertrag mit dem Kaiser sich verbreitete und der König den Aufbruch vom 3. Februar erließ. Aus allen Städten drängten Männer und Jünglinge sich heran, um als Freiwillige in die vaterländische Heeresmacht aufgenommen zu werden. Landwehr und Landsturm bildeten sich.

Bald lebten die Trümmer der stolzen französischen Armee zurück. Still und traurig kamen die kranken und verkrüppelten Jünglingsgelenke in Frießberg an und warteten dummig an den Straßenecken, bis ihre ein Quartier gegeben werden konnte. Beim Anblick von soviel Elend schmeckte der Groß gegen die früheren Uebelthäter dahin, und durch Barmherzigkeit ward in offter Barmherzigkeit gethät.

Am 10. Februar schon zogen sich die ersten Reiter, und mit drängten, wie im Jahre vorher, fast täglich Soldatenmassen durch die Stadt, nur in umgekehrter Richtung, bald Russen, bald Franzosen, bald Linientruppen, bald Landwehr, im ganzen 6000 Mann mit 6000 Pferden, dazu die aus der russischen Kriegsgesellschaft Entlassenen, die alle wieder verpflegt werden mußten. Und wiederum stand Frießberg nicht zurück, als Besatzungen für verwundete Krieger und zur Anweisung von Freiwilligen veranstaltet wurden; gegen 8000 Taler brachte es an freien Antriebe noch zusammen. Im Jahre 1814 lebten 7000 Mann mit 10000 Pferden, 1815 6500 Mann mit 5000 Pferden als Gäste hier an, und fast noch 4 Jahre dauerten die Durchmärsche, jedes vorausgewisse der in ihre Heimat zurückkehrenden russischen Heeresmassen fort.

So war denn der Friede gekommen. Aber noch manches Jahr dauerte trotz der reichen Erträge des in der Umgebung der Stadt so fruchtbaren Bodens die Klage über Armut und Nahrungslosigkeit, da durch die gewaltigen Opfer im Anfang des Jahresanderts hervorgerufen worden waren, unter ihres Bürgeren fort, bis der Kerkung der Berka-Eisenbahnger Chaussee im Jahre 1825 eigenen Fremden-, Post- und Güterverkehr brachte, dadurch behebend auch auf den Gewerbe einwirkte und den Wert des Grundbesitzes steigerte. Der wirtschaftliche Aufschwung zeigt sich am besten in dem Emporsteigen der Kirchzettelzahl, die in der Zeit von 1800—1804 von 880 auf 1700 stieg.

Die großen Ereignisse in unserem Vaterlande seit dem öfter Jahren des vorigen Jahrzehnts sind zwar ohne besonderes Sparen an der Stadt Friedberg vorübergegangen, haben aber eben irgendein Einfluß auch auf sie ausgeübt. Nur dadurch ist es erklärlich, daß, obwohl die Erhebung der Ostbahn im Jahre 1857 für den größten Teil des Verkehrs wieder sorgte, Betriebskraft und Wohlstand im Orte doch bis auf den heutigen Tag in stetigem, wenn auch langsamer Steigerung begriffen blieben. Das hat freilich nicht verhindern können, daß, wie fast überall in den Kleinstädten, seit etwa 10 Jahren die Einwohnerzahl dauernd zurückgegangen ist (von 6400 im Jahre 1896 auf 5000 im Jahre 1905). Aber die Stadt erfreut sich heute eines außerordentlichen Industriebetriebes (Felle, Holz, Leder, Maschinen) und stimmt an den Ertragsverhältnissen der modernen Kultur viel durch eine Babelnia, die sie mit der Ufermündung Ostbahr und dem nordöstlichen Teile der Neumark verbindet, sowie durch Anlage eines Elektrizitätswerkes zum Zwecke der Beleuchtung und Kraftabgabe. Auch bildet sie im gewissem Sinne den geistigen Mittelpunkt der Umgebung durch ihre über das Maß des Notwendigen hinausgehenden Schulanstalten (Gymnasium, Seminar, Präparandenanstalt, gehobene Mädchenschule) und ist der Sitz der Kreisbehörden.

1. (1. ordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres

Mittwoch, den 25. April 1906, abends 7½ Uhr im Bürgeraal des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Gehobener Justizrath Uhlen.

I. Bericht des 2. Schriftführers.

A. Mitglieder-Statistik.

Das Geschäftsjahr 1905/06 begannen wir mit einem Bestand von 369 Mitgliedern. Davon starben die Herren: Staatsminister Krollmann

v. Hammerstein, Rektor Hartwig, Prof. Krause (Ordnung), Rechtsanwalt Mathias und Kaufmann Zyrowitz. Beiraten 42. Die Gesellschaft zählt jetzt 882 Mitglieder. Vorstand und Ausschuss haben anwesend.

B. Versammlungen.

Es fanden 21 Sitzungen statt: 9 ordentliche und 12 außerordentliche. Von jenen wurden 5 im Sitzungssaal des Rathauses, 4 im Brandenburgerischen Ständehaus abgehalten. Die außerordentlichen Zusammenkünfte waren folgende:

Mittwoch, den 12. April 1905: Besichtigung der Siemens-Schuckertwerke in Charlottenburg, Franklinstraße 29.

Samstag, den 16. April 1905: Geologischer Ausflug in die Gegend von Chorn.

Montag, den 1. Mai 1905, abends: Besichtigung der II. Stadischen Handwerkerchule, Andromedastraße 1 und 2.

Samstag, den 14. Mai 1905: Wanderfahrt nach Cistria und Tamsel.

Samstag, den 4. Juni 1905: Gemüthliches Beisammensein im den Namen der alten „Resourcer zur Erholung“, Orosenburgerstraße 18.

Mittwoch, den 6. September 1905: Besichtigung des Schlosses mit Park Bellevue von Treptow.

Samstag, den 20. September 1905: Wanderfahrt nach Brandenburg a. H.

Dienstag, den 19. September 1905: Besichtigung des Städtischen Pflanzwaldes und Treptower Park.

Samstag, den 8. Oktober 1905: Wanderfahrt nach Potsdam.

Montag, den 27. November 1905: Besichtigung der Seifenfabrik von Carl Hermann, Zossener Straße 60.

Mittwoch, den 21. Februar 1906: Besichtigung der Deutschen Heimarbeit-Ausstellung im Alten Akademiegebäude, Unter den Linden 88.

Am 3. März wurde das 14. Stiftungsfest in der städtischen Wiese durch ein Festessen mit Vorträgen, dem sich ein Tanz anschließt, gefeiert.

C. Vorträge und größere Besprechungen.

Es sprachen die Herren Geh.-Rat Friedel zweimal, Kurtz Buchholz, Prof. Dr. Feiler je dreimal, Dr. Fiedler, Dr. Satta, Mayor u. P. Noth, Prof. Dr. Tschisch je zweimal. Je einmal die Herren Prof. Dr. Burdey, Berdrow, Köhler, Witzke, Schimring, Dr. Selzer, Rektor Theil, Frh. Laska, Frh. Dr. Michaelson. Von Nichtmitgliedern sprach Herr Direktor Traut.

II. Bericht des Bibliothekars.

Am Schlusse des Vereinsjahres 1904/05 waren in der Bibliothek 428 Nummern mit 1407 Bänden.

Zugegangen sind außer den Fortsetzungen der Austausch-Schriften 3 Nummern, im ganzen 96 Bände, wofür der Bestand 431 Nummern mit 1503 Bänden betragt.

Als Geschenke gingen ein von:

Herrn Dr. Fickelhorn: „Der Zigarettenfabrik-Verein zu Berlin und sein Einfluß auf die nationale Zigarettenindustrie in wirtschaftlicher Richtung“.

Herrn Geheimrat Friedel: „Dr. Fickelhorn's Festschrift zum 100. Todestage Schillers. Schillers Reise nach Berlin i. J. 1804“.

Herrn Redakteur Prof. Schmidt in Eberswalde: „Das Rathaus der Stadt Eberswalde 1800 bis 1900“.

Im Schriftwechselstand stehen wir mit 30 wissenschaftlichen Vereinen, welche im vorjährigen Bericht aufgeführt sind.

III. Bericht des Kassenswarts.

Das Geschäftsjahr, das am 1. April schloß, was am Anfange 1906 und am Schluß 1907 ordentliche Mitglieder auf, es trat also eine Vermehrung um 6 ordentliche Mitglieder ein. Wie bereits im vorerwähnten vorjährigen Bericht erwähnt, ist Herr Kammersekretär Lehmann in Brandenburg zumerwerbendes Mitglied geworden und ebenso bald darauf Herr Fabrikbesitzer March in Charlottenburg. Mit dem Beginn des neuen Jahres werden wir die Ehre haben, Herrn Geh. Kammersekretär Patsch und Herrn Architekt Hermann Kaiser als Gäste der Brandenburgia zu unsern Mitgliedern zählen zu dürfen. Die gesamte finanzielle Lage der Gesellschaft hat dadurch eine weitere Stärkung erfahren, die unsern Mitgliedern zu gute kommt, und ich spreche an dieser Stelle den besten Dank der Gesellschaft für Heimbekanntes Herrn Herron an.

Die Kassensführung kann in allen Einzelheiten für das vergangene Jahr höhere Zahlen nachweisen als bei der Etatsberichtigung angenommen wurden, während die Ausgaben hinter dem Ansätze zurückblieben. Dabei ist aber zu betonen zu haben, daß die monatlichen Veröffentlichungen mit der Hilfe des Kassensatzes und, soviel bei diesem Anzeigebetrieb keine Erparnis sondern eine Überschreitung eingetreten ist, denn es mußten für die rückständigen Höhe 800 M. an Reserve gestellt werden. Aus diesem Grunde ist der Barkontostand, der in das neue Jahr mitzubringen wird, ungewöhnlich hoch und beträgt, nachdem nur 500 M. in Abzug gebracht sind, nämlich nur 300,35 M.

Der Kassensatz selbst stellt sich wie folgt:

Klassifizierung	1906/08	Kategorie	1906/08
Th. I Barkontostand	—	Th. I Barkontostand	50 —
„ II Mitgliedsbeiträge		„ II Mitgliedsbeiträge	7200 00
Einnahme 800,—		„ III Post- u. Depositen	110 00
Ausgabe 500,—	300	„ IV Rückstellungen	1 00

Einnahmen		1905/06		Ausgaben	
	Übersicht	8678	—	Übersicht	8627 10
Tit. III Anlageneinnahme Ein- nahmen				Tit. V Bauausgaben	220 —
Zuschuß d. Priv. Bau- anstalt	500,—			„ VI Bibliothek	— —
Zuschuß des Magistrats von Berlin	500,—			„ VII Anlageneinnahme Aus- gaben	140 50
Verkauf v. Wundelohaus 20.10	2000	10		„ VIII Sonstige Ausgaben . .	45 —
Tit. IV Reservefonds u. Weis- ungswidrige Stiftung				„ IX Reservefonds	
Kapitalertrag	225	10		Kapitalertrag	608,40
				Geldige Mitersparnisse im 1904/05	768,00
				Verbleibend	1181,50
		8678	10		1647 10
					8678 10

In der letzten Sitzung des Vorstandes und der Ausschüsse ist beschlossen worden, Ihnen folgenden Etat für das Jahr 1906/07 vorzulegen, und ich bitte, ihm Ihre Zustimmung zu erteilen.

Einnahmen		Etat für das Jahr 1906/07		Ausgaben	
Tit. I Verbleibend	1861	10		Tit. I Lokal	
Harung sind anzurechnen für den Etat der Hilfe No. 10, II. 19 500 00				a) Heizung	70,—
„ II Magdalenenstiftung				b) Stromkosten	28,—
500 Ländliche Beiträge				c) Nebenschung II Stromkosten	28,—
„ A 20 M	5000,—			d) Verschleiß	
5 Ländliche eingezogene Beiträge v. Olmütz 1800,—	5000	—		Kosten	12,—
Tit. III Anlageneinnahme Ein- nahmen				„ II Stromkosten	
Zuschuß der Bauanstalt				Kassisch No. 25,	
Landkosten	500,—			II. 12	500,—
Zuschuß des Magistrats von Berlin	500,—			Monat 1905/07 2000,—	2000 —
Verkauf von Böden	200,—	10	—	„ III Priv. u. Deposition . . .	200 —
Tit. IV Kapitalertrag				„ II Reservefonds	80 —
Reservefonds 5000 M				„ V Reserveertrag	224 —
„ A 2 1/2 %	275,—			„ VI Bibliothek u. Bibliothek	50 —
Weisungswidrigkeit				„ VII Anlageneinnahme (Wandervereinigungen, Propagandaapparat etc.)	120 —
1000 M „ A 2 1/2 %	25,—			„ VIII Sonstige Ausgaben	
Beiträge anmerkwürdiger Magdalenen 500 M				Dauer	50,—
„ A 2 1/2 %	25,—			Kosten pp	20,—
Beiträge von Olmütz				Fabrikanten	15,—
1000 M „ A 2 1/2 %	25,—	10	—	„ II Reservefonds	
				Kapitalertrag d. beiden Olmützerbeiträge 1800,—	
		1861	10	Verbleibend	511,75
					1471 10
					1861 10

April 1906.

B. Röschbeck.

IV. Neuwahl des Ausschusses

Durch Zufall werden die bisherigen Mitglieder wiedergewählt.

V. Herr Professor Dr. Palowar legt ein Stammbuch vor, das von Märkischen Meisern auf der Ankündigung des Meyer Cobenschen Nachlasses erworben wurde. (Kat. XV 198.)

Angelagt war es von einem Kinde des bekannten, seiner Zeit so populären Berliner Arztes Ernst Ludwig Heim, aus dessen Tagebüchern im neuesten Bande des Archivs unsere Gesellschaft reichliche Auszüge mitgeteilt sind. Gleichsam die Patenschaft übernahm kein Geringerer als Gottfried Schadow, der im Jahre 1841 „zu der Zeit der *Exhibe-Exer*“ des Triebhals mit wenigen Worten beschränkt und mit einer *Vignette à la plume*, wie er bewirkt, verzerrt. Sie stellt einen Mäher vor einer Palette dar, der im Begriff ist, nach einem dastehenden weiblichen Modell seine Kunst zu üben, wobei ihn ein wohlbeleibter Mäher Herr ansieht. Diese Inauguration durch den ersten Künstler war, was nicht überraschen kann, für das Stammbuch von den schönsten Folgen. Nach Gottfried Schadow verzeichnet es nicht nur niemand, sondern jeder war mehr als gern bereit, seinen Namen und Worte der Erinnerung einzutragen oder sich auf eine andere seiner Name entsprechende Weise in den Blättern zu äußern. So finden wir denn die Hülfe der damaligen Bevölkerung Berlins vertreten. Das Album präsentiert sich wie eine Parade, die über die Geistes- und Sphäre der Stadt abgehalten wird. Nur die hervorragenden der Männer und Frauen, die hier ihre Spuren hinterlassen haben, seien genannt! Von Dichtern und Schriftstellern finden wir Wilhelm Alexis, Bettina v. Arnim, Karl Denk, Eckendorff, Herwegh, Hoffmann v. Fallersleben, Karl v. Holst, Fouquet, Gubitz, Theodor Mundt und Frau, die besser unter ihrem Schriftnamen Luise Mühlbach bekannt ist, Odenwäldgen, Haspeck, Saphir, Taub, Varnhagen von Ense. Von Gelehrten: die Brüder Grimm, Fy. v. d. Hagen, Franz Kugler, Müllersfeldt, Schelling. Von Schauspielern: Fritz Bockmann (den Schöpfer des Erkensleben Nests), Karl Han, Auguste Orlinger, Fanny Elssler, Louis Schneider, Wilhelm Schneider-Dornier, Seydelmann. Von Musikern: Liut, Mendelssohn, Meyerbeer und Spontini. Diese haben nicht den Tonen vor den Worten den Vortrag gegeben und Noten niedergeschrieben, in denen sie einzelne Teile von Melodien wiedergaben. Auch die bildenden Künstler, unter denen Cornelius, v. Klotz, Hoyer, Franz Krüger, Wilhelm Schadow und Wach erscheinen, haben vielfach nicht den Wort benutzt, um die Hinweisung an sich auch zu helfen. Der Beitrag Wilhelm Schadows beginnt mit dem hübschen Satz: Das eigenhändige Handschrift des Künstlers ist die Zeichnung. So haben denn auch alle das Stammbuch mit dem Stift geziert. Bockmann befruchtete

eine gute prächtige historisierende Illustration, auf der im Vordergrund drei Sonettagerichter dargestellt sind, denen drei Duffelrider nebeneinander nachblicken, während ein junger Barock dem ersten der Reiter den Hängesonnenhelm zylinderförmig nachhängt. A. v. Kleber zeichnete den allerletzten allegorischen Zeckung bei, die drei Patten auf und ab einem Wurfball zeigt. Franz Krüger, einst der Pferdekrüger genannt, zeigt aber als ein glänzender Porträtist schone, ist mit der Zeichnung eines Jagdhundes vertreten.

Das Album hat auch allerlei Neuschönes erhalten. Am 10. April 1842 schrieb auch Heinrich Laube mit dem Satze an: „Man ist nur frei, wenn man mächtig ist.“ Vier Tage darauf trat Friedrich v. Kauer an die gegenüberliegende Seite ein: „Man ist nur mächtig, wenn man frei ist.“

Am 31. März 1842 schreibt Jacob Grimm einem einfachen Spruch ein. Ein Jahr danach hat der Bruder Wilhelm dasselbe und zwar unter er seinen Eintrag genau unter demjenigen Jacobs. Wieder ein Jahr später kommt der Post der Selts Hoffmann von Fallenberg, offenbar, weil er in seiner Eitelkeit Wert darauf legte, daß sein Name in der nächsten Nachbarschaft desjenigen dieses hervorragendsten Germanisten stehe. Und diese etwas protestende Geizhals offenbart sich noch einmal, wenn er gegenüber dem simplen Versen der Brüder Grimm ein Satz aus Friedrichs Bescheidenheit in der Ursprache hinsetzt.

Das Album, ein wahrer Schatz, wird in dem neuen Gebäude des Museums eine Ecke der Abteilung der Manuscripte und Autographen sein.

VI. Herr Eustach Buchholz: Aus einem altgermanischen Gräberfeld der Feldmark Boddin, im Kreis Ost-Prignitz, lege ich diese, in einer Leichenbrand-Urne gefundene Bronze-Gewandnadel (Fibula) vor.

Die Form dieser Fibula schließt sich der jetzt großen Schiffsnadel der älteren und mittleren Bronze-Periode an, die neben der Aufgabe, das Gewand zusammenzuhalten, zugleich den Zweck hatte, die Brust gegen Verwundung zu schützen.

Diese ältere Form, bei der die Nadel immer für sich gegessen ist und frei im Hängel spielt, urtheilt zur Zeit der Entwicklung der Kulturvölker eine Verbesserung, indem Nadel und Hängel aus einem Stück hergestellt wurde und zwar so, daß die Nadel die Fortsetzung einer Endspitze des Hängels bildete und dadurch fixierte. Diese verbesserte Form kennen wir als römische Gewandnadeln und sie kommen besonders häufig in der ganzen Elbezeit als sogenannte Ia. Typus Fibula vor.

Merkwürdig ist es, daß die in altgermanischer Zeit so allgemein verbreiteten und nützlichen Geräth etwa im 1000 Jahre hindurch wenigstens dem breiten Volksthumen ganz unbekannt blieb, bis es vor etwa 100

im 150. Jahre für den allgemeinen Gebrauch unter der Bezeichnung „Sechsbreunde“ wieder bezeichnet wurde.

Die Art der Herstellung solcher Gewandnähte in der Zeit vor mehr als 2500 Jahren läßt sich aus diesem Stück ziemlich deutlich erkennen.

Der Nägel wurde so gegeben, daß er sich von beiden Enden aus in einem langen, dünnen Stab fortsetzte. Beide Stabenden wurden dann auf der Schmiede mit einer Strichverankerung versehen und, nachdem die Nadel über eines der Enden an dem Nägel gezogen und das andere Ende zum Teil zum Lager ausgehoben war, in Spirallinien aufgestellt. Die inneren Windungen der Spiralen wurden dann flach zu einer Platte getrieben.



Ironen-Gewandnadel (Pflanzl.).

VII. Vortrag des Herrn Dr. Leopold Hirschberg, Dozenten für Musikgeschichte an der Musikakademie; Felix Mendelssohn-Bartholdy und seine Kompositionen in und für Berlin

Der Vortragende, ein guter Freund unserer Gesellschaft, hat schon in einem früheren Vortrage eine Probe gegeben von seiner Begabung, musikalische Kunstwerke zu interpretieren. Die zwischen dem Gesang und den Musikausführungen eingeschalteten eulogischen Erläuterungen dienen dazu, in die Details des Kunstwerks einzuführen und die Absichten des Künstlers zu erläutern. Nach einer kurzen Einleitung über den Bildungsgang dieses Schöpfkinds des Glückes ging der Vortragende zu seinem Thema über. Schon in dem ersten Werk Mendelssohns tritt die Neigung zur Romantik hervor. Als ganz junger Mensch schrieb er seine erste Oper: Die Hochzeit des Camacho, sie ist rein und melodisch, aber das unbedeutendste Werk. Ein gründlicher Kenner des Schicksals-jährigen zur Schöpfung der Operette von Shakespeares Sommerschachtel-

tanzen. In die Zeit die stürge Komposition, die erst zwanzig Jahre später vollendet wurde, schon in stark verkürzter. Aus dieser Komposition ist der Hochzeitsmarsch am besten erhalten geworden. In Berlin existiert auch die Overture zum Märchen von der schönen Melusine, die im Theater gewordenen Elementen. Im Jahre 1841 berief König Friedrich Wilhelm IV. den Künstler als königlichen General-Musikdirektor nach Berlin, nach hier schuf er auf Anweisung des Königs die Oeuvre der Aufgüsse der Sappho. In dieser Hinsicht liegt die Anpassung an das Klavierspiel. Den Höhepunkt seiner Schaffens bezeichnet die Walpurgisnacht; die Overture führt den Hörer in das Herabgelange mit seiner romantischen Landschaften. Auch die Zeit in Berlin begonnen und auf die Veranlassung seiner Schwester Fanny beendet worden. Aus den aufgeführten Kompositionen hatte Herr Professor Hirschberg die schönsten Stellen ausgewählt und trug sie mit vollendeter Meisterschaft vor. Dem Vortrag erzielte den lebhaften Beifall der Anwesenden.

Nach dem Schluß der Sitzung zwangloses Beisammensitzen im Rathskeller.

3. (I. ordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 22. Mai 1868, abends 7^{1/2}. Uhr im Rathskeller des Rathhauses.

Vorsitzender: Herr Gehilmer Justarost Uhlen.

1. Herr Professor Dr. Friesner legte drei ältere Pläne von Berlin vor und erläuterte sie.

Er schickte stürge Daten voraus über diesen Verfertiger, den Kupferstecher J. D. Schiemen. Über sein Leben wissen wir nicht viel. Siecht führt ihn in dem Anfang seiner Beschreibung von Berlin vom Jahre 1794, den Nachrichten von den Brunnenstein, Bildhäusern, Kupferstechern u. s. w. nicht auf, obgleich er sich in dem Buche selbst sehr oft auf ihn bezieht. Auch Kupfers Eintheilungen und die stürlichen Werke nehmen keine Notiz von ihm. Er war die Siecher zweiten Ranges, mehr Handwerker als Künstler. Von dem Aussehen seiner Existenz wissen wir nur, daß er in der Mitte der sechziger Jahre des 18. Jahrhunderts in dem in den letzten Jahren so viel genannten Hause, Königgraben 10, seine Werkstatt hatte und daß bei dem Leutnant wohnte, als er sich zum letzten Male für längere Zeit in Berlin aufhielt, nämlich vom Mai 1765 bis April 1767, da er bekanntlich nach Hamburg übersiedelte.

Schlosser statt Porträts, unter andern auch ein sehr wenig gelungenes von Lessing. Seine Haupttätigkeit aber bestand darin, daß er die hervorragenden Gebäude unserer Stadt in Bildern festhalten suchte. Er ist darin der Vorgänger von Jean Haesberg. Er gab eine Serie von Berliner Ansichten, d. h. Abbildungen bemerkenswerter Häuser und Plätze der Stadt und ihrer Nachbarschaft heraus, die nicht datiert sind, die man aber auf Grund von Indizien in die Zeit zwischen 1760 und 1770 setzen muß. Sie sind es, auf die sich Nicolai in dem obzitierten Buch wiederholt bezieht. Auch sie sind künstlerisch nicht von Belangung, aber für den, der die Baugeschichte unserer Stadt verfolgen oder erforschen will, von dem allergrößten Wert. Wenn also auch die Kunstgeschichte ein Buch ist, Schlosser zu übergehen, so ist ihm der Berliner Lokalhistoriker, ja selbst der, der ein Interesse an der Entwicklung der Reichshauptstadt nimmt, ein großer Dank verpflichtet.

Dieser Mann hat uns auch Pläne von Berlin hergestellt, die sichtlich an den Bannern die hervorragenden Gebäude und Denkmäler der Stadt zeigen. Über diese meist nicht datierten Pläne orientiert jetzt am besten die kürzlich erschienene, vorzügliche Schrift des Stadtarchivars E. Chauswitz, „Die Pläne von Berlin und die Entwicklung des Wachsens (Berlin 1903)“. In diesem dritten Teile gibt er von Verzeichnissen an Druck erschienenen Stadtpläne. Die bei S. 111 f. unter den Nummern 29 und 30 aufgeführten Blätter legte der Vortragende vor. Sie gehören dem Jahre s. 1744—1749 und 1773 an. Die Erläuterungen, die er dazu gab, können hier nicht vollständig mitgeteilt werden, weil sie nur unter Vorlage der Pläne selbst verständlich gemacht werden können, ihre Reproduktion an dieser Stelle muß aber nicht ausbleiben. Hier muß die Bemerkung genügen, daß er an der Hand der Karten des Wachstums der Stadt in der Zeit von 1650 bis 1773 anschaulich zu machen suchte. Er hob die Hauptphasen dieser Entwicklung vor: die vom Befestigung Berlin unter dem Großen Kurfürsten (1653—1678), die Ausbreitung nach Nordwesten und Norden (Dorotheenstadt und Spandauer Vorstadt) und die Anlage der Friedrichstadt unter seinem Nachfolger Friedrich I., ihre Erweiterung unter Friedrich Wilhelm I. in der Mitte der dreißiger Jahre des 18. Jahrhunderts, endlich die durchgeführte Ausdehnung der Stadtmauer. Im Anschluß daran berichtete der Vortragende über die Entstehungsgeschichte der wichtigsten auf dem Handeln der Karten abgebildeten Denkmäler.

H. Herr Dr. Salger legte unter Hinweis auf die sehr bewundernde Eröffnung des Teltowkanals eine Serie von Benutzungen der Kanalwerke vor, die von der Kreisverwaltung gekauft worden waren.

Die archaischen Fragen, die den Kanal betreffen, sind vor so kurzer Zeit in dieser Monatschrift von Herrn Dr. Zachs behandelt worden, daß der Vortragende darauf verweisen konnte und nur kurz noch einmal

an den Zweck des Kanals erkrankte wie an den Grundplan der Bauausführung, die mit einer einzigen Schiene bei Kl-Machung des Pappelunterschied zwischen der Elbe und Spree überwindet. Bekanntlich haben die Arbeiten im Bahr-Tale durch das Ausweichen des moerigen Untergrundes ungeheure Schwankungen an bewältigten Gehalt, die in einer starken Übersicherung der veranschlagten Kosten führte. Sie aber sieht das Werk seiner Vollendung entgegen, und wenn der Naturfreund auch mit Wehmut an manche landschaftliche Krone denkt, die dem Kanal zum Opfer gefallen sind, so sei ihm doch der Erfolg gewünscht, den die beteiligten Kreise von ihm erhoffen, und es verdient hervorgehoben zu werden, daß das Bauwerk der Huchnower Schiene nicht nur technisch ein hohes Interesse beansprucht, sondern auch künstlerisch in sehr vorzuziehender Weise der Landschaft angepaßt ist.

III. Vortrag des Herrn Robert Mielke: „Die märkische Stadt“. Der Vortrag ist abgedruckt im Heft 5 des 9. Jahrgangs der Mitteilungen der Niederlausitzer Gesellschaft.

IV. Nach dem Vortrage reingehobener Zusammenkunft im Rathsaussaale

+ (2. außerordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Sonntag, den 17. Juli 1906

Wanderfahrt nach Prenzlau.

Ungefähr 40 Teilnehmer hatten sich an der Fahrt auf dem Stettiner Bahnhof eingefunden. Mit dem Zuge, der 7^{1/2} Uhr nach Heringsdorf fährt, folgten wir ab und kamen schließlich um 2^{1/2} Uhr auf den Bahnhof in Prenzlau an.

Hier wurden wir von den Herren des Uckermarkischen Haus- und Geschichtsvereins begrüßt, nämlich von dem Landgerichtspräsidenten Herrn Gehrmann Ober-Jandrat Herrns, Herrn Landgerichtsrat Dr. Philipp, Herrn Bürgermeister Zimmermann, Herrn Professor Böhm, Herrn von der Hagen u. a.

Der Weg in die Stadt führte uns zunächst nach dem neuen Kronehaus, in dessen schönem Saal Herr Präsident Herrns die Begrüßung begrüßte und der Landrat, Herr von Maltzahn, die Führung und Erklärung übernommen hatte. Hieraus schloß sich die Promenade durch die Anlagen, welche die Stadt im Osten umgeben. In ihrer Mitte befindet sich das Denkmal des Oberbürgermeisters Gehrmann. Durch die Schwedter Thor betreten wir die Stadt wieder und begaben uns nach

dem Gaudhaus zum Deutschen Haus, wo das Füllstück eingemauert werden sollte. Die Zimmer dieses Gaudhauses sind mit Jaspitropfen aller Art und mit einer Reihe prachtvoller Stängelschere dekoriert und ausgestattet.

Unser erster Besuch galt dem Rathaus. In dem großen Saal hielt Herr Baumolter Zimmermann einen gehaltenen Vortrag über die wichtigsten geschichtlichen Hauptstätten und Bauwerke Pragens in dem Rathaus selbst befinden sich nur noch einige Gemälde von dem ältesten Gebäude.

Von hier aus wanderten wir über den Marktplatz, der mit den Denkmälern des Großen Königs sowie mit denen von Malthe, Bismark und Lauffer und mit einem Kriegerdenkmal gesetzt ist, zu der St. Marien-Kirche. Vor dem westlichen Hauptportal neben dem linken Turm geht Herr Spornantzenst Dinsowar die neuen Erklärungen. Das Gotteshaus ist eine frühgotische Kirche, die wurde in zwei Epochen und zwar in der Zeit zwischen 1250 und 1340 aufgebaut. Sie gehört zu den hervorragendsten gotischen Bauwerken Deutschlands. Ihr auspragtester Teil ist der hohe Ostturm mit dem überraschen Stumpf an durchbrochenem Mauerwerk, während die beiden Türme durch die Form und ihre Höhe überraschen. Das Innere der Kirche beherbergt nur eine Sehenswürdigkeit, nämlich den hohen Klappstuhl mit reichem Figurenschmuck, sonst sind die Wände kahl, aber die langen Reihen mächtiger schlanker Säulen, die das Schiff in drei Teile teilen, ersetzen rechtlich alle kleinen Hilfsmittel. Herr Spornantzenst Dinsowar zeigte hier zwei Abendmahlstische, einen romanischen und einen gotischen, und erwähnte dabei, daß für den romanischen 10-100 H geboten worden seien, da es nur vier romanische Kirchen gäbe, von denen der Prager die schönste ist.

Unser nächster Besuch galt dem Uckermarkischen Museum. Dasselbe ist eingerichtet in der ehemaligen Heiligengeist-Hospital-Kirche und sehr reich ausgestattet, so daß der Raum schon beengt ist. Es enthält sowohl schöne geologische als auch prähistorische und geschichtliche Funde. Zu den Sehenswürdigkeiten gehört der Altarsteinhöcker-Hacksteinfund, die Lösssteiner Romanenzeit, der Grabstein aus der Kirche von Hrusenberg und die Funde aus dem Höhensteiner Urnenfriedhof. Das Museum legt die chronologische Zeugnisse ab für den wissenschaftlichen Bezug der uckermarkischen Bevölkerung und ist ein hervorragendes Denkmal eines Schöpfers, der verstorbenen Stadtrates Mich. Auf dem Hofe, hinter dem Hauptgebäude, sind noch einige Funde aufgestellt, die weiterbedeutend sind. Es sind drei erdige Mahlkörner und zwei Stängelgeräthe.

Das Programm führte uns nun die Moldaustraße entlang zur Stadt Mauer. An der Grenze zwischen der Alt- und Neustadt steht der

Mittelthurn oder Pulverturm, der sich durch den von dunklen Granitblöcken getragenen überogenden Wölbengang auszeichnet.

Hinter der Stadt breitet sich der mächtige Döbrossen aus, an dessen Ufer wir noch ein Stück entlang wanderten, bis wir im Volksgarten unter dem schattigen Blauen Hain saßen, um uns an Kaffee oder Bier zu erfrischen.

Nach kurzer Rast kehrten wir wieder in die Stadt zurück, indem wir zunächst am Ufer des Bacs entlang gingen und dann auf einem geradenen Pfad zur sog. Wasserforte in die Höhe stiegen. Die Steigung endet hinter der Synagoge, hier befindet sich in der Stadtmauer eine schmale Pforte, durch welche der Sage nach 1436 Herzog Johann in die von den Pommer besetzte Stadt gelangte und die zurückkehrte.

Wir folgten nun dem schmalen Wege, dem Döbrossen, zwischen der Stadtmauer und den Hinterhäusern der benachbarten Straßen und gelangten zum Stadtkarmeliten, das in den Ruinen des Dominikanerklosters am heiligen Kreuz eingestrichet ist. Die Gebäude umgeben einen quadratischen rechteckigen Hof. Auf den Innenseiten der Gebäude läuft der ehemalige Kreuzgang entlang mit hübschen Gewölben; durch den Einbau zahlreicher Treppen ist der Eindruck allerdings sehr beeinträchtigt worden. Gut erhalten ist das Refektorium, ein bescheidener Raum mit Gewölben, die von drei Säulen getragen werden. Der Kreuzgang umgibt allerdings nur drei Seiten des Hofes, die vierte wird von der Längswand der Kirche ausgefüllt. Diese ehemalige Dominikanerkirche führt jetzt den Namen Nicolaikirche, sie ist ohne Turm. Ihr Inneres besitzt in dem Schallstich die wenig Sehenswürdigkeit. Er ist, wie der der Marktkirche, Löhner Arbeit. Hier gab Herr Pastor Ochs die nötigen Erklärungen. Der Altar ist protestantisch. Er war schon vor der Einführung der Reformation bestellt worden und gelangte nun an zur Aneinander, daß die Heiligen durch die Apostel ersetzt wurden.

Hinter diesem unregelmäßigen Gebäudeblock befinden sich die alten Kasernen des 48. Regiments, von denen die größte die Überschrift trägt „vor das Regiment von Wunsch schon 1708 bis 1770“. Auf dem Hof steht der Überrest der ehemaligen Nicolaikirche, ein hoher Turm mit hohem Unterbau von Gemäuerwerk, der mit einem Aufsatz aus Ziegelmauern endet.

Hiermit waren die Sehenswürdigkeiten der Stadt erschöpft und wir begaben uns an der alten Wundstube von J. P. Luag, wo um 4 Uhr das Mittagessen bestellt war. Während der Tafel brachte zunächst Herr Präsident Herrns den Toast auf Seine Majestät des Kaisers aus. Darauf sprach der I. Vorsitzende der Brandenburger, Herr Geheimrat Friedel, den Mitgliedern des Museums-Vereins und den Herren und Damen der Stadt Premium den Dank der Gesellschaft aus für den sternen lobenswürdigen Empfang, der uns bereitet worden sei und für die reiche

Belehrung. Namentlich preis er die Schöpfung des Menschen als eine Statue, die für die Stadt und Umgebung an vieler Hinsicht köstlich werden könne. Dem Toast auf die Damen brachte Herr Gymnasiallehrer Dr. Pracht aus und zwar in sehr ergötzlichen Versen.

Nach Beendigung der Tafel war nur noch gerade soviel Zeit vorhanden, um einen kurzen Blick in die Jakobskirche an der Ecke der Friedrich- und Wilhelmstraße zu werfen, einen einschiffigen Grundquadratbau. Sie ist die älteste Kirche und besitzt eine gerade Decke. Hier gab Herr Pastor Vogl die Erklärung. In einem engen Seitenraum befindet sich ein kleiner Klappstein mit alter Holzschnitzerei. Ein großer Teil der Tischgesellschaft hatte es sich nicht nehmen lassen und brachte uns zur Bahn, unter Beisein der vereinsförmigen Arrangeur des Tages, Herr Landgerichtsrat Dr. Philipp. Mit dem D-Zuge um 7 Uhr 4 Min. fahren wir nach Berlin zurück.

5 (3. außerordentl.) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Sonntags, den 25. August 1906

Besichtigung des Teltow-Kanals.

Um 1¹/₂ Uhr nachmittags fahren die Teilnehmer des Ausfluges von Potsdamer Hauptbahnhof hin zum Bahnhof Groß-Lichterfeld. Von hier begaben sie sich zu Fuß oder mittels der Elektrischen zur Giesendorfer Brücke, wo der Dampfzug bereits lag.

Leider war der Ausflug von Wetter wenig begünstigt, denn es regnete ab und zu regnete und hörte den ganzen Nachmittags nicht wieder auf.

Kurz hinter Giesendorf beginnt der ehemalige Teltower See. Hier ist ein künstliches Ufer durch einen Damm geschaffen worden, hinter dem die ausgelegerten Sand- und Schlammsanden abgelegt werden. Noch immer sind auf dieser Strecke Müllhalden übrig, und man kann die langen Hülsen bis zum Ufer verfolgen, in denen das flussige Material auf die benachbarten Ufer gehoben wird.

Am alten Nordende des Sees ist eine Anweisung hergestellt worden, und hier steht die neue Badeanstalt der Lichterfelder Kadetten.

Kurz vor dem Nordende des Städtchens Teltow zeigen sich am Ufer die hohen und feinsten Gebäude der ersten großen Fabrik am Kanal empor. Es ist eine Papierfabrik. Wir dampften langsam an dem Städtchen vorbei, dessen schmucker Kirchthurm aus dem dichten

Orten der Dunne und Stracher hartberragt. Bald befinden wir uns vor dem roten Gebäude der elektrischen Kraftstation, von welcher aus die Triebsehung betrieben werden soll. Am Ufer des Kanals sind schon die Schleusen gelegt und die eisernen Träger mit dem Drahten errichtet für die Lokomotive, welche später die Rollen ziehen wird.

Wir passieren langsam die Macherwer Felcke und wachen unter unserem Schirmen hervor einen Blick auf die Dorfstraße mit ihrem hohen Blumen und den beschöneren Häuschen.

Dahinter giffen wir in den Macherwer See hinein, dessen grüne Fluten die hohen Gebirge hinter Ufer widerspiegeln. Vor uns erheben sich die hohen Gebirge der Macherwer Schlössen und bald legen wir in dem nördlichen Schloosvorraum fort.

Wir lagern uns hier an Land, wo unter einem großen Zelt steht am Ufer die Kaffeetische hergerichtet waren. Für Kuchen hatten die Damen reichlich gesorgt, und trotz der trüben Ansichten in Bezug auf das Wetter war die Stimmung ganz ausgezeichnet.

Nach der Kaffeepause wurden die Restaurationskassens aufgestellt, in denen in hübschen Gläsern eine große Anzahl von naturgeschichtlichen und ethnographischen Gegenständen aufgestellt ist, die bei den Kanalarbeiten gefunden wurden. Herr Dr. Seliger erläuterte die Objekte. Es sind zu nennen: Schädel vom Eisenkürsch, Gewebe vom Besenler und vom Eick, mehrere Schädel vom Urfer und einige Knochen und Zähne vom Mensch, dann mehrere prähistorische Gefäßstücke aus Wäldchen.

Hierauf besichtig die Gesellschaft die Galerie des unteren Schloosvorraums und hörte dort die Erläuterungen des Herrn Kapitänsrats Störers an über die Einrichtung der Schleusen. Sie ist eine Doppelschleuse mit Spindeltrieb und erlaubt die gleichzeitige Bergauf- und Bergabfahren der Schiffe. Durch vier Holzgasse Heber in jeder Kammer wird die Wasser aus der einen Kammer in die andere übergeführt. Statt der stählernen Tore sind Schütze vorhanden, die durch elektrisches Windwerk an die Höhe gezogen werden. Die Doppelschleusen erzeugen bei niedrigem Wasserstande Wasser. Für Hochwasser ist zwischen beiden Schleusen eine Freiwache eingebaut, an die sich nach unten eine 110 m lange doppelte Laufbohle anschließt, durch welche die Schiffe hin- und hergezogen werden sollen. Im Schutze des Schloosvorraums hatte die Herr Köhler die großen Pläne des Kanals aufgestellt, so war aber bei dem Wetter ganz unmöglich sie zu besprechen, und wir mußten uns damit begnügen, bei der Vorüberfahrt einen Blick darauf zu werfen.

Hinter der Schleuse sind die Ufer steilwandig; Kieferwälder und eine Einfassung, wir fahren an Absechtsen Dörfern vorbei und unter den

Brücken von Kalksteinsbrück hindurch. Dehnter dampften wir in den Griebnitz-See ein.

Hier hatten wir linker Hand das schönste Bild markender Landschaft. Villa neben Villa baut sich hier auf mit hübschen Gärten und grünen Rasenstücken. Rechts erhebt sich hoher Kiefernwald, der von Felsen und Birken am Ufer eingefaßt wird. Die schmale Wasserstraße des Griebnitz-Sees ist einzig in ihrer Art.

Als wir auf die Havel hinzugekommen waren, hatten wir nach rechtswärts noch einen Blick auf die Stadt Potsdam mit ihren Thürmen, und bogten dann unter der Glienickeer Brücke hindurch auf den Jungfer-See ein.

Hier lockert sich das Bild gewaltig. Der Pflanzspiegel ist breiter wie ein See, und die Ufer sind vielfach an Steinen. Zur Linken liegt dicht am Ufer die Heilandskirche, und zur Rechten ragt aus dem Grün der Kirschen der Turm von Nikolaischloß heraus. Glücklicherweise hat hier der Regen seitwärts etwas nach, aber der Himmel blieb grau, und der Wind jagte ab und zu weißer Schneematschen über die Wasserfläche. Links baut sich das Dorf Cielow an dem Abhang des Ufers auf, und vor uns liegt der Sandwerder mit seinen Villen und Thürmen.

Unterhalb der Insel bog unser Dampfer rechts ab und in die runde Bucht des Wannensees ein.

Da hier gerade wieder ein neuer Regenschauer einsetzte, so legte der Dampfer an der Haltestelle an, und der größte Teil der Passagiere ging an Land, um mit der Eisenbahn nach Hause zu fahren.

Nur dreißig Personen waren an Bord geblieben und beschlossen, die Partie programmmäßig durchzuführen. Der Dampfer fuhr unter der Friedrichs-Willhelms-Brücke hindurch in den Kleinen Wannensee hinein. Auch hier boten sich hübsche Blicke auf Gärten und Landhäuser, und besonders traumhaft sind die Ufer des Stolper Sees. Die Kirche des Ortes liegt inmitten der leicht bergansteigenden Hüschchen und Villen, sodaß ein halb städtischer und halb ländlicher Charakter entsteht.

Durch den Prinz Leopold-Kanal kehrte der Dampfer in den unteren Abschnitt des Teltow-Kanals zurück und brachte den Rest der Gesellschaft wieder nach der Schloß von Klein-Machnow. Hier wurde das Abendbrot eingenommen und darauf der Dampfer wieder betreten, der uns zu Station Neu-Babelsberg zurückbrachte, von wo wir nach Berlin zurückfuhren.

Kleine Mittheilungen.

Die Stadt „Dussel“, ungefähr 7 Meilen von unserer Stadt Pflanzwald nach Berlin zu liegt an dem Ufer der Spree als nach diesem Flusse größter Theil, das von allen Seiten durch kleine Anhöhen begrenzt ist. Diese abschließenden Hügelketten waren vor etwa 100 Jahren mit 600jährigen Eichen bestanden. Der Theil hier oben in einer Urkunde von 1295 den Namen „Dussel“ und wird später in den Grenz-Beschreibungen der Stadt Pflanzwald stets „Stadt Dussel“ genannt. Seit dem ältesten Zeitalter wurde dieser Theil als eine städtische Hofschatzlage benutzt. Eine in der ganzen Gegend verbreitete Erzählung behauptet, daß hier in den Zeiten vor Einführung des christlichen Glaubens eine berühmte Heiligtümer untergekommen sei. Unser Chronist Hr. G. F. G. Goltz vermuthet, daß hier die von Professorenschreibers Buch „Virtu“ gelagert habe, welche als älteste Ansiedlung an unserer Stadt Pflanzwald anzusehen sei. Er fährt fort, „es ging weiter, entweder durch ansehnliche Naturerzeugnisse oder durch Erbschaft von Pflanzwald. Die Einwohner sagten von von dieser ansehnlichen Stadt (Dussel) fort, um sich entweder wieder anzusiedeln. Einige Virtuosen sagten ganz von dem Ufer der Spree hinweg und legten die Stadt Wilsden an. Andere wählten sich die ansehnliche Stelle an einem hohen Hügel gegen der Spree zum neuen Aufbau. Auch die beliebtesten Namen des und fügten ihm von dem umgebenden Walde die Bezeichnung „an Walde“ bei. Aus dem Virtu wurde um der Zeit ein „Pflanz“. Und die neue Stadt heißt Pflanzwald. — Durch diese Bemerkungen in der Pflanzwald'scher Chronik wurden die Hügel der Pflanzwälder mit einigen Interesse diesem Theil und seiner Umgebung ergründet. Im April des Jahres 1839 wurden denn hier auch durch den Naturforscher Schultze zu Pflanzwald beim Esplanade von Blumen in einem der gegroßeren Pflanzwälder einige Aehrenkrüge gefunden. Leider wurden drei derselben von dem Arbeiter zertrümmert. Der erste Aehrenkrug war von gelbem, dunkelgrünem Ton und war ohne Mund gearbeitet. Er hatte 6 Zoll Höhe und 5 Zoll im größten Durchmesser. Eine solche Erde zeigte nicht die gewöhnliche, regelmäßige Form, auch betraf sie sich in dem Ton grobkörnige Sandtheilchen. Die Öffnung war mit einem Deckel versehen. Die dritte Aehrenkrug, von niedrigem, lehmigen Material, war bedeutend kleiner und sah einer Tassenform sehr ähnlich. Ein anderer aufgefunden Gefäß hatte die Gestalt einer Kistenschale; es war von einem bis in die Mitte des Halses mit ungleichen Löchern versehen. Diese Löcher (170 an der Zahl) hatten eine unregelmäßige Stellung. Statische Aehrenkrüge beobachtet man häufig bei in dem Bezirk der Heilmann'schen Schule. Mögen sie jetzt nicht mehr vorhanden sein, so sind sie aus doch würdige Zeugen dafür, daß einst an der Stelle Dussel (zu Graßen wahren Dango) sich in alter Zeit eine merkwürdige Niederlassung befand.

Pflanzwald, den 14. 12. 1891

Eigentliche Fundamentierung der Stadtmauer von Treuenbrietzen. Die von dem Jahr 1360 (nach einer Urkunde der Markgräfin Otto und Conrad vom Jahre 1376 zwischen 1374 und 1376) erbaute Stadtmauer ist mehrströbig ununter Fundamentiert. Obwohl die Mauer in ihrer ganzen Länge von dem Wasserlauf der Miegke oder der von ihr abgewinkelten Gräben begleitet wird und das Wasser aufgewasener Strecke so hoch steht wie die Wasserfundamente selber und man daher annehmen kann, daß wasserarme Stellenwelse die etwa 1 m dicke, teils aus Feld- und teils aus Kugelschienen angeführte Mauer ein widerstandsfähiges Fundament, etwa aus Feldsteinen oder Steinblock mit Mörtelverguß haben, ja sogar wasserweiche Fichtensplundament voraussetzt werden sollte, so trotz der Nähe des Wassers (zwischen 4m und 10m Entfernung) keine Spur derartiger Gründung aufzufinden. Die Stadtmauer stand nämlich (soweit sie stellenweise zerstört und besetzt ist) und steht, soweit sie erhalten ist und unvollständig erhalten ist, lediglich auf einem 30—40 cm dicken Lehmstrich, also auf der deutlich schlechtesten Unterlage für ein massives Bauwerk von dem bedeutenden Gewicht einer Befestigungsmauer, deren Höhe wohl auf 5—10 m geschätzt werden kann. Diese Fundamentierung hat sich denn auch bei der Beschädigung der Mauer (es wurde vor etwa 30 Jahren größtenteils niedergebegt, um die Abbruchkosten teilw. zu Geld zu machen, teils zur Wagnersierung zu verwenden) so wenig widerstandsfähig erwiesen, daß die Mauer gar nicht abgebrochen zu werden brauchte. Man legte nämlich Wagnerschieben gegen den Fuß der Mauer und drückte sie schief, bis sie sank!

Schutz gegen das Eindringen des Wassers kann der Zweck der Lehmstrich nicht gewesen sein, denn der Boden ist undurchlässig und wäre er früher etwa durchlässig gewesen, so würde die feste Lehmstrich nicht nur keinen Schutz gegeben haben, sondern von Wasser erweicht, die Mauer haben weichen lassen.

Es ist also nur anzunehmen, daß man die untere Lehmstrich auf angestrichenen Lehm gegußt hat um Mittel zum Verguß zu sparen, was aber auch — wegen der Geringsfügigkeit der Empore — zwecklos geblieben ist. Kann man derartige Maßregeln als regelmäßig zu beobachtende Art der Fundamentierung, die ebenfalls für Festbauten angingig wäre, bei massiven Bauten anderwärts auch vor, und unter welchen Verhältnissen? Ja.

Alter Weibachtbrauch in Gosen, Kreis Belgard. Eine eigentümliche, uralte Bräut., durch welche die frühe Weibachtanzung besonders unter den Kindern mit weitgerichtet wurde, wird hier heute noch vorüberleben. An den letzten neun Tagen vor dem Feste stellen sich glänzend bei eintrübender Dunkelheit einige junge Leute unter Aufsicht des Viehhirten vor mehrere Häuser und blasen dort dreimal in lange, hornartige Instrumente, wodurch allerdings kein besonderer Wirkklang erzeugt wurde. Daraus nahm jedoch niemand Anstoß; für unsere heutigen Bewohner aber warin dies demnach irgendeine Klage, weil auch dadurch ist und jung erörtert werden sollten, daß man das Fest nicht später sein ist. Für die Kinder aber hatte dies sogenannte Hirschhorn noch eine besonders angenehme Bedeutung. Es wurde gegen Abend die letzte Felle vor die Thür gestellt, und wenn dann die

Während Italien vorübergeritten waren, so lag wohl die Königin schon am Apoll oder ein anderer Leckerbissen darauf. Das hat sie auf Befehl des heiligen Christen die Herren den armen Kindern als Vorspeise der Christenheit gleichsam „aufgetragen“, wie es der Volksspruch besagte. Dies war eine unserer ältesten Darstellungen, die, obwohl sie in jedem Jahre in gleicher Weise ausgeführt wurde, doch immer neu und ansehend blieb, und man sollte daher mit Bewunderung solche anderen Götterbilder nicht so schnell bei der Hand sein. Aus der Reichs-Belägerung vom 20. Dec. 1893.

Aus Heblsdorf, Kreis Nieder Sarauß teilte uns der B. L. A. unter dem 20. März 1895 folgendes mit: Tüwen von Heblsdorf auf dem vorgenannten Kuchendorfer Oberland befindet sich noch bis vor kurzem ein ausgezeichneter Baum, der rings von gutem Weidenland umgeben war. Hier wurden in der guten alten Zeit die Kuchendorfer Tüwen des gewickelt. Auch dieser im Besitze der Bewohnerschaft befindlichen Baumpflanzung hat diesmal in dem Baum ein Schicksal erfahren. Der Herr war von einem unbegreiflichen Elend schwer befallen worden, hatte sich in seiner Angst seinen eigenen Befehl und Mord geflüchtet, kam aber, da er sich aus der schmerzhaften Masse nicht mehr zu helfen vermochte, schließlich daran um. Jetzt ist das ganze Terrain planiert und angepflanzt worden. Nur zwei große und alte Bäume sind noch vorhanden, die gute Gelegenheit zur Anpflanzung der verschiedenen Zweige des Weidenpflanzens bieten.

Aus Posten, Kreis Rappin teilte Herr Schriftsteller Carl Lücke mit, unter dem 9. Mai 1895 folgendes über einen Findlingsblock mit: Am 8. Mai d. J. wurde der im schlesischen Acker gefundene und ausgegrabene Steinblock, auf dem Wagen geladen und nach Wilberg befördert, um dort für den Kaiser Wilhelmstein zu werden zu werden. Das Verfahren machte nicht geringe Mühe und Arbeit. Man begann damit um 1,30 Uhr und ward erst um 1,12 Uhr damit fertig. Bevor vor dem Wagen gepackte Oelien verpackten nur mit größter Anstrengung des Stalls bis zum Damm des Baches zu ziehen. Die große Menge von Zuschauern hatte sich versammelt und begleitete die Zug durch die Straße bis zur Landstraße vor der Schenkelschloß. Dort geschah, ergab der Stein die Nachricht von 11 Zentnern. Abends mit einer Urkunde befrachtet, wurde er weiter befördert.

6. (4. außerordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Wanderfahrt nach Straßberg.

Sonntag, den 7. September 1886.

„Leichte Regenschauer nicht ausgeschlossen“ meldeten die Abendblätter zwar für den Besuchsstag, welchen die Brandenburger mit dem Namen der allsehenswürdigen Stadt am Sirona angedacht hätte. Menschen vermehren es zwar leicht und besonders Brandenburgerjente sehr schnell, wenn ihnen das Wetters Ungunst den kerkeltesten Strich durch die Rechnung macht. Aber ist dergleichen betrübliche Erfahrung vor wenigen Tagen erst voll geschehen,

Wenn ein dahingedrängter Hahn
Menschchen — mit der Schärpe auf 'em
Tafelkämpfer aufwärts starrt,
Wenn mit Nicken es gegessen —
Wird man schließlich doch verkommen
Und das Herz im Lohes hart.
Nächstes Sonntag „Straßberg“ wieder?
Bistag, die erwarteten Gäste —
Diese Tour wird auch gepart!

Unter diesen und ähnlichen „Einfüssen“ traten wir in die Vorwoche der Straßbergfahrt ein, und unser Mitglied Herr Pfarrer Gericke in Pörschlagens wertvolle beweglichen Hartens auf die stützigen vorherigen Angelegenheiten zum „Mittagesse am Besuchsstage in Straßberg“, die mit Rücksicht auf die Verhältnisse dieses Mal wieder Wanderziele kategorisch abzulehnen wurden mußten. Die Hilfe der Mellesche versichert und sagte eine gerechtfertigte Bilanz der Besuchsaktion, dadurch kann es denn erfüllt, daß einige besonders mild veranlagte Herzen aus Mitleid durch Anzeig sich dem Anstößlichen erwehren hatten. Am Mittwoch Vorm. (bis Freitag Abend sollte die Mellesungen erfolgt sein) waren es —

bereits sehr, welche in energisch gehaltenen Schrift, der man das gewisse Überwältigung ansah, ihre Teilnahme in Aussicht gestellt hatten.

Aber nicht da! Pflötzlich kam Leben in die Sache, die Bauschpapiere erhielten an der Versammlung eine merkwürdige Hebung — der Schreck auf dem Teilnehmend seitlich des Gliedern und nach Schluß der Meldungen am Freitag zeigte sich ein wackerer Bestand von 83 Brandenburgern, auf die von Bauschtagung geschickt werden konnte. Der Umstand, daß es sich dieses Mal um keine anstrengende Marschtour, sondern nur um die gefällige Besichtigung einer hochinteressanten alten Stadt handelte, mag manchem aus Teilnahme lob gemacht haben; vor allen Dingen aber war unsere Heimatwelt hervorragend und stark vertreten, was gesondert und dankbar anerkannt sei. Das Tabouret, daß der Redner der Straßburger Zeitung, Buchdruckereibesitzer Herr Kolbisch für allgemeine Hinweise auf die mögliche Bedeutung dieses Besuchs in geschichtlicher Beziehung an seinem Platz den höchsten Raum zur Verfügung gestellt hatte, bewies zugleich in glücklichster Weise auch die Ortsanwesigen vor und verband damit auch für die fernabwesendliche Einladung zur Anteilnahme. So sind wir Alles in Allem an Ort und Stelle an 123 Teilnehmern beisammen gewesen, und es verdient schon hier Hervorhebung, daß unter ihnen sich der Ehrenwähler „Verein für Heimatkunde“ vertreten befand, welcher die unendliche Kreuzerfahrt über Tramps, Backelberg, Tiefenau, durch den Bismarck über Gelsdorf nach Straßburg nicht gescheit hatte, wovon noch mehr.

Hohen Dank — und das gehört gleichfalls mit in die vorbereitende Einleitung eines Berichtes — schuldet die Brandenburger des Straßburger Städtischen, Kirchen- wie Provinzialbehörden und einzelnen Bürgern für ihr stilles freundliches Entgegenkommen in Sachen unseres Besuchs. Nicht nur, daß Berichterstatter bei seinen vielen und oft längeren Vorbereitungen jede nur denkbare Förderung erfuhr, die alle Hindernisse von dem Wege räumte — auch an Besuchsstage selbst hat sich deren glänzige Interesse in so hervorragender Weise gezeigt, daß wir es dankbar genug nicht vergessen werden. Wenn auch der weiter folgende Bericht über das Geschehene an diese Straßburger Hilfsvereinschaft diesmal verzerrt wird und muß, so war es von vornherein doch eine glückliche Erleuchtung zu nennen, daß in Stellvertretung des bearbeiteten und mit Beginn von unserer Sache lebhaft beschäftigten Herrn Bürgermeisters Götzel der Beigeordnete Herr Münchberg vom Rathshaus Straßburg an fürsorglichen Gelehrte übernahm, daß alle wichtigen Objekte dem besuchenden Zuhörer geöffnet waren, daß der Herr Landratsamtsratsdirektor Oberleutnant Guericke die große Bismarckstadt selbst über die historische Stätte des einstigen Ottobrunnen Landratsamtsdirektors und durch die Amtsdirektoren Schick, daß unter Gegenwart der beiden Gelehrten Herrn Oberpfarrers Dr. Wandel

und Herrn Diakonus Franck aus die Kirche zu St. Marien mit ihrem interessanten Hochaltar erschlossen und deren Beschädigung von Herrn Organisten Krantz durch schlaues Orgelspiel stimmungsgemäß getriggert wurde. Beachtet man dazu noch die anerkennende freundschaftliche Hilfe des Straßberger Lehrers Herrn Böhm, die oft gewollte Unterstützung des Herrn Obergymnasiums Wandel wie der Seiningen, die des Herrn Kästner Wernicke, die des uns das Einladungsgeschäft erläuterten Kaufmanns Herrn Bellmann und des gütigen Beirat so mancher andern, so war gewiß eine glückliche Entloftung der Fahrt geschaffen, die zugleich den Tode eines des „Märkischen Provinzial-Museums zu Berlin“ näher sein sollte — wenn auch nicht in Paderborn, so doch in einem rechtsonnen Bericht. Im schnellen Fluge weniger Stunden kann die Beschädigung einer historischen Stadt wie Straßberg nur von geringen Erklerungsgegenständen begleitet werden, welche gleichzeitig das Resultat langwieriger Vorberichtigungen sind. Dergleichen Erklerungsgegenstände fordern mit Recht aber ihre Beweise, wenn ein geschichtlicher Nutzen erwachen soll; diese auf einer Wanderfahrt zu geben ist unmöglich — hier nimmt man lieber, da auch die Zeit zu vielen Erörterungen fehlt, das Fertige hin und überläßt die weitere Sorge dem Bewachungsberechtigten. Die von Aaché unternommenen sorgfältigen Untersuchungen der Straßbergischen Altgeschichte haben indes ein so merkwürdiges umfangreiches Resultat gegeben, daß davon Wiedergabe seiner Länge und notwendigen Ausführlichkeit wegen ein besonders abgerundetes Werk verdient, welches einem der nächsten Arbeitskreise beschaffen und mit verschiedenen Abbildungen versehen werden soll. Diese Arbeit ist im Manuscript bereits fertig und soll neben starrer Nachprüfung während der Bilderherstellungsbüchse unter dem Titel: Der Barock und das alte Straßberg bis zur Stadterrichtung von 1528 an Grund historischer Symbolik folgende Kapitel haben:

1. Einleitung (mit Angabe der Straßberger Literatur).
2. Alberts Historisches über das alte Straßberg.
3. Johann I. und Otto III. selbst deren Familien nach der Brandenburgischen Markgrafenchronik (früherer Übersetzung).
4. Die Marienkirche zu Straßberg:
 - a) Material, Baumt und Bauplan
 - b) Der alte Hochaltar und seine Figurenmalerei.
 - c) Weitere urkundliche Beispiele für die historische Nutzung der alten Kirchenhöfen in Dörfern.
 - d) Die Gewölbmalereien.
 - e) Das Epitaphium, Denkmal für — Knaul, Orgel, sonstigen Inventar.
 - f) Das Sakristei.

- g) Die Schenkstube in St. Marien und die St. Annen Kapelle.
 h) Der Turm von St. Marien und sein Zubehör.

3. Die ehemalige zweite Pfarrkirche zu St. Nikolaus von Myra.
 4. St. Georgskapelle neben Hospital — St. Marienkapelle.
 7. Das Strausberger Domänenkloster.
 8. Strausberger Bestand im Markischen Provinzial-Museum.

Dem älteren „Führer von Strausberg und Umgegend“ sei folgendes betreffende Lagebildnis der von uns besuchte Stadt geschenkt: Strausberg gehört unstrittig zu dem schönsten kleineren Provinzialstädtchen der Mark. Wer einmal — sei's auch nur gelegentlich eines flüchtigen Besuchs — das wundervolle aus dem Flusse des Strasse(n)s) emporragende Stadtpanorama schaute, war im liebsten Bots über die gekrümmte Wasserfläche dahingehend seine Blicke bei anberücksichtigen lassen über die blauen- und frockbraunen Gärten, über die in leuchtige Baumgruppen gebildeten friedlichen Talen des dünnstigen Ufers zu dem hochbornigen Kiefernwald und walligen Gelände des sog. Jenseits, war gar bei langem Sommeraufenthalte in vollen Sägen die Sonne eines mythischen Waldlaubs geblüht, transverloren im weichen, warmen Maos hingeträcht den Symphonien der geliederten Stager und dem gekrümmten Rauschen der Wipfel gelauscht oder inmitten seiner jubelnd weitläufigen Kiefern der ewigen Jagd nach Hasen, Bären und Füchse, nach Käfern und Schmetterlingen oblagener — der vergißt nicht so leicht die höher nur zu schnell verlassenen Stunden und Tage und — kommt dunkeln Himmels gern wieder.“ Und Tylans charakterisiert: Die Mark hat in der Tat nur sehr wenige Städte aufzuweisen, die da vorziehen, mit der Stadt am Strome eines streichen Weithauf einzugehen, welche — von hohen Höhen höher über dunkel und wirksam eingestrichelt — einen hohen Trughöhe gleicht, die die nächste Welle schon wieder in ihren Schoß aufnehmen kann. Diese Stadt also führte uns am Sonntag, dem 9. September 1893 vom Oelbaldhofe Strausberg her das Dampftrahl der Kleinbahn entgegen, dem „Potsdamer“ Markgrafen Otto III (1230—1307), das wir um 10 Uhr 36 Min. Vormittags richtig erreichten. Mit seinem Bruder Johann I. (1230—1306) hatte der Markgraf um die Wende 1231—1232 vom Herrn Barnim 2., 2. auch den Barnim erworben und so auf immer die deutsche Mark Brandenburg eingegliedert. Nach dem bekannten Städteverordnungsparagrafen vom 7. März 1288 erhielt auch alsobald Strausberg von deutscher Sprache aus Recht, das in seine Hauptortschaften des silesberger die Magdeburger — in seiner Grundlage aber wie jense im Silesier Bode vorrück. Ein „Potsdamer“ des Markgrafen nannte ich die Stadt Strausberg, und das aus guten Gründen. Denn abgesehen von ihrer außerordentlich Lage war sie das Sorgen- wie Lieblingskind jense Landesherren; mit

dem, was zu seiner Zeit möglich war, besuchte er gerade die — sorgte für ihre Einrichtungen, ließ die 1254 auf der fast noch stehenden Mauer „erweitern“ und stiftete 1264 in ihr das Kloster der Mägen St. Dominika, dessen Kirchen-Architektur nach seiner sterblichen Bestattung während der Wirkungszeit dieses Markgrafen wurde die Entwicklung Straßburgs durch freundliche Fürstengunst überaus gefördert und vorwärts gebracht, ohne sonst die historischen wie natürlichen Grundlagen zur Erhaltung der ererbten Rechte zu berühren und ohne je einen gleich überausglücklichen Nachfolger dieses Fürsten wieder zu erhalten. Mit seinem Tode am 3. Oktober 1267 verlor die aufstrebende geistliche Stadt gleichsam „ihren“ Fürsten — ihre Stütze wollte erwidern. Schon Otto's III. Gemahlin Beatrix, für die die die ungesammeten Grab im Altchor der Dominikanerkirche zur Aufnahme ihrer Leiche bestimmt war, ließ denselben und fand — am 25. Mai 1280 in Breslau verstorben — das Breslauer Nonnenkloster St. Clara zur letzten Ruhestätte; allenfalls kann noch ihre Schwiegertochter Mechthild im Kreuzgang des Straßburger Klosters beigesetzt sein, was nicht ganz sicher freilich. Später wurde die Stadt gleichsam nur im Fluge und auf Augenblicke von der Fürstengunst bei gelegentlichen kurzen Besuchen getragen — Markgraf Otto III. saß ihr nicht wieder ersetzt worden. Anders das dauernd von der Sorge der Hohenzollern getragene Potsdam an der Havel!

Als Otto III. im Jahre 1267 die Augen schloß, hatte er 28 Jahre hindurch die Stadt Straßburg beherrscht und zwar mit allem Nachdruck Befördert; solche Zeiten, welche naturgemäß etwas nachwirkten, hat „Straßburger“ wohl wiedergesehen, im Gegenteil ging es langsam zurück wie eine Treibkapsel, die man plötzlich ins ungewohnte Freie setzt und damit zum Erliegen bringt. Verschlungen redet noch heute die Straßburger Tradition von dieser glücklichen Zeit — allerdings nur vordemselbst. Die Stadt um einst sehr groß und lange Zeit kaiserliche Residenz gewesen und namentlich der Landesherrin an in ihr begeben! Was man unter dem Begriff „Residenz“ versteht, war Straßburg nie, denn die alten Fürsten zogen im Lande umher und nahmen bald hier, bald da Wohnung je nach der Gegend, wobei die Lagerungsgeschichte sie ziefen. Und doch ist etwas Wahres an dieser Tradition, die von der eigentlichen Tatsache sich entfernt wie alle Überlieferung das echte Bild vergrößerte, im Grunde aber die Ottosische Zeit meint. Und daß eben dieser Markgraf sich auch, ohne grade durch Regierungsgeschäfte dahin gehen zu sein, sehr oft und sehr lange verweilt in Straßburg aufhalten, ist keine Frage. Hier war er die Art Tertiarier des Dominikanerordens mit einem eigenartigen weltlichen Duldungsgeheimnis um seinen Leibe mehr Mönch als die Dominikaner selbst. Dies aber gehört Zeit und Zurückgezogenheit für einen Mann, der von Otto III. nichts hat hat. Das letzte Beweise die langandauernde Aufwartung des

Markgrafen suchte man aber in dem Namen der vom (Alt-)Landberger Tor nach dem Kloster hinzuführenden Ritterstraße, die nach Strausberg die durchschlagsigste Entwicklungsgeschichte zur dem Tode Ottos entstammten kann. Die Aufstufstufen dieses Regenten waren eben so reich und lang besessen, daß die sonst übliche Notenschnitt — seiner rasigen Begleitung in Strausberg durch ständige Ritterquartiere ersetzt werden konnte und mußte. Denn nur so ist für das 15. Jahrhundert bereits die Benennung Ritterstraße zu erklären — nicht etwa, weil die Ritter dort häufig verblieben, ihren Weg ebenso oft vom Wessener oder Münsdorfer Tor her durch die Stadt führten. Jedoch liegt die Sache anders!

Diese Ritterstraße leitete vom Landberger Tor nach dem Kloster hinan! — wie man sagt: „zur Burg des Markgrafen“, die etwas unbestimmter und vornehmlich noch zu Andreas Engels Zeit ein „Schloß“ genannt wird. Wie die Abbildung unseres Archivalbuches zeigen wird, hat es in Strausberg wieder eine Burg nach ein Schloß des Markgrafen gegeben, sondern nur einen markgräflichen Wirtschaftshof, wogegen nach einfacher Art mit ihrem notwendigen dänischen Nebengebäude, wie solche die Landesherrn anderwärts viel hatten und das Landhaus für Pfand- und Darlehen die in den Dörfern zu finden pflegten. Hätte hier statt der archaisch wiederholt erwähnten Burg wirklich je eine Burg oder ein Schloß gestanden, so wäre anstatt Ritterstraße Name Burgstraße aufgenommen worden. Sehr genau heißt es in Selles Ausgabe der betr. Markgrafenchronik: Otto tertius anno domini 1252 (1254) fratres predicatorum Strausberck collocavit et eis unum in loco castri sui ministravit also „Otto III. quasterte die Brüder Prediger in Strausberg (brachte sie her, setzte sie an) ein und — handwachte (gab zur Hand, wachte) ihnen eine Hofstatt (Grundstück) auf „zur herrberg stede“ (oder „ritter herrsch“), was den Namen Ritterstraße noch mehr aufklären würde. Man kann in loco castri sui ruhig mit „Burgstatt“ übersetzen, hat aber dann an eine Stelle zu denken, auf der ein Baugrund ursprünglich geplant war, aus dem wegen Umfassung der Stadt und Aufbaus des festen Klosters nachher nichts als Überflutung nichts mehr wurde. Jedoch ist unter castri wahrscheinlich „eine Stadt“ zu verstehen — also in loco castri sui „auf einer Stelle seiner festen Stadt (Strausberg)“, wofür im Archiv

Dieses „Grundstück auf der Burgstatt“ ist die spätere Hofstatt B südlich (rückwärts) des Klosters, auf welcher mit 1750 das Prediger-Witwenhaus und im wesentlichen heut das Amtsgericht erbaut ist. Im Urkundenbuche Strausbergs wie schon Klosters ist das Grundstück ein einfaches mehr oder „Hof“ des Markgrafen mehrfach erwähnt und wird im Archivbuche eingehendere Behandlung erfahren. Aber selbst nach Ausschaltung dieser mythischen Burg ergibt sich aus das Mittelalter auf wohl auch die einflussige Wirklichkeit Ottos in Strausberg auf Schritt auf

Turm; aus seiner Zeit (1374) grüßt uns die Stadtmauer und wohl aus
 seinen Tagen herüber existiert uns als noch lebender Zeuge jene uralte
 Ecke auf der Südwestecke ihres Grund.

Vom Bahnhof wanderten wir gleich nach Zugverlassen zum sogenannten
 Landgarten mit seinem ersten ansprechenden Kriegerdenkmal
 und seiner kleinen St. Ottingerkapelle, die zum St. Ottinger-
 hospital gehörte und deren Material wie Basalt entsprechend der ersten
 Hälfte des 14. Jahrhunderts entstammt, wahrscheinlich dessen erstes
 des Jahreshautes. Vollschon ist an diesem Kirchen, welches jetzt als
 Aufbewahrungsort für Gartengeräte usw. dient, mit jüngeren Material
 ausgebessert und geflickt worden; aber die Eigenart des ursprünglichen
 Grundbaues ist doch zu erkennen und wohl durchschätzen.

Nur wenige Schritte waren nötig, um uns bis zum Südabgang der
 mittelalterlichen Stadt zu bringen — bis zum (Alt) Landberger
 Torturm, seit längerem auch Pulverturm geheißen. Er ist nicht aus
 einem Gieß aufgeführt; ein unterer sehr beträchtliches Stück zeigt sorg-
 fältig, sehr sorgfältig bearbeitete feste Grundquadern, während von einer
 bestimmten Höhe in der Höhe ab Mauerwerk einsetzt. Fast ganze
 Feldsteine und die Giebelansätze solcher, dann hervorragend Back-
 steinbau mit Backsteinströmern. Es scheinen mindestens drei Perioden
 an ihm gearbeitet zu haben, deren letzte „die Backsteinperiode“ nach
 1432 (dem Straßburger Zerstörungsjahre durch die Hanßen) wirksam
 wurde. Zum Vergleich konnten wir die Struktur der alten Stadtmauer
 von 1254 heranziehen, die sich wohl erhalten vom Turm nach Westen
 hinab — der Unterteil des Turms scheint älter als es und gleich
 im ganzen sehr auffällig dem Grundquadern der alten Grundkirche
 von St. Maria, also diese mit jüngere Seitenarbeiten versehen wurde.
 Mit der Zerstörung, daß St. Georgen von dieser eigenartig gelagerte
 Turm aus später noch weiter (Achtelwand) beschliffen würde, nahmen
 wir in der Gredenstrade unter diesem Turm aus nur wenig hoch über
 der Erde in die Hausfront halb eingensetzte Steinkegel erheblichen
 Durchmesser in Augenschein. Sie befindet sich auf der Westseite
 der Straße am Haus No 8 vor dem neuen besprochenen Torturm
 unter der Fensterlage sehen der Fronttreppe und ist statt an dieser
 Stelle aufgeschoben wie in interessanter Weise so dem Anblick erhalten
 worden. Ob dieser Fund damit bei einer Belagerung in die Stadt
 Landgeworfen ist? Mit den Kriegsmaschinen warf man im Mittelalter
 Steinkegel und Schlangen bis zu 30 Zentner Gewicht und seit
 der Mitte des 14. Jahrhunderts trifft man hauptsächlich Steinkegel,
 welche nach dem beschriebenen Material aus Marmor, Basalt oder
 Erythel bestanden. Seit etwa 1500 bereits wird in Deutschland die
 Eisenkegel in größerer Menge angewendet. Was die ursprünglichen Stein-
 kegel aber anbetrifft, so ist uns sehr schätzbare Gräben über Baur-

beitung häufig unvollkommen. Das kann man von der beschriebenen Straßberger Steinkegel gewiß nicht sagen; ihre Bearbeitung ist im Gegenteil eine sehr sorgfältige und ihre exakte Abrundung muß außerordentlich viel Mühe verursacht haben. Das legt dem Beschauer die allerdings unbewiesene Vermutung nahe, daß es sich in diesem Funde um keine Schloßkegel eines belagerten Festes, sondern um ein Zerstück handelt, das als Zeichen eines Freilasses oder auf den heißen Plätzen der Einfahrt eines Freihofs (die Schloßkegel ist verloren gegangen) irgendeine neue Festung zu deuten sollte. Aber man braucht für ihre Erklärung nicht einmal sonst an symbolisieren; wer sich der Dausiger Drücklinge vor dem alten Patzschkowen genau anschaut, oder jener eigenartigen Freitropfen, wird dort auch die üblichen beiden Kegels am Eingange derselben habe und rechts geht stehen haben.

Längstens gehen wir von dort, erst Beginn der Tour hin zu deren Ende wie allgemeinen Abschluß immer unter fürwoglichem Geleit des Herrn Regierungsassessors Manteberg, die Ritterstraße des eigentlichen „Straßberg“ hinauf, einen Weg, der eine ganze Reihe Häuser hat, während die Großstraße sich mehr modern ausgestaltet hat und strengt nach dieser Richtung hin mit gutem Pflaster, mehreren geräumigen Bürgersteigen, vielen Läden die neue Zeit würdig verziert. „Die Ritterstraße war in alten Zeiten die Hauptstraße“ wurde mir gesagt. Dies ist gewiß ungenau. Wie heute noch suchte sich damals der ständige Verkehr die kürzeste und ohne Lüge über den Markt hinweg oder um Markte mit seinem Rathhaus vorbei und benutzte nicht den heutigen Umweg, darum ist mindestens seit der Zeit des Manteberg 1834 die Großstraße die Lebensader gewesen und blieb dementsprechend vor allem nicht ungenutzt die Ritterstraße (Druckstraße). Die Ritterstraße als solche konnte eine Hauptstraße nur dann sein, wenn sich im Zuge der Großstraßenentwicklung eine Flanke befand und um den Straßberg herum ein kleiner Straßberg befestigt lag, welcher das St. Nicolausviertel umschloß, um welchen 1834 die Stadt „erweitert“ wurde, wenn in der Archivarbeit. Denn war die Ritterstraße von Süden her die einzige und als solche natürlich eine Hauptstraße.

— Auf der Höhe des Straßberges führt nach Westen von der Ritterstraße eine steile Straße zum Ochofer des Straßberg, welche den Fischerkirkhof heißt und zum eigentlichen Fischerkirkhof (sind 10 Grundstücke) kräftigt, zu einer freundlichen Lage nördlich der Stadtwestmauer gegenüber am See. Hier liegt die Stadtkirche, welche die Bevölkerung des Fischerkirkhofes abgrenzt, am Tor, die sogenannte „Karkhofkirche“, deren Turm 1822 kräftigt wurde. Wie es scheint, geht diese Kirche mit ihrem nördlichen Verschluß nicht eigentlich der

Abgrenzung „wundlichen“ Volkes; denn nach einer Urkunde vom 1. October 1821 hatte bereits einige Zeit früher der Straßberger Rat anfrisch „sich dort angesiedelt“, um dort suchende doch wohl deutsche Hütlinger anzusiedeln und von ihnen Spang, zu ziehen. Spang der Tomackloß stünde der Scherheit; da der Verbandsstraße nach dem Kiste wegen durchbrochenen Mauer konnte nichts doch nicht offen stehen. Gleichwohl bildeten diese Kiste eine besondere Gemarkung und noch 1850 heißt es „Haut zusammen ist zum schützen des Kistes und Aufseher der Fische verordnet worden.“ Dort unten im Kiste steht auch das sogenannte alte Elektrizitätswerk, welches bereits seine Dienste hinter sich hat und als zu klein angesehen werden mußte; an dem neuen vollbenutzten Werke südlich der Stadt führt der Besucher die Kleinsche Straße vorüber. Wie verließen dieses leuchtigen Seelungsanstalt und stiegen die alte Kistestraße wieder anpor. Oben besichtigte die großer Teil unter Herrs Mänschbergs Führung eingehend die 1800 erbaute jüngere Kathara, während viele andere freundlichen Zutritt in Hintergärten der Hüttenstraße fanden und von dort das herrliche Bild eines Anstalts über den See genießen konnten.

Nunmehr war unser Ziel die Landarmen- und Korrektionsanstalt, die Hauptlagstätte des vom Markgraf Otto III. 1356 gestifteten Demantkanerklusters, dessen Bauherrn von der Erde vollständig verschwunden sind. In der ungekündigten Arbeit wird uns dieses Kloster mit rekonstruirtem Grundriß und in vollstrettem Bild sehr genau soweit beschaffen, als die möglichen Ermittlungen reichten; hier nur soweit, daß es erheblich kleiner war als die manzige heutige Anstalt und höchstens bei 12 eigentlichen Demantkanern abgegrenzt, deren Zellen sich im langen des Klosterhofes über dem südlichen Kreuzgang befanden. Den Südflügel des Quaders bildete die 80 Ellen lange und 16 Ellen breite Klosterkirche, welche an Länge wie Höhe alles überragte, endet in ihrem Altar-Chor auch die Scheit des Stifters bergend. Noch heute aber wird vom Volkswunde diese Stätte als „das Kloster“ bezeichnet.

Fremdlich empfing uns — 150 Personen mit ihnen oft sehr eingehenden und willkürigen Fragen — der Anstaltsdirektor Herr Oberleutnant Garricke und übernahm unter eingehendster Berichterstattung selbst die Führung durch das Hüttengebäude Trepp' auf Trepp' ab. Wir besuchten die frühere Anstaltskirche, deren Höhe jetzt durch einen Fallboden geteilt ist. Der dadurch gewonnene Oberteil ist zum schlichten Versammlungssaal für die Hüttenmänner in glücklichster Weise umgestaltet, der Unterteil dient gewöhnlich als Aufbahrungssaal für Klosterleute. Nach wandler wurden wir mit reichlichen Rationen der Anstalt bekannt gemacht: Arbeits- und Schlafzelle (von deren obersten aus herrliche Aussicht über

des Strauß), Werkstätten, die Küche mit ihren modernen Koch-richtungen. Eine freundl. gegebene Erlaubnis, das oben geführte Mittagessen der Anstaltsmänner zu kosten, wurde gern benutzt. Und weiter ging uns der geliebte Führer voraus durch die pittoresk ansehende Anstalt mit ihren eigenartig zusammengestellten, charakteristisch wirkenden Blumenbeeten. Einen Wanderhörtelinschauer fragte ich, was ihm das alles gefalle und was etwa er den gemeinsamen Eindruck kurz aber lebhaft schildern wolle; er antwortete: „Hier ist alles, aber noch alles Licht und Sonne!“ Er hat Recht. Man spürt glühend die Wärme und freundliche Sonne, welche jeden Winkel der Klosteranstalt durchflutet und deren reingewaschenen Innenen das Gefühl der Dürstlichkeit nicht aufkommen läßt — im Gegenteil sie mit sich zur Heiligort und zum Lichte eines gestifteten neuen Lebens fortziehen muß, dessen edlere frühe Stunden sie auch hier im Verwallungslande kennen lernen. Auf dem Anstaltsplatz konnten wir uns kurze Zeit auch kirchlich erinnern, an welcher dankwürdigen Stelle wir uns befinden. Wir durchwanderten den einstigen Klostergarten hinter der Anstalt, dessen Perlen jäh zum Straußher stürzen und kamen endlich in einen schönen wohlgepflegten Garten östlich der Städtgäßle aller Heilichkeiten. In dem von der Herr Direktor auf eine Stelle, an welcher die Erde gekaufte Knochenreste bei einander gelagert, also an Stück des alten Mönchskirchhofes.

Bei zum Besichtigung laute der Urkundenstand über die Situation der Klosterkirche: „Der einstige markgräfliche Hof südlich des Klosters neben im Westlichen die spätere Hauptstraße 22 an, auf der später das Prediger-Witwenhaus stand (heut das Amtsgericht). Derselbe Haus Nr. 22 (des Jahres 1579) und der anschließende Garten deckt den Raum einer alten von den Mönchen zu volchem Zwecke vom „Hof“ veräußerten Bergensstelle, des ehemaligen Mönchskirchhof und deren Teil des Platzes, auf welchem die Klosterkirche gestanden. Das Prediger-Witwenhaus wurde 1710 auf diesem Platz mitgewartet von Kloster erbaut, auf welchem noch alte Kirchengruben sich befinden.“ Diese Angaben Stenbocks zwangen zu dem Schluss, daß das Amtsgericht (Nachfolge des Prediger-Witwenhauses) auf der Südseite der Klosterkirche teilweise erbaut sei, so daß der heutige Städtgäßle der Anstalt mit dem alten Kirchhofgäßle sich nicht decken kann; man müsse daher die Straßen der Klosterkirche vom Direktorsgarten ein wenig nach Süden auf die Amtsgäßelstraße verschoben. Dem Stand ich aber, daß der Platz 1710 „ein alte Kirchengruben auf der Südseite des Klosters von dem Resten des Nachbargrundstücks, des ehemaligen Prediger-Witwenhaus für 100 Taler wieder zurück-

*) Stenbock, Beiträge II, 27-30.

erworben hat**). Dies lautet die Sache dahin, daß der heutige Schlüssel auf dem Fundamente der Klosterkirche teilweise oder ganz stehen wird. Hierdurch haben wir die genaue Südgrenze des einstigen Klosters gefunden, wogegen aber zu obigen nicht, daß der Anbau der Anstalt nach Norden hin erheblich größer als das Kloster ist, wofür die heutigen Bauverhältnisse zu keiner falschen Vorstellung über das „Etwas“ verleiten dürfen.

Durch den Vorgarten der Anstalt gelangten wir in die seit einigen Jahrzehnten in Göttersack gewonnene sehr geräumige freundliche Anstaltskirche, die besonders nach abwärts gegen einen Mittelpunkt für sich bildet. Ihr zur Rechten befindet sich auch in günstiger Lage eine große gegen die Witterung schützende Halle, unter welcher solche Anstaltsarbeiten auf Kohlenrostgeräten des vorzigen Tag verbrungen können, die mit höchster Aufmerksamkeit behaftet sind, falls der Anstaltsrat nicht eine anderweitige Pflege anderer Hütten über im Klostergarten liegt abgesehen die Leichenkapelle, von der aus nicht der Klänge des Anstaltsorgelschalls mit Gehört des Geistlichen die aus diesem Leben abgetretenen Anstaltsbewohner nach dem anderen Friedhof zur letzten Ruhe getragen werden.

Unter Werten heftigen Dankes an unsere freundlichen Führer verlassen wir eine Stätte, von welcher die meisten sich vorher gewiß ein düstern Bild konstruiert hatten, vom großen Gegenteil in glücklicher Weiss übertrug.

Nachher geht auf einem kleinen Wege durch das ehemalige Wäldchen Tor nach dem Bau des altkirchlichen Gotteshauses zu St. Marien, in welchem nun die beiden Geistlichen bereits seit längern erwarteten. Wenn auch diese Kirche und ihr Inneres im Ansehung der umgebend genaue Beschreibung erfährt, wofür hier auf jenen Bericht verwiesen werden kann, so der Übersicht wegen doch hier daran erinnern, daß die einstige Grundkirche ihrer weiteren Grundmauern und romanischen Bögen wegen gleich der zu Altmündeberg dem Anbau des 18. Jahrhunderts entstammend. Mindestens aber 1170 ist in Stralsund bereits eine christliche Gemeinde voranzusetzen. Erst später (vermutlich 1254) und die beiden Seitenabsätze angebend, wie das mit verschiedenen neuen Material erkennen läßt. Im Innern von St. Marien konnte unser Mitglied Orator, sowohl Zeit blieb, Hochaltar- und Deckengewölbestücke besprechen, eine Art Kasse in oberhalb der Stühle mit Demonstrationen, welcher in stimmungsvoller Weise durch Orgelstimmen des Herrn Organisten Erbauung getragen wurde. Nach einer Besprechung des Hochaltars, dessen außer gebräuchte Heiligenfiguren unter den 12 Aposteln nun im Mittelchor nach einander des Hallen

**) Nordbeck, Beiträge II, 61

St. Stephans, St. Johannis-Baptist und zuletzt St. Katharina's verdrängen, welche „Mens in der Sonnen“ singen, wurde unsere Harmonie durch Herrn Kossow das Adagio aus der 9. Sonate von Mendelssohn beigebracht. Schon am Klugege hatte aus der Orgelstimme mit einem Fröhlichem selbst Page von J. S. Bach in D-moll begrüßt; ein Preludium von J. S. Bach in C-dur schloß uns, nachdem wir die Gewaltherrscher aus eingehender Betrachtung geschaut. Was sonst noch das Innere wie Aechten dieses sehr alten Probatspielhauses und das dingende Besitzt unsere unermüdeten Untersuchungen in dem selbstthätig wird in der Arbeit geübt zu finden sein.

Die Zahl des Mittagsessen war gebrochen — aus den angekündigten 80 Teilnehmern waren durch Straßberger und sonstige Anstöße deren 100 geworden, was schwere Aufgabe für den „Sonnenwirt“ Herrn Brachmann, der uns gutlich beistand. Diese unerwartet so stattlich gewordene Zahl von Mittagsgästen wollte verpflegt sein — und das noch dazu schnell. Infolge der vortrefflichen Fürsorge wie Umsicht gelang das Kunststück. Dieses gastfreundliche Haus diente es reichem Getränkergestank — selbstwillig konnte man im Saal kaum zum eigenen Wort stehen. Hier begrüßte auch von Stadtrath der Beigeordnete Herr Münchberg die erschienenen Brandenburgerleute wie deren Gäste. Er sagte sich mit unsern Bestrebungen sehr eingehend vertraut, ließ alle herzlich willkommen und betonte in zureichender Weise die oft beobachtete Tatsache, daß dergleichen kantonische Besuche den Ortsbewohnern erst den Wert der von ihnen besessenen Alterthümer zeigen, ja sogar sie auf verschiedenen belangreichen Aufstellungen aufmerksam machen. Zum Schluß erwähnte der Herr Beigeordnete, dem sich verschiedene Kameradschaften angeschlossen, zu die Zeiten der Adressen und der Mark überhaupt — an den Markgrafen von Brandenburg und nach dem einen glücklich empfundenen Anlaß, des deutschen Kaisers und Königs von Preußen als unsere Brandenburgerischen Markgrafen zu gedenken, eine Erinnerung, der ein besonderer Hauch auf den Landesherren folgte.

Unser Vorsitzender Herr Gehonter Kai Friedel sprach in geprüfeter Weise unsere herzlichen Dank für die heut und sonst so viel in Sierberg erlebten entgegenkommende Freundlichkeit aus, die unsere Wanderfahrt so göttlich getragen und ihr so so schönen Resultate verhelfen. Er schloß mit einem Hoch auf das glückliche Gelingen, Wohlergehen und Fortwahrnehmen der erfindlich selbstig vorantretenden alljährlichigen Stadt am Strauß, das dem bescheidenen Wiederhall bei allen Teilnehmern fand. Unsere Mitglieder Herr Pfarrer Gierke gedachte der heut so abirrend anwesenden Dama, die unsere Bestrebungen anerkannt und dankend so freundlich unterstützt. Auch hier blühte das Wohlwollen und laut durch die

Saal imballende Hoch auf die Dauerhaft des wünschenswerten Abschluß endlich ergreif nach von Seiten des Ehrenwälder „Verein für Heimatkunde“ Herr Amtsgeschichterst Hirschberg (Ehrenwälder) das Wort, lud in einer mit köstlichem Humor gewürzten lustigen Ansprache an der am 7. Oktober ex. nach Ehrenwälder stattfindenden Wanderfahrt der Brandenburgia noch einmal besonders ein und insetzte auf unsere Brandenburgia wie deren Vorstand guter ständischer Beifall.

Herr Lehrer Böhm hatte dafür gesorgt, daß hier Fracht der letzten Wochen zur Ansicht vorliegen, welche zum an Köstlichen pp. arbeitet (Stühle eines durchlöcherichten verlassenen Gefäßes zur Eisenherstellung, ein Hobelzeug, ein rosiges Hirschschädel usw.), wie denn auch der Herr Postbeamte Schulte (Ehrenwälder) mit dergleichen interessanten Objekten aufwartete und dem Museum eines Maßstabes zu stiften versprach. Im Garten lagen Ansichtskarten aller Art (worunter eine historische Klappkarte des alten Strausberg) und der kleine Pflanz zur Entnahme bereit.

Die Zeit des Aufbruchs war gekommen und wir verließen die große „Sonne“, um zunächst mit der städtischen Dampfstraße über den Straus nach dem „Jenseits“ zu fahren und hier eigentlich den entlassenen Stadtgemeinwesen in Ruhe unsere Kaffe im „Sechsf“ einzunehmen. Die Stadt, die wir tagüber mit hohem Interesse durchwandert, lag jetzt in mehrfacher Schönheit und im abgerundeten Gesamtbilde vor uns. Man sah die Mauer mit einigen verfallenden Wappentürmen, das nahegelegene Gotteshaus von St. Marien, die sich sehr abhebende Gebäude der Landwehrmannstadt auf der Uferhöhe, deren Südfügel die Lage der alten Domstiftskirche andeutet. So bei dieser Abschiedsblick über den Straus noch einmal alles zusammen, was wir damals beiseite hatten, und nur schwer konnten wir uns von dem freundlichen Stadtbilde trennen. Wir wurden wieder über den Straus gesetzt und nach kurzer Fahrt im alten Schützenhaus trug uns die städtische Kleinbahn ihrer größeren Schwester des Vororteneckens nach Strausberg Vorstadt entgegen — von Berlin, von der Strausstadt zur Heimatstadt.

Auf der Wiederung zur Überfahrt nach dem Jenseits konnten verschiedene Herren noch die eigenartigen Kellergewölbe unter dem Hünner Markt I (Hünner) und Großstraße 46 (Comand Schulte) besichtigen. Es wurde festgestellt, daß sich von diesen merkwürdigen teilweise verfallenen Kellern aussehend aufgelagerte Glage abwaschen, deren Wasserleitungen aber vorwiegend sind. Das Material dieser unterirdischen Bauwerke gehört den verschiedensten Epochen an, stellenweise sehr alten, die sich durch Reparaturen aus sehr jungen Perioden mischen (vom Kalkstein ab alle Arten aufweisend). Die Tätigkeit unserer „Kampfer“ Freunde ist eine sehr rego ge-

wann — unser in Aussicht gestellter Architekt wird diesem Zweck obliegen.

Den ganzen Tag über begleitete uns aber das schönste Wetter.
Gloria.

7. (5. außerordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Samstag, den 25. September 1866.

Besichtigung des Rudolf Virchow-Krankenhauses.

Die Teilnehmer, wohl an 300 Personen, versammelten sich um 4 Uhr nachmittags vor dem Haupttragege auf dem Augustenburger Platz. Von weitem sah schon das hohe Hauptgebäude mit dem Urturm in die Augen. Sobald man davor steht, sieht man, daß ein niedriges Torgebäude die beiden Flügel, die sich nach vorn links und rechts an das Hauptgebäude anschließen, verbindet. In dem Durchgang dieses Torgebäudes empfing Herr Stadtkommissar Tietze die Mitglieder und Gäste der Gesellschaft.

Er führte sie sodann über den Hof in den Durchgang des Hauptgebäudes. Der Vorhof ist mit beiden Hauptflügeln geschmückt, die mit Eisenarbeiten besetzt und von zwei mächtigen Springbrunnen geschmückt sind.

Von dem Hof des Hauptgebäudes führt eine lange Baumallee, die das ganze Grundstück in zwei Hälften trennt, eine nordöstliche und eine südwestliche.

Auf der einen Hälfte des Mittelstückes führt ein Treppenturm in die Höhe. Er wird von hohen Säulen getragen, die an der Decke durch Spinnwebgewölbe verbunden sind. Das Gebäude ist sehr reichlich aus vergoldeter Eisenkonstruktion aufgeführt.

In dem zweiten Stockwerk befindet sich ein schöner großer Saal, in dem die Gesellschaft auf Stühlen Platz nahm. Hier empfing der Vorsitzende, Herr Oberamtsrat Friedel, den Wert und sprach der Städtischen Verwaltung, insbesondere Herrn Bauinspektor Tietze den Dank der Gesellschaft aus für die gütige Erlaubnis zur Besichtigung sowie für die Bereitwilligkeit der Übernahme der Führung.

Vor der Front der Versammlung war ein schöner Plan der Anlage aufgestellt und Herr Bauinspektor Tietze begann nun denselben zu erläutern.

Der Baugrund war ebenfalls ein Eckreklplatz, also dreieckiges Gelände, er war von hohen Häusern durchzogen mit Ortsteilbildungen. Auch gemauerte Urnen und Feuersteinwaffen sind von Herrn Gehlman mit Friedel gefunden worden. Das Gelände sollte erst eingeebnet werden. Im Jahre 1809 wurde mit dem Bau begonnen, da die gerichtlichen Anlagen gleich in der ersten Zeit hergestellt wurden, so haben die Häuser und Strassen sich schon völlig eingeebnet und machen den Eindruck eines alten Bestandes. Die großen Räume der Hauptallee sind von den verschicktesten Ornamenten zusammengebracht worden. Einige Läden stammen z. B. aus der Siegenallee, wo sie entfernt wurden, als die Denkäcker verschleht wurden.

Das Rathaus beherrscht links die Räume für die Verwaltung und rechts solche für die Anstalten. Im Hauptgebäude befinden sich im linken Flügel die Wohnungen für die Schwere und im rechten die für die Leuten. Im Treppenhause liegt der einzige Repräsentationsraum, der Saal, in dem wir uns befinden, er hat zugleich den Zweck, bei Empfängen und dergleichen als Versammlungsraum zu dienen. Alle übrigen Räumlichkeiten sind außerordentlich reichlich gehalten, und zwar mit Absicht. Der einzige Schmuck sollen die Gärten sein.

Der Bauplatz ist hundert Morgen groß, und es stehen auf dem St. Gebraude. Das Hauptgebäude hat eine Basis, die so groß ist wie die des Reichstagsgebäudes. Der Baugrund ist gegen städtisches Gelände eingekesselt worden. Die Fertigstellung der Gebäude hat 12 Millionen Mark gekostet. Es können 200 Kranke untergebracht werden (ein Bett kostet 1000 Mark). Dazu kommen noch ein tausend Menschen, die für den Betrieb nötig sind und hier wohnen. Denn die Anlage bildet ein Gesundheitswesen für sich und ist in allen ihren Einrichtungen, Wasserleitung, Licht, Küche, Apotheke etc. ganz auf sich selbst gestellt.

Die Hauptallee teilt das Ganze in zwei Hauptgruppen; die Gebäude rechts gehören zur inneren und die links zur äußeren Abteilung. In der Mitte der Hauptallee steht ein Springbrunnen, er bildet gleichzeitig wieder einen Grenzstein, denn die Linie, die rechtwinklig zur Hauptallee durch den Garten geht, trennt die vordere Frauenabteilung von der hinteren Regenden Männerabteilung.

Die Mehrzahl der Gebäude bilden die Pavillons für die Kranken. Dazu kommt ein Doppeloperationshaus für die beiden Chirurgen. Zu diesem gehört weiter ein besonders reich ausgestattetes Klosterhaus mit drei Stockwerken. In der Mitte der Gebäude liegt auch die Apotheke. Sodann ist ein Hofhaus vorhanden, eine hydrotherapeutische Anstalt mit einem orthopädischen Institut. Für unheilbare Kranke befindet sich in einer Ecke des Grundstückes ein besonderer Pavillon. Nach der Straße zu stehen an den beiden Flügeln zwei große Gebäude für Hautkrankheiten. An der Hauptfront befinden sich zwei Bauwerke

wohnlicher. Ganz abgesondert von dem übrigen Gebäude mit einem eigenen Eingang liegt die Isolationsabteilung. Hier ist eine Beobachtungsstation vorhanden, und es sind getrennte Abteilungen für Männer und Frauen für vier verschiedene Isolationskrankheiten angelegt. Es sind auch besondere Zugänge für das Personal vorgesehen. Auf dem Gebäude befindet sich endlich auch ein Objektionshaus für das Kochrecht besteht. Zu den technischen Anlagen gehören weiter ein Desinfektionsgebäude, ein Verbrennungsofen und ein Stall für Versuchstiere.

Eine Anlage für sich bilden die Wirtschaftsgebäude, sie haben einen besonderen Zugang von der Annaber Straße. Hierin gehört eine Werkstatt, mehrere Lager- und Speiserküchen, eine Waschküche, ein Kesselhof, ein Kunst- und Maschinenhaus, eine Kochküche, ein eigenes Wasserwerk mit Kalt- und Warmwasserversorgung, eine elektrische Zentrale. Unterirdische Kanäle von 7 cm Länge verbinden die Gebäude untereinander und dienen zur Führung der Höhren.

Die Pavillone für die Kranken sind nach derselben Plan gebaut. An beiden Enden befinden sich kleine Zimmer zum Aufenthalt für das Personal oder für spezielle Zwecke, und in der Mitte liegt der Saal für die Patienten.

Nach diesem Vortrage begann die Besichtigung. Zu diesem Zweck wurden drei Abteilungen gebildet. Die eine übernahm der Herr Baupolier selbst, und die beiden anderen führten die Architekten Herr Dietrich und Herr Hüge.

Wir betrachten zunächst einen Pavillon der inneren Frauenstation. Die Einrichtung, die Beschaffenheit der Wände, die Fenster, die Heizungsvorrichtung, die Zufuhr und Abfuhr der Luft u. s. w., alles dieses wurde uns erklärt. Es ist alles vorbereitet worden, was irgend von Nutzen sein kann und alles vermeiden, was irgend welchen Nachteil haben könnte; so wird z. B. die Küche, die aus einem Saal heraus kommt, sofort durchgehocht, ehe sie den Pavillon verläßt.

Die Waschküche ist schon im Betrieb, da sogleichlich diese Einrichtung im Nachbar-Krankenhaus gebaut war. In der Waschküche befinden sich die Kessel mit fertiger Leuge, die durch Höhren in die Waschküchensala geleitet wird. An die Waschküche schließen sich die Räume für mechanisches Rollen und Trocknen an.

Das Maschinenhaus beherbergt 10 Doppel-Kessel. In ihm befindet sich auch der Verteilungsraum für den Dampf, ein Teil dient zum Heizen und ein anderer zum Treiben der Maschinen. Die elektrische Zentrale enthält drei Dynamomaschinen, und neben ihr befindet sich der Akkumulatormotor. Das Wasserwerk enthält drei Pumpen, die Grundwasser aus 50 cm Tiefe heranziehen. Das Grundwasser gelangt zunächst in einen Behälter, in dem es mit Luft in geringe Berührung gebracht wird, wodurch das Eisen nicht als braunes Oxid ausfällt,

das in mehreren anderen Gefäßen durch Filtrieren entfernt wird. Aus dem Filter gelangt es in den Wasserstern und von dort zur Kalt- und Warmwasserleitung. Es ist auch eine eigene Kieselkugel vorhanden, und zwar wird es mit Hilfe von 80. hergestellt. Einen besonderen Umfang hat die Bodenrichtung. Es sind solche für alle Arten von Bädern vorhanden, und daneben ein Kühlraum mit Leberpulvern. Es befindet sich hier auch ein Raum für Gesellschaftsinsalationen, wo ein bestimmtes Medikament zerfällt und von den versammelten Personen abgenußt wird. Ebenso gibt es ein Einzelinsalatorium. Natürlich sind eine genügende Anzahl von Zellen mit Wasser versehen nebst den nötigen Zellen zum An- und Auskleiden. Es ist aber auch ein größeres Besen vorhanden, für Laufsitzen, in dem mehrere Personen zu gleicher Zeit Platz finden. In einem Saale endlich ist eine große Anzahl von Maschinen für Badgermanik aufgestellt.

In der Küche stehen die großen Napföfen mit doppeltem Boden für das Garen, dazu ein für Fleisch, für Käse u. s. w. Daneben befindet sich der Raum mit den Apparaten für die Herstellung der Braten mit den Einrichtungen für die Verteilung der Speisen u. s. w. Es ist auch ein Raum da mit Herden für Braten. Es gibt eine eigene Fleischerei mit einem ritzigen Hackelbrot, selbst Hackfleisch. Die Kühlräume befinden sich im Keller. Hier ist weiter der Lagerraum für Bier und Sektwasser; letzteres wird in der Anstalt selber bereitet.

Nun wanderten wir zu den Pavillons entlang bei dem entgegengesetzten Ende des rechteckigen Grundstückes. Hier befindet sich der Abschluß, die Leichenhalle mit der Kapelle. Eine Treppe führt zu dem Eingang nach, der künstlich gehalten ist mit Kacheln der Trauer und des Schmerzes. Von dieser Treppe aus blickt man auf einen Vorplatz und auf die Allee von Trauerweiden, die von dem Eingang zu der Straße auf die Kapelle führt. Die Kapelle ist ein hoher Raum mit einem Altar und zwei Emporen links und rechts; neben dem Kapellenraume befindet sich ein Raum, in welchem die Särge nach von den Angehörigen besichtigt werden können.

Wir wanderten nun wieder nach dem Haupteingang zurück und zwar durch den Park, welcher sich an der gesamten Südwestseite des Grundstückes hinzieht. Die Räume und Sträucher sind schon groß und stattlich und vermögen genügendes Schatten zu spenden. Es sind runde Plätze für Louken, Pavillons und Bänke hingestellt. Das schönste Stück ist ein breiter Platz auf einer Erhöhung des Geländes. Man sieht von hier aus die hohen Kirchen der Jungfrauen, die spitzen Thürme eines Kirchen und die Halle der Pavillons, die sich kontinuierlich erheben wie die Häuser eines kleinen Landstädtchens.

Sie' sehen alleliebet uns mit ihren roten Nähern und den mit Grün umklebten Wänden.

Auf dem Rückweg kehrten wir noch an zwei Stellen zu den Bauhöhlen zurück. Wir besahten zunächst einen Operationsaal und dann die Apotheke. In dem Operationsaal ist alles vorhanden, was im geringsten staubfängend oder staubabwegend wirken könnte, vor allem auf dem Fußboden und an den Wänden. Ganz besondere Sorgfalt hat man auf die zweckmäßige Verteilung des Lichtes verwendet. Das künstliche und auch das Tageslicht kann von allen Seiten gleichmäßig auf die Hand des Operateurs fallen; die Fenster sind für gewöhnlich geschlossen gehalten, da künstlich filtrierte Luft zu dem Raum gebracht wird. Sollte aber plötzlich der Bedürfnis nach freier Luft erforderlich werden, so lassen sich die Fenster mit einem Griff öffnen.

Die Apotheke zeigt an den Wänden die bekannten Reihen von Flaschen mit Flüssigkeiten oder Pulvern gefüllt. In einem Vorratsschrank befinden sich Geräte zum Fuchern; hier hinten stehen die Böden die Körbe für die Medizinflaschen der einzelnen Abteilungen und holen sie nach einiger Zeit wieder ab.

Demnächst war unser Rundgang beendet, den Weg bis zur Eingangstreppe legten wir durch die große Hauptallee zurück; die Apotheke liegt in der Mitte der Gehallevorhalle, so daß wir vor dem Springbrunnen in sie eintraten. Wir hatten von hier aus nach beiden Seiten den Blick auf die beiden abschließenden Gebäude: das Hauptgebäude und die Kapelle. Seine Majestät äußerte bei diesem Anblick, daß er den Eindruck eines künstlichen Landsteines mache.

Vor dem Hauptportal verabschiedeten wir uns mit herzlichem Dank von unseren Führern.

Märkische Inschriften und Sprüche.

Von E. Jälicher.

An einem Wohn- und Gasthaus auf der neuerrichteten durch Alt-Tanzendorf bekannt gewordenen Insel Seckowitz (früher Robins eigentlich Kahlberowitz) hat der 77-jährige Rentier Korsten die an solchen Örtlichkeiten seltene Angabe der geographischen Position angegeben; nämlich:

52° 33' 23" N. Br.

31° 21' 1" Ö. L. v. Ferro

Denn tragen die verehrte gerechteste Hauptstadt vom, hübschen vom Besitzer selbst gedichtete Verse; nach Gosen zu:

Mit Guten Hieb, Geizig Macht
Wird dieses Werk zu Stand gebracht,
Bist du Herr, mit deiner Hand
Das Hünchen und den Leuchterband

Nach dem Schluß zu:

Wenn der Natur gewaltige Kräfte
Erdensatz sind in allen Spalten,
Soß Ruhm's Klang, sei über Hübschen
Den heiligheligen Schutz gewährt

Auf der Wanderfahrt (der ersten von drei) nach diesem idyllisch friedlichen Eiland verweilte der (28. März 1906 gegründete) Markt Brundenberg-Tross in einer Kutsche des stercheimischen Darfus Gosen u. Späte folgenden Kartispruch in Abänderung des bekannten Berlinerwortes:

Wir sech läßt hünchen Ledergesch wappen,
Maß ein große Weide betappen

Gosen.

Wenn ich einen Gast erwarte
Hinter meinem Leinwand,
Also muß der stonischen
Einige Gosen Bier trinken

Übrigens fanden wir in den beiden heggestruckten Spreckbüchern Kuo-Zitun wie Gosen das bekannte Gabelschinken (Brot) sehr häufig, doch fast immer nur in der Form einer tschwanbischen Bille; etwa so:



In dem vielbesuchten Spreckwaldwirthshaus Forthaus Fische soll über der Heizung — sehr vom Alter mitgenommen, noch der fremde Haupt-
spruch unserer Vorfahren im Balken stehen:

Wir besuch hier so fern
Und auch doch fremde Gäste ein

Einige Beiträge können wir wiederum liefern zum Kapitel der Watschensprüche und beginnen als Führer im M.B.V. gebührend mit Ergebnissen unserer mährischen Wanderfahrten.

Auf einem Bierkrug irgendwo:

Altes Bier und junge Weiber
Sind die besten Kessnertrüber

Reich an nicht ganz gemissem Spruchem dieser Art ist das Haus des Nachbarn unseres Kellers, des Herrn A. Polkeberg aus St. Hubertus am Kuzenbühelhof Werbellasse:

In einem behaglich ausgestatteten Wohnzimmer heißt es an der Wand:

Es darf keiner den darzugen Kehlen
Beim Wassertrinken niemals fehlen.

Ferner:

Trink am Wein die gülich,
Fühst dich argenülich.

In dem großen Gastzimmer mit Ausblick auf den majestätischen Wurfelmann wird die rührende Schauptag aufgestellt:

In den Weinen hat Staan sein Unkraut gestit,
Die Gärten versichert er am Fiest.

Etwas dunkel klingt dort die Mahnung:

Lecht nicht zu früh mein Lechter,
Denn wir schreiben noch auf Eber.

Endlich das auch in Berlin verkehrtesten Spruch:

Alles kann der Deutsche wagen,
Fortsetzt Ehr, Recht und Pflicht;
Alles kann der Deutsche tragen,
Nur das Dars erträgt er nicht.

Im Reichslokal an Berlitz bei Berlin heißt es vom Verhältnis zwischen Wirt und Gast (was es sein sollte):

Wie der Bann und seine Aste,
So der Wirt und seine Gäste.

Auf einem Bierstammtisch an Non-Rappin lassen wir:

Hat' einen Pfennig hat' wir ein,
Feld's Dir an Wein, so trinke Eber.

Ebenso auf einem Bierweg:

Kleiner, das ist keine Stadt
Bei einem schönen Kind,
Lecht Dir ein Kneemann,
Klar' ihn zu jeder Stand.

Das eine zu tun, und das andere nicht zu lassen, macht aus der Spruch (Eber's Präsidentenstamm zu Non-Rappin):

Nach des Tages Schwere
Kühlen Trank ist gülich.

und (sonst):

Nach des Tages schweren Werken
Soll ein tücher Trank uns stärken.

In der neuen Wirtschaft „zum Backen“ Werlings-Nachhilfe bei Eberwald heißt es:

Vom frischen Pils ein kräft'ger Trunk,
Macht Augen klar und Herzen jung.

Etwa:

Das Lebens Sonnenzelt
Ist Trinken und Fröhlichkeit allein.

Nun nähern wir uns wieder dem Herzen der Mark: ihrer Hauptstadt; denn geistlicher Sinn ist bekanntermaßen nicht oben des Markens stärkste Tugend; darum seien noch vier Daktyl von Hohen Schülensleben beigefügt.

Das auch weiter verbreitete Wort über einen Tinken
Inhospität für Arbeitende!

Verwandt damit ist:

Das neue Elend — wie in Home:

Mehrheit in Berlin wie auch weit in Westfalen finden wir die
etwas selbstschätzbare Ankündigung:

Hier finden ständige (oder abhängige) Arbeiter
lebende Beschäftigung.

Endlich in Verbindung von Arbeit und Muße

Wie sehr Menschen und Bürgerpflicht
Am Tage treulich hat verrichtet,
Dem sei auch in der Abendstund
Von Gott und Menschen ein Trunk vergönnt!

Eine Schenke in der Hofstraße zu Berlin liefert uns kürzlich
folgende Aushänge:

Wem Menschheit magst mancher sehr,
Menschel geh's auch nach vergess!

Deutsche Frauen, deutscher Trunk,
Deutsche Liebe zur Huldigung.

Am besten ist auch Mül' und Sungen
Der Mensch kein Glas Bier gelogen.

Frei besser schmeckt ein klärl'ger Trunk,
Kroketten am Welt den, frisch und jung.

In der Achillstraße sehr schwankend nach Home wandernde
Kneipstuler Stoll auf die Wand gemalt, darunter Host sein:

Knecht, denk' an den Zeltweg,
Die Kräfte des Wines
Hilfen dem Geist mehr als des Geistes;
Bierdud ist solches Dohernosen,
Da Home — da wartet sie!

Um diesem traurigen Beispiel der frühlichen Zecherei zu entgehen, weiß der Trinkspruch seinen Freunden, des Konradsgerichts Führer zu Hlávka u. Hlávka folgenden guten Rath:

Wenn die Gemüth stets mit dir,
Wenn Du gehst Abends zu dem Bier,
So sangt dann Schlar auch wie ein Mann
Und du verachtet nicht die Predigt der Kirche.

Doch nochmals um Adelherb-trau, da heißt es fernar:
Wahr im Wort, was es Gemüth,
Doch gehen wir das alte Lied.

Eines recht Bedrügler zeigte uns — viel von Dorschbänkern besuchte Destillation in der Bierwälderstraße. Auf der Wand gemalt sehen wir eine Dorschke mit hoch sich auflühendem Korne, an dessen Fäden ein geistlicher Redfaher mit seiner beschädigten Maschine liegt — und schließlich heißt es dazu:

Der alte Brauch wird nicht gebrochen,
Nicht geht über gute Pferdebraten.

Wir rufen aus dem alten Krug „aus grüner Kanne“ was gerechtes Veres in die Erinnerung zurück.

Der Kranke steht, daß er gesund,
Nur einen Löffel jede Stunde,
Wenn Du es wecker Zucker Knud hat,
Trink' sagst Du, weiß du gesund bist.

Stunde:

Gestank und Trauerkheit
Reißt das Körper, stört den May

und

Hast du Kummer, Liebeshmerz;
Drück von Sichel Du mit Herz

endlich:

Das kostbarste Testament heißt:
Trinke Fromm, bis an dein End!

Vom nerven rann ehemals im Böhmerland zu Schönberg (auch nachher):

Gesagt im dem Krug, wenn du Durst hat,
Gesagt im dem Anzug, wenn du krank hat.

Und Schölerstraße:

Hast du kein Geld, sei nachsicht,
Krug und wird bei mir gehört.

Im Ansehn der Veranschaulichend Bedarf wird behauptet (auch nachher):

Das Wasser gibt dem Orkan Kraft
Dem Menschen Bier und Lebenskraft

Abendlied:

Die Zeit kurz's viel.

Ansehbarer ist dort der hygienische (F) Rest

Wird von Trinken Du hasten Speiß,
Trink' vorzüglich Maß für Maß

Sinn es Völlerei erinnert der Spruch in einer Stehverbote der
Friedrichstraße

Wer Speisem lebt und Trank vornehmlich,
Sollt sein Pfennig mehr, als auf der Karte sein.

Dann prüft es derselben Stelle der Ruhr

Die Uhr und die weckerer Seelkrampen
Fängt nach 11 um 1 wieder an.

Noch immer ist dies von Deutschland reich gepflegte Kapitel nicht
erschöpft; lesen wir doch im Berliner Spatenboten:

Ein Mann ein Wort, ein Wort ein Mann
Ist besser als ein Schwur grün;

Abendlied:

Abendlied, Eichenstiel
Ist dem Trinker stänke!

Esso leider jetzt verlegte sehr behagliche Bier- und Wirtshäuser am
Kottbuser Damm hat uns folgenden Staff.

Wort's Freund, mich will beflücken,
Sinn kannst du wohl noch trinken

King die Seele, weiß das Glas,
Stütz das Bier, wie wohl tut das

Willst du es klager Secker sein,
Stück' morgen seine den Kaiserstuhl ein

In der nächsten Nachbarschaft des neuen Berliner Verwaltungsge-
bäudes (Parochialstraße) heißt es in einer seltenen Alt-Berliner Kampf:

Fuß ist das Fuß, tritt Glas auf Glas,
Trink's köstlich hier, wie bei's noch mehr.

Ähnlich an anderer Stelle in Berlin:

Kaiser trinkt, der Deutschen brüht seine Pilsener

Dann Parochialstraße noch:

Wer nicht lebt, trinkt noch sagt,
Es me an wahrer Freunde langt.

Am Polakhof Börsen nahe dem Märkischen Busch haben wir vor Jahren folgende Sprüche:

Gesund, so lang du frisch und jung,
Bist, lebt dich die Erinnerung,

und

Wo man Bier trinkt, kommt es ruhig herein,
Bist Menschen trinken schlaf're Sachen.

Auch höchstes präse den Wert des Bieres ein Spruch einer Stab-
kuchelle in der Kommandantenstraße:

Hier' Adam hat'sch Bier besessen,
Hier' er den Apfel nicht gegessen

Und nun mit Berlin vorläufig Schluß zu machen, sei einmal eine
Hauspreisgeschichte aus einem Schenkenort mitgeteilt:

Wer diesen Humpen oftmals leert,
Der ist ein Zecher bestgerührt.

Denn noch eines guten Berliner Wils aus der Fürstbischöflichen
Dorf nicht hart an der Klosterstraße eine leider jüngste modernisirte
Kneipe, die früher saßen die Besetzung trug: Klosterkeller. Im
Innen an der Wand außen der auf Tischhöhe des historischen Be-
wollens berechneten Inschrift: „Hier wohnten die ersten Schulzen,
noch die Worte: Erbauet 1345.“ Als nun eines schönen Tages mein
Freund, der mit mir früher allwöchentlich einmal im Klosterkeller ein-
kehrte, den Wirt fragte: „Sollt' diese Kneipe wirklich schon so alt
sein?“ wurde ihm von dem glückigen Manne die unsterbliche Auskunft:
„Der Grund und Boden soll noch viel hier sein.“ Weil wir es aber
mit dem gleichfalls trink- und lebensfrohen Hausbath hatten, dem
Kathol Preker so ung' nachgesungen hat:

Nun ist vorüber die letzte Welle,
Du Zecher, trüblich und gelüht,
Nun bist Du, wandernder Gostik,
Am Ende Solner Wanderfahrt,
Und bei des Humpen der Posse
Der Deme bist nur heige leert
Du hast den Heimweg eingetretet,
Im Bortier haben Tröpfen mehr!

Also, wohl wir es mit seinem Wirt hatten

„Nach solchen Stunden darf ich nicht's
Auch über den alten Gartenmann“.

Da es einem dem Verewigten gleichgearteten schriftlichen Wanders-
mann erlaubt, diesen märkischen Trink- und Kneipenprüfchen noch einige
Vere gleiches Art anzuhängen, die er sich in wenigen Stunden tagen

auf Thüringerland Boden am sogenannten Kyffhäuser und in der ungeschwerten glücklichen Helmsene erwandert hat.

Im Gasthof „zum Barbaren“ die letzten preussischen Dörfer Sittendorf am Kyffhäuser, von wo wir erst jüngst zu neuer Seelands für beim Kaiser Robert aufbrachen, teilte der Wirt durch ein Bild mit Unterschrift mit:

Ich bringe von dem Tage an,
Wo auf dem Farn kränzt der Hahn,

Daneben:

Es giltzt der Stoff im Bienenstich,
Wer gleich beschüt, vergißt es nicht.

Unweit davon — im großen Dorfe Benzungen heißt „der schwarze Löwe“ folgende Bemerkungen:

Bier oder Wein, das ist ganz Wurst,
Die Hauptmasse ist ein ganz Durs.

Der beste Trinkspruch ist unbedingt
Sprich nicht viel, doch sehr viel trink!

Haut Schmezzern da in Hain und Sand,
Trink' häufig Bier, da wirst gesund.

Trink' gut und rein,
Essen laß sehr,
Ob Heide, Jaß' ob Gernst,
Herdin, was dursig ist.

Für geschmacklos und profandend muß ich den Vers aus dem „Goldenen Löwen“ in Barga (Haina) halten:

Wer nie sein Brot mit Biering isst,
Wer nie ob wild durchschrethamer Nichte
Sich dursend in der Koke isst,
Der kumt noch nicht, der Katernschne!

Eine lassen wir uns gefallen:

Herrn dem Hopfen, Herrn dem Malz!
Sie sind des Lebens Würze und Salz,
Kuch dursige Besten groß ich esse,
Bekomm'n auch wohl in meiner Hute!

Bei der bekannten Neckheit der Thüringer (die übrigen sollen unversiert) und bei ihrer Lust an „Jägergeschichten“ durfte nicht unangemerkt die, was über dem Stanzschloß im „Ottens Zwieg“ zu Heintzen a. Hain steht:

Ihr werd nicht ver eßed (Haf) genommen.

Und auf der Schnapfabrikdate des Stanzschloß lesen wir:

Schnap' wer will, aber nicht an Haf gegoffen!

Achtel aber mache ich von der gemeinsamen Rede-Erklärung Gebrauch und lasse das Besetzungswort des mit drei Ritterspitzen gezeugten Mährischen Bräutern nochmals ähnlich ausgelegt in seinem Trinksprüche, darin er gar geschmackvoll und einseitig ist, zu Wort kommen — mir selbst jede Zuthatsbemerkung ersparend:

Was Name nicht um Mitternacht,
Das Auge des Gastes wacht;

Trinkst du kein Spiel, ist das Gastrechtsonnen,
Versteh's ein Spieler kann niemand leiden;

Wenn ich einmal betref, dann mach ich's gleich was
Wenn die Frau nicht zu Hause ist, bin ich Herr am Haus.

Gut Bier, frick Wein, ein Mucke sein,
Dann ein Jungfräulein, wir ja ein Mann.
Der du nit wollt' lustig sein.

Der Mensch an angestammten Tisch,
Er läßt sich weder ein ein Tisch.

Wer eines Menschen Freunde stört,
Der Mensch ist keiner Freunde wert.
Sind beide Freu'n im Kreis der Gäste,
Wird jeder Tag zum frohen Feste.

Sehr spät ist es die Sitzung aus,
Denn denke ich an den Schlafend von Haus.
Wer nicht kann Spaß versteh'n,
Soll nicht in Gesellschaft geh'n,
Wer seinen Mund hat in Gerede,
Der wird in Ehren sit.

Der nicht vollständige Parteilag jüngster Tage zu Mauthausen läßt uns wieder die Angemessenheit folgender drei Schluß bildender Hauptsprüche erkennen, deren erster und dritter auch aus dem genannten Lokal stammen; des zweiten aber schrieben wir uns 1868 bei unserem Besuch in der hehrlichen Bräutern Sondercharakter zu dortigen Hetschler ab

Stimm Pölkspölkstern beim Bier auf der Bank,
Wird beide die ganze Umgebung krank.

Parteilag oder nationalstern,
Soll kein Bier Dir ganz egal.

Hoch und erhaben Bier
Der Parteilag Trinken und Hader
Sicht die Vaterland Bier
Und der Kaiser, den Kaiser Vater

Wanderungen über märkische Friedhöfe.

Von Reinhold Jülicher.

Wie wir aus andern Orten („Die Mark“ 3. Jahrgang) näher erfahren werden, dürfte wohl kein mit Verstand und Willkür ständiger Wanderer gerade in den Dörfern und kleinen Orten sowohl an der Kirche als am Friedhof des Ortes schlafend vorübergehen. Schon wir ganz von dem Gefühlswert der Meinungen ab, welche über die Häuser regende Kräfte und Denkwürdigkeiten abgeben, so ist doch der Besuch der Kirchen und der — fast in allen Dörfern noch in ihrem Schirm und Schatten liegenden (nicht geschlossenen oder nach im auf den heiligen Tag besetzten) Gottesacker in sehr vielen Hinsichten äußerst interessant und lehrreich. Der Botaniker, wie der Statistiker, der Geschichtsforscher und Numismatiker wie der Volkswirt, der Blumenfreund und nach manchen andern Liebhabern kommt dabei zugrunde und legt seine auf seine Richtung. Dafür seien einige Beispiele erlaubt: Umlie, wie schwarz gefärbte Linden schmücken die Kirchhöfe zu Walkow und Nitzwerder im Ruppiner Lande, spitz wachsende, sonst aus den Gärten verschwindende, wundervoll duftende Gutzwillersträucher und andere Tasterer aber aus dem Dorfgärtchen jetzt verschwindendes Flornelken haben auf diesen und andern märkischen Dorffriedhöfen noch das Freitett; Epidemien und große Sterblichkeit der Kinder, wie auch besonders zahlreich auftretende lange Lebensdauer lassen sich deutlich an den Grabsteinen ablesen — Namenstafeln wie Verwandtschaften machen sich ebenfalls bemerkbar; Schicksalschläge — Mordthaten etc. — hinterlassen, in ihre Spuren — Epitaphien und Denkmäler berichten das Wissen des Geschichtsforschers sowohl als das des Kunstliebhabers, und nicht zuletzt läßt sowohl der verschiedene Stand der Gräberpflege als auch die Ausstattung der Grabdenkmäler und die Auswahl der im bedenklichen Sprüche oder Verse gar mancherlei volksthümliche Schlüsse zu. Aus diesen Gründen erlaube ich mir, übermals eine Wanderung über märkische Friedhöfe — ausschließlich ihrer Dörfer und einer großen Vorstadt — anzutreten und dies geübten Leser die Früchte derselben darzulegen. Weil es mir noch so frisch in der Erinnerung ist, nehme ich mir die Freiheit, zuerst ein paar Grabsprüche von dem zwischen strom Sand- und Kalkschichten liegenden romantischen Friedhofe des Hardebeck-Quentzenberg (Kolossal-Quentzenstein — Eisengruben) in der sogenannten „Thüringischen Schweiz“ anzuführen.

Seig, sehig sind die Toten,

Die um Kunde wohl beach't'n

Und sich welchen Gottes Boten,

Engel selbst, zu Grabe geh'n;

Die bei Christo, wenn sie sterben,
Wohnung, Heil und Leben offen.

Gott Mutter, dessen Denkmal
Weiset Kaskaden Dir,
O verleihe Deinen Segen
Noch uns jenen Hüben aus,
Nicht aus vor der Welt zu stehen.
Spülen wir diesen Stein Dir auf,
Nicht, um kühnlich Dich zu ehren,
Gedien wir diese Köpfe drauf!

Mit Schmerzen hat Du hingeschrien,
In Deiner vollen Manneskraft
Hat Dich ein Schmerzweind überhoben
Aus unserm Kreise hingerafft.

Überschwänglich ist der Nachruf eines fjeldrigen Kaskaden:

Fremde Tugend in der schönsten Hülle,
Ach so früh erschaffen Du schon!
In dem Heile der ersten Jugendfüße
Bist Du lieber Sohn, uns erschaffen!
Hier am Grabe halt uns langem Schrecken,
Nicht der Eines Tränen können Dich erwecken,
Fremder Engel, steht an Gottes Thron!

Doch aus zurück auf den heimischen Boden. Bei einer märkischen Wanderfahrt schrieben wir vom Kirchhof zu Kaskaden (Ostthule) diesen Vers ab:

Im Grabe stehst meine Ruh',
Ich eile nun dem Himmel zu,
Durch Gottes Kraft bewegt mein Heer
Der Krankheit Last, des Todes Schmerz.

So Kaskaden bei Bernau bei einem O. Monat alten Kaskaden:

Kann man Leben aufgibt,
Kannst Du aus die Abschiedsband,
Und die Engelstunde sein
In der Engel Heimatland.

In unserm Wanderertrabuch fanden wir gerade hierunter die erste englische Gedächtnis, die unser Altmeister des Wanderns, Dr. Theodor Fontane aus der Niebuhr-Abtheilung enthält:

Erde glüht und Erden
In Gold und Frucht,
Erde wird Erde,
Bevor es gedehnt.

Ede turnt auf Böden
Schick, Jung und Weib!
Ede spricht zur Erde:
Allen wird man?

Hierher gehört dem Sinne nach wohl auch die Inschrift des einfach schönsten Kriegerdenkmals in Fürstentwilde. Selten schön das gesamte Fürstentwilde. —

Erst steht es uns agah von der Front des Jagdhauses Treßkuden bei Wannsee:

Hu geht die Zeit, her kommt der Tod,
O Mensch, tu recht und fürchte Gud!

Streu nicht auf dem neuen Kinderler Kirchhof:

Dem Hornen halt', dem Auge fern,
Ach Karl, wie hätten wir dich all' noch so gern.

Vom Kirchhof zu Bergholz (bei Köstritz) stammt:

Wir können stänzer Dir vergeben,
So herzlich hast Du uns geliebt,
Dir loben in dem besten Willen
Den Vaters Hand, die ewig gibt.

Meistlich möglich ist da die schöne Geschichte von Klitz Brunnen im Kirchlein zu Dahlem:

Wer hat Euch Wandersügel
Im Wäntschuß gelehrt,
Daß ihr auf Land und Meer
Nie falsch die Flügel kehrt?
Daß ihr dieselbe Palme
Im Süden stets gewählt,
Daß ihr die alte Lande
Im Norden nicht verfehlt!

(Am Stein an der Kirchmauer eine alte Liede?)

Zu Garmis in der Mark lesen wir:

Hier ruht der Wäntschuß Johann,
Er war ein unsterblicher Wandermann,
Gehens schöner im Städtchen
O Herrgott, nicht sei Mül' des Mann.
Denn niemals er dem Wäntschuß erwan,
Des Lebens Pfad zu treten an

Eine alte Lebensweisheitschrift von 1578 in der St. Gotthardskirche zu Brandenburg a. H. lautet:

Der nicht hört
die Stimm der ernen

Laest sich in uns
nicht erbarmen,
Den will auch Gott
erbarmen nicht,
So er kann für sein
streng gerecht.

Das kunstvolle Deckelbild des Grafen Alexander von der Mark († 1. 8. 1787 — mütterlicher Sohn Friedrich Wilhelm III.) in der Bogener Dorotheenstadtkirche trägt die lateinische Inschrift — deutsch über-tragen: Wilhelm Moritz Alexander . . . begleitet von dem väterlichen Trübsal, mit unangenehmen Tugenden geschmückt, in dem frühen Künstler frühzeitig unterrichtet, wandte er sich beharrlich Bestrebungen zu, sich nützlich in der Illusion Chors.

In St. Marien am Berlin heißt es auf einem Stein 1719:

Die hier kein Mensch auf Erden als nur der Tod geschieden,
Die wollen auch im Grab vermischt Ruhe in Frieden.
Meyn Leser dank dir bei, wo kurz die Lebenszeit,
Such deine Ruh mit uns in dieser Schöpfzeit.

Dem Taktbrennensdrucker Eckke † 1811 wird auf dem Berliner Sophienkirchhof nachgesprochen:

Er war ein Weisemann
Und hatte einen Pfand.
Wer diesen Namen gewohnt,
Sich nicht an Tode weicht
Die Liebe darf er wagen,
An seiner Gräb zu wagen,
Was Rechts und Wahres spricht.

Um das „Kreuz“ rankt sich auf dem Jenseitener Kirchhof in Berlin von 1828 der Vers:

Unserm Kreuzen sag Dem Pfand,
Bei dem Kreuzen suchst Du Pfand,
Für das Kreuz die kämpfend Du,
Mit dem Kreuzen geht die nur Ruh
Durch das Kreuz erkennst Deine Macht,
In dem Kreuz hast Du's vollbracht.

Mein alter achtzigjähriger Freund in Britz (Er Angewandte) hat auf seinem Grabstein den schönen Spruch: Laß ihn ruhen in demselben Frieden und ihn erweisen zu einer frohlichen Auferstehung.

Ein mit großen weißen Glockenblumen geschmücktes, längst verfallenes Grab zu Linje n. O. trägt auf dem rötlichen Kreuz, von 1819 die Worte:

Nur durch die dunkle Pfunde
Gott sein zur Heimat ra.

Auf dem alten Döllsdorfer Kirchhofhügel.

Der Segen der krankenenden Fremden
Überwiegt die irdischen Leiden.

Dann ein Marmorstief und Wangen mit tiefgestrichter rassenfülligen-
gefüllter Schale.

Auf dem alten deutschen Kirchhof an Radolf finden wir unter
andern folgende Inschriften:

Ein Stiefelknecht lebte der Ungarnvereine zu Berlin (mit magy-
arischen Text) 5 Slovakerknecht, die in den 1860er Jahren in einer
königlichen Herberge an Kahlendamm erstickten.

Ferner:

Zu früh für uns erschließt Dir,
Gott geh' uns Kraft, Dir ewig Ruh

Trennung weihen bei Deiner Asche die Deinen,
Ehrend Dein Bild, Dein Bekennt, Deine Liebe.

Haltet auch nicht wal, denn der Herr hat Gnade
Zu meiner Hölle gegeben

Zwei Schwertknechte.

Beweint sie nicht, ihr Lieben,
Sie starben um Gott, nicht nach
Was wußt ihr auch betriebs?
Sie sind in Gottes Reich

Hausfriedens lobt den Meiden,
Denn der Gräber Hand
Gruet an's Herrentand

Vom St. Thomaskirchhof in Radolf:

Das Herz, das uns verbunden,
Löst weder Zeit noch Ort,
Was sich im Herrn gefunden,
Das währt in ihm auch fort
Wenn ich in kühler Erde
Meinen Platz nicht neben Dir fand,
So hoff ich doch, wir werden
Vernagt im bessern Land.
Wie komm' ich nicht auch sonst
An Deinen Gräber rausen,
Wenn mir Gott der Herr
Die Hoffnung nicht genommen!

Zu kurz war's Leben Dir gemeinere,
Doch unvergänglich währet Du um-

Der Norderfer Kirchhof im Hirt's Hof war besetzt:

Hier wo der Wind so lebendig
 Um dieses Hügel weht,
 Hier, wo so still und trennig
 Des Ortes Klänge weht,
 Hier steh'n sich bis ins Selten,
 Hier fallen Schicksalstricken
 Auf fromm ruh'n das Geß
 Arbeit war Dein Loos im Leben,
 Geduldheit war Deine Pflicht,
 Empfinden kost Du mir Bescheiden,
 Des Lebens Freunde ward Dir nicht

Einer 18-jährigen Jungfrau ruht man nicht:

Schlammes waßt Du tolle Hirtie,
 Ringewelt im Lebensraut,
 Gehe Gott, daß dir die Erde
 Nur ein sanftes Beste sei.

Endlich:

Wenn mein Mund nicht kann reden frei,
 Dein Geis in meinem Herzen schwebt,
 Dein letztes Wort sei ein mein Licht,
 Wenn nur der Tod des Herzes brecht.

Eine interessante Nagere Grabinschrift vom Matthäikirchhof in Schöneberg ist:

Johann Seifert, * G D 1803, † 1877. Der auerfreundliche Gelehrte Alexander von Humboldt 98 Jahre besuch die Gelehrten ihm in wohlthäter Erbeschaft, glücklich ein von ihr auf sein Grab gesuchter, frisch ergründeter Lorbeer, dem gleichen Todezeit mit einem Humboldt. So bleiben auch noch bis über das Grab hinaus in unverrücklicher oder Tyne ihre Hände an einander greift.

Dem Philosophen, Appellationsgerichtspräsident J. H. v. Kinkmann ruht die Grabinschrift nach:

Er hatte den Geist eines Philosophen und das Herz eines Kindes. Er wird fortleben in seinen Werken und in der Liebe seiner Nachkommen übergenen.

Auf dem Jüdischen Kirchhof in der Bergmannstraße: Immerdar als Erz und Marmor, hat die Tyne, die hier ruht, in dem Herzen ihrer Lieben sich ein Denkmal erbaut.

Leinwandthürchhof abgelegt:

Wenn Liebe könnte Wunder tun
 Und Tränen Tote wecken,
 So würde dich gewiß nicht hier
 Die kühle Erde decken.

Wir schließen mit einem Gedanken vom Künstler:

Lehnings Denkstein auf dem Sophienkirchhof zu Berlin lehrt uns
von dem Musikanten:

Dennoch war sein Lied und dennoch sein Lied,
Beim Leben Kampf mit Not und Weid,
Das Lied bleibt dieses Friedenszeit,
Der Kampf sei aus, das Lied bleib fort

Kleine Mitteilungen.

Fischer-Jakobi-Fest zu Ploce a. H. Ein eigenartiges Fischerfest, das den Namen „Fischer-Jakobi“ führt und offiziell am Gedächtnistage des Jäckchen, des Schutzheiligen des Plotschhandwerks, gefeiert wird, fand im August 1886 in Ploce a. H. statt. Das Fest gestaltet sich immer zu einem Volksfest, da die Mehrheit der Bewohnerschaft Fischfang und Schiffahrt treibt und auch aus der Umgebung zahlreiche Fischer mit ihren Familien an dem Feste teilnehmen. Der Verlauf der Festlichkeiten ist folgender: Während sich die unverbirrtesten Fischer mit ihren Familien in dem Hause versammeln, kommen die verheirateten Männer bei dem Berufsgenossen zusammen, der für das Jahr die Fische zur Aufbewahrung bei. Nachdem die Musikkörper den Sträke gespielt, heißt es die „Jungfer“ ab und geleitet sie unter den Klängen eines fröhlichen Marsches zu dem „Alten“. Mit diesem zusammen wird nun die Umzug durch die Stadt und die Straßen gemacht, in diesem hergehablich die Fischer weihen. Es findet sein Ende an der sogenannten Fischerarei. Hier werden Käse, die in mehreren aufeinander gebunden und mit flischem Grün geschmückt sind, getragen und wie Fädel nach dem Fluß See mannummen. Früher mußten die Fährzeuge als gerudert werden; in diesem Jahre waren fünf Brandenburger Fischkutter mit ihren Dampfere, mit Fährten aus prächtig dekoriert, erschienen, welche die stilles hantbewegten Boote mit den Fährten geklettert und frohen Insassen ins Schlingtan nahen. An die Fischerei auf dem See schloß sich Konzert mit Ball an

K. Friedel.

Zwei neue Ortschaiten und Ortssamen in Teikow. Die Kgl. Regierung zu Potsdam hat im Nov. 1886 auf Antrag der Berliner städtischen Kammerdeputation von Landeshoheit wegen bestimmt, daß die der Stadt Berlin gehörigen im Kreis Teikow, nördlich bzw. südlich der Landgemeinde Spriekow und südlich der Landgemeinde Götzow bzw. Altsandorf liegenden Vorwerke Mühlgrün im Namen „Vorwerk Marggraffe-Hof“ und Vorwerk „Stern Hof“ (kürzer sollen: Stadter Marggraf ist der langjährige Vorsitzende der städtischen Kammerdeputation, während der verstorbenen Stadter und Stadtkämmer Stern langjähriger Mitglied dieser Deputation war. — Übrigens gehört die Ausschreibung neuer Ortschaiten und Ortssamen, wie nicht unrichtig, bei uns zu den großen Seltsamkeiten.

Aus Nowosibirsk bei Peitschan. Volkstümliche Kammerrführung des Nenzen Nowosibirsk. Als Nowosibirsk erbaut wurde u. erst obige Häuser standen, kam eines Tages der alte Fritz durch die fertige Landmaße geführt. Vor einem Neben ließ er halten u. fragte dort einen Mann: „Was heißt der Ort hier?“ „Na, wa wend?“ war die Antwort, und der Alte antwortete: „Na, so soll er auch Nowosibirsk heißen.“

Der dreieckige Kirchplatz in Nowosibirsk. Als man im neu erbauten Dorf Nowosibirsk solche Häuser fertig hatte, daß man auch an den Bau einer Kirche denken konnte, wählte man sich einen Platz dafür aus. Der alte Fritz kam gerade dazu, als man den Kirchplatz abzeichnen wollte. Er zeigte auf seinen Devisenstein u. sagte: „So soll der Kirchplatz werden.“ Daran machte man ihn dreieckig. (Städtliche Überlieferung.) Opa Waska.

Aus Buch, Kreis Nieder Barenz, teilt uns Herr Rektor O. Monke unter dem 13. November 1894 folgendes mit. Das jetzt im Besitze der Stadt Berlin befindliche Wirtshaus, wozu an Herrn Geyger verpachtet, gehörte bereits in früheren Jahrhunderten dem Gode Bach, war also ein „Godebrag“. Von dem alten ursprünglich zweistöckigen Gebäude ist nur noch ein Stockwerk vorhanden, das stark zug im Jahre 1867 bei einem Brande zugrunde, und das Haus wurde nun in der Form wieder hergestellt, wie wir es heute sehen. Bei späteren Renovierungsarbeiten fand man eine jener alten interessantesten größtenteils überresten, eines Brandwunders Gode aus dem 17. Jahrhunderte, die in einem aus dieser Gegend gebildeten Orde (10-12 cm) ein ausgeprägtes Bild über eine Stadt mit Thürmen und Mauern zeigte, die Aufschrift in lateinischen Majuskeln lautet:

Erumpit Atlasque Uni.

Die Tafel selbst ist rechteckig, 17 cm hoch, 11 cm hoch, hat oben 2 Durchbohrungen für die zur Befestigung dienenden Schrauben und unter dem 7 cm hohen Rand zum Einlesen. Die Tafel ist völlig unbeschädigt und auch wegen ihres jetzt seltener Vorkommens sehr interessant, die Tafel erst dieser Tage von mir ich und, da sie auf wichtigem Grund und Boden gefunden wurde, dem Märkischen Museum übergeben. Noch eine zweite Hälfte besitz der Berliner Godebrag: eine alte Feuerprobe, die den Brand von Anno 17 überstanden hat. Sie trägt eine wahrscheinlich mit dem Devisenstein vom Ringte eingetragene Aufschrift, welche der Unterforschung nach von einem französischen Offizier herkommt, der im Godebrag im Buch 1667 oder 1671 übernachtet hat. Sie lautet:

A Dieu mon Dieu
Ma vie en Dieu
Mon cœur aux dames

L'honneur pour moi
Krusch 1. 4. [1891]

Interessant Spruch, von französischen Soldaten auch an anderen Orten bekannt. Hieraus nachfolgend sei bemerkt, daß sich auf einer Fensterbank in der

maligen Pflanzen in Döberitz (Döberitzer Gehäusenplan bei Spandau) die mit einem Essensessen eingekrateten Wurzeln befinden.

Vielte in 20. Juli 1868.

Die wahrscheinlich von einem französischen Officier herrührend, welcher in jedem Jahre die Gastfreundschaft des Pfaffen Stöcking in Döberitz genoss. Die Gutskrugwürstlichkeit zu Bach war früher eine Art Vermögensgegenstand für die Wäner und Kinder der ehemaligen Gutsbesitzer und wurde den Betroffenen gegen eine sehr geringe Pacht überlassen. So zahlte Kroll in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nur 500 Mk. Pacht für den Krog und den Kaffeebruch von 50 Waagen Ackerland, Holzung und Wiesen, während sich jetzt die Pacht für den Gasthausbetrieb allein auf 5000 Mk. beläuft. Deshalb konnte sich wohl der alte originale, aber kranke alte Jahrmutter, Kroll nachfragen, das eigene Joch zum dem neuen Glas austauschen. Es wird erzählt, daß er dasselbe, namentlich junges Bruch, das er mit Glas hier mit dem Wortes verweigerte „Klein, klein, für den Drost ist ein Glas hier genug, mehr gibt es hier nicht. Wenn du aber noch trinken willst, so nimm du das Tasse Kaffee aus dem haben“. Pfaffler hat Jahrmutter überhaupt nicht über seine Schwelle kommen, und doch war Bach damals die außerordentlich behäufte Auslagezeit für die Döberitz, und Schenke hatten lange Reihen von Kesseln auf der Dorfstrasse, obgleich die Ausläufer gewöhnlich die letzte Strecke vor Bach zu Fuß zurücklegen mußten, weil die Sandwege unergänzlich waren.

Wetterpruch aus Lüthecan.

Kommt die Hitze vor der Fische,
Gibt's große Wäner (d. h. ein neues Jahr).
Kommt die Fische vor der Hitze,
Gibt's ein große Heide (d. h. Trockenheit.)

O. Henke.

Ältere Pflanzen aus Borkow.

(Nach der Chronik von Zachow v. Prosch, 1855, Seite 164.)

An dem Sandberge an der Ogpre; auf dem Knaufste; in Schenke'schen Lehgarten beim Schloß; auf dem Borkow, beim Gölgen.

O. Henke.

Vatzenbergglocke im Havellande.

Bei der Hitze eingekrateten, so kann man den Brand nicht mit Wasser löschen; man muß Feuerwasser oder, wie man in Zachow bei Kottin bei heupt, Wühl schenken.

O. Henke.

Trennkriterium Fastnachtsgelächte.

Am Fastnachtstage stehen die Schabrackenorgelien und die Leih jungen von Nöster zu Nöster und sagen ihnen Spruch an. Der der Gezeiten heißt.

Wir Schlehenscher konnten hergeschaffen,
 Haben wir Pferde können wir gefahren,
 Hüben wir'n Wagen können wir gefahren
 Da wir von heulen kellen haben,
 Können wir weder reiten noch fahren

Unsere Lehren Alten
 Haben auch so gefahren,
 Haben uns befohlen
 Ein Breiwort zu haben
 Oder ein Stück Geld,
 Was' dem Meister oder der Frau Meistern gefällt.

Der Spruch der Lehrlinge lautet:

Wir treten ein in dieses Haus,
 Das Unglück bring' wir hervor;
 Das Bösen wollen wir hineinbringen,
 Gott laß es alles wohlgehehen.

Der Meister hat 'ne gute Miß,
 Die ganz voll Dukaten sticht
 Er mag es uns geloben
 Und uns was erheben

Gezeiten wie Lehrlinge erhalten denn ein Geschenk: Wurst, Schinken-Spek und etwas Geld, was ihnen die Hauptesache ist. Dazu muß bemerkt werden, daß man in Trübenzeiten und der Ungewand „Breiwort“ ebenso wohl die Schwarte in der Pfanne mit Fett zu bestuden oder auf polnische Art an Bier zu kochen oder Wurst, als auch die — andereire Ferretschwert gemacht — gebackerte Wurst versteht. Diese letztere an dem auch die diejunge gemacht, um die „der Meister oder die Frau „Meistern“ vergrungen wird.

Mit dem Erkenntnis ziehen die Gezeiten am Abend in die Wirtschaft, die Lehrlinge in die Wohnung des Altmasters. Dort wird denn ein versetzt.

In ähnlicher Weise sagen stiller der Meistergesellen, jedoch an die unvorherzeten, am „Xempert“ am Fastenabende bei den Metzgerwerkmeistern und zwar bei dem Meister und Zimmermeistern, Deß deckern, Backmeister, Metzgermeistern u. s. w. und sprechen um die Fastenabendeabend an, das in Geld gegeben wurde. Die Gezeiten tragen dabei in früheren Jahren ihre Lederhosen oder Schürzen, den Cylinder auf dem Kopf und den Zylinder in der Hand und nehmen auch ihre Gezeiten kein Umgang mit am Fastenabende wurde denn das er werpente Geld an der Gezeitenabende verpakt. Seit Jahren war der Meistern der Lade eingekommen, und sagen die Gezeiten in ihrer gewöhnlichen Kleidung zum Umgang. In neuer Zeit hat aber auch das auf gelöst. Der alte Brauch ist völlig eingestrichen.

Tramwaybetriebsausweitung in Berlin. In den „Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins“ findet sich auf Seite 114 über die Stadt-Verkehrsverhältnisse die Angabe, der Ort sei „so wohlhabend, daß Kommunalsteuer bis auf den heutigen Tag nicht erhoben werden.“ Diese Angabe ist nicht richtig. Jezt angewandte Steuern bei früher allerdings bestehend; er besteht aber selber seit langer Zeit nicht mehr. Noch vor zehn Jahren zahlte der heutige Bürger weder Kommunal- noch Kreissteuer und die deputationsberechtigten Handwerker erhielten Bismarck und Törf von der Stadt frei gelassen; seitdem ist die Heilversicherung eingeführt und sind direkt und indirekt Kommunalsteuer eingeführt worden, so daß heute von den Einkommen 80%, Einkommenssteuerbetrag, 100%, der Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer an Kommunalsteuer und 50%, aller Steuerabgaben als Kreis und Provinzialsteuer gezahlt werden müssen. Und in naher Zukunft wird die Kommunal nicht merklich wachsen. Die Regierung hat bereits das Zwangsverfahren gegen die Stadt wegen Einführung neuer unrentables Eisenbahnen, einer Kammer mit Eisenbahnen (für den Ackerbau treibendes ländliches Ort ohne Industrie) eingeführt, und die Kreissteuer wachsen erheblich von Jahr zu Jahr. Die Ursachen dieser Änderung zum Schlimmen des früheren dazwischen wäre bekanntlich nicht uninteressant, würde hier jedoch zu weit führen. — Für jetzt handelt es sich nur um die Richtigstellung obiger Angabe.

Tramwaybetriebsausweitung im Oktober 1904.

Reichardt.

Das Geläute der St. Marienkirche in Angermünde. Das Geläute der St. Marienkirche besteht aus drei Glocken, wovon die größte nur an Sonntagen und Festtagen geläutet wird. Diese ist 1850 zum letzten Male umgegossen worden und besitzt folgende Inschrift:

1850 bin ich im Feuer verflühen,
 Von Eisen aus Spandow zum neuen Metall umgegossen
 1851 am 15ten März in recht schwerer Zeit,
 Da ward ich auch schwer und tief und groß und weit.
 Nach dem Jahrestausche war ich umgegossen,
 Mein neuer Unglück ist 1850 gelagert.
 Hochachtungsvoll Hand hat mir in Berlin
 Ich der neuen Gestalt auch neue Töne verleiht.

Das Patrocinat von St. Marien

Kirchen, Hagenmeister — Von Barenberg, Bogenbrunn,
 Schmalz, Hoffe, Krugge, Bierlich, Ratzmann,
 Albrecht, Probst.

(Um den Turm nicht noch mehr zu erschüttern, damit die darin befindliche Spitze nicht weiter aufricht, wurde 1891 der Versuch gemacht, die Glocke, die bis dahin durch einen bewegten wurde, dadurch zum Laufen zu bringen, daß zwei Männer den Klotz von der einen Seite zur andern zum Anschlag brachten. Dieses mißglückte aber sehr, weil er dem Läuten bei

Franzgelehr gleich Auch Nächstens man, die Glocke würde vergrüßten
 Lecker gestalt das sich. Am Pfingstheilighabend, den 2 Jun 1620 haben
 die Glocke einen Riß von 14, Ellen und konnte nicht mehr benützt werden.
 Es wurde allerdings der Versuch gemacht, die Glocke zu reparieren. Der
 Gießglocker Callier aus Schwedt + G. reparierte dieselbe, aber ihr schärer
 Ton war dahin. Um diesen Riß zu verdecken, konnte sie nur noch mit
 dem andern Glocken von Lützen benützt werden, doch wurde auch dies
 bald gänzlich eingestellt, bis sie denn 1660 eingeschmolzen wurde, — wie sie
 auch jetzt noch ist.)

Im Jahre 1626 wurde von heranziehenden Tugstenden in Anger-
 stunde, die ersten Verlusten des 30jährigen Krieges, der Thurm der Kirche
 in Brand gesteckt, wobei auch die Glocken zerstört wurden. Die große
 Glocke wurde dann am 21. Juni 1631 in Angerstunde gegossen, vom Glocken-
 gießer Christian Dehse aus Spandau (wahrscheinlich zum ersten Male aus
 gegossen). Sie hatte einen Umfang von 18 Fuß, einen Durchmesser von
 6 Fuß und eine Höhe von 6 Fuß. Ein Gewicht von 60 Ctr. Der Probir
 Crakstein meinte sie die. Die Inschriften waren folgende:

(In 4 Reihen) 1. Reihe: Ludo Deus verum; placem vero; congrego
 denuo, defunctos ploro, vita infico, fatis dico

H. Christian Crakstein, Probir Gregor Arnoldus, Archidiaconus
 Abraham Malin, Diaconus

Deutsch: Ich lobe den wahren Gott, ich rufe das Volk; ich führe die
 Geistlichen zusammen; ich beweine die Verstorbenen; ich kündige die Gefährde
 an, ich schmücke die Feste.

Probir Crakstein, Archidiaconus Arnoldus, Diaconus Malin

2. Reihe: Ignis me genuit, me ignis destruxit, et ignis me reuoluit,
 Jouis tandem me creuit ab igne

H. Michael Weimlich, H. Martin Fenz, Jacob Schilling,
 Johann Neumann, Consules

Deutsch: Das Feuer hat mich erzeugt, das Feuer hat mich zerstört,
 und das Feuer sollte mich wieder her, Jouis selige mich endlich vom
 Feuer bewahren

H. Michael Weimlich, Bürgermeister, H. Fenz, Herr Schilling,
 Herr Neumann, Rathherren

3 Reihe: H. Laurenti Welsow, Judeus, H. Andreas Michel,
 Kämmerer, H. Petrus Darsfeld, Kämmerer, H. Casp. Hister,
 Senatus, H. Caspar Walter, Senatus, H. Casp. Schulin, Sadi-
 schreiber, Joachim Kalow, Andreas Trahin, Klosterschreiber.

4 Reihe: Gregorius Dahnische. S. A. R. Martin, Penitus.
 H. Thomas Lick.

Aus dem Fenz hat ich lassen

Christian Heine von Spandow hat mich gessen

Anno 1631

Die beiden andern Glocken wurden auch zur Angabe der Stunden
 und V. Stunden benützt. Die eine derselben, genannt Sonntagsglocke hat
 die Inschrift:

H. Laurentius Welsow, Bürgermeister, H. Krennus Ben, Kämmerer, H. Michael Crütsch, Julex, H. Caspar Schulze, Kämmerer und Stadtschreiber.

Anfänglich noch: Franciscus Dabois Levinghtus me fecit.
 nach: Benedictus Ervot et Levinght me fecerunt.

Um den Klang der Glocke ist die Inschrift:

Erste Glocke: Im Jahre 1628 am 17. July bei Regierung Kurfürst Friedrich Wilhelm und als Herr Andrew Flawinghtus Archidiaconus aus Lembo Heile: Nach welchem Bevel kommt allenthal, hñr Gottes Lehr, liegt vor Dordrecht. Martin Freking und Matthias Gönighe, Kirchenscheider.

Auf der einen Seite dieser Glocke befindet sich in erhabenem Gepräge die Jungfrau Maria mit dem Christuskind, auf der entgegengesetzten Seite sieht man Christus am Kreuze, die Umfassung beträgt 10 Fuß 10 Zoll, der Durchmesser 14 Fuß und die Höhe 1 Fuß 1 Zoll.

Die dritte Glocke, auch 5 Stücke gross, weil sie für um 5 Uhr morgens und abends geläutet wird, hat denselben Namen und im Kreuzer dieselbe Inschrift wie die andere Glocke, nur der Durchmesser beträgt:

Zum Geläutes auf seinem Klang kommt alle her, streicht nicht lang.
 Der Umfang dieser Glocke beträgt etwas über 9 Fuß, der Durchmesser 1 Fuß und die Höhe 1 Fuß. Diese beiden Glocken wiegen je 15 Or.



Pferdekampfen als Waffe. Nach dem indischen Mythos hat Dakshin den Kopf eines Rosses, — die Asuras haben ihn ihm abgeschnitten oder geklaut, er zeigte daraufhin an, wo der Hauptort Trubler des Reichthums Soma verbergen lag, er verkleidete es dann durch den Kopf des Pferdes. Indra (nach dem Rig-Veda) stehend dem Rosses Haupt, das in den Bergen versteckt lag, fand er im See mit den Knochen dieses Rosses erschlagen er 99 Votras.

Professor Dr. Ernst Blocher: Indra's Dreieckskampf (nach dem Rig-Veda). Wissenschaftliche Zeitschrift zum Jahresheft des Lessing-Gymnasiums zu Berlin-Ges. 1905 S. 5. — Dergleichen Angaben seien auch für die asiatische Fauna in Bezug von Indras, als ob es die Ross erinneren, wo Knochen und Hufe als Waffen dienen. H. Fr.



Vollzugsweise in Städten bei Spanien. a) Bistacillos von dem kleinen Frosch aus der Gegend Kreis des Havilland „Berth's Witz durch Maria's Kaugang, durch Maria's Jaugang, hat den Hirt den Stillstand.“

b) Wenn beim Thier in der Verbrennung des Sagenwortes klingt, gibt es eine „Aug“.

c) Gegen Zahnschmerzen die Nigal steckenlassen, jedes Morgen mit die Hände strecken, dann mit die Gestalt.

Kasper-Spanien



Die Trappe (Otis tarda) als Helmsträger! Broderf bei Lensen a. Elbe, den 30 August 1904. Zu Brandenburgs, JdL, No 4 XII Jahrgang Seite 149: „Trappe.“

Die Behutscherechtigung der Trappe kann ich durch folgende Mitteilungen bestätigen:

a) Im Herbst 1884 nahmen mich im Dorfe Hakenhusen nahe Finken die Herren Pastor Schürmeyer und Inspektor Wichter Mann mit auf die Jagd, ihnen kleine Flocken zu tragen. Da gab es namentlich bei „Schäferel Bruch“, einem Vorwerke nahe Dorf Schützen, Trappen zu sehen. Die Jäger erlitten sich an weißer Schelpelack geküßt, an das sehr schöne Wild heran. b) Im Jahre 1888, Dezember, fand der Kankowen Krüper in Kriechen, Kreis Gutzmberg, nahe dem „Menzower Busch“ auf der Jagd eine schwer verwundete Trappe, die als Jagdbeute erst eine Woche lang in die Erde gegraben, dann als harter Bruch verpackt wurde. c) Nahe Nauenitz beim ansonst mehrfach spatenropfende Bauernbesitzerhufen vor Pfingsten 1888 Trappen. d) Die letzten Trappen sah ich im Juni 1890 während einer Fahrt bei Dorf Friedla, Kreis Worpitzgr. H. Handmann.

Am 2. Oktober 1894 bemerkten wir auf der Flügelstrecke des Märkischen Meeres zwischen Treuenbrietzen und Frankendorf verschiedene Trappen, die uns als herabkommene Naturforscher sehr überraschten haben. K. Friedel.

Einige vollständige Ausdrücke aus dem Westfälisch:

1) Von jemand, der übermäßig viel ißt, sagt man:

„Er frißt sich einen Fick an den Bauch.“

Nach Goepe (Wörterbuch der deutschen Sprache, Braunschweig 1888), ist „der Fick“ a) „eine lange dünne Made“, die sich in Schmetterlingen und andern Insekten findet, (Fadenwurm), b) der Wurm, welcher aus dem Ei des Nasenwurms entsteht, c) „das Art von Geschwür“. So heißt in N D der Wurm am Finger der Fick. Ferner gibt Goepe an, die Fickbeule, eine Beule, welche der Fick verursacht.

2) Bollenstein oder Böhlinz. In Rathenower Nassröhren kommen sowohl kleine Krollen eines leicht abblätternden schwarzen Stoffes vor, dessen chemische Zusammensetzung mir ebenso wenig bekannt ist wie die wissenschaftliche Benennung derselben. Wir Jungen konnten diese Krollen aus Kohlen und Maßen (d. h. Beschwernern von Wädeln und Gläsern) und nannten den Stoff „Bollenstein und Böhlinz.“ Otto Mehn.

8. (3. ordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres

Mittwoch, den 28. September 1888, abends 7½ Uhr
im Braunschweigischen Städtesaal.

Vorsitzender Herr Gehobener Regierungsrat E. Tyndel
Von denselben führen die Mitteilungen zu I bis XCIII her.

A. Allgemeines.

I. Der Vorsitzende begrüßt die Mitglieder und Freunde desselben zum Beginn des Winterhalbjahres.

II. In Dresden hat die Vorstandung für Volkercunst und Volkercunde von 7. bis 9. dieses Monats unter großer Theilnahme auch von Mitgliedern der Braunschweigia gegolgt.

III. Zur 7. Tagung für Denkmalpflege und Denkmalerschutz in Braunschweig liegt für den 26. und 27. dieses Monats eine Einladung vor, der Folge zu leisten gebeten wird.

IV. Berliner Waldschutz-Verein. Auf diesem nun begründeten Verein wird unsere Braunschweigia durch seinen Schriftführer Herrn Dr. Ludwig Jablonski, Kronprinzenstraße 2, dem wir heute als Gast begrüßen, aufmerksam gemacht. Der Verein gründete sich am 26. Mai dieses Jahres unter Vorsitz des Geheimen Medizinalrats Prof. Dr. Ewald und des Oberst v. D. Gall zum Schutze, insbesondere zur Reinhaltung der Wälder um Berlin. Die Stütze dieser Unternehmung wird hauptsächlich aus dem, unter andern hat der Berliner Magistrat hierfür 100 Mark bewilligt. Die Umgebung des Bahnhofs Grunewald, eine der schönsten Stellen, auf 1500 m Länge und 250 m Breite zu messen, war die erste Teil des Vereins. Wir beglücken dem Verein herzlich und wünschen ihm als Kameradschaft besten Erfolg. Der Jahresbeitrag ist nur 1 Mark, wir empfehlen der städtischen Verwaltung beizustehen.

V. Hegerische Waldfreunde. Auf dem Braunschweigischen Städtetag bewegte sich (Zustimmungsbefähigten zufolge) am 26. dieses Monats folgende Diskussion über Vorschläge der Herren Justanz Dr. Essmert—Spandau und Stadtförster Winkl—Frankfurt a. O., betrefend Anweisung der städtischen Wälder für gesellschaftliche Zwecke, Bauen, Konzert-, Sport- und Erholungsplätze. Herr Essmert berückte wie folgt:

Der Stadtwald ist mit der Stadt durch einen möglichst schattigen Weg, mindestens durch einen Fußweg, der auf beiden Seiten mit Blasen bepflanzt ist, zu verbinden. Im Stadtwald ist mindestens ein

allgemeiner Forst und Spielplatz anzulegen, in der Nähe der Spielplätze Gastwirtschaften oder Erholungsstätten, die an geeignete Bewerber zu vergeben sind. Wasserflächen im Stadtwald sind durch geeignete Fällwege zugänglich zu machen um möglichst das Baden und Kajakfahren zu ermöglichen. Waldrestaurationsarbeiten sind in der Mitte oder am Ende (nicht schon am Anfange) des Waldes zu errichten, unter Umständen gelangen auch kleine Unterforstschichten. In der Nähe der Spielplätze sind an Bürger zu billigen Preisen Waldstübechen von 1—2a zu besonderem Ansehen zu vermieten. Wird der Wald der Behausung erschlossen, so sollte damit möglichst in der Mitte begonnen werden, während man die Außenstelle (Häuser) erhalten müßte. Zu bevorzugen ist landschaftswidrige Behausung und diese durch Eintragung in das Grundbuch zugunsten der Stadt daher zu stiften. In der Nähe der Spielplätze und Restaurationsarbeiten ist der Hochwald durch Forstwirtschaft zu erhalten. Zu diesem Wunsche nahm als praktischer Forstmann Stadtförster Wilski-Frankfort a. O. Stellung. Er erbat sich das Gedächtnis der Fällkämpfe auf Erholung an, führte aber alle die bekannten Unvorsorgearbeiten des Fällkämpfes als Schweregefahr für die Forstverwaltung an, die Wälder müssen. In einer alten Schrift habe er einst gelesen: „Das schädlichste Insekt ist der Berliner“ (Große Heisterich.) Er müßte freilich zugegeben werden, daß das Publikum aus Unkenntnis erwidert, aber die Erklärung sagt doch, daß auch nicht selten Übermut und Rohheit im Spiel seien. Stadtförster Wilski machte dann noch verschiedene Vorschläge zur Erschließung der Wälder, auch dabei in manchen Punkten mit dem ersten Reichsminister korrespondierend. Er empfiehlt auch die bewährte aufreizende Walderhaltung zu unterstützen. Jedenfalls müssen die Wälder den Städten auch als Einsparquelle erhalten bleiben. — Ein Bescheid wurde in dieser Frage nicht gefaßt.

Wenn vorausgesetzt, daß in der Wäldergabe des Sitzungsberichts keine Irrtümer vorgekommen, müssen wir die gefällige Äußerung des Stadtförsters als eine höchst beachtliche, schick und diplomatisch erkläre. Gesehen wäre wir, dem Titel der „alten Schrift“ zu hören, wir müssen uns ebenfalls noch bezüglich unser Urteil vorbehalten. Daß die Städte im allgemeinen, da die in den Wäldern die größte Kontingenz der Besucher betreu, nach solche Menschen unter sich begreifen, welche die Forst schädigen, notwendig durch Schwachen des Waldes, mag angegeben werden, aber es ist durchaus vernünftig, in dieser Hinsicht die Berliner besonders zu demerken. Gerade von Berlin aus gehen die Schutzbestrebungen für das heimischen Wald aus. Unsere heutige Mitteilung unter IV ist ein Beweis dafür; wie die Mitteilungen der Brandenburgs und die des Bundes-Heimatschutzes laut, an die Bestrebungen von Radow, Robert Meißel und vieler anderer Berliner zum Schutz unserer heimischen Natur deutet, der muß den

von uns ungegriffenen Ausdruck eines Fortschritts als ungerichtet und kahllich empfinden.

Wenn dieser Herr noch fragte, was ich — symbolisch und transzendent gesprochen — für das schwebende Wald- (nicht kalte, so würde ich auf Grund einer vieljährigen Erfahrung als Forstlicher und als Naturkenner und als Heimatsfreund sagen: den Förster. Der Förster mag ja für eine spezielle Forst eine Schuldigkeit nach den herkömmlichen Anschauungen der Forstwissenschaft und nach seinen Dienstvorschriften erfüllen, aber Wald und Forst sind hinsichtlich verschiedene Dinge und von dem möglichst (unbestimmt) dem Volk zu erhaltenden deutschen Walde wollen die meisten Forstleute nichts wissen. Sie treiben arbeitsmangelnd ganze große alte Waldbestände ab, sie sind Feinde der prächtigen Sukkulturen, weil sie nicht einbringen, sie verweisen mit ihrem Forstlichen den heimischen Waldboden, wie dies unser Mitglied Uerweitz schon längst nachgewiesen, und rufen durch gleichartig die beliebte Waldflora und zum Teil auch Fauna systematisch der Art aus, daß Waldschonereise dem Fortschritts gewissermaßen zum Trotze vertrieben werden müssen, um dem deutschen Volke eine Abkang vom deutschen Walde zu erhalten.

Bei ihrem verschiedenen Vorgehen gegen den Wald pflegen sich die Forstbesitzer darauf zu stützen, und damit zu erklären, daß sie unwissend seien, um dem Forst den größtmöglichen Ertrag heranzuschlagen. Kann es auch wie beim Verwüsten der alten Denkmäler, der Burgwälle, der Hügelgräber, der mittelalterlichen Burgen, der alten städtischen erhaltungswürdigen Bauten heißt die heiligen Finanzspekulationen, welche die überkommene Natur und Kultur oft in ihrem ungeschonten und erhaltungswürdigsten Denkwertem, schonungslos zu vernichten drohen.

VI. Gesetzentwurf gegen die Veranstaltung von Straßen und Plätzen in geschlossenen Ortschaften. Der von mir bereits in früherer Sitzung skizzierte dem Forstlichen Herrschmann am 26. März dieses Jahres vorgelegte Entwurf lautet § 1: Für eine geschlossene Ortschaft kann durch Ortsrat mit Zustimmung des Bezirksamtes, welche die Straßen und Plätze vorzubereiten, nicht vorgenommen werden dürfen. Insbesondere können an Straßen und Plätzen von hervorragend geschichtlicher oder künstlerischer Bedeutung Bauten und künstliche Veränderungen verboten werden, sofern durch sie die Eigenart des Straßenschildes beeinträchtigt werden würde. Durch die auf Grund des Ortsrats angegebene Änderungen des Bezirksamtes dürfen die Kosten der Ausführung nicht wesentlich vermehrt werden. § 2: Bei der Aufstellung des Entwurfs für das Ortsrat hat der Gewandeverordneter Sachverständige zu hören. Das Ortsrat bedarf der Bestätigung des Bezirksamtes. Für die Stadtkreise Berlin, Charlottenburg, Schöne-

berg und Bisdorf liegt die Bestätigung des Statuts des unternannten Ministers ab. Nach erfolgter Bestätigung ist das Statut in ortsüblicher Art bekannt zu machen. § 8. Polizeiliche Verfügungen, durch die die Bauarbeiten auf Grund der nach diesem Gesetz erlassenen ortstatutarischen Vorschriften verengt wird, sind nach Anhörung des Gemeindevorstandes zu erlassen. Dieser hat außerdem den Gutachten einer besonderen Gemeindeformationskommission anzuhören, über deren Zusammensetzung, insbesondere nach hinsichtlich der Beteiligung von Sachverständigen des Nützlichkeits in dem Ortstatut zu bestimmen ist.

Wir wenden der wichtigsten heimatsländlichen Angelegenheit unsere besondere Beachtung zuwenden.

VII. Denkmälererhaltungswert. Zu den schönsten Punkten im Potsdamer Unterraum gehören die Havensbergberge des nahen umliegenden Teufelsberg, der vor ein paar Jahren zufolge eines unglücklichen Unfalls dort verstorbenen Mordes viel von sich reden machte. Von hier aus gelangt man teils aufschaulichsten Waldwege, teils im Waldweg, teils die weitgehenden Birkholzer Wälder neben sich, so etwas überaus die unglückliche sächsische Ruhepunkt, der „Quelle“, oder, wie es vor Jahren noch mit Berücksichtigung heißt, dem „Engelsbrunn“. Der östliche Teil des sprudelnden Wasserwerks stammt ganz in der entsprechenden Höhe des hiesigen Pfälzertums; man sieht auch gelegentlich von einem Kieselstein. Friedrich Wilhelm IV. wollte oft und gerne hier. Es heißt die Quelle entstehen, mit einer Stelle verbunden und in diese hinein eine Sandsteinfigur stellen, eine Engelsfigur, wozu die Stelle auch Engelsbrunn genannt wurde. Es sind aber Menschen geben, denen etwas Reines, Unverwundenes am Quell ist, und solche waren es wohl, die im Frühling dieses Jahres roh und pietätlos den Ort geschändet und die Engelsfigur herabgeworfen haben. Ist es den Erbschändern aber noch gelungen, das kleine Kunstwerk von Menschenhand zu vernichten: das größere aus der Hand der Natur ist geblieben. Auch in der geschändeten Form ist der Ort noch seinen wandernden Zuhörern aus, und wer seine Wanderung bis dorthin ausdehnen will, wird sich reich belohnt sehen.

VIII. Zur Gefährdung der Naturdenkmäler in der Mark. Unter diesem Titel teilt Herr A. Arndt—Angewandter in den Monatsblättern des Touristenklub für die Mark Brandenburg vom 1. Juli 1906 sehr interessante, zum Teil gegen die Forstbehörden gerichtete lebenswichtige Angaben mit, welche wir dem Herrn Stadtdirektor in Potsdam u. a. zur Lektüre hiermit besond. empfehlen. Freilich gerade die Touristenklubs sind unglücklicherweise ein Dorn im Auge.

IX. Mitteilungen des Bundes Heimatschutz. No. 1—8. August 1906, die Bundesjahresversammlung findet am 1. und 2. Oktober d. J. in München statt. Wir bitten um regen Beteiligung. Darin befindet sich ein Artikel „Hans Thoma und die Pflege des

Waldes“, nach diese Mitteilungen empfinden wir den widerwärtigen Herren Ferkelwenter zum Schaden und Nachteil.

X. Die Gefährdung unserer Tierwelt. Vortrag gehalten auf dem vierten Niederschientage am 6. Oktober 1906 in Hannover von Herman Töns, Hannover (Sonderbeilage zu den Mitteilungen der Bundes-Heimatschutz). Bedeutungsreiche Worte, deren Nachachtung dringend zu wünschen ist. Wollten wir die Tonart des Herrn Stadtfürsten (No. V dieser Mitteilung) nachahmen, so würden wir, natürlich mit Überhebung, etwa sagen können: Das gefährlichste Raubtier gegenüber unserer heimatischen Stigliter- und Vogelpflanz ist der Ferkel und der Jäger.

XI. Das Programm der 28. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte, September 1906 in Stuttgart wird wegen seiner mancherlei Beziehungen zur Heimatschutz vorgelegt.

XII. Etwas extravagant, selbst vom englischen Standpunkt, klingt folgende Nachricht über Schmetterlingspflege aus London von der Mitte vorigen Monats her.

„Die Engländer sind auf einem reinen und praktischen Gedanken verfallen. Sie arbeiten in den Londoner Parks viele Tausende landwirtschaftlicher, schillernder Schmetterlinge an, die des Entzückens der Besucher dieser grünen Plätze hervorheben. Es war ein Verneck, und er ist herrlich geglückt. Man hat ihn daher erweitert, aber auf weiteren Flächen. Zu diesem Zweck hat man vor einiger Zeit bei Burnborough eine kleine Farm geschaffen, wo man alle Arten von Schmetterlingen, von den Wiesensphälern bis zu den Prachinsensphälern der Tropen, ununterbrochen befindet. 20000 Schmetterlinge auf der Farm, die auf die Parks der großen Stadt verteilt werden. Außerdem werden 6000 Puppen in Reserve gehalten, die im Notfall die Lücken vervollständigen können. So hat man hier den Hauptplan der Einwohner Londons Schmetterlinge jeder Größe und Spielart, die die Ehre ihrer öffentlichen Anlagen bereichern.“

Diese Überstreifung dieses Gartenkünstler und Forstwirte verleiht nicht ohne gegründete Besorgnis, daß auch Schmetterlinge auf diese Weise zunächst vertrieben werden, vermehren. Auch der Tierparkern schadet, wenn auch gütlich und behutsam, Vorschub geleistet werden.

XIII. Denkmalspflege in England. Unter diesem Titel bespricht unser Mitglied Herr Robert Meike in den vorgelegten No. 6 der „Denkmalspflege“ die Schützensmaßregeln, welche in dem Reich zur Erhaltung der kulturgeschichtlichen Denkmäler oder wenigstens ihrer Erinnerung getroffen werden. So werden z. B. an denkwürdigen Häusern Londons Tafeln angebracht und Beschreibungen dazu mit der Leihgeschicht, die für 1 Penny zu haben sind. Nachahmungswert unter anderem auch für Berlin.

XIV. Ein mecklenburgisches Fritz Reuter-Museum. Der Gedanke, dem Dichter Fritz Reuter in seiner Heimat ein Denkmal in der Weise zu errichten, daß in einem Reuter-Museum alle auf ihn Bezügliche vollständig zusammengefaßt werden solle, gewinnt an Gestalt. Der Reuterforscher Professor Guedes in Guedensuhl hat die Ausführung dadurch auf den rechten Weg gebracht, daß er sich bereit erklärte, die Andenken an den Dichter, Bücher, Bilder usw., die er im mühsamen Sammeln erworben, für ein Reuter-Museum in Mecklenburg herzugeben. Es soll dann noch der Versuch gemacht werden, das in Eisenack in recht gealterter Lage befindliche Reuter-Museum von dort herzu schaffen und mit dem mecklenburgischen Museum zu vereinigen. Es dürfte dann wohl wohl gelingen, jene Manuskripte des Dichters, die dem Goethe- und Schiller-Archiv anvertraut sind, für das ihm gewidmete Museum zu gewinnen. Das Untersuchungs- hat vor so mehr Aussicht auf Erfolg, als für die Ausführung gewichtige Förderer gewonnen sind, so unter andern der Reichskanzler Fürst Bülow, der sich erlaubte, daß der ehemalige Kommandant von Duxida, dem Reuter in seiner „Festungsgeld“ ein so schönes Denkmal gestiftet hat, ein erstarrter Verwandter Bülows ist. Dem Reichskanzler soll auch eine staatliche Unterstützung des Unternehmens nicht für ausgeschlossen erklärt haben.

XV. Die Eröffnung des Finkenwärder Museums fand, wie wir in den „Hamburger Nachrichten“ lesen, am Himmelfahrtstag durch den Vorsitzenden der Gesellschaft Herrn F. Beckmann statt. Unter seiner Führung traten die vereinigten Mitglieder und Freunde (von denen einige gleich die Mitgliedschaft erworben) eines Rundgangs durch die Sammlung an, die sich in ihrem neuen Heim bedeutend vortheilhafter aussieht als in dem alten. Ganz neu ist die alte Finkenwärder Stube, der „Döck“. Mit großem Fleiß, viel Sachkenntnis und fleißiger Pflicht ist hier ein Stück von alter Zeit geschaffen. In dem kleinen, geräumlichen Saale ist alles bis auf unbedeutende Kleinigkeiten „echt“. Der gestrichelte, mit Wasser belegte „Stuhlstock“ stammt laut Inschrift aus dem Jahre 1786, das sogenannte steinerne Hochstuhlchen von 1789 und 1885, eine alte Waage vom Jahr 1797 auf, in der zwei Wand und „Kubens“ und „Rothschupp“ angebracht, und „Fenster“ und „Tischschupp“ sind mit gebläuten, vergoldeten oder versilberten Tassen, Schüsseln usw. gefüllt. Da die alten Hochstühle nicht zum Öffnen eingerichtet sind, befindet sich in der von Balken getragene hölzerne Decke ein „Schloß“, das damals die Vorhänge, nach unserem Begriffen allerdings sehr ungeschicklich, bewegte. Über dem alten Tisch befindet sich der zum Drehen und Spinnen eingerichtete Mottengarnel, der, auf Öl gefüllt und dem Mark der Biene in den vier Ecken (anstatt des Dochtes), ein solches, für den zierlichen Käse genügender Licht verbreitete. Auf dem Tisch liegt die 200 Jahre alte Preßle, („Übgen-

bank“), von denen fast jeder Besetzung durch unsere Allotierten die im Reich liegende große Horstbrille Zeugnis ablegt. Lichtputzschere und Feuerzange, ein Ständer für die Kaltpfeifen mit dem Tabackkasten verbunden u. a. m. vervollständigen das Inventar der „Dank“. Von den übrigen Teilen des Museums sind das von J. M. Wirthsorst gestiftete Gedächtnis für die gelebtenen Fischer, dann alle Kleidungstücke, Hüften, Hücher, Haue-, Bürger- und Schutzbriefe, alle in der Elbe gefundenen Waffen, Modelle aller Fahrzeuge, das Zeichengeräte Modell einer alten Fischerwieder Katze noch zu nennen. Hervorheben müssen wir ein paar Stelzen, die wegen der oft grundlosen Wege im Innern der Insel bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf Fischerwieder sehr viel benutzt wurden. Alles in allem macht das Museum einen erfreulichen Eindruck; noch ist es in den Anfängen, und man muß bei seiner Betrachtung berücksichtigen, daß es nur wenige Männer waren, die mit großen Eifer und geringen Mitteln das Erfolge zustande gebracht haben.

Antiq. Zeitschrift 1. 6. 1906.

XVI. Der Verein für die Erhebung einer pflanzlichen Museums in Speyer zur würdigen Aufstellung der Elben Fischerei und unterirdischen Sammlungen, namentlich von eiserner Zeit, hat im Juni dieses Jahres seine gut besuchte Generalversammlung abgehalten, in der einstimmig beschlossen wurde, mit dem Bau im Jahre 1907 zu beginnen. Der Plan ist von dem Kaiser des bayerischen Nationalmuseums in München, Professor Gabriel von Söhl. Das Baugesamte ist auf 285 000 Mark veranschlagt, der zuzüglich eines in näherer Aussicht stehenden Statuenschusses von Mark 100 000, bei Ende 1906 ein Veranschlagtes von 385 000 Mark gegenübersteht.

XVII. Vorlage zur Beschlußfassung —, betreffend die Herstellung eines Berichts über die Berliner Gemeinde-Verwaltung für die Etatsjahre 1904 bis 1905. Wie wir bereits in unserer Vorlage an die Statisten-Versammlung vom 2. September 1902 (J-Be 104 V. B VII 02) darlegten, ist es unsere Absicht, neben dem pflanzlichen Bericht über die Berliner Gemeinde-Verwaltung auch die Berichte für Magdeburg, möglichst 3-jährige Zeitschnitte heranzustellen.

Wir haben infolgedessen beschlossen, im Anschluß an den zuletzt erschienenen damaligen Bericht, der die Jahre 1895 bis 1900 umfaßt, demnächst einen Bericht über die Etatsjahre 1904 bis 1905 einschließlich heranzustellen, der nach Form, Inhalt und Ausstattung den vorhergehenden Berichten gleichen soll.

Die Herstellungskosten für die beiden letztgenannten Berichte betragen 2300 Mark bzw. 1940 Mark. Es dürfte sich empfehlen, wie bei den beiden letzten Berichten, die Summe von 2300 Mark zur Verfügung zu stellen, da zur Zeit selbstverständlich weder Inhalt noch

Überlag des Werkes bestehen und eine vollständige Vervollständigung gestatten.

Die Stadtverordneten-Versammlung werden wir zu beschließen.

Die Versammlung erklärt sich mit der Herstellung eines Berichtes über die Berliner Gemeinde-Verwaltung für die Etatsjahre 1904 bis 1905 einverstanden und genehmigt die Erstellung der voraussichtlich entstehenden Kosten in Höhe von 25000 Mark in den Etat für das Jahr 1905.

Berlin, den 13. Juni 1905.

Magistrat bezugl. Königl. Haupt- und Residenzstadt.

Die Stadtverordneten-Versammlung hat sich hiermit einverstanden erklärt und der Magistrat die Reduktion dieser wichtigen historischen Geschichtsquelle dem 1. Vorsitzenden der Bauabteilung, welcher bereits den letzten städtischen Verwaltungsbereich der Stadt Berlin ausschließlich legte, übertragen.

XVIII. Bericht der städtischen Kunstdeputation des Magistrats von Berlin für das Verwaltungsjahr 1905. Wie entzogen Herrns als kulturgeschichtlich von Interesse die Nummern 5 bis 6.

3. Plakette für Stadtklienten an Stelle der bisher üblichen Diplome. Die Deputation genehmigte in ihrer Sitzung vom 1. Juli das von Bildhauer Leiser gefertigte Modell und wählte zugleich für die Vorderseite der Plakette die Inschrift: „In Trun bewöhnt, in Trun verblet.“

Mit der Verkleinerung des Modells auf die festgesetzte Plakettengröße wurde die Aktiengesellschaft von H. G. Glöckner & Sohn in Friedrichshagen beauftragt.

Im März 1906 erfolgte nach diesem Metallmodell die Herstellung der ersten Stadtklientenplakette, und zwar für den früheren Kammerer, Geheimen Regierungsrat Maas.

4. Abzeichen für städtische Schwestern. Die Deputation genehmigte in ihrer Sitzung vom 1. Juli 1906 das von dem Bildhauer Stück gefertigte Modell für das Abzeichen und übertrug es der Deputation für die städtischen Krankenanstalten etc. zur weiteren Vervollständigung.

5. Die Ausschmückung des Einganges zum Friedrickshain. Die notwendigen Ausführungszeichnungen und der dem gehörige Kostenschätzung wurden in der Sitzung vom 10. Dezember 1905 vom Stadtbaurat vorgelegt und fanden die Zustimmung der Deputation. Im Anschluß hieran beschloß diese, die Bildhauer Josef Brach, Professor Ignaz Tschoner und Professor Georg Wils mit der Herstellung der Modelle für die ornamentalen und figürlichen Teile der Brunnenanlage

zu betrauen. Inzwischen, kurz nach Schluß des Berichtsjahres, ist ein Schabenschnittmodell mit naturgroßen Zeichnungen zwecks Prüfung der Größenverhältnisse an Ort und Stelle aufgearbeitet und unter Hinwirkung der an beteiligtem Bildhauer von der Deputation geteilt worden.

6. Das weitere beschloß die Deputation in drei Sitzungen:

- a) das von dem Bildhauer Petri der Stadtgemeinde überlassene Modell seines Werkes „Am Moringgrund“ in Bronzefuß nachweislich zu lassen und die Partideputierten um Angabe einer geeigneten Aufstellungsortes zu ersuchen;
- b) die in der großen Berliner Kunstausstellung 1907 behandelte Sammlung von 48 Aquarien des Malers Professor Julius Jacob — das alte Berlin betreffend — anzukaufen und nach Anhörung des Kurators des Märkischen Museums diesem Museum zu überweisen;
- c) eine Sammlung von Zeichnungen — Bilder aus dem altberlinerischen Straßenleben darstellend — anzukaufen und sie wie vor dem Märkischen Museum zu überweisen;
- d) den städtischen Behörden die Annahme des Vermächtnisses des Professors Carl Brühlmann, bestehend in 4 Aquarien, zu empfehlen.

XIX. Karl von Zammermann: Über Museen und Sammlungen im Allgemeinen und das Leipziger-Museum im Besonderen. Sonderabdruck aus der Mittheilung des Norddeutschen Kolonial-Klubs XIX. Band Seite 185—190 Leipz., 1906.

Verbreitet sich, wie Sie ersehen wollen, über die kleinen und kleinen Museen, im ganzen im Sinne der von u. M. Robert Michx von den naturgeschichtlichen Gegenständen, die wir bei Heimatsmuseen nicht übersehen sollte, wird leider nicht gesagt. Vom deutsch-norddeutschen Standpunkt ist die Bildung der norddeutschen Museen im deutschen Sprachgebiet sicherlich reichhaltigerweise nur willkommen zu heißen.

XX. Jahresbericht des Rheinisch-Germanischen Zentralmuseums zu Mainz für das Rechnungsjahr 1906/1907. Höchst erfreulicher Zuwachs in fast allen Abtheilungen wird ausserwöhnlich gern begrüßt.

XXI. Aus der Sitzung des Nordwestdeutschen Verbandes für Alterthumsforschung beschlossen in der Vertreter-Versammlung zu Münster i. W. am 26. April 1906 teilte ich auf Wunsch Kluge mit:

I. Zweck.

1. Der Nordwestdeutsche Verband für Alterthumsforschung wird gebildet durch wissenschaftliche Vereine und Institute zum Zweck der Förderung und Zusammenfassung der Forschungen über die älteste

Kultur und Geschichte Nordwest-Deutschlands, wie es sich in den Kreuzerkrigen sowie bei der skandinavischen und irischen Eroberung als einheitliches Gebiet darstellt.

2. Er sucht diesen Zweck, ohne die selbständige Tätigkeit seiner Mitglieder zu beeinträchtigen, zu erreichen durch regelmäßigen Austausch der von ihnen gewonnenen Erfahrungen und Ergebnisse. Er wird zu dem Ende immer enge Föhrung zu leisten suchen mit der Römisch-Germanischen Kommission, dem Verbands west- und ostdeutscher Vereine für Römisch-Germanische Altertumforschung und dem Gesamtverbande der deutschen Geschichte- und Altertums-Vereine.

II. Organisation.

3. Von den Mitgliedern des Verbandes wählen Vereine, die

bis 100 Mitglieder haben, 5 Mk. Jahresbeitrag

100—200 „ „ 10 „ „

200—500 „ „ 15 „ „

über 500 „ „ 20 „ „

Die ihm angehörenden Institute (Museen, Bibliotheken etc.) zahlen ohne Unterschied 10 Mark Beitrag. Jedes Mitglied des Verbandes hat eine Stimme.

4. Das Geschäftsjahr beginnt am 1. April.

5. Organe des Verbandes sind:

1. Der Verbandstag.

2. Die Vertreterversammlung.

3. Der Vorstand.

III. Der Verbandstag.

6. Für den Verbandstag haben alle Mitglieder der dem Verbands angehörenden Vereine und Institute Zutritt und Stimme. Sie können Gäste einföhren, deren auch das Wort in der Besprechung zusteht.

7. Die Verbandstage finden in der Regel alljährlich so wechselndem Orte statt. Sie werden von einem Ortsausschuss im Einvernehmen mit dem Verbandsvorstande vorbereitet. Auf ihnen wird berichtet über Verhandlungsgegenstände, so werden wissenschaftliche Vorträge gehalten, ev. auch Beschlüsse gefaßt und nach Möglichkeit Beschlüsse vorgenommen.

IV. Die Vertreter-Versammlung.

8. Die Vertreter-Versammlung besteht aus den Vertretern der im Verbands zusammengeschlossenen Vereine und Institute. Die Vorstandsmglieder haben neben den Stimmen der Vereine, welchen sie angehören, keine besondere Stimme.

9. Die Vertreter-Versammlung tritt mindestens einmal im Jahre während des Verbandstages zusammen. Ausserordentliche Vertreter-Versammlungen werden in dringenden Fällen vom Vorstände berufen; er muß sie berufen, mit Angabe des Grundes und Zweckes, wenn mindestens 3 Vereine es verlangen.

10. Die Vertreter-Versammlung wählt den Vorsitzenden des Vorstandes und 3 Beisitzer, möglichst aus den Hauptstellen des Verbandgebietes. Zwei Beisitzer bilden mit dem Vorsitzenden einen eigenen Ausschuss zur Führung der laufenden Geschäfte und sollen ihm möglichst nahe wohnen.

11. Die Vertreter-Versammlung wählt den Ort des nächsten Verbandtages. Sie nimmt den Geschäfts- und wirtenschaftlichen Bericht sowie die Rechnungsablage des Vorstands entgegen und erteilt diesem Entlastung. Sie beschließt über die beim Vorstände gestellten Anträge, bevor die vom Vorstände vorläufig getroffenen Anordnungen.

12. Sie entscheidet mit einfacher Stimmenmehrheit der vertretenen Vereine und Institute. Ein Vertreter kann nicht mehr als 3 derselben vertreten. Bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden. Für Satzungsänderungen ist eine $\frac{2}{3}$ -Mehrheit erforderlich.

XIII. Von der Jubelfeier des 400jährigen Bestehens der Universität Greifswald am 2. August dieses Jahres haben wir mit Freude und Interesse Kenntnis genommen. Liegt doch uns Bärtern nicht das geliebte Brandenburger, sondern der geschichtlichen Entwicklung der Besetzung, keine Provinz so am Herzen wie das georgische Pommerland. Eine große Anzahl von Mitgliedern unserer Brandenburgeria haben bei der Alms Meib. am Ryk studiert. Herrn Geh. Rath Professor Dr. Cudner in Greifswald, einen der berühmtesten Heimatforscher, zählen wir mit Stolz zu unseren Ehrenmitgliedern. Daraus wie Herren besuchen Rügen und den pommerischen Strand alljährlich zur Erholung, verschiedene auch, darunter Schüler dieser Zellen, alljährlich zu besuchtsächlichen Studienzwecken.

Wir wünschen von vollem Herzen der ehrwürdigen Hochschule auch fernwärts Ruhm, Wachstum und Gelingen.

Bekanntend will ich hier beifügen, daß eine der geschätztesten Mitglieder der akademischen Körperschaft Herr Prof. Dr. Wilhelm Drecke, von dessen herausragendes Arbeiten die Brandenburgeria stets mit großem Interesse Kenntnis genommen hat, leider von Greifswald nach der Universität Freiburg i. Br. versetzt worden ist, für die Heimatkunde unsere Nachbarprovinz hochachtungsvoll. Als Nachfolger Drecke's ist Professor Dr. Otto Jaskel von hier gewählt worden, den die Brandenburgeria unter andern als Entdecker der obersten unzugänglichen Kämme von Preyental, West-Prignitz, hochachtet.

XXIII. Der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde hat ihre Forderung in jeder Beziehung sehr angelegentlich Hauptversammlung zu Lubbenau am 4. Juni abgehalten. Bei der uns nahe befreundeten Gesellschaft ist das Herr Prof. Meumann und die Brandenburgeris vertreten gewesen.

Persönliches.

XXIV. Unsern Mitglieder u. Schriftwart Oberlehrer Dr. Eduard Kuche und Oberlehrer Dr. Schulze-Wehring haben den Charakter als Professoren und Räte der IV. Rangklasse erhalten.

XXV. Unserem Vorstandsmitgliede Dr. med. Carl Bollen hat eine Abordnung des Vorstandes und Ausschusses unter seiner Führung am 11. Juli dieses Jahres zum 60jährigen Doktor-Jubiläum gratuliert. Der gelehrte Jubilar erfreut sich Gott lob! noch regster körperlicher wie geistiger Frische.

XXVI. Unser verehrtes Ehrenmitglied Dr. Julius Rodenberg, einst der Vertreter unserer eigenen Heimatkunde, dankt herzlich für die Glückwünsche der Brandenburgeris zu seinem am 23. Juni d. J. gefeierten 75. Geburtstag. Der Magister von Berlin hat schon vor einiger Zeit, auf seinem Vorschlag, in norddeutsches Dichterquartel Berlin eine „Rodenberg-Straße“ zu Ehren des Schriftstellers und Bürgers benannt, was Allerhöchstenorts gern genehmigt worden ist.

XXVII. U. M. Dr. phil. Paul Hermann, welcher auf 3 Jahr als Landgeologe nach Wittebek in Südwestafrika berufen ist, dabei aber der Brandenburgeris treu bleibt, hat von der Reise mehrere Genüßarten mitgebracht. Ich lasse denselben kundtun, wir wünschen herzlich, daß unserm geschätzten Mitgliede die Arbeits- und Forschungszeit ohne Falschlichkeiten verlaufe und dass er mit Kenntnissen zum Wohl unsere fernem Koloniallande bereichert gesund und befriedigt wieder heimkehren möge.

XXVIII. U. M. Herr Göttsamer Medizinalrat Dr. Robert Schön, den wir als bedarftenden und erfolgreichen brandenburgerischen Heimatskundler zum korrespondierenden Mitgliede ernannt, dankt hierfür verbindlich, datiert Stettin, den 6. April 1888. Hoffentlich kehrt unser verehrter Freund zur nordischen Heimat in nicht zu langer Zeit wieder zurück. In entgegenkommender Weise hat im gleicher Erwennung unser korrespondierendes Mitglied Professor Dr. G. Tschirch in Brandenburg a. H. geäußert.

XXIX. U. M. Göttsamer Konservator et Richard Pintsch und Ingenieur Hermann Knauer sind nach Einzahlung von je 500 M Beitrag im Göttsamer-Mitgliedern durch einstimmigen Beschluß der Versammlung berufen.

XXX. Der Vorstand des Vereins der Freunde der Salzgeschichte in Hocklesberg hat unter dem 7. Juni 1906 an mich, unterzeichnet von dem Vorsitzenden, unserem Ehrenamtliche Herrn Professor Dr. Eugen Geinitz in Kempten, folgendes Schreiben geschickt:

Hochgelehrter Herr Geinitz!

Der Verein der Freunde der Salzgeschichte in Hocklesberg hat sich die Ehre gegeben, Sie in Würdigung Ihrer hohen Verdienste um die heimatkundlichen Bestrebungen, insbesondere der Branderburgs, zu seinem Ehrenamtliche zu wählen.

Indem ich Ihnen die Wahl freudlichst anerkennen zu wollen, nehme ich unter Ausdruck vorzüglicher Hochachtung

ganz ergebenst

Paul De E. Götze

Woll hierin gleichzeitig eine Klärung unserer Branderburgs liegt, wollen Sie es mir nicht verhehlen, wenn ich das Schreiben an Ihrer Kenntnis gebracht habe.

XXXI. Todesfälle. An Ehrengangenen bekümmern wir die Mitglieder Kaufmann Carl Böhmer und Stadtrat Oskar Heller, verstorben am 31. Mai bzw. 21. September d. J. 56 bzw. 62 Jahr alt — Mitgeteilt sind uns ferner die Todesfälle des Geheimen Regierungsrats Dr. med. Albert Voss (26. Juli 1896, 69 Jahr alt), der als Direktor der naturgeschichtlichen Abteilung des königlichen Museums für Völkercunde und als präkursorischer Schriftsteller auch große Verdienste um unsere Heimatkunde erwarben, und des Professor Dr. Hermann Östet, Gründlers und langjähriger verdienstvoller Direktor des Museums für Völkercunde in Leipzig (tot dasselbst am 16. Mai v. J., 69 Jahr alt). In beiden Fällen betrauert die Branderburgs den Verlust, den die Wissenschaft durch den Tod der beiden Forscher erlitten, sehr tief. — Einem außerordentlichen nachkommenden Verlust hat die Völkercunde durch den am 16. Juni d. J. an Glimmer erfolgten Tod des Prof. untr. Dr. Adolf Strack erlitten, der am 1. Mai 1840 zu Darmstadt geboren war, erlitten. Verweisen wir auf den Nachruf in den Mitteilungen des Vereines für Völkercunde 1906 Nr. 4 sowie auf die Besprechung in der Zeitschrift des Vereines für Völkercunde 16. Jahrg. 1906 S. 195.

XXXII. Jung Götze. Gedächtnisrede gehalten in der März-Sitzung der Deutschen Ornithologischen Gesellschaft von Hermann Schmalow (Sonderabdruck aus: Journal für Ornithologie Jahrg. Heft 1906 — Unser als Vorkundlicher hoch geschätzter Mitglied überreicht am mit J. Götze 1894 geschicktes Exemplar der Rede auf den am 8. März 1855 zu Berlin geborenen, zu Friedr. Schmalow bei Berlin am 21. Februar d. J. verstorbenen hochverehrten Ornithologen, dessen ich schon in früherer Sitzung nachherend gedacht. Unserem Mitgliede Herrn Schmalow verbindlichsten Dank für den selbstlosen, warm empfundenen Nekrolog

XXXIII. Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte in Leipzig. Auf Wunsch der geschäftsführenden Ausschüsse lege ich die Sitzungen des Vereins zur Begründung und Erhaltung dieser Zentralstelle selbst einigen notwendigen beruflich bedingten Veröffentlichungen vor, im übrigen beruhend auf das über denselben Verein in der Braunkohlenzeitschrift Mitgeteilte.

C. Naturkundliches.

XXXIV. Von den an Interessenten erhalten, von uns stets gern entgegenzunehmenden Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke setze ich die Nummer des September 1906 in Umlauf.

XXXV. Veranstaltungen der Stadt Berlin zur Förderung des naturwissenschaftlichen Unterrichts. Ich lege Bericht Nr. VI vor. Die Redaktion ist, nachdem u. A. Direktor Dr. Otto Bartsch wegen Überlastung dieselbe ablehnen musste, auf Herrn Professor Dr. Bruchberg übergegangen. Besonders lehrreich ist Professor Dr. Potonié Vortrag: Die Steinkohle und die kohlenstoffhaltigen organogenen fossilen Produkte überhaupt. Es wird hierzu auch unsere braunkohlenartige terätre Braunkohle und unser überwiegender allvorderer Torf berührt.

Exemplare dieses 6. Berichts stelle ich gern, auf Anfrage, zur Verfügung.

XXXVI. Ebenso anschließend lege ich Dr. H. Potonié interessante Mitteilung „Die Fichte als Moortraum“ in der Naturwiss. Wochenschrift vom 16. Mai d. J. vor. In unseren nachbarlichen Mooren, z. B. im Grunewald, sind verrottene Kiefernstämme häufig, die Fichte (*Picea canad.*) nach Rothmann gepflanzt, fröhlich leben.

XXXVII. Ebenso Gehleart Dr. Wahnscbauffes Artikel „Die Fichte und Eiche“, z. u. O. Seite 218. Diese Verflüchtungen stehen gerade jetzt wieder im Vordergrund eines geologisch-tektonischen Streits: sind sie Stockflecker erzeugt durch das in der Ebene von Glätscherzeiten abgelassene Wasser? oder sind sie durch das Schmelzen ungeheurer Eiskügel entstanden, durch Geschiebe auf dem Fels liegen? Ist ihre heutige Form nicht durch die Ackerkultur (Abpflügen) also von Menschhand vielfältig bewirkt worden? Abwägende Stellung dürfte sich vorerst empfehlen.

XXXVIII. Zu den geologisch-tektonischen, einer befriedigenden Lösung harrenden Problemen gehören auch die schichtbezogenen im Elyrium eingeschalteten sogenannten „Rommel“ (auch „Rommel“ genannt) bei Neuzigk., von denen ich Ihnen eine von u. A. Herrn Hermann Maurer gelegentlich der Pfingstschulausfahrt des Märkischen Museums nach Trossenbrunn und Neuzigk. am 1. Juli 1906 mitgenommen, auf den Eingang zur Neuzigerter Rommel beschickte

Photographie vorliegt. Nicht weit hiervon nach der Landstrasse zu, die auf Niessing führt, befindet sich eine zweite Naturmerkwürdigkeit unserer Provinz Brandenburg, welche der Erhaltung und Schonung bedürftig ist. Ich meine die vom Verf. also genannten Schellensteinen. Es sind dies Bildung in einer Länge von ca. 100 m und einer Dicke stellenweise von über 2 m feingestriche, schiefer-Konkretionen, bestehend meist aus nordischen Gneissen und Gneissen, die dicht verflochten und wiederum verflochten sind. Eine Photographie von Herrn H. Hauser zeigt Ihnen diese horizontal gelagerten diklastischen Gneissbildungen, welche vom Thal über zu Tage liegen.

Ich lasse durch die Güte unserer Transkriptions-Mitglieder reproduktionsfähige Abbildungen für die Mark Brandenburg zu erhalten.

Bemerkt sei noch, daß die vorgedachte Konkrete nach wohl Garrey Konkrete heisst, weil Garrey selber sagt als Senndorf. Das von mir besprochene Konkrete gehört nach der Gemarkung Senndorf. Die eigentliche Garreyer Konkrete erstreckt sich nordwestlich vom Dorf Garrey in fast südlicherer Richtung ungefähr auf das Dorf Badghe zu.

Noch eine Merkwürdigkeit, die viel Kopferbesen gemacht hat, sind die schmalen — nur etwa 80 cm breiten — treppenförmigen Abhängen an den steilen Abhängen der Konkrete. Nach den von mir in Göllybäcken gemachten Erfahrungen rühren sie von wehenden Schalen her, es sind sog. Schalensteige oder Schalenrippen, die von selbst entstehen, weil die Schale polartisch genau immer denselben Steig beim Abwinden bilden. In Göllybäcken z. B. in Steiermark, Tirol, der Schweiz werden dergleichen Steige auch von wehenden Zugen (Hagensteige) und in sehr ausgesprochener Weise von den Kälen (Kälsteige) hergestellt, wie ich dies in den Alpenländern oftmals gesehen habe.

XXXIX. Wir können uns nicht versagen mit gütiger Erlaubnis des Verfassers, die Schilderung anzuschliessen, welche z. M. und Flugschaffhölzerhauer Herr August Frenster an der Hand der eigenen geologischen Untersuchungen über die gedachte Konkrete und die Schellensteinen sowie die Erläuterung des nachherlichen Hohen Flamm zu Rechenzeiger vom 12. Jah d. J. gegeben hat. Er erzählt unsere Anliege, wie nachstehend:

Von Niessing führte der Weg zunächst durch das Gebiet jenseits Farnsade nach dessen letzterem westlichen Ende, dem Fabenstein. Unterwegs hatte man Überblick, an dem ausgesprochenen Stand der Feldertritte — Weizen, Gerste, Klee, Erbsen, Mais — die grosse Fruchtbarkeit dieses Bodens, eine Folge von dessen wasserhaltender Kraft bei längerer Unterlagerung durch Gneissblöcke und wohl auch von der im Frühjahr lange verhaltenden Schneedecke sowie der gründlichen Befruchtung und Ueberflutung zu beobachten. Der Fabenstein überreicht durch die ungeheure Grösse dieser einst mächtigen Bergflüsse, ihren

imposante Lagerlandstrasse, durch den herrlichen, alten Landweid, der die Burg umgibt, und durch die ansehende Fernsicht nach Norden in die weitrühmte nordische Ebene. Dieser anscheinend bisher ungegültig gewürdigte Punkt ist es wert, gleich dem ihn wenig überragenden Hagelberg bei Wausenberg, Station an der Wetzlarer Bahn, Süssinger aus Ziel sonstiger Aufträge gewählt zu werden. Von Hahnenstein ging es in das sich als Hochfläche charakterisierende Gebiet des hohen Fildang, dessen hübsche, mehrere Dörfer von dem guten Nährstande der Bewohner erblühen. Nur an Trinkwasser haben sie bei der Höhenlage ihrer Wohnplätze so wenig Überfluss, dass stellenweise der Dorfbewohner außer Verrechnung des Schales nicht. Dem Hauptort ist jetzt die Aufmerksamkeit der Behörden zugewandt. Es darf gehofft werden, ihn durch Tiefbohrung und von Windrädern getriebene Pumpen abzuhelfen. Vom Dorf Klein-Marstall war nur ein kurzer Weg noch an dem oberen Ende einer der interessantesten Bänke der Flözung, der sogenannten Neudorfer Bänke, neben der benachbarten Garrejer die bedeutendste. An diesem Uferwand lambetragend, sahen die Wanderer sich plötzlich wie in eine neue Welt versetzt. Oben rechts und links der Schicht das anscheinend Saale, in Wirklichkeit stetig nach Norden abfallende, mit allberhand Felsstückchen wellbestaltete Gelände, unten ein trockenes, nur bei Schneeschmelze oder Wolkensprüchen Wasser fließendes Rinnsal als Sohle einer 6 bis 10 m breiten Schlucht, die eingesenkt ist von 10 bis 20 m hohen, gegen Norden sich vorflachenden, sanftlich steilen Talwänden, und diese bedeckt mit Gestrüch und spärlicher Eckvegetation, die im Spätsommer einen prächtigen Anblick gewahren lässt, doch auch jetzt schon durch ihr dunkles, watten Ürün erfreut. Die Schlucht verläuft nicht weniger als eine gerade Richtung, entspricht vielmehr in ihrer Schlingung dem Lauf eines dortselbst wahrscheinlich anhaltende Wasserlaufs im Tal fließenden Gewässers, das sich in der Urzeit hier eingegraben hat, und ist außerdem nach beiden Seiten flüchtig vorragt. Die oben erwähnten „Schollensteine“ finden sich in der Nähe des Nordendes der Bänke, nahe ihrem südlichen Ende und überragen durch ihre Mächtigkeit. Im näherer Untersuchung findet man sie dem „Napfstein“ genannten Konglomerat ähnlich, fast zusammengebacken von Gneissmasse und zerbrochenen Gneissen und im Laufe langer, wahrscheinlich schon dem Quarzsteine angehöriger Zeiten in einem Zementierungsprozess entstanden durch Anwachungen von Kalk und Ton aus dem darüber liegenden Schichten. Es dürfte wohl unzweifelhaft sein, daß der Flözung die jüngsten Fildänge angehört, deren sich ein Gehirge im Bannwald rühmen kann. Von Interesse erweise sich schließlich noch die Untersuchung der Seitenwände; denn die Bänke gehören zu einem Teil dem Verlauf des Gebietes des Fildanges an, der sich sonst in einer bis zu 1 m starken Schicht

zu oberst folgt, unterlagert durch geschichtete, sogenannte „Obersande“ und Grund, stellenweise durchschnittlich mit 0,3—0,5 m mächtigen Gesteinsschichten. Nördwärts im Übergang die Auflockerung der Tonkruste mit Eisern an einigen Stellen mit bestem Erfolge versucht worden. — Auf der Rückkehr nach Nürnberg und Trevesbrunnern konnten noch Beobachtungen über die hier recht engen Verhältnisse im Fläming durch den Hagelschlag vom 28. Juni, über die Wirkungen der ganz ungewöhnlich starken Regenplage dieses Frühlings und jenseits des fruchtbareren Fremdenzugs über die unersprechliche Verschiebung angestellt werden, in der hier im Gebiet oder nahe dem Gebiet einer 20 km langen, sich von Dahnau bis Dreßden erstreckenden Erdstöße die Diluvialschichten durcheinander gewirft sind und gute und schlechte Boden miteinander abwechseln.

Von geographischem Interesse sind, wie oben bereits angedeutet, die Aufschlüsse, welche die Tiefbohrungen der letzten Jahre im besondern für den Fläming bringen. Es ergibt demselben, daß während viel später erst, am Ausgang des eozänen Zeitalters, das heutige norddeutsche Tiefland aus der Meereshöhe emporstieg, der Fläming bereits im Ausgang der Trias- und bei Beginn der Juraperiode Festland war; denn es fehlten in den Bohrflöhen die juraschen Schichten. In Postglacialzeit verbarnte der Fläming dann bis zum Ausgang des Eozänen, das die Alttertiärperiode einleitet und während dessen auch das ganze norddeutsche Tiefland Exsiccant war. Mit dem Beginn des Oligocänen aber tauchte der Fläming allmählich ins Meer und verbarnte darin, nach einer Periode der Sand- und Muschellagerungen, während der ganzen Oligocänzeit, in welcher Epoche die Wasserbedeckung des norddeutschen Tieflandes am ausgedehntesten war. In dieser Zeit lagerten sich die Sphärosiderite im Fläming ab, die hier überall teils in bedeutender Tiefe, teils an Tage heraus gefunden werden. Dem Ausgang der Oligocänzeit gehören als Meereshügelungen die Glimmersande an, die im Hohlloch bei Dahnau in einer Mächtigkeit von 85 m gefunden worden sind. Am Ende des Oligocänen hoben sich Fläming und sein Nachbargebiet wieder aus dem Meer heraus und bildeten ein sampliges, von Wasserfluten durchzogenes Festland, das in der nachfolgenden Miozänzeit der Boden für mächtige Braunkohlenlagerungen wurde. Wenn solche im Südosthang des Fläming flacher liegen, so Verfallende erst in großer Tiefe erreicht werden, so liegt dies an den hier bedeutend abhöfgeren Döhrenmassen und gibt einen Fingerzeig für die den Fläming in der Diluvialzeit befallene gewisse Rolle. Dem Festlandcharakter hat der Fläming seit der Miozänzeit nicht mehr verloren, denn es ist eine marine Ablagerungen in den Hohlflöhen, obschon das Meer sich auch bis in die untere Elbignad erstreckte. In der nun kommenden Pliocänzeit über was auch das ganze norddeutsche Tiefland Festland. Es also

indessen der Schluß vorliegt, daß in der Zeit bis zum Beginn der Diluvialzeit sich keine Änderungen an dem aus den Flüssen entsprungener Fließung vollzogen haben. Abgesehen von dem unangenehm an der Mobilisierung des Gullandes arbeitenden Atmosphärischen, hörten Veränderungen und weitere Ausgestaltungen des geschaffenen Festlandes nennens wert. Hierfür liefern die Verschiebungen des Beweis, welche die Ablagerungen der Diluvial-Miscelauff wahrscheinlich durch Erdenbewegungen erfahren haben, woraus Kuppelbildungen an der einen, Senkungen an der anderen Stelle entstanden. So war erklärt sich z. B. der häufig beobachtete Einfall der Braunkohlenschichten in den Mäulen unter Winkeln von 25 bis 40°. Da der gegenwärtigen Zustand im ganzen Süden herrschenden Vorgänge gehören würden der Zeit der Diluvialzeit an, und wiederum ist es ein Erfolg der Tiefbohrungen, daß wir uns ein deutliches Bild von der Oberflächengestalt der Fließung und seiner Nachbarschaft am Ausgang der Tertiarzeit und von den beträchtlichen, durch das Inlandeis hervorgerufenen Bewegungen machen können. Wenn z. B. das Tertiar oder, was dasselbe, die Unterstufe der Diluvialzeit bei Dahnau 12,8 m über Meeresspiegel erbohrt wird, bei Ortis 4,8 m darunter, bei Selms wieder 111,4 m darüber, so gibt dies Höhenunterschiede von 104,6 m und 111,6 m zwischen benachbarten Orten, die heute in der Gegend nicht mehr und im ganzen norddeutschen Tiefland nur an wenigen Stellen vorkommen. Es gibt hieraus zugleich hervor, daß das Eis aus der Tertiarzeit am Ausgang des Tertiar durch die Sand- und Geröllmassen, welche die nachfolgende Einbedeckung in der Diluvialzeit begleiteten, einen weitgehenden Ausgleich der Gegenstände erfahren hat, und daß zahlreiche Seen und Flüsse später dem vordringenden Inlandeis zum Opfer gefallen sind. Nur die allgemessenen Ränge des tertären Norddeutschlunds blieben erhalten, die beiden Landrücken z. B. wurden zwar abgeflacht, ebenso das dazwischen liegende Gebiet der Urtraine — z. B. das Glogau-Bärthel Tal —, alle Formen aber mindestens verflacht und abgerundet, wenn nicht vollständig abgehoben. Diese Wirkung sehen wir mit der Verminderung der Eis- und Geröllmassen natürlich in der Richtung nach Süden ab; es waren jedoch noch sehr große Inlandeismassen, die dafür von Fließung zur Verfügung standen, dem Schmelz an Orten entsprechend, z. B. Sand und Leiten von 100 m Mächtigkeit. Es ist nicht leicht, sich von dieser Wirkungen des von Skandinavien vordringenden Inlandeis eine deutliche Vorstellung zu machen. Es waren ja in einem guten Teil die vom vordringenden Eis abfließenden Schmelzwässer, welche die Sande mit sich führten, die ihrerseits durch Ausfüllung der Unterbecken des Bodens dem Eis den Weg bahnten. Doch auch die Grundmoränen mußten überall ungeheure Mengen verflachten Materials abgeben, da sonstiglich die ganze Masse mitgeführt werden konnte, die

die unteren Teile vieler Tage des Wegs liegen bleiben und u. a. den Schneerutschern ihre Saadfrucht lieferten. Als dann das Eis zum Stillstand kam und infolge klimatischer Änderung sich allmählich zurückzog, blieb die versenkende und die Schichtung des Materials in seiner verschickelten Bestandteile federnde Tätigkeit der Schneerutschere noch lange erhalten, während zu dem beim Vorrücken des Eises schon zurückgelassenen Material nun die ganze Frucht von Geröll hinzutrat, womit das Eis besetzt gewesen war.

Diese und andere Erwägungen nötigen zu der Annahme, daß der Flözing, bei seiner Lage in dem Winkel, den der Eiblauf, aus ostwärtslicher in nordnordwestliche Richtung abgelenkt, bildet, der vorgeschobene Punkt war, wie zu dem das Inlandeis in dieser Richtung vordrang, und daß er wahrscheinlich länger vom Eise bedeckt blieb als seine näher und entferntere Nachbarschaft. Die oben dargelegten vordringenden Schichten des Flözing zeigen das bei Beginn der Verschiebung bereits einer Nachbarschaft übergraben. Das vordringende Eis begabte also hier einen Hindernis. Das bewirkte zunächst eine Störung und Zusammenziehung der im Wege liegenden Schichten, womit wahrscheinlich die jetzt befremdliche Erhebung zusammenhängt, die der Nordabhang des Flözing höher ist als der Südabhang, an ersterer Stelle aber ergab sich bereits eine höhere Schichtung des Eises und daraus wieder die längere Entdeckung bei dem nachfolgenden Abschmelzungsprozeß. Dieser große Wahrscheinlichkeit für sich bestehende Zusammenhang erklärt zugleich die nur dem Flözing eigene Höhe, von deren während die Erde war, nämlich ebenso die Entstehung der Kammeis als die Entstehung der Firnssande, wobei die Frage ganz außer Betracht bleiben kann, ob die Entdeckung nach dem Flözing eine ein- oder mehrmalige war, die Bezeichnung der Sande als „jungglacial“ also streng genommen richtig ist. Die Kammeis ergeben sich als die vertikale Fortsetzung und Vertiefung von Eisgulen, erzeugt durch die während einer langen Zeit in diese Spalten kontinuierlichen Schneerutschere, die sich in die Schichten unter dem Eise einfrassen und, der vorausgegangenen Störung letzterer entsprechend, ihren Abfluß nur nach Norden nehmen konnten. Die Firnssande aber sind das getrennte Ebenbild einer Erhebung, die Professor von Drögalski in Grönland unter ganz gleichen örtlichen Verhältnissen, nämlich stets auf die Randzone des Eises beschränkt, beobachtet und beschrieben hat. Demnach sind diese Sande Ablagerungen frischer, aus dem beschriebenen arktischen Lande aufgeworfener, vom Winde verfrachteter Sande, die auf das Eis verbleibt an einer nordwärts von höherem Eise übergraben Stelle wiederholend, erst allmählich kleinerer Inseln bildend, und sich, das Schmelzen befördernd, in das Eis eingruben, allmählich aber an einer verhältnismäßig schnellen Bank von wesentlich arktischer Erstreckung an-

auszuwerten. Diese Einrichtungsmaßnahme beantwortet zugleich vollkommen die sonst schwer zu lösende Frage, wie es kommt, daß sich die Feinsande in unmittelb. gleich dicker Schicht an Punkten finden, die eine Höhendifferenz von 100 m zeigen, wie Garvey (170 m) und das im Nordhorne der Flämsandregion ziemlich in deren Mitte gelegene Damsowitz (70 m). Waren die Feinsande Eiselemente, wie von Linstow die Schiefer erklärt, so müßten sie mit dem schmelzenden Eis in gleichzeitiger Schicht an Boden und müssen sich so ebenso an die Stellen finden der Hohe, als bei dem im Flachlande liegenden Damsowitz finden. Um welche Feinsanden es sich bei diesen technisch unverständlichen Sanden (welche fast frei von Ton und bis auf die westliche Grenze noch ganz frei von Kalk) handelt, geht daraus hervor, daß sie 50 bis 75 % Quarzkörner unter 0,01 mm und 15 bis 42% zwischen 0,05 und 0,09 mm enthalten. Bei der oben dargestellten Einrichtung der Feinsande ist es schließlich fraglich, ob es sich dem Diluvium oder bereits dem Alluvium zuzurechnen sind. Das Richtige dürfte sein, sie als eine allseitige Bildung des Diluviums zu bezeichnen.

XXXIX. R. Bornstein: Ankündigung des im Laufe des Sommers 1906 für Norddeutschland einzurichten des öffentlichen Wetterdienstes. Sie werden an den Berliner Postanstalten nach, nach der Stelle zu, die Wetterberichte, welche täglich veröffentlicht werden, besorgt haben. Über diese höchst dankenswerte Einrichtung, welche Norddeutschland in 5 Bezirken mit 5 Wetterbeobachtungsstellen (Aachen, Berlin, Breslau, Bromberg, Hamburg, Hannover, Königsberg i. O., Magdeburg, Weiburg) geteilt wird, erläutert in richtiger Weise obenstehender Aufsatz in der Naturwiss. Wochenschrift vom 20. Mai 1906.

XL. Tätigkeitsbericht der K. Geologischen Landesanstalt für das Jahr 1905, sowie Arbeitsplan für das Jahr 1906. Auch diesmal sei wieder zu betonen, daß unsere Provinz nur sehr mäßig bedacht wird. Es gehört vor besonders altes, fast mittelmännisches Alter dazu, um das Ende unserer herkömmlichen geologischen Aufnahmen abzuschließen.

I. Zur Kolthaufrage lege ich Ihnen mehrere Schriften vor: Zur Kritik der Interglazialbildungen in der Umgegend von Berlin von F. Wehmannsche (Besondersdruck aus den Monatsberichten der Deutschen Geologischen Ges. 1904 Nr. 5, dazugl. die polemische, im wesentlichen gegen die Annahme einer menschlichen Arbeit bei den Kolthaus gerichtete Schrift des Dr. J. Wiegand, dazugl. mehrere durch Vorricht. und vorrichtiges Abtragen ausgezeichnete Veröffentlichungen von Dr. Hans Hahn „Über den Stand der sogenannten Kolthaufrage“ (Monatsh. der Deutschen Anthropol. Ges. 1905 S. 108 ff.), ferner: „Über die Bedeutung der Kreidehöhlen zur Kolthaufrage“ (Dezember-Protokoll der Deutschen Geol. Ges. 1905) und „Über die Beziehungen

der Erdenschnitten aus Eiszeitalters" (Berl. Anstreg. Ges. Heft 6. 1905, S. 1034 ff.)

Zur Orientierung hat uns wiederum z. B. Herr August Forester den folgenden orientierenden Artikel, aus seiner Feder verfaßt am 29. April 1905, zur Verfügung gestellt:

In der letzten Sitzung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie sprach zunächst der Dr. Wiegner über die mittlere Entstehung der norddeutschen Kolithe. Genauso wunderbar, behauptete der Redner, wie die Begriffsbestimmung von „Kolith“, als im Gegensatz zu „Palolith“ und „Neolith“, von den Menschen zwar benutzt, aber nicht wie letztere beide von ihnen bearbeitet und bestimmten Gebrauchszwecken angepasster Feuerstein, sei auch die Qualifizierung dieses Feuersteins als „Kolith“. In jedem Falle aber sei die Auffindung solcher Stücke, deren man von der handlichen Form oder dem Verschnitt an Spitzen und Kanten annehmen konnte, daß sie wohl einmal von Menschen benutzt sein könnten, für die Wissenschaft wertlos an allen Stellen, deren geologisches Alter nicht mit einiger Sicherheit bestimmt werden könnte, wertlos also z. B. in oberen Sandebenen, die willkürliche Untergrenzen erfahren haben könnten. Deshalb könne der nach von Menschenhand benutzten Steine oder nach Feuersteinartefakten suchende Prähistoriker die Beratung des Geologen gar nicht entbehren, und es müsse Verwahrung dagegen eingeleitet werden, daß angeblich die Prähistoriker nach dem von ihm angenommenen höheren Alter der Kolithe, im Vergleich zu Palolithen und Neolithen, auf ein höheres Alter der unteren enthaltenen geologischen Schichten schließen zu dürfen glaubten. Der einzig zulässige Weg sei der, zunächst überhaupt von der Beschaffenheit der Steinreste, das geologische Alter der Fundstätte zu bestimmen und dann zu sehen, welche Folgerungen sich aus den gefundenen Feuersteinen auf die gleichzeitige Existenz des Menschen und seinen Kulturzustand ziehen lassen. Demnach Weg beschreibend, prüfte der Vortragende die wichtigeren Fundstätten von Helgoland in Norddeutschland: Tackebüll, Haackeburg, die Hinkelstein Höhlen im Harz, Schilling bei Pozna, Thiede und Westeregge, die Lindenthaler Hyänenhöhle bei Gera, Berberloch bei Gerdelein, Kuchstedt-Neudöhlen und Gläran bei Deman, Herrs bei Magdeburg, Neuhaldensleben, Schwedel, Halbesen, Berta, Riedorf, Riedersdorf, Eberwalde, Freyenstein, Föllingen in Vorpommern und Sellinup bei Lübeck, und kam dabei zu dem Ergebnis, daß die erwähnten vier Lagerstätten der Zwischeneiszeit, alle anderen der letzten Eiszeit angehören, mit dem Unterschied, daß die an 5, 6 und 7 genannten außerordentlich die übrigen innerhalb der letzten Vereisung liegen. Als spätere Lagerstätten sind die beiden an letzter Stelle genannten anzusprechen. Alle Lagerstätten gehören somit ausnahmslos dem Diluvium an, und lassen untereinander nach unserer norddeutschen Fauna beträchtlich von

den so viel älteren belgischen und französischen. Dies ist sehr erklärlich, denn zur Zeit, als wir unsere einzige Quelle für Feuerstein, die Krude, noch von Torfschichten bedeckt, die erst von dem vorliegenden Eis abgedeckt wurden. Daß je weiter nach Norden, die Lagerstätten immer jünger werden, erklärt sich ebenfalls daraus, daß der Mensch dem nach Norden sich verbreitenden Eis folgte. Es wäre nun aber durchaus irrtümlich, anzunehmen, daß dem jüngeren geologischen Alter die größere Vollkommenheit der Feuersteingeräte entspräche. Das wäre von vornherein nur dann gläubig, wenn sich alle Funde an diese primären Lagerstätten befänden, was aber von dem durch die Gletscher geschickenen und durch die Gletscherwasser vertriebenen Material keineswegs, sondern höchstens von dem Hildesheimer anzunehmen ist. Dem steht sich nach beispielsweise mit dem bei Buxa gemachten Funde, von dem Dr. Hahn berichtet, daß das größte Material von Kollithen sich in den oberen Schichten befindet habe. Der Redner fällt die Ergebnisse seiner Forschungen dahin zusammen: An den wenigen Fundstellen aus der Zwischenzeit im norddeutschen Eilavaum haben sich vereinzelt hergestellt, also paläolithische Feuersteinartefakte in geringer Zahl gefunden. An den Fundstellen der letzten Eiszeit überwiegt der Versteigung fanden sich seiner Steinwerkzeuge mit etwas vollkommenerer Technik. An den gleichzeitigen „schwedischen“ Fundstellen innerhalb der Versteigung sind dagegen niemals Paläolithen und Neolithen, sondern nur Kollithen in großer Häufigkeit gesammelt worden. Aus dieser eigentümlichen Beschreibung des Vorkommens der Kollithen gelangt der Vortragende zu der Überzeugung, daß sie in ihrer überwiegenden Mehrheit „Zufallsprodukte“ sind, an denen in unendlich langen Zeiten und während einer langen anhaltenden Transports atmosphärische Einflüsse, Temperaturdifferenzen, Gletscherdruck und Wasser gearbeitet haben, um ihnen ihre gegenwärtige Gestalt zu geben. Wann hätte nach der Mensch in Norddeutschland gelebt, der sich der unvollkommenen Werkzeuge der Kollithen bediente, da die Techniker und andere Funde des Menschen der Zwischenzeit doch schon im Besitze besserer Werkzeuge seien und da die erste Eiszeit das Material, das Feuerstein, erst aus der Krude herausgearbeitet? Es ist doch kaum anzunehmen, daß ein präglazialer Mensch, bei dessen Fortwärtwerden in Deutschland vorher keinerlei Anzeichen sprechen, die unvollkommenen Werkzeuge der Kollithen etwa im Verkehrswege aus anderen Gegenden herangezogen haben sollte. Wer nach diesen Erwägungen noch fernher an den norddeutschen Kollithen Gedächtnis, der möge wenigstens anerkennen, daß die Österreicher sich auf Gründe stützen, die durchlogische Verarbeitung eines hiesigen Rohmaterials gewonnen sind — In der sich anschließenden Diskussion widerspricht Dr. Hahn sehr offrig der Annahme, daß die Kollithen in ihrer Gesamtheit ein Pläistozänprodukt seien, während Gehrmann, Professor

Es. Wahrscheinlich zur Hauptfrage sich nicht halber, aber interessante Aufschlüsse über unsere Beweise für die Existenz zweier Epochen in Norddeutschland gab, die jetzt von den Geologen angenommen werden. Nicht den Kieselsteinen der Hardecker Bohrlöcher und den aus der Eiderdorfer Fauna zu ziehenden Schlüssen bei der Ausgrabung des Teltower Kanals eine Torfbank folgt, die unter starken Sand- und Lehm-
schichten vergraben lag, und eine ähnlich verschüttete Torfbank mit einem wärmeren Klima angehörigen nordeuropäischen Einzeletzen wurde auch an anderer Stelle in der Mark aufgefunden."

Man hat mit in der Kollektfrage vorläufig: Götting bescheiden, sammeln und abwarten. Ich muß in meiner Rückberichterstattung noch persönlich wiederum betonen, wie ich niemals behauptet habe, daß die kreidenbergischen oder rigisch-norwegerischen Kollite dem Tertiar angehören. Wir haben sichere Beweise für das Auftreten menschenartige Wesen im Tertiar bei uns im nördlichen Deutschland Stellung nicht erlangt können. Die kreidenbergischen Kollite, so deren Vorhandensein ich überzeugt glaube, gehören also auch dem jetzigen Stufe des Wissens bei uns dem Quartär an.

Durch die Ausschleifung der archaisch-steinzeitlichen Kultur zwischen die älteren menschlichen Gruppe des Tertiar, d. h. der Epoche eigentlichen Kollite und den jüngeren kollitischen Steinen kann die Veretändlich der eigentlichen kollitischen Epoche wesentlich gefördert werden.

Zur Veretändlichung in der Kollite-Frage wird insbesondere vorgeschlagen eine dreifache Unterscheidung vorzunehmen.

1. eigentliche Kollite (Früh-Kollite) d. h. die dem Tertiar angehörig, auf die primitivste Weise durch Menschenhand ausgearbeiteten Steine, welche der Kulturstufe vor dem archaisch-steinzeitlichen Zeitalter im Sinne von Terquem, also der spätesten Zeit der Entstehung des Menschen angehören.

Die archaisch-steinzeitlichen Steine sind, wie wir jetzt übertragend wissen, bereits systematisch bearbeitet.

Nach der Entwicklungslehre, die wir für den Menschen als solchen ebenso selbstverständlich auch für seine Gerätschaften gilt, muß es eine Frühperiode gegeben haben, wo das menschenartige Wesen, Steine wie sie ihm gerade zufällig von der Natur dargeboten wurden, benutzte, um dann gleich oder nach einiger Zeit Fortschritt und darauf nach Bedarf und Gelegenheit neue Steine ergoß. Das sind die eigentlichen Kollite; wären keine Fundstücke von ihnen bekannt, so müßte man gleichwohl aus logischen Gründen solche Kollite als vorhanden gewesen, notwendig voraussetzen. Es ist dem aus selbstverständlichen Postulat der Kulturgeschichte.

2. unzeitliche Kollite (Mittel- und Jung-Kollite). Dies sind es sich genau wie Kollite der erstgedachten Klasse gefornit und un-

erlebte Steine, welche eben Kulturperioden mit dem ersten Auftreten von systematisch bearbeiteten Steinen im Terzile d & b von der archaisch-ethnischen Epoche ab angehören. Dergleichen ungerichtete Kolthe gibt es folgerweise auch in allen späteren Kulturperioden vom Archaisch-Ethnizem, im Paläolithizem, im Mesolithizem, im Neolithizem u. s. f., durch die Metallzeit hin fort bis in die Gegenwart. Denn wenn sich, beispielsweise, jemand vom rohen Nektarinus zum Aufschöpfen von Nüssen, zum Einsteifen von Pfeilen, Sägen, zum Schleudern u. s. f. bedient, so sind die benutzten Steine ungerichtete Kolthe, die sich von den eigentlichen uraltesten Zeugen menschentagiger Wesen prinzipiell in Nichts unterscheiden. Unterschied kann man hier höchstens modern konstruieren, als die eigentlichen Kolthe (Früh-Kolthe) durch dynamische und chemische Einflüsse an dem Zerarbeitungsstufen mehr Zerstrungen und Umänderungen erleben haben werden, die bei den ungerichteten Kolthen (Mittel-Kolthen und Jung-Kolthen) in der Regel nicht so ausgesprochen sein werden. Endlich liegt darin noch ein kultureller Unterschied zwischen den Früh-Kolthen einerseits und den Mittel- und Jung-Kolthen andererseits, daß es zur Zeit jener eigentlichen Kolthe überhaupt nur Kolthe für den Menschen gab, während er in sämtlichen späteren Epochen der ungerichteten Kolthe bereits bessere, wirkungsvollere gestaltete Steine, später eigentliche Werkzeuge zur Verfügung hatte, beziehungsweise hat.

3. Pseudo-Kolthe. Was in diese Notabelle-Gruppe hineingehört, ist nicht so überflüssig. Es sind solche Steine, bei denen es zweifelhaft erscheint ob die Zerarbeitungen durch Menschenhand oder durch natürliche Agentien (geologische Dynamik) hervorgerufen wurden, sei es, daß die betreffenden Steine in Erdhöhlen (in unversetzten Gebirge) ausgehauen, oder sei es daß sie, wie häufig Feuersteine, beim Ausströmen von Ton oder Kruste durch eine Maschine, z. B. eine Mühle mit rotirender Bewegung, geformt sind.

Zerarbeitung — Bearbeitung — Verarbeitung. Im Anschluß an die Definition und Determination des Begriffs Kolth, möchte ich mir daran zu erinnern, daß ich für die Benennung von Steinen durch Menschenhand („achtes“ im Sinne unseres Mitgliedes & Redak in Brüssel) die bereits bekannte „Zerarbeitung“ „Bearbeitung“ und „Verarbeitung“ vorgezogen habe. Zerarbeitet, mehr oder minder, sind die eigentlichen und ungerichteten Kolthe; die systematische Bearbeitung tritt bereits im Terzile (archaisch-ethnische Epoche) auf. Die Verarbeitung, wozu der Stein zum gewöhnlichen Aulere verandert, behoben, geschliffen, abgerieben sogar poliert wird, so daß er nicht mehr ein bloßes Mineral, sondern mehr eigentlich ein Artefakt darstellt, gehört der jüngsten Steinzeit, im Teil noch der frühen Metallzeit an. Die Zerarbeitung ist insbesondere und entsteht von selbst bei der Benennung des

Stein (Eolith): dagegen ist die Bearbeitung allemal beabsichtigt (Manufact), bei der Verarbeitung, ist die beabsichtigte Zurechtung des Steins nicht selten vom Kunstgefühl geleitet (Artifakt).

11. Max Verworn's Studien über Archaisithea und Paläolitha. — Ich habe schon mehrfach die Ehre gehabt, Ihnen von den bahnbrechenden Studien des Herrn Prof. Dr. Verworn in Göttingen, welche das älteste Vorkommen des Menschen oder menschenähnlicher dem jüngsten Homo sapiens vorangehender Geschöpfe betreffen, Proben vorzulegen so die vorzügliche Abhandlung über die archaisitische Kultur in den Hipparyon-Steinen von Aurillac in Frankreich¹⁾. Diese setzte ich in Uebers. die Mitt. der Anthrop. Ges. in Göttingen vom 17. Nov. 1886 (Korr.-Blatt der D. Ges. f. Anthrop. 1886 XXXVII Jahrg. S. 91) und „Archaisithea und paläolithische Kunststudien in Frankreich und Portugal“ (Zeitschr. f. Ethnologie 38 Jahrg. 1890. S. 613—625), welche wiederum den hochherragenden Gedanken und Vorschlag des gelehrten Forschers betreffend betreffen, daß man, um besseres Verständnis der menschlichen Urkultur, zwischen dem Eolithen und Neolithen, eine Zwischenstufe des Archaisithea einzuschalten hat, so wie ich es Ihnen Bruch. XV. S. 10 früher charakterisirt habe.

In dem Bericht in der Göttinger Anthrop. Ges. erzählt Verworn, wie er die klassische Stelle bei Thomy (Des. L'œr et Ober) untersucht hat, wo Abbé Bourgeois in den sechziger Jahren v. Jahrhunderts bereits im untern Obigoon glaubte die Spuren des Tertio-Menschen gefunden zu haben²⁾. Der Befund lautet vornehmlich V. hat unter ca. 700 Feuersteinen in Thomy nur ein Stück gefunden, das ebenfalls als verdeckt gelten kann. Merkwürdig waren die vielen mit feinen Sprünge durchsetzten (tragakorten) Feuersteine, diese aber so ungenau gearbeitet, daß schon eine ungenaue Menge an hochst unzweifelhaft macht, daß der Mensch im „grötesten“ haben könne. Könnte das älteste menschliche Vorkommen überhaupt den Gebrauch des Feuers? Von Kohle fand sich in der betr. Tonsschicht keine Spur, obwohl Kohle gewissermaßen unzugänglich ist. Ich erwähne hier, wie ich Ihnen früher mittheilte, von den Thomyischen Feuersteinen aus den Sammlungen Bourgeois' Proben in den Händen gehabt, insbesondere die reichlichen Sammlungen davon gesehen, welche im Museum zu St. Germain aufbewahrt wurden, und die in den anthropologischen Abteilungen zu sehen waren auf mehreren der Pariser Weltausstellungen. Ich hatte für meinen Teil den Eindruck des „Non liquet“, damit will ich Übrigens

¹⁾ Voyg. Boudolougea XIV. 301, Protokoll vom 11 Dez 1882 unter Nr. IV und Bruchst. XV 14

²⁾ Vgl. Boudolougea XIV, 344

nicht sagen, daß nicht doch die Ursprünge des Formstiches bis in den oligozänen Absatz der Tertiar zurückzuführen wären.

Verworn's Forschungen aus im Sept. 1905 sind nach jetzt sehr ungelöst gewesen. In den oberolozänen oder unterolozänen Tertiarabteilungen bei Aurillac (Dep. Cantal) hat er systematisch bearbeitete Feuersteine in größerer Zahl aus der letz. Schicht ausgegraben von relativer Höhe der archaischsten Kultur. Daß dergl. Stücke sich auch im Paläolithikum des Quartär vorfinden, ist selbstverständlich, denn eine neue Kulturstufe verdrängt niemals die Formen der vorausgehenden vollständig. Das wird durch das Entwicklungsgezet der Natur wie der Menschen bedingt. Neben den raffiniertesten Schmelzflintgeräten werden noch harte Steinloch-Flinten gebraucht.

Bei Ota nahe Lissachon hat Verworn hochpolierte Steine wahrscheinlich dem Paläolithikum zugehörig entdeckt; für ihr frühestes Alter gibt es keinen köstlichen Anhaltspunkt.

Es folgt dann ein feinschöner Bericht über die Höhlenfunde von Les Eyzies (Dep. Dordogne) mit Wandzeichnungen von Tieren und kühnem noch spirituell geschulten Stücken, welche dem Höhlenmenschen gehören. Verworn bestätigt das, was Prof. D. H. Kleutsch in seiner Abhandlung „Anthrop. und paläolithische Ergebnisse neuer Studien aus dem Dordogne, Belgien und Frankreich“ (Bl. 15 des Zeitschrifts. J. 1902) veröffentlicht hat. Eine Tatsache ist sehr bemerkenswert: Es findet sich keine Andeutung einer konventionell stilisierenden Kunst unter den genannten Tierfunden. Das ist ein konstanter Gegenatz gegenüber der prähistorischen Kunst aller folgenden Kulturstufen. Nach meiner Empfehlung spricht das für eine besondere, selbstst. künstlerische Empfindung der Steinzeitmenschen, wie sie weder vorher noch nachher bemerkt wird.

Ganz richtig folgert Verworn daher: „Je mehr bei einem Volke die religiösen Ideen das gesamte Kulturleben durchdringen und beherrschen, umso mehr hat seine Kunst einen konventionell stilisierenden Charakter, je weniger das; der Fall ist, umso mehr erscheint die Kunst naturalistisch.“ Ich möchte das als das Ursprünge der Kunstentwicklung betrachten und dementsprechend zwei extreme Kunsttypen unterscheiden, die physiognomische Kunst, welche die Dinge bildet wie die Natur sie dem Auge zeigt, und die ideoplastische, die nicht die natürlichen Dinge, sondern selbstgebildete Vorstellungen, Ideen von denselben darstellt. Unter diesem Gesichtspunkt ist die prähistorische Kunst zu beurteilen. Und in der Tat stehen alle Ergebnisse der Ursprüngeforschung in voller Harmonie damit. Die religiösen Ideen sind immer diejenigen, die bei den Naturvölkern in erster Linie als maßgebender Moment für die Entwicklung des ideoplastischen Kunsttypus in Betracht kommen. Die ganze Kultur der paläolithischen Periode sagt

aus, daß religiöses Leben gar keinen Zwecklichen Einfluß auf das Kulturleben äußere. Wir haben guten Grund anzunehmen, daß erst gegen das Ende der paläolithischen Periode die ersten Andeutungen religiöser Vorstellungen auftraten. Die Mitte der Leichenbestattung, die vielleicht die Kernspitze der Schalen bedeutet, beginnt möglicherweise, wie es nach den Funden in den Grotten von Mentone der Fall zu sein scheint, auch im Ausgang der paläolithischen Kulturperiode." —

Lehrstühle Antiquarwissenschaften und insbesondere ihrer Schlußfolgerungen, denen wir auch in der Brandenburger, weil unsere literarische Vorzeit bis weit ins Paläolithikum zurückreicht, mit größtem Interesse und mit Dank für den sich jederzeit mäßig und ohne unnötige Schärfe der Polemik ausdrückenden unermüdlichen Erforscher der Urmenschllichkeit zu folgen geneigt sind.

LII. Arthur Stenzel: Eisenstein (Naturw. Wochenschrift Nr. 23, 1906). Sie erfahren aus diesem Artikel, daß der Verf. bereits das Einsetzen einer Eiszeit im Karbon und Perm, also in sehr alten geologischen Perioden annimmt und schildert. Diese der archaisch-paläolithischen Ära angehörige Tropenzeitung ist z. B. in Schottland festgestellt, und die nun so oft beschuldigte spätere Eiszeit führt der Verf. auf tellurisch-kosmische Ursachen zurück.

LIII. Dr. E. Heunig: Eine neue geophysikalische Theorie der Eisflut (Naturw. Wochenschrift Nr. 30, 1906). Verf. bespricht den Ansehen erregenden Vortrag des Dr. Joh. Kien in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde am 21. Mai 1906. Kien stellt den katastrophalen Charakter der Flut und den plötzlichen Eintritt des Ereignisses, den die Geologen seit Lyell zunächst leugnen, wieder in den Vordergrund.

LIV. Professor Dr. Comwentz: Die Heimatkunde in der Schule. Ich habe die Freude, Ihnen nach kurzer Frist bereits die zweite Auflage dieses hochbedeutenden Buchs vorlegen zu können. Der Umfang desselben hat sich um mehr als ein Drittel erweitert. Alles was ich früher zum Lobe dieser vorzüglichen im besten Sinne lehrhaften Schrift gesagt, ist hiermit vollständig wiederholt.

LV. Dr. Otto Zacharias: Zur Frage des biologischen Schulkunterrichts (Stuttgart 1906) — Der wissenschaftliche Vorkämpfer der biologischen Ansätze in Pflanzlich hier für das Pflanzen der kleinsten pflanzlichen und tierischen Lebewesen als Gegenstand eines selbständigen biologischen Schulkunterrichts mit überaus großer Wärme ein. Die hier in Frage kommenden Naturobjekte, freilich meist nur unter dem Mikroskop zu würdigen, sind in morphologischer Beziehung zu sich schon höchst interessant, noch mehr aber wirtschaftlich, nämlich als wichtige Nahrung wichtiger Teile unserer Gewässer. Eine große Zahl maßvoller Urteile von Fachgelehrten ist mit abgedruckt.

LVII. Mitteilungen des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg. Heft 3—4 1906. — Ich mache besonders auf den Artikel von Professor Dr. N. Kuntz aufmerksam: „Wissenschaftliche und praktische Studien zur Teichwirtschaft.“

LVIII. Auswertung geschlachteter Aale in märkische Gewässer. Zur Feststellung des Erfolges von Fisch-Auswertungen und zur Erforschung der Wandertagen der Fische wird der Fischerei-Verein für die Provinz Brandenburg im Herbst dieses Jahres mit Marken versehenen Aale in Gewässer der Provinz aussenden. Die Aale tragen an der linken Körperseite, dicht unterhalb der Rückenflosse, eine kleine silberne Marke. Die Marke trägt auf der Unterseite, also der Haut zugewandt, die Gewässer-Bez. und eine Zahl. Für die Beschaffung von Aalen mit Marken vergütet der Verein den Bräudern außer den Postkosten pro Pfund Aal 1.50 Mark und eine Prämie von 1.50 Mark für jede Marke. Für die Marke allein ohne Aal wird eine Prämie von 50 Pf. gewährt. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sich die Aale nach ihrer im Gewässer der Provinz Brandenburg hinaus vertrieben werden. Der Verein richtet an alle Fischer, Fischhändler und sonstigen Fischerei-Interessenten die Bitte, die in ihre Hände gelangenden Aale auf das Vorhandensein von Marken untersuchen zu wollen und markierte Fische unter genauer Angabe des Fangortes und der Zeit des Fangens einzusenden an die Geschäftsstelle des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg, Berlin W. 62, Luisenstr. 47. Wir bitten die Mitglieder der Brandenburgia, welche Fischereibekannt- oder Fischereiführer sind, diese gewissenhaftigen Forschungen auch bereits zu unterstützen.

LVIII. Wendiischer Name des Birkhahns. Ich bitte umliegend Herrn mitgeteilt, daß das alte Spielweld in unserer Provinz viel häufiger, als vermutet wird, vorhanden ist, z. B. in der Gegend von Oranienburg und von Treuenbrietzen. Unser Ehrenmitglied W. von Schulenburg schreibt mir hinsichtlich des von unserem Mitglied Herrn Postel z. B. Strinkort mitgetheilten Ausdrucks Kurze für Birkhahn folgendes:

Bezüglich der (Brandenburgia XIV. Heft 12, März 1903, Seite 562) Freundlichkeit zur Kenntnis genommenen Mitteilung, daß der Name „Kurze“ für Birkhahn verbuch-klarisch sein könnte, möchte ich noch hinzufügen, daß Kurze (nach Pfl.) auch Rohr- oder Turbuhahn heißt, eigentlich junger Hahn. Beiläufig bemerkt, heißt das Rebhahn kurzwisch Kurze.

LIX. Die Industrie am Finowkanal. Bilder aus dem Industrieleben am Finowkanal von H. Aurich, Lehrer an der III. Bürgerschule und an der Kaufmännischen Fortbildungs-

schule in Eberswalde. Selbstverlag des Verfassers Eberswalde 1905. Preis 1,50 Mark.

Zu der Pfingstschiffahrt des Märkischen Sommers nach Prümwalle u. G. am 13. August dieses Sommers hatte der Verfasser die Güte mir ein Exemplar, welches ich jetzt vorlege, zu danken. Die Schrift ist mit Umsicht und Sachkenntnis abgefaßt. Das seit ältere bekannte Industrie der Gegend und die neu hinzugekommenen werden in ansprechender Weise geschildert. Als Einleitung dient die Sage von dem im Fluss hinter dem Grundbesitzer bei Eberswalde verhängenen Schatz sowie ein Kapitel über den Einfluss der Hohensollern auf die Entwicklung der Industrie am Flusskanal. Dem Besuher der Ortschaften an letzterem bietet das schön illustrierte Städtlein ebenso wohl einen zuverlässigen Führer wie eine geeignete Rückversicherung für spätere Zeiten. Mühte die sorgfältige Verarbeitung der stätlichen und ansprechenden Art ist die große Mühe angemessen entschädigen, welche der Herr Verfasser unermüdet aufgewendet hat. — Am 7. October dieses Jahres wird die Brandenburgs. wasserrechtliche Teil der geschickten Entlassungen auf ihrer Wanderfahrt passieren, was ich schon hier zu beachten bitte.

B. Kulturgeschichtliches.

LX. Dr. Gustav Albrecht: „Kalkberge Räderdorf“ und „Oberepre und Dahme. Anzflüge an Wasser und an Lande.“ Brandenburg Heft 3 bzw. 2. — Das hieraus rührige Geographische Institut von Julius Straube erfreut sich mit zwei Spezialführern, welche eines sorgfältigen Text von der bewährten Feder unseres Mitgliedes enthalten und mit farbigen Spezialkarten und Plänen reichlich ausgestattet sind. Allen Touristen bestens empfohlen.

LXI. Curt Köhn's illustrierte Reisebücher. „Durch das deutsche Land Schlesien.“ Heft 1: Nieder- und Oberschlesien. Heft 2: Iser-, Riesen- und die Olzauer Gebirge. Mit zahlreichen Abbildungen und Karten. Verlag: Fv. Zillesen - Berlin 1904.

Mit Lust und Liebe geschrieben, mit Sachkenntnis und praktischem Sinn gezeichnet. Das Zeugnis wird Leuten, die diese nützlichen Reisebücher kennen, dem Herrn Verfasser, unserem Mitgliede, versagen. Auch das Bohrenland wird, soweit es mit dem Rausenberge in Beziehung steht, in den Schilderungen berücksichtigt. Wenn wir einen Wunsch hätten, so wäre es der, daß wenigstens für die größten Städte, die Breslau und Görlitz, Stadtpläne beigegeben werden mochten.

LXII. Friedrich Backschut: Beiträge zur Jüterbogger Stadtgeschichte (Sonderabdruck aus dem Erähler aus der Mark Brandenburg. Jahrgang 1903 (Jüterbog bei Robert Stock 1903) und Friedrich Backschut: Die Gemeinde Luckenwalde vom Jahre

1885—1888 unter Zugrundelegung des Landbuches der Abtei Ebnas vom Jahre 1471 und des Visitationserlasses vom Jahre 1522. (Bundestdruck v. u. G. 1895, Jüterbog bei R. Steck.) Der kaiserliche Urtheil, daß unser Mitglied bei den Hauptverhör hätte sein wird, veranlaßt mich, diese beiden für die Sondergeschichte unserer Mark beachtenswerthen 2 Schriften ihrer Aufmerksamkeith um so mehr zu unterstellen, als sie an ziemlich vorzüglicher Stelle erschlossen sind. Allen, die sich um die Geschichte der alten Städte Jüterbog und Luckenwalde kümmern, werden die Buchstabenlichen Arbeiten von Nutzen sein. Die zwei abgekauften Hände im Rathssaal zu Jüterbog mit Buchstaben nicht für Mittelalterhandschrift (Mittelalt.), sondern als beim Anklagenfall demselben Teile von Ermordeten. Vergleichs dergleichen Hände zu Frankfurt.

LXIII. Dem Andenken der Universität Frankfurt 26. April 1806 bis 16. August 1811. Festschrift zur 400sten Wiederkehr ihres Gründungstages 29. April 1806. An der vordem eingestrichelten Schrift haben verschiedene unserer literarischen Freunde beigetragen. Professor Dr. Gutsch. Das große Kollegienhaus, von der Brandenburg bei ihrem Besuch genau beschliffen. — Rektor H. Eiser. Bilden aus dem Leben an der ehemaligen Universität. — Professor Dr. Ottomar Bachmann. Die blühende Bedeutung der ehemaligen Universität. — Landbauinspektor Hoesche. Frankfurter Bauarbeiten. — Hans von Stegmann. Das Luthera, ein Heim geistigen Lebens. — Professor Dr. H. Roodt. Zur Geschichte der Naturforschung in Frankfurt v. u.

Denjenigen, die sich für die Entwicklung Ober-Frankfurts interessieren, sei diese treffliche Festschrift bestens empfohlen.

LXIV. Die Mark. Illustrierte Wochenchrift für Touristen und Heimathende. — Offizielles Organ des Verbandes Märkischer Touristen-Vereine.

Ich lege Ihnen 4 Nummern dieser Zeitschrift reichen Inhalts vor. Derselben ist in den weitesten Kreisen unserer Provinz Verbreitung zu wünschen. Der Einzelnummer kostet nur 10 Pfennig, die ungewöhnlich niedrige Preis für das gebotene reichliche, oftmals auch illustrierte Material.

LXV. Bericht der Zentral-Kommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland während der Geschäftsjahre 1893—1895. Von Professor Dr. F. Hahn in Erlangen in Potsdam. Ich lege den Bericht, der von der arbeitsamen Tätigkeit dieser Kommission zeugt, welcher die Brandenburg sich als ständiges Glied anhängig und freudig unterstellt hat, zu unserm Sonderdruck vor um den Verhandlungen des XV. Deutschen Geographentages in Danzig. Verlag unsere Mitgliedern Konrad Ernst Vohsen.

LXVI. 86—87. Jahresbericht des historischen Vereins zu Brandenburg a. d. H. Herausg. von a. kern. Mitglied Professor Dr. Otto Tschirch. Brandenburg 1906. Der lehrreiche Artikel zur Geschichte der Petruskirche auf der Burg zu Brandenburg ist von seinem Mitglied Assistent Paul Eichholz. Auch sonst finden Sie den Beachtenswertes noch vieles.

LXVII. Die Mitteilungen des Uckermarkischen Museums-Vereins und Geschichts-Vereins zu Prenzlau, III. Band, II. Heft, bringen uns die lehrreichen Erinnerungen der Brandenburgerinfanterie vom 17. Juni bis zum Jahreswechsel dem Verort der Uckermark in lebhaft Erinnerung. Besonders empfehle ich den geschichtlichen Vortrag des Pfarrers Passow über die Preussener Heiligen Ihrer besonderen Aufmerksamkeit.

LXVIII. Dasselbe gilt von den Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde zu Eberswalde. Jahrgang I. Heft 2 unter Hinweis auf unsere am 7. künftigen Monats beschlossene Wanderfahrt nach diesem Verort. Fortsetzung der Geschichte von Lecktrahle, Kreis Ober-Barnim.

LXIX. Bericht über die neuere Literatur zur deutschen Landeskunde, Band III, (1902 und 1903.) Im Auftrage der unter LXV genannten Zentralkommission herausgeg. von Alfred Knackhoff und Willi Ull. Leider wird das nützliche Sammel- und Nachschlagewerk am Mangel an Mitteln mit diesem Bande seine Fortsetzung erweisen.

LXX. Jahrbuch des Provinzial-Museums zu Hannover umfassend die Zeit vom 1. April 1905 bis 1906. Unser geschätztes Mitglied der Direktor des Museums Herr Dr. Reimern löbt die vornehm angestrebten, sehr reichhaltigen Veröffentlichungen wie. Sie ersehen, daß dieselben die 3 Abteilungen des Museums, Geschichte, Kunst, Naturgeschichte berücksichtigen.

LXXI. Mäurer Zeitschrift. Zeitschrift des Römisch-Germanischen Central-Museums und des Vereins zur Erforschung der Rheinischen Geschichte und Altertümer. Jahrgang 5, 1906 (Doppelluft).

So ist nun nach diesem nun beabsichtigte, veröffentlichte Institut in die Reihe dergleichen Museen eingetragten, die unsere laufende Zeitschriften herausgeben. Insbesondere mache ich auf die trefflichen Arbeiten von Schumacher („Das römische Mainz“) und von Reimecke („Die Ursprünge der Rheinischen Geschichte am R. G. C. Museum“ und „Zur Brandenburgerische von Wapstern zu Hirschberg“) aufmerksam.

LXXII. Fortsetzung zur Erinnerung an das 150-jährige Bestehen von Schönwalde, Kreis Nieder-Barnim. 1753—1903. Die Mitteilung kommt etwas spät heraus, ich vermute nur deshalb aber nicht, weil die Fortschritt des historischen Sinn bringt, der Gott an

Mark, durch die Uckermark (Kronen der umlagert von der Brandenburger besichtigten Nikolaikirche in Prenzlau) nach der Sauermark (Dorfkirche von Groß-Masch) und dem demselben zu Brandenburg gehörigen Lande Stargard, jetzt an Mecklenburg-Strelitz gelangt.

Darauf tritt die Ziegelbaukunst ein, ohne Überlieferung weder stammend. Aber die Verwandtschaft der märkischen Ziegelbauwerke mit denen der Leubus hat es mitzugeschickelt, daß Herr R. sich hierzu vollkommenen Herrn Baron Stückl und Herrn Dr. Sarre anschließt. Wie der lombardische Ziegelbau in der Überlieferung des klassischen Altertums war, so weisen auch auf diese wieder zurück die geritzten und gemalten Papiertafeln, die an den märkischen Graufußgedächtnen befestigt sind. Gestellt ist hier selbstverständlich ein Sammelalbum für allehand harte Felsteine, Gesteine von verschiedenem Alter und petrographischen Ursprungs.

Das älteste jedenfalls besterhaltene unter den alten märkischen Ziegelbauten ist die Propagandakirche zu Jerichow, deren Kloster 1141 begründet wurde. Anfanglich in Granitstein erbaut, wurde der jetzige Ziegelbau von 1200 bis 1250 aufgeführt.

Gewölbte Basiliken nach dem gebundenen System, die Kreuzgewölbe über quadratischen Jochen mit hochantiquarischen Diagonalgewölben, sind die Basilikenkirchen der um 1165 bzw. 1180 gegründeten Zisterzienserklöster Lehnin und Dobbrüg, jene 1202, letztere schon 1220 geweiht.

Im engen Zusammenhange mit diesen zwei Klosterkirchen entstanden die beiden Pfarrkirchen zu Treuenbrietzen, von denen St. Nikolaus nach italienischer Art einen Turm über der Fassade trägt; ferner die romanischen Dorfkirchen in Pechüle bei Treuenbrietzen und in Lindens, Schönborn und Logau bei Dobbrüg, von denen sich an Jerichow sich eine Reihe von spätromantischen Ziegelbaukirchen der Erde erhalten nachbleibt.

Kloster Clara von Zisterziensern 1270 gegründet enthält die Feste der märkischen Basilikenkirchen.

LXXXII. Denkmäler des Treffens bei Luckau enthält am 3. Juni d. J. U. Ehrenmitglied Prof. Dr. Prantke in Göttingen teilt uns herüber folgendes mit: Im Jahre 1901 beschloß auf seine Anregung die beiden Kreisvereine die Errichtung eines Denkmals zur Erinnerung an das Treffen bei Luckau am 4. Juni 1814. Nachdem der Entwurf des Architekten Professor Wilhelm Kreis in Dresden angenommen worden war, wurde die Firma Thoms Nachfolger in Dresden mit der Ausführung beauftragt. Auf weißem Sockel erhebt sich eine mächtige Säule, die einen verhältnismäßig großen Adler trägt. Er hat seinen vordere und trotz scheinbarer Ungewöhnlichkeit gefährlichen Oignen, die Schlinge überwinden. Fast hält er die in seinen Klauen,

Sie mag sich streiben, es heißt ständelbige, ansehnliche Gegenwehr. Triumphierend stößt der Adler auf dem Fels, die Haube des Bögen in Haltung und Auge verändernd. Nach tüchtigem beidseitigen Kampfe sind die Flügel heruntergeschlagen, gleich als wollte er sagen, daß er nunmehr keinen Feind mehr zu Füßen habe, nachdem er diesen, den er in seinen Fängen hielt, überwinden ließ. Stolz und selbstbewußt blickt er daher in die Weite. Die Statue trägt die Inschrift: „Zur Erinnerung an den Sieg Blüchers über Gudinot am 4. Juni 1815“. Die Kosten des Denkmalens sind bestritten worden von den beiden Kriegsverweirern, durch Freisammlungen und Sammlungen in der Bürgerschaft und bei allen und ehemaligen Lockauern. Die Enthüllungsfest fand am 5. Juni statt. Es gestaltete sich zu einem Festtag für unser freundliches Gartenstädtchen. Sämtliche Häuser einschließlich der öffentlichen Gebäude tragen reichen Laubgewinde- und Flaggenschmuck. Nachmittags 2 Uhr hatten 30 Vereine (mehr als tausend alte Soldaten) mit 15 Fahnen und 7 Musikkapellen auf dem Marktplatz Aufstellung genommen. Der imposante Zug bewegte sich nach dem Denkmalplatze, wo ihn eine große Anzahl geladener Gäste, darunter Landrat Fröhner von Mautersfeld mit vielen Offizieren erwarteten. Die Festpredigt hielt Pastor Carls über 1. Samuels 7. 18. Darauf hielt Oberleutnant Hartmann, Vorsitzender des Kreis-Kriegerverbandes und des Kriegervereins, die Waffrede, in der er in würdevoller Weise die beiden Kämpfe von Lockau-Manera an jenen denkwürdigen Tagen schilderte. Nach dem Fallen der Hülle schloß Redner mit folgenden Worten:

„Angesichts dieses Denkmalens einer vergangenen großen Zeit, heldenmüthiger Bekämpfung solcher Kriegerstreue und Vaterlandsliebe, geloben wir, daß auch wir Jense, die hier gekämpft, gekämpft und gekämpft haben, nachstreben wollen, auf daß kein Stein ungenutzt von dem stolzen Bau des Deutschen Reiches und des deutschen Kaiserthums, zu dem auch das Treffen bei Lockau am 4. Juni 1815 einen Anteil geleihert, und bekunden dies mit dem Rufe: Seine Majestät, der deutsche Kaiser Wilhelm II. und König von Preußen lebt hoch, hoch, hoch!“

Bürgermeister Schläger überreichte aus im Namen der Stadt das Denkmal, mit dem innigsten Wunsche, daß der Stadt Lockau für alle Zeit ein ehedlicher Tag wie der 4. Juni 1815 erspart bleiben möge. Vgl. Nr. LXXXVII.

LXXXVII. Von der gestifteten, durch Heinrich Dreismann sorgsam Schriftleitung auf der Haldengröße der Zeitzeit getragenen Zeitschrift „Deutsche Kultur“ lege ich Ihnen, auf Wunsch, das inhaltreiche Heft 10 des Jahrgangs II vor.

LXXVIII. Katalog der Berliner Stadtbibliothek. 2. Bd. Abt. I. Gesch. II. Hälfte. Von diesem großen Katalogunternehmen liegt sich Ihnen die Fortsetzung in einem stattlichen Folio-Bande vor, das wir der Freundlichkeit des Stadtbibliothekars Herrn Dr. Arnd Buchholz verdanken.

Inzwischen hat der Magistrat auf Antrag des Kommissions für die Stadtbibliothek, dessen Vorsitzender ich bin, geschworen, daß in dem Grundstück Zimmerstraße 30/31 ab 1. Oktober 1907 eine Bücherabgabestelle mit 2 Bibliotheksgehilfen und 2 Dienern und in dem hieher vom Märkischen Museum benutzten großen ebenerdigen Raum, rechts von der Straße aus, ein Lesesaal mit 2 Gehilfen eingerichtet werden. Außerdem wird bereits an dem Bau eines eigentlichen Stadtbibliothekgebäudes gedacht und auch als erste Rate dafür 200 000 M in den Etat 1907 einzustellen. Nächste Aufgabe des Magistrats wird es sein, eine geeignete Baustelle in Aussicht zu bringen.

LXXIX. Unser Ausschußmitglied Herr Robert Mielke ist mit großem Fleiß und Geschick im Volkskrantungsgebiet tätig gewesen. Ich lege Ihnen vor aus dem 17. und 25. Heft der „Gartenlaube“ von 1906, S. 369 fg. „Bauerliche Koptirachten“ (s. a. Flügelsaube von Flaming bei Jüterbog) bzw. „Deutsche Bauerntaschen“, S. 367 fg. beide Aufsätze vorzüglich illustriert.

LXXX. Die prächtige, vornehm ausgestattete Festschrift zur Einweihung des Teltow-Kanals am 2. Juni 1906, veranlaßt durch den zu den Zuständelungen dieses hervorragend wichtigen heimischen Kulturwerks hochwürdigsten Herrn Landrat von Stabenrauch wird Ihnen vorgelegt. Von unsern Mitgliedern haben in der Schrift mitgewirkt Herr Dr. Spatz, darüber auch Herr Dr. Friedrich Seliger geschrieben. Wir erinnern uns dabei dankbar der Orientierungsfahrt auf dem Kanal unter Herrn Baron Steyer, der inzwischen Direktor des Kulturwerks geworden ist.

LXXXI. Herr Rentier Hermann Busse in Wollenderfer Schloß, ein Pöhlitzerker unserer Provinz weltbekannt, hat dem Märkischen Museum am 29. Juni d. J. folgenden Bericht gegeben:

Ein Urnenfeld bei Michel Kreis Zauch-Belzig. Mit Herrn Kirchhoff von Trossenbrunn besuchte ich am 16. April d. J. ein Urnenfeld, das zwischen Trossenbrunn und Michel liegt. Das Dorf Michel liegt nordwestlich 4 km von Trossenbrunn entfernt. Auf dem alten Mülber Weg gingen wir 2¹/₂ km bis hinter den Eisenbahnweil, dann vom Wege rechts ab zum Abhang des nahen Bergackers. Hier hatte Herr Kirchhoff in Gemeinschaft des Herrn Robert Mielke früher bereits mehrere Gräber aufgedeckt.

Ein Grab fanden wir ein Gesch., das ich vollständig entleerte. Dasselbe war etwa 1—1,25 Meter lang und breit und bis zur Basis 1¹/₂ Meter

tief im Innern des Grabes lagen zwischen einer Siedelpackung von 10–20 faust- bis kopfgroßen Steinen 18 Tongefäße, die leider nicht zertrümmert waren. Drei davon enthielten Leichenbrand. Außer den Gefäßen fand sich eine spezialierte Tonwanne, die durchlocht war und einen Durchmesser von 8 cm hatte.

Nach der Form der Gefäße, auch nach den Ornamenten derselben möchte ich das Alter des Grabes der jüngeren Latène Zeit oder auch einer noch jüngeren Periode zurechnen, doch läßt sich dies erst genau bestimmen, falls Metallgegenstände gefunden werden. Die beigegebenen



neuen Abbildungen stellen die hauptsächlichsten Typen dar. Die Gegenstände gelangen in das Märkische Museum.

LXXXII. Verwaltungsbericht über das märkische Provinzialmuseum für das Etatsjahr 1906. Wir enthalten darin die Nr. VI und XI. VI. Wissenschaftliche und gemeinnützige Tätigkeit. Die Anforderungen, die an das Museum nach dieser Seite hin und in Bezug auf die Benutzung durch das Publikum gestellt wurden, waren trotz der Beschränkung, die ihm durch den provisorischen Zustand auferlegt war, dochsum nicht geringer geworden. Wir haben schon früher hervor, wie das ungeschicklich so hoch wertvolle Ma-

abschleppen und das Streben nach reicher künstlerischer Ausstattung der Bücher zur Folge hat, daß die Verleger und Autoren nach immer neuem Möglichkeiten, ihre Werke zu schmücken, anzuehen. Das in den öffentlichen Sammlungen aufgestellten Schätze an älteren Darstellungen historischer Vorgänge, Porträts, Vignetten usw. sind diesen dazu besonders willkommen. So haben sich auch im Berichtsjahr viele Schriftsteller, Gelehrte, Dozenten, Verleger, aber auch Hausbesitzer und Künstler an uns gewandt, um einzelne Hefen zu Reproduktionen zu machen oder als Vorlagen zu schenken. Diese Wünsche zu befriedigen waren wir nach Kräften bemüht. Wertvolle Stücke dürfen nur im Museum selbst benutzt oder photographiert werden.

Nicht minder wurde unsere Bibliothek von Forschern in Anspruch genommen. Hier mußten wir öfters eingehendere Auskunft geben und vielfach die Benutzer mit auf den richtigen Weg weisen.

Für derartige Hilfsleistungen und zugleich für Anfragen von suchkundiger Seite sind wir durch unsere wissenschaftliche Beiratgeber gefördert, die sich im Laufe der Jahre zu einem richtigen Archiv entwickelt hat. In mehreren hundert Rubriken sind hier nur Geschichte, Berlin und der Provinz Brandenburg, Kolonial-, Zeitungsanschriften, literarische Vereine, Auszüge aus Abhandlungen, charakteristische Dokumente usw. systematisch gesammelt und so geordnet, daß das Material jederzeit benutzbar und sofort auffindbar ist. Es vermehrt sich täglich und wird auch insoweit ergänzt, als unvermeidliche Lücken durch erneute Ausstattung der Literatur ausgefüllt werden.

Neue Erwerbungen und ältere wertvolle Gegenstände, die sich dazu besonders eignen, wurden in der mit dem Museum eng verbundenen „Brandenburgischen“ Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg vorgelegt und besprochen. Dieser Verein dient wie der Pfingstschaffverein dem Museum zur Propaganda seiner Bestrebungen und zur Gewinnung von Interessenten und Gönnern.

Von Veröffentlichungen, die uns dem Institut im Berichtsjahre hervorgegangen, nennen wir folgende in dem Monatsblatt der Gesellschaft zum Druck gebrachte Abhandlungen auf kulturhistorischem Gebiet: „Der Schatzfund von Treuenbrietzen“, „Schloß und Pock Bellevue“, „Am der Oberseite der Grundstücke Straße“. Auf naturgeschichtlichem Gebiet wurden die Untersuchungen Dr. Seigers „Über interessante Eisenkarben in der Mark Brandenburg“ (in den Monatsberichten der deutschen geologischen Gesellschaft) und „Über fossile Eisenformen im norddeutschen Flachland“ (in den Verhandlungen des XV. Deutschen Geographentages) publiziert.

Gedenktafeln für verdiente Männer an Thron Wohnstätten. Wie alljährlich, so sind auch in diesem Berichtsjahre durch

die Museumverrichtung auf städtische Kosten 2 betriebs Gedenktafeln angebracht worden sind:

1. für Gotthold Ephraim Lessing am Hause Spandauer Straße 68,
2. für Friedr. Ad. Wihl Diesterweg am Hause Oranienburger Straße 29.

Es jetzt sind schon der Stadt 41 solcher Gedenktafeln gestiftet worden. Außer diesen befinden sich an 33 Gebäuden der Stadt Berlin noch Gedenktafeln, die Staatsbehörden bzw. Vereinen oder Privatpersonen ihren Ursprung verdanken.

Eine Übersicht sämtlicher Gedenktafeln in Berlin hatten wir im Jahre 1891 dem Verwaltungsbericht angehängt. Sie wird in gleicher Weise in diesem Jahree ersannt werden.

Unsere Sehnsucht geht selbstredend dahin, sobald wie möglich in unser neues Heim, am Märkischen Platz und damit aus dem höchst traurigen Interimslösungsbau heraus endlich wieder in geordnete Verhältnisse zu gelangen.

Auf die zahlreichen Anfragen, wegen Fertigstellung des Museums selbst der Beantwortung kann ich nur antworten, daß diese Fertigstellung aus bis Ostern 1897 versprochen ist.

LXXXIII. Hans Branner: Jungfern und Junggesellen — Lieblos Geschichten. Berlin 1896. Verlag von Dr. Franz Ledermann *)

H. M. hat hier eine Reihe sehr schöner sehr auch volkstümlich-komischer Erzählungen versammelt. Der Lehmann. — Der Gerthel-Brot. — Der Sang. — Der Hund. — A. D. — Das stille Glas. — Das halbe Lied. — Tante Klara. Alle bekunden eine sehr gute Beobachtungsgabe, viele Typen darin sind der modernsten Berliner Gesellschaft entnommen. Die Schar der Übersetzerinnen wird hoffentlich dem Autor, der es ziemlich lässig macht, nicht fehlen.

LXXXIV. Paul Kisch: Herdenaussehen. Märkische Gedichte. Mit Illustrationen von Wihl Öbrenski. Berlin 1896. L. Orban'scher Verlag (S. Appelt). Das Bundesratungs-Mitgliedern Klagen bereits die einzelnen Überschriften sehr anheimelnd! Schilffahrt, die Schwand von Jüterbog, der Bewein, der Scheitstahl, dramatische Volkstanz aus dem alten Berlin u. s. L. Das Verzeichniss wechelt je nach dem Stoff, der den einzelnen Gedichten zu Grunde liegt. Überall eine warme wohlthuende Empfindung für Brandenburger Land und Volk. Allen jungen und alten Märkern als patriotische Dichtungen eines aufstrebenden Talentsgenies empfohlen. Die Zahl der spezifisch märkischen Dichter

*) Von denselben Verleger erschienen ferner: Medewerk. Aus dem Mund verschlungen. — Die Rastplatz Dampfbahn — Der letzte Anker — Der Waldkranz. Kesseln — Der Kammjäger. Kesseln

sticht also allen Frohpörlingen zum Trotz nicht aus. Seltsam ist es aber doch, daß nach diesem Posten die Mark von „kurgem Sand und erarer Heide“ zu bestehen scheint. Kommt denn niemals ein Rechner Post in die Gekornmark, in die Pragnitz, in die Grafschaft Ruppau, in die Neumark mit ihrem fetten Boden und ihrem eragenden Buchenwäldchen? Die Eisenbahnen erlauben doch welche Touren Sonntag bis in jene gegangenen Landstriche der Mark, die sich mit Mecklenburg, Neu-Vorpommern und Holstein in jeder Beziehung wirtschaftlich und arbeitslich messen können. Immer wird leider auch von dem mitleidlichen Dichtern durch die getriebte Heile von Wilhelm Alexis gesehen, der fast nur Heide, Moor und Sand kennen gelernt zu haben scheint. Demals war das Reisen allerdings viel unerschlicher und kostspieliger. Es sollte doch jetzt einmal in der jüngeren Generation ein heilerer fröhlicherer Ton, wie er dem Mitleidlichen Laubwald eigen ist, angeschlagen werden. Wer wird endlich einmal unser fröhliches, mitleidliches Waldhörnchen ersuchen lassen?

LXXXV. 1896. Wie stehen uns der Erinnerung an die Unglückszeit vor 100 Jahren und lassen die Erinnerungen daran auch in unserer Brandenburg im Geiste vorüberziehen ohne uns gedrückte zu fühlen, eher auch eher den hochachtbaren Gedankten, daß Preußen und Deutschland dergleichen niemals wieder passieren können.

In kurzer Zeit werden in runder geschichtlicher Folge die verhängnisvollen und unersäglichen Ereignisse vorüberziehen, die sich an die Schicksalstagen — Saalfeld — Auerstedt und Jena knüpfen.

Eine erhebende Feste wird von dem uns befreundeten Verein für die Geschichte Berlins zum Gedächtnis des Todes des großen und unglücklichen Prinzen Louis Ferdinand († 10. Okt. 1806) am 11. d. M. im Bürgerpark des Rathauses veranstaltet werden. Auch die Brandenburgeria wird häufig genug Gelegenheit haben auf die Ereignisse der Unglücksjahre von 1806 bis 1813 zurückzugehen.

Prof. Dr. Paul Weber in Jena scheint mir die richtige Empfehlung auszusprechen, mit welcher wir an die Gedächtnisfeier von 1896 heranzutreten sollen, wenn er sagt: „Die Geschichte ist da, um uns ihr zu lernen. Der erste Rückblick wird aber auch das Gefühl des Dankes anklingen für das Gute, was uns die unglückliche Schlacht bei Jena gebracht hat. Kitz-Göringert als Fürst Bismarck hat diese Erkenntnis klaren Ausdruck verliehen in der dankwürdigen Rede, die er am 11. Juli 1893, anbreitend von dem Jubel einer beglückten völkervergessenen Menge, auf dem Jener Thorplatz gehalten hat. Er sagte da:

Der Nege Jena hatte für mich als Sohn einer preussischen Militärfamilie einen schmerzlichen und niederdrückenden Klang. Es war das natürliche, und ich habe erst in reiferen Jahren einsehen gelernt, welchen Ring in der Kette der göttlichen Vorsehung für die Entwicklung unserer

deutschen Vaterlandes die Schlacht von Jena gebildet hat. Mein Herr kann sich nicht darüber freuen, mein Verstand sagt mir aber, wenn Jena nicht gewesen wäre, wäre vielleicht Berlin auch nicht gewesen. Die Friedrichszeitliche preussische Monarchie war eine großartige in sich stehende Schöpfung, aber sie hatte ihre Zeit ausgelebt. Und ich glaube nicht, wenn sie bei Jena abgebrochen gewesen wäre, daß wir einen gelüblichen Weg nationaler deutscher Entwicklung gelaufen sein würden. Ich weiß es nicht. Aber die Zertrümmerung des noch gewordenen Baues — vornehm, wie die Kapitulanten seiner Klassen und ständischen Gesehle aus jener Zeit bewiesen haben — schuf einen freien Platz zum Neubaue, und das ungeschlagene Eisen der allgewaltigen Monarchie wurde unter dem schweren und schmerzhaften Hammer an dem Stahle geschmiedet, der 1813 die Fremdherrschaft mit scharfer Klarheit zurückgeschleudert. Ohne Zusammenbruch der Vorgangszeit wäre das Erwachen des deutschen nationalen Geschlechtes im preussischen Lande, welches zur Zeit der tiefsten Schmach und Fremdherrschaft seine ersten Ursprünge nahm, nicht möglich gewesen.

Der Grundgedanke dieser Ausführungen Harnacks hat seitdem als geläufiges Wort in der knappen Form „ohne Jena kein Sedan“ weiteste Verbreitung gefunden.

LXXXVI. Franzosenrückzug — Franzosengräber. Heut Abend werden wir uns nur mit der Nachseite der Erscheinungen beschäftigen, welche die Zwißgahrschaft in dem unterdrückten Volkem jeder überall — aber mit einer gewissen Naturnotwendigkeit — zu verfügen pflegt. Die Danks der alten heimischen Regierung sind seit 1806 gänzlich, teilweise gar nicht vorhanden. Jede Behandlung des Volkes scheint der Sieger, Untaten die von Marschens verübt werden, stehen die heimische Bevölkerung an, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Das ist das eine Motiv der Franzosenrückzüge, wo nachteilige Einände der Erbitterung des betroffenen Volkes im offenen Kampfe oder nach hinterlichen zum Opfer fallen. Viel heftlicher ist aber die andere Erscheinung, daß gleichzeitig die branden Institute Karthagen und Mexiko gewickelt werden, die zur Angliederung förmlicher Kriegskassen, Wagnisse, ständischer Kassen und dergleichen führen — begleitet von Mord und Totschlag. Hieraus wird uns a M. Herr Friedrich Bachschut hat ein Abachen erweckendes Beispiel aus Niediger Gegend vorzutragen.

Oft sind die Fälle, an welche sich schmerzliche Ereignisse angeschlossen haben mögen, nicht mehr genau nachzuführen. So wurden a B. in der Darmstädter Mühle zwischen Kisten und Seidamen im Jahre 1874, im Keller vergraben, viele an einander gereichte Tabak-Rollen ausgegraben, etwa 8000 Tabakstücke Preussisch Karsat mit dem Jahreszahlen 1799 bis 1804. Man nahm an, daß es sich um eine preussische Kriegs-

lassen handelte und daß deren Bedeckung gestiftet worden sei. Ich habe Teile-Stangen hervor in den Händen gehabt, die einzelnen Stücke ließen sich nur mit großer Gewalt von einander trennen. Belegstücke liegen im Markischen Museum.

Unser Mitglied Herr Lehrer Wisnicks lobt sich wie folgt.

In der Prignitz und in der Gegend Rappin und in den Umgegendsjahren eine Reihe von „Franzosen-Märden“ vorgekommen.

Unter der Oberaufsicht bei Wittzenburg wurden im Frühjahr 1807 vier Franzosen-Leichen gefunden. Der Knecht des Bauern Grieg in Borsdorf bei Langen hatte Franzosen an fesseln; das Ziel sollte Wilmann sein. Vermuthlich hat er die Franzosen erschlagen. Die Wagenringe wies Blutspuren auf; er selbst ist gefesselt. Den Unerschrockenen aus dem Wege zu gehen, sind die Leichen heimlich verscharrt worden.

Weitere Morde waren bei den Dörfern Teetz und Waldleben bei Neuruppin verübt, ohne daß die gerichtlichen Behörden eingeschritten wären.

Ein zweiter Mord bei dem Dorfe Teetz wurde durch die Franzosen betrafft Zwei, obigen völlig unschuldige Bürger in Kyritz wurden vor der Stadt erschossen. In dem Geh. Staatsarchiv findet sich ein Aktenstück, das eines Franzosenmord bei dem Dorfe Müddelkow behandelt. Er war von zwei Soldaten des lat. Reg. Prinz Ferdinand in Neuruppin verübt worden. Aus dem Märden wurden über die Personen mit Zuchthausstrafen belegt; jedoch alle hatten sie Befreiung gekostet.

Herr Rektor Mönke, unser vorzüglichster Kenner im volkreundlichen Kupfer der sogenannten Toten Häuser will folgendes mit:

Müncheberger Franzosengräber. 1. Beim Fürstenwalder Thor in Müncheberg befindet sich, wie alte Leute erzählen, ein Massengrab französischer Soldaten aus dem Jahr 1806.

2. 1810 sind viele Franzosen in der Nähe von Müncheberg angekommen. Auch eine Kriegskasse haben sie an einer geeigneten Stelle abgeliegt. Die Gräber in der Umgegend sind nicht mehr bekannt.

Französische Kriegskassen liegen der Volkmenge nach in größter Zahl an deutschen Landen vergraben, z. B. auf der Insel Usedom bei Kamnitz am großen Haß, bei Lucke nahe Bernau u. s. w. Offenbar haben die Franzosen mehr Kriegskassen ausgegraben als sie besaßen.

Auch von andern Mitgliedern, Herren von Scheinberg, Dr. Gustav Albrecht und E. Mönke wurde auf verschiedene „Franzosen-Todesstätten“ aufmerksam gemacht, zum Theil im Anschluß an den mit großem Beifall aufgenommenen Dankocherschen Vortrag.

II Städtchen.

LXXXVII U. M. Professor Jentich teilt eine Ansichtskarte des später No. LXXVI beschriebenen Luckauer Denksteins vom 4 Juni 1813 mit.

LXXXVIII Ich übergebe eine das Innere des Uckermarkischen Museums zu Prenzlau darstellende Photographie, so wie die Brandenburgerla dazwischen am 17. Juni dieses Jahres sah.

LXXXIX Herr Wirth von Weidenberg, Burggraf 2, schickt demselben eine Photographie vom Innern der von der Brandenburgerla besitzigen St. Marienkirche zu Bernau; die etwa 1835 aufgenommenen Photographie stammt aus dem Nachlaß des verstorbenen Kantors Ewald in Bernau, eines vorzüglichsten Kenners dieser Kirche. Herr von Weidenberg schreibt dem folgenden.

Zum Bilde der St. Marienkirche zu Bernau in der Mark. Die St. Marienkirche zu Bernau, früher St. Katharinenkirche genannt, soll um 1141 gegründet sein. Der Ursprung dürfte aber erst in das 13. Jahrhundert fallen. Im gotischen Stil erbaut, ist sie eine der schönsten Kirchen der Mark Brandenburg. König Friedrich Wilhelm IV. äußerte bei einer Besichtigung, „er möchte wohl dieses großartigen Bau in der Residenz haben.“ 30 große gotische Bogensäulen spenden Licht und durch 5 Eingänge kann man in das Innere der Kirche gelangen, deren Decken aus schweren verblendenartigen Kreuz-, Stern- und Netzgewölben bestehen. Die Kirchenwände aus der Renaissancezeit stammend, erzeugen in ihrem verschiedenartigen reliefgeschmückten alles Formen einen imponierenden Eindruck. Hervorstechend ist der Patronatstisch. Der von katholischer Zeit stammende Hochaltar, dessen Aufsatz den größten Kunstschatz der Kirche bildet, ist circa 8 Meter hoch und über 5 Meter breit und hat 3 Flügel, die aufklappen sind, daher auch Wandelaltar genannt. In seiner Größe dürfte er wenig in seiner Art, wohl in der Mark Brandenburg dastehen. Erst 1830, nachdem über 100 Jahre die Flügel nicht gangbar waren, stellten sich ihre Beweglichkeit wieder heraus. Die Kanzel im 17. Jahrhundert gefertigt, ruht auf dem Bilde, ist ganz von Holz mit reicher Verzierung im Stile der Spätrenaissance gehalten. Prachtvoll ist der Schalldeckel, der in Form einer schließbaren Krone mit durchbrochenem Verzierungen sich über die Kanzel erhebt. Ein vergoldeter Phönix auf Plinthen dargestellt, als Symbol der Auferstehung der evangelischen Kirche, krönt den Schalldeckel. Noch an der kleinen Figur an der städtischen Seite auf dem Quorbalken grüßend, ihr steht die rechte Hand. Der Sage nach den alten Schuler von Bernau darstellend, der 1492 bei der Belagerung Bernaus sich durch das Lager der Hussiten geschlichen und zwischen dem Herzogtum und dem Koenigsmann von Brandenburg Verhandlungen geleitet hatte, dabei um seine rechte Hand kam.

Erwähnungswert sei noch, daß die Kirche zum Andenken an die Anwesenheit Kaiser Friedrichs und seiner hohen Gemahlin beim 450jährigen Husefeste im Jahre 1892 eine Gedenktafel aufweist, die nach dem Entwurfe, daß die Leiche des großen Schwedenkönigs Gustav Adolph, der bekanntlich bei Lützen fiel, auf dem Transport nach Schweden in der St. Marienkirche aufgebahrt gewesen war.

Schließlich sei noch einer kleinen Episode gedacht bei dem Dejeuner, das die Stadt Bergen dem Kronprinzenpaare gelegentlich der 450jährigen Husefeste im Jahre 1892 gab.

Die alten Bilder der Kapellen im Stadtrathsaussaale, die etwas schickloshaft angefertigt sind, geben Kaiser Friedrich Veranlassung zu der scherzhaften Bemerkung: „Nun weiß ich doch, von wem ich abstamme.“ Auf seine Frage, wo denn früher die Bilder aufgehängt gewesen, denn im Besitze der modernen Einrichtung gefielen sie nicht mehr, wollte er keine Antwort zu geben.

Endlich vermuthet man eine schlechtere Stimm „wohl in der Kirche“ und der ganze Chor stimmte ein „Ja in der Kirche“ in großer Gemüthsruhe, jedoch nicht ohne einige Ironie, bezog sich Kaiser Friedrich zu einem sehr stark stehenden Herrn: „Nun wissen sie es mit einem Male etc.“ Gleich darauf stellte sich aber unter allgemeiner Heiterkeit heraus, daß die Bilder nicht in der Kirche, sondern stets im Rathsaale aufgehängt waren.

Alljährlich Montag vor dem Husefestsfeste findet vorzüglich zur Feyer des Husefestes von der St. Marienkirche auch der St. Georges-Kapelle vor dem Mühlentore, das kirchliche Prozezion statt, verbunden mit Gottesdienst.

Im nächsten Jahre kann Bergen auf sein 475. Husefest blühen, Auch die betagene Kapelle ist abzubauen, sie wurde von dem Russen zerstört und späterhin wieder aufgebaut. Eine Tafel im Innern der Kapelle gibt Kunde davon.

XG Herr Otto Wiehe-Nowawes spendet 5 vorzüglich gelungene Photographien seiner Kunst/Winterhochzeit aus dem Park Habelberg Januar 1896. — Altes Schulgebäude in Nowawes-Prinzersballe, Bau der Königin Luise 1806 Febr. 1895. — Dazwische Janet abgebrochen, vom Hof aus. — Obere Schlossabtheilung bei Marianeveder, Finow-Kanal. Ostern 1895. — Fochtsack und Werbe(Haus)kanal, rechts von Marianeveder nach Kierowalle. Ostern 1895; hierzu sticht Herr O. Wiehe die Verse unsere unvergessenen F. Brandt (Aechtschiff):

Wie ein Gattensage glänzet,
 Daffel duale Braum glüht,
 Legt, von Berg und Wald umkränzt,
 Nischenhaft der Werbe.

Wald und See im Wolfswaldpark!
Trüben Plage am Weibe dort.
Süße Tage — denn Sträußchen!
Und die Glocken hören fort.

XCII. U. M. Herr Hermann Hauser legt Photographien vor, die von ihm im Herbst 1906 aufgenommen sind, dergl. 8 vom Dom und von der Marienkirche zu Stralsund und eine vom Bergfried der Burg Rabenstein von dem am 1. Juli 1906 bei der Pfingstschiffahrt das Mark. Museum aufgenommen.

XCIII. U. M. Herr Emil Plack übersieht zum Andenken an die Wanderung der Brandenburgis nach Stralsund am 3. d. M. 4 wohlgehaltene von ihm hergestellte Photographien: ein Fachwinkel nahe dem See; die Korngedemastak; die Marienkirche; das Eingangsthor der alten Stadt.

XCIII. U. M. Herr Louis Reuter, einer unserer eifrigsten beschäftigten Amateurr-Photographen schießt 12 Aufnahmen von dem Brandenburgis-Anstieg nach Prenzlau am 17. Juni 1906 und 10 dergl. von unserem Anstieg nach Stralsund am 9. Sept. 1906.

Allen diesen Gönnern herzlichen Dank, auch seitens des Markischen Museums, wobei die Bilder spätestens abgeliefert werden, weil sie dort immer wieder aufzufinden und einglagert zu werden sind.

XCIV. Herr Ernst Buchholz fünf Berliner Ansichten von 1790.

Aus dem fernem Tage sind 5 größere Gemälde an das Markische Museum gekommen, die ebenso wegen der dargestellten Berliner Ansichten, wie als Kunstwerke von Interesse sind.

Es sind von dem berühmten Künstler, Carl Traugott Frohheim, in den Jahren 1789—98 gemalt und stellen wegen der Partien in Berlin das, da damals, wie auch später die schönsten und schmerzvollsten an der Stadt gelten und deren Bilder auch von Verlegern vielfach verwendet wurden.

1. Der Schloßplatz mit dem Blick über die Karfflianstalcke in die Königsstraße, im Hintergrund der Rathensturm.
2. Der Lustgarten, Blick von dem Platz vor dem Zeughaus aus, auf Dom und Schloß, im Hintergrund die alte Kriegerakademie und Kochkunstliches Gymnasium an der Burgstraße auf Marien- und Heil. Geist Kirchthum.
3. Blick von der Handwerkerle (Schloßstraße) aus auf die Straße Unter den Linden, im Vordergrund Palais der damaligen Erzsprinzess und Zeughaus, das alte Wachtgebäude, Neustädter Thor und Brücke über den Kopfergraben, Opernhaus, Palais des Franz. Reichs (Unterwelt).

4. Der Opernplatz, Blick vom Palais des Prinzen Heinrich aus, links Opernhaus und Hofkapelle, in der Mitte 2 Häuser der Behrestraße, rechts die Bibliothek.
5. Der Gendarmen Markt von der Ecke Mehring- und Markgrafenstraße aus so gesehen, daß der Deutsche Dom nicht erscheint. Im Vordergrund des meist erbauten neuen Schauspielhaus, und der Französische Dom, im Hintergrunde zwischen Schauspielhaus und Charlottenstraße die Marktsäulen, dann die beiden Häuser der Charlottenstraße zwischen Teiles- und Jägerstraße, rechts die ganze Markgrafenstraße bis zur Behrestraße. An dieser ist noch die Hinterfront des Niederländischen Palais, dessen Garten und Gartensmauer sichtbar, welcher Blick verschwand, als in dem 1780er Jahre hier das Hinterhaus zum Palais erbaut wurde. Tornartig erscheint noch darunter die Hinterfront der kön. Bibliothek.

Zwölft und nach dem Gegenstand der Darstellung bilden diese um nächsten mit den um wenige Jahre älteren Rosenbergschen Bildern zusammen. Der Zeitunterschied markiert sich am deutlichsten bei dem Bilde des Opernplatzes, wo Rosenberg an der Behrestraße noch einen kleinen Garten zwischen den beiden Häusern oben sieht, der aber inzwischen nach dem Fackelzugeschen Bilde bereits bebaut ist.

Soweit die Bilder nichtlich ganz denselben Aufnahmepunkt haben, als die Rosenbergschen, (und das ist bei vieren der Fall) ist der Gesichtskreis nach links und rechts hin immer etwas erweitert, so daß z. B. auf dem Schloßplatz-Bilde Fackelzuges noch das Haus Schloßplatz 6 zu sehen ist, auf Rosenbergs dagegen nicht.

Auch die Staffage auf dem Fackelzugeschen Bildern ist reichler und exakter als die Rosenbergs vorgestellt, so daß sie an sich der Betrachtung wert ist.

Im ganzen ergibt der Vergleich mit den Rosenbergschen Bildern — wenigstens nach den Kopierstichen — eine erheblich künstlerischere Technik Fackelzuges, namentlich auch in der Perspektive, die auf Rosenbergs Bilder oft unzulänglich erscheint.

Der Maler Karl Traugott Fackelzug, 1768 in Dönnitz geboren, war der jüngste von 4 Brüdern, die sämtlich Künstler waren. Die 5-jährigsten waren in Berlin als Maler tätig, einer von ihnen soll nach Preußen-Malereien in den königlichen Schloßern angestellt haben, einer, Georg Friedrich, wurde 1788 Mitglied der Berliner Akademie.

Unser Karl Traugott erhielt 1795 einen Ruf als Theatermaler nach Riga, wo er 1808 starb. Beim Umzuge von Berlin nach Riga hat er wahrscheinlich diese 7 Gemälde mitgenommen und auf dem Wege plangenes man die dortige städtische Gemälde-Galerie, die sich kürzlich bereit er-

klärte, sie gegen einenmäßigen Kaufpreis dem Märkischen Museum abzutreten.

Die Photographien dieser 5 Bilder, sowie zum Vergleich 5 Photographien Rosenbergscher Bilder wurden hierzu vorgelegt.

XCV. Als Erinnerungstafeln an die Zeit vor 180 Jahren wurden vom Märk. Museum ausgelegt.

1. Das einzig noch erhaltene Original-Plakat des Gouverneurs von Berlin vom 12. Oktober 1808

„Der König hat eine Entschloßung verfahren. Jetzt ist Euch die erste Bürgerpflicht, Ich fordere die Einwohner Berlins dazu auf. Der König und seine Befehle leben!“

Gruf v. d. Schulenburg⁴.

2. Der Federbusch vom Tschako-Büchsen, den der General verlor, als er in den Straßen Lübecks von französischen Kugeln getroffen wurde
3. Eine Festschrift des Oberpräsidenten der französischen Gebietspolizei.
4. Festschrift „Domus Imperialis Domus de Neuenhof“ nach dem früheren Festschrift.
5. Proben des „Colbergs Notgeldes“ von 1807.
6. 6 Bilder, den Kaiser Napoleon in Berlin und die Abreise einer Parade im Lustgarten darstellend

XCVI. Friedrich Beckersicht, Oberbismarck-Büchsenkretze Der Franzosen-Beckung v. J. 1808 mit darauf befindlichen Verlagen von dem Märkischen Museum. Der Vortrag wird in einem der nächsten Hefen als besondere Aufsatz erscheinen.

Nach der Sitzung zwangloses Besprechungsamt im Restaurant Al-Bayern, Potsdamerstr. 10 II.

Bücherschau.

Schmidt, Otto Eduard, Kurmärkische Streifzüge. 2 Bde. Je mit einem Titelbild und Federzeichnungen von Max Saitter. W. Leipzig, F. W. Grunow, 1902. 160 S. 1888.

Der kürzlich erschienene 2. Band des vorhergehenden Werkes gibt zur Veranschaulichung, auf die trefflichen Zeichnungen, die auch für den märkischen Geschichtsforschungswissenschaftler wertvoll machen, näher erörtern. Die „Streifzüge“ erstrecken sich auf das Gebiet der kurmärkischen Lande und betreffen sich nach dem jetzigen Landestheile, die ehemals zu Kurmarken gehörten und sich 1817 der Provinz Brandenburg angeschlossen sind, im öffentlichen Interesse nach dem Interesse unserer Mitglieder erwecken. Im ersten Bande behandelt der

knappige Verfasser das Gebiet der Elbe von Mellau bis Wittzenburg und umschließt zunächst eine Übersicht von der alten Markgrafenschaft bis nach Mühlberg, und der es des Interessanten genug zu sehen gibt. In die Natur- und Landschaftsbildungen sind geschichtliche und kulturgeschichtliche Mittheilungen eingeflochten, von denen viele in das Bereich der miträthlichen Vorgangsgeschicht hinstreichen. So erwähnt beispielsweise das Schloß von Schönow an dem Wendenbergsufer Giers, die alte Stadt Mühlberg an der Elbepromenade, in die ja auch Brandenbergs Karlstadt vorkommt war, die Lehnauer Heide an des letzten Ahnherrn Albrecht III. und an dem Helmsbüren Joachim II. und das Schloss Ansburg an einem Besuche Friedrich Wilhelms I. und seines Sohnes Friedrich. Eine Wanderung durch die bekannte Schilde führt uns an dem Gebirgszuge des germanischen Feldmarschalls Quadenan vorher an dem mit grossen Feuern ausgestatteten Rathaus, und diese der Volksgenossenschaft widersprechende Thatsache vermehrt den Verfasser selber auf die Entstehung der Sage von dem Schildebürger-ritterlein einzugehen. Bei der Schilderung von Belgern wird dar auch die die Mark Brandenburg wichtige Kämpfe zwischen Kaiser Heinrich II. und dem Polenherzog Boleslaw Chrobry und der Kolonisation gedeutet, Schloß Pratzin erinnert an die Infanterie und den heugültigen Aufenthalt des Kurfürsten Elisabeth, der Gemahlin Johannes I., die an ihren Göttern vielen Schloß, Tergan an manchen Farnsteinreliefs zwischen dem steinernen und braunsbergischen Stauern, an den Reg. Friedrichs des Grossen über die Oesterreicher am 3. November 1760 und an die Zeit der Belagerung und Wartenberg enthält, die an einem Hagenen Schloßkapitel behandelt wird, nicht in so reichlichen Beziehungen an Brandenburg Pratzin, das schon im Grossen Abschritte halber der 1. Band von Belagerung für uns Mürker sein dürfte.

In noch höherem Maße verdient der 2. Band, der Stridtrüge durch die Niederlausitz enthält, unser Interesse. Uebliche Landschaftsbildungen um diesem noch wenig bekannten Gebiet der Provinz Brandenburg, das vor 1815 karolinisch war, weichen mit kalter und selbstverständlichen Bildern ab und an dem geeigneten Stellen sind die Ergebnisse geschichtlicher und literarischer Forschungen eingeflochten. Die Wanderungen Schilde beginnen im nördlichen Zipfel der Niederlausitz, im Kollengebiet bei Reudersberg und erstrecken sich über Müllberg mit einem interessanten Schloß und über Vetschau nach dem Spreewald, bei dessen Schilderung wir über die Natur dieses Sumpf- und Wassergebietes und über das Wesen des Wenden- und Interessanten Aufschlüsse erhalten. Bei der Wanderung von der Spree zur Oder werden Pratz und Gaben berührt, die landschaftlichen Beschreibungen des Parks von Brandz und des Levetzins geschickt und die Bedeutung des Odenpases bei Schilde eingehend verfolgt. Bei dieser Gelegenheit bewirkt der Verfasser einen Überblick über die kolonisations- und literarische Tätigkeit der Wenden und versucht die Bedeutung Augustus des Starken gerecht zu werden. Die Wanderung über Verzele durch das Schichtetal nach Borskow gibt dem Verfasser Gelegenheit, sich über die Verdienste der Kriegerkämpfer an den Landmarken, über die Schloßgüterverhältnisse und die Pflanzschloßungen bei Verzele zu äußern, und im nächsten Abschritte

— von Schwedisch zur schwarzen Elber — wird die geschichtliche Vergangenheit der Stadt Lübeck, die literarische Bedeutung Paul Gerhardts und Ernst von Seydewitz und der ursprüngliche Wert der alten Buchers Isele Liebans bei Schölersen behandelt. Das 6. Kapitel „Graf Brühl und seine Kalligraphen“ gewährt interessante Einblicke in das Leben und Treiben des bekannten Dürstlings August III. von Sachsen, in die Verwaltung der ihm gehörigen Ständeberrschaft Forst-Pforta und in die würdevollste Entwicklung dieses Teils der Markschranke, zum Schluß werden kritische Urtheile auf das Yangchen Friedrichs des Großen gegen den sich nachem Minister geworfen. Das letzte Kapitel ist dem Kloster Dobbrinck gewidmet und gibt einen Überblick über die Geschichte des Klosters und der Stadt nahe. Schilderungen der Umgebung und der schönen Gegenden des Landstades.

Der 2. Band bringt Schilderungen aus der „alten Mark Mecklen“ und behandelt vorwiegend ständische Verhältnisse, aber es findet sich auch in diesem Bande manches, was in Beziehung zur Geschichte der Mark Brandenburg steht. So hat die alte Geschichte Mecklen, deren Entstehung und Entwicklung ausführlich geschildert wird, lange Zeit hindurch eine hervorragende Rolle in den Wissenschaften und in der Kalamitäten der deutschen Litteratur gespielt, ebenso das Buch, die Albrechtskronik erzählt es den Kämpfer des Perthesen, des Abtes des Bisthums, ihrer Taten sich Erinnerungen an Ludwig, Oerthe, Franz und Otto Ludwig, an Ludwig Richter Bernhard Müggel und andere Kämpfer. Das folgende Kapitel, das die Lehnsmittel der Pflanz und das Geschlecht derer von Schölersen behandelt, bringt den Lebenslauf manches Magisters dieser Familie, das in Diensten Brandenburg-Preußen eine Rolle gespielt hat, und Hinweis auf ständische Kalligraphen, auf den alten Buchen und den ständischen Krieg, der Absicht über Großschick führt Beiträge zur Geschichte des ständischen Handels, der über Zehelitz steht in der Stellung Friedrichs des Großen zum ständischen Hofe in den Jahren 1734 bis 1761 und eine Wanderung durch die Ortschaften an der russisch-lithuanischen Grenze über in die Zeiten der Besatzung jener Gegenden zurück.

Wie aus den kurzen Angaben ersichtlich ist, findet sich in den beiden Bänden der „Kalligraphischen Kalligraphen“ manches, was die Mitglieder unserer Gesellschaft interessieren dürfte, und da die Schilderungen lebenswarm und anschaulich geschrieben sind, so werden sie viele Leser finden und begeistern, gleich dem Verfasser literarisch und anständig und anständig

Dr. Gustav Albrecht.

9. (5. außerordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Sonntag, den 7. Oktober 1906.

Wanderfahrt nach Eberswalde und Umgegend
unter Führung des „Vereins für Heimatkunde“ zu Eberswalde.
(Vorsitzender: Professor Dr. Eckstein.)

Schon öfters und zu verschiedenen Jahreszeiten ist Eberswalde das Ziel von Ausflügen der „Freundbergia“ gewesen; aber allzeit — war es nun im jungen Frühlingsgrün oder im besten Schmuck des Herbstes — blieb die Freundlichkeit in ihrer prächtigen Waldumgebung die gleiche Anziehungskraft auf die nach dem frischen Ozean des Waldes verlangenden Großstädter. So auch am 7. Oktober, einem freundlichen Herbstage, dieses Sonnenschein und im Spätschneezeit mit einem wohl eben starken, sehrartig leise herabrieselnden und wenig störenden Regen abwechselte. Seit dem 4. September 1903, wo es einem glühend heißen Spätsommerstage die „Freundbergia“ zuletzt in Eberswalde gewesen, hatte sich hier auch mancherlei geändert, anderes Mergelboden, was neben der immer neuen Schönheit des Waldes wert volleren, in Angesichts gewonnen zu werden. Wie immer erweisen die Eberswalder den nicht reich erkrankenen Gästen aus der Hauptstadt die Aufmerksamkeit, um am Bahnhof zu begrüßen und sich ihnen als Führer anzubieten. Nicht mehrere des städtischen Behörden angehörende Herren waren es vornehmlich der Vorstand und die Mitglieder des erst seit zwei Jahren bestehenden „Lokal-Vereins für Heimatkunde“, welche sich der Aufgabe unterzogen, allseitig und gütlich mit Eberswalde bekannt zu machen, an ihrer Spitze Professor Eckstein und Direktor Schmidt. Es wurde mit einer allgemeinen Besichtigung der Stadt begonnen, und auf dem weiten Weg vom Bahnhof zur Altstadt, vor 20—25 Jahren noch Chaussee, jetzt hauptsächlich mit Häusern besetzt, eine gedrängte Beschreibung der ortslichen Entwicklung der Stadt gegeben, wofür die vor einem

Menschenalter zur wichtigen Wasserstraße des Finow-Kanals auch nach Eberswalde empfangen hat und nach vorangegangenen Stillstände bis auf eine Einwohnerzahl von ca. 25000 angewachsen ist. Von der hochgelegenen Eberswalderstraße aus gewinnt der Ankomende nach einiger Fahrt dem Gebirge sich steigenden Eindruck von der sonstigen Lage Eberswaldes, von dem wirfen jetzt vom Finowkanal durchflorstem Tal, in dem, es wahrscheinlich in voller Breite ausfließend, während der Eberswalder die verstreuten mächtigen Gewässer von Weichsel und Oder in ostwestlicher Richtung zur Nordsee stürzen, und zugleich von den fernem des gemäßigten Talrand bildenden, mit Wald bestandenen Höhen, während die Stadt am demselben, sich steil erhebenden Talrande und im Tal gelegen ist. In Eberswalde hat es sich, wie unter ähnlichen Verhältnissen auch anderswo, ganz von selbst ergeben, daß die Eisenbahnvorrichtung zum eleganten Viadukt erwachte und große freie Plätze mit hübschen Schmuckanlagen hier geschaffen wurden. Eine Minderzueg der Altstadt hat sich aus dem entstandenen Gegenstand über kurzweilige ergeben, denn auf alle Fälle hat die Altstadt die Erinnerung an eine lange Vergangenheit vor den modernen Städtchen voran. Und wie sich im Anblick alter Städte der Nöte und Drangsal erinnert, wundert die Vorfahren, bessere Zeiten für die Nachkommen herbeiführt, gelitten haben, den ersehnen ihre engen Straßen und stürzigen Häuser, in denen sich das Leben von Gewerbeten abspann, stürzartig und durch die vielen Menschenmengen gewirkt, deren Schicksale sie einst gewesen. Die Ueberschreitung des Finowkanals gab Professor Eckstein, der hier die Fällung Eberswalde hatte, erste große Gelegenheit, von der hohen Bedeutung dieser Wasserstraße zu sprechen, die von dem Kurfürsten Joachim Friedrich und Johann Sigismund begonnen, vom großen Kurfürsten gefördert und vom König Friedrich II. vollendet, eine vielseitige Industrie rings ihrer Ufer hervorgebracht hat, die unendlich und vorzüglich für das ganze Land gewesen ist und es zu sein fortführt, je sogar im Hinblick auf den bevorstehenden Bau des Berlin-Stettiner Schiffsahrtsweges, einem weiteren Aufhebung entgegenzusetzen darf. Es brauchen nur folgende am Kanal gelegene Etablissements in der Nähe Eberswalde genannt zu werden, um sich deutlich des voranschreitenden Blickes und der landwirthschaftlichen Fürsorge des großen Friedrich und seiner Vorgänger zu erinnern: Das Messingwerk von Aron Hirsch u. Sohn, die Papierfabrik Wolfswinkel (früher die Königl. Papierfabrik), das Etablissement der Deutschen Landbau- und Wachsstockcompagnie, das Hüttenwerk Kupferhammer, die Feinblech-Mechanik-Fabrik und Dampfsgewerk von Lorenz, die Eisengießerei und das Maschinenwerk von Endke und Gocke, die Eberswalder Filzwarenfabrik, die Haas- und Drehtschifferei von Benzel, die Steindachpappen-Asphalt- und Holzmattenfabrik von Kirsch u. A. — Nach dieser Erinnerung an das Vergangene-

zeit von 2—3 Jahrhunderten und auf ihren fortwährenden Fortschritt auf die Geschichte Eberweldes wurde dem ältesten Pfarrwerk Eberweldes, der St. George Kapelle, erhest von circa 1280, ein Besuch abgestattet, und hier durch Professor Dr. Heide die historische Rückblick auf die Entstehung Eberweldes und seiner Besiedelung gezeig. Danach ist Eberweld schon 1024 Stadt geworden und den ganz deutschen Ansehens ergehend, welche des Markgräflche Bruderknecht Johann I. und Otto III. nach Erwerbung des Oberrheins in beträchtlicher Zahl anlegte. Die vielen, gotischen Formen des auch in seinen Innern der Beschäftigung untergeordnet Kirchlein findet allseitigen Beifall. Es geschieht dem Eberwelder nur dies, daß sie plattvoll dem Bauwerk trotz mancher Anzügen an seiner Beschäftigung erhalten. Seine Umgebung ist ein alte, jetzt nicht mehr benutzter Kirchhof, der diesem Zweck wohl schon im Mittelalter gehest hat, damals vielleicht in Verbindung mit einem hohen Stühndamm für Anstands-Frauen. — Es folgte unter Führung von Bürgermeister Heide die Besichtigung des neuen Rathhauses, von. weil es in den letzten Jahren erst erhest und bezogen, im Gänge jedoch mit glücklicher Hand durch den Architekten im Stil mittelalterlicher Rathhäuser angeführt worden ist, ohne Prachtentfaltung, aber gefügig und für Aggregat in allen Einzelheiten, einschließlich mancher hübsch erhesten Architekten-Schönheit und harmonischer Züge. Es wurde eine größere Anzahl der Innereien durchzusehen und mit viel Interesse in Anspruch genommen. Schließlich suchte die Gesellschaft dem Rathheller einen Besuch, dessen Ansehnlichkeit mit Freude, soweit solche das Bild von Stadt und Umgebung am Beginn des 15. Jahrhunderts festhalten, angelegte Aufmerksamkeit fand, während die der deutschen Märchenwelt bekannten Darstellungen etwas gewöhnlich wirken. In der obersten Etage des Rathhauses ist dem Eberwelder Verein für Heimatkunde für sein Museum vorbehalten ein bequemer Platz eingeräumt worden. An dieser Behandlung der jüngsten Zeit ist mit außerordentlicher Sorgfalt und lebhafter Hingabe an den Zweck gearbeitet worden. Man findet hier nicht nur geschichtliche und archäologische Funde aus Stadt und Umgebung, aus den letzten Jahrhunderten, sondern auch viele Erinnerungsstücke an den bürgerlichen Leben der letzten Jahrhunderte, wie Leinwand-Entwürfe, Willkomm-Becher, Meister- und Gesellenknecht, altertümliche Haus-, Küchen- und Kellengeräte, Spinnräder, viele Bilder der Stadt und mancher ihrer Gebäude, Silbergeräthe etc. Das hierdurch gebotene Bild der bürgerlichen Entwidelung Eberweldes darf anderen Mittelstädten als Muster empfohlen werden. Es wird für die großen Sammlungen in den Hauptstädten immer noch genug Interessantes und Wichtiges übrig bleiben, wenn, wie es hier geschehen, selbst mancher wertvolle Stück am Fundort zurückgehalten wird, und ohne Zweifel werden Heimatleben und Heimatliebe durch solche zur Besch-

tung des mächtigsten Elementes einwirkendes und vom Strome empfangenes Erinnerungsbilder Stärkung und Fixierung erfahren. — Auf dem Marktplatz wurde hierauf der historische Löwe, seit einigen Jahren nicht mehr Wasser spielend, aber seiner Erhaltung entgegenstehend, einschneidend betrachtet, die Stelle der ehemaligen 1717 erbauten, reformierten St. Johannes-Kirche, jetzt ein Kaufhaus, in Angenehmheit genommen, und die St. Maria-Magdalena-Kirche, ein gotischer Backsteinbau aus dem 14. Jahrhundert, besucht. Hier hatte es Herrar Waerlich übernommen, Erinnerungen an die Schicksale des Gotteshauses mittelalterlich und einige ehrwürdige Kirchengemälde und Bilder, darunter das schöngezeichnete, große Altarbild aus dem 17. Jahrhundert zu erhalten. Auch erfreute der laugjährige Kantor und Organist Herr Bauder durch treffliches Orgelspiel. Während sich vor dem Verlassen der Kirche noch einige Redereien an eine den heiligen Christophorus darstellende Wandmalerei knüpften, von die nach der Sage gesagt hat, wurde nachher bei einem Rundgang um die Kirche drei sehr reich vorhandene Nipfchensteinen und deutlich erkennbaren, scharfen Kanten im Backstein-Gemauer Aufmerksamkeiten gedenkt, die kaum weniger scheinhaft sind und verschiedenartiger Deutung unterliegen. Die Kanten galten z. B. als verbleiblichste Spuren vom Wäsen der Schwärze und Lössen beim Ausbruch eines Kruges, während die selben höher als 1—1,50 m geländeten Nipfchensteinen z. A. die herkömmliche Deutung gegeben wird, von Minustraten historische Spuren vom Kanten des hiesigen Felsenbores aus einer Zeit zu sein, wo für das Ansehen von Licht im Felsen im Winter es noch keine Zündhölzer und um die frühe Morgenstunde wahrscheinlich noch keine glühenden Kellen in den Nachschüssen gab. — Zum Schluß führte Professor Eckstein noch durch die Schweizer- und Himmelsstraße, um hier die Reste der mittelalterlichen Stadtmauer aus Felsenmauer und Backsteinen sehr großen Formaten zu zeigen. Am Dusseldorfer-Denkmal, an der Königl. Forst-Akademie vorbei, ging der Weg dann ins Fris, am Felsen Schwärze entlang zum Schützenhaus, wo sich die Ehemwälder mit den Berliner Gästen zum Frühstück, von mancher Tischrunde gestärkt Mähl verabschiedeten. Der Nachmittag gehörte ganz dem Besuche des wundervollen Waldes, dessen Mischung aus arctischen Kiefer und z. T. in höherer Handheit prägnanten Laubbäumen als ganz besonders reichlich empfunden wurde. Hier machte Professor Eckstein noch Mitteilungen über werkwichtige Dünschichtungen im Walde und zeigte die Stelle, wo vor mehreren Jahren im Trobenand das Holz eines Austroches aufgefunden worden ist. Nach gemeinsamer eingenommenen Kaffe in einer im schönen Park gelegenen Erholungsstätte der Ehemwälder wurde der Rückweg zum Bahnhof angetreten und hier von den Ehemwälder Freunden herzlich Abschied genommen. August Forster.

Im Anschluß an den Bericht bringen wir vier Gedichte von W. W. Schenckle-Eberweide, die der Bundesleitung für ihren Besichtigung vom Dichter gewidmet waren.

Kapelle St. Georg in Eberweide.

(Dem Besuch am „Annenfest“)

Schon lange hat in diesem Halle
Nicht mehr der Fremde seinen Fähr,
Nicht mehr an diesem Tage wollen
Die Fremden hier im Saale sein.

Auch selber sag in Angst verflungen,
Der freudig aus dem Himmel leht,
Wenn wir uns davon losgerungen,
Was uns von Not und Sorg' droheth.

Und dennoch bist du alle Stunden
Der Schicksalsmacher will sein,
Bei dem die Gutsfried' gefunden,
Nach Lebenslust und Lebensziel.

Kirche St. Maria-Magdalena in Eberweide.

Frei, würdig und schön haust germanischer Geist
Stolz dich zum Himmel hinauf
Frei steh' auch in dir immer das Wort
Kühn vom germanischen Gut.

Eberweide-Eberweide

Einkaufsmarkt bei Eberweide (1911)

(Dem Besuch der „Annenfest“)

Bei durch den Wald die Frenge gähn,
Der Blüthig schön, die Farnen sprühn.

Germanischer Arm des Bauern leht,
Im Farnen atternd der Boden leht.

Wann dort schmeckst die deutsche Kraft,
Mit dem im Farn sich nach Frühen verheht.

Wohl allen ungeschick' einst im Erdreich
Für märkische Manner die Arbeit am „Zack“

Einkaufsmarkt (1911)

Erwachen ist nun der Frenge Ginz,
Sie lüth, der „Zackmann“ im Walde ruh.

Nicht mehr mehr das Hammer Ton
Den Ruhe stehenden Erbsen.

Hierauf gab es zum leuchten Herde,
 Zu versorgen und leben des Pöblers.

Je selbst das Eisen ist nicht mehr begehrt,
 Man Gold und Silber nur noch verachtet.

Hausmann-Österreich.

Die Rudolf-Büche.

Hauptort von Rudolf Schmidt in der Sitzung des Vereins für Heimatkunde in Eberswalde am 9. Mai 1906. (Eberswalder Bzg. 6. 10. 1906.)

Wenn man die Treppe an der Moltkestraße hinaufsteigt und sich dann rechts durch die prachtvoll erblühenden Anlagen nach dem auf der Anhöhe geschützten freien Randplatz wendet, dort wo drei Halbbüche zum Verweilen einladen, so steht man unmittelbar an der Rudolf-Büche. Der Fremde, der diesem unruhigen Punkt zum erstenmal betritt und zwei Blicke über die sonnenigen Dächer unserer lieben Stadt schweifen, über die grünen Wälder, welche sie umgeben, glätten läßt, ist entsetzt über das Bild, das sich hier vor seinen Augen ausbreitet. Wer jemals die Schmelzen unserer heimlichen Flur hat auf sich wirken lassen, wer nur einmal sich ganz dem Hais einer solchen Verbindung von Natur und geschäftigen Menschenwerk, verklärt durch den intimen Hauch märkischer Waldlandschaft, so sehr eingezogen hat, der wird mir recht gehen und nicht verzeihen, wenn ich den Platz an der Rudolf-Büche als ein Areal in dem reichen Kraus unserer Berge bezeichne.

Diese Anhöhe hat schon vor Menschenjahren denselben Kreis auf unsere Naturkunde ausgefüllt, denn es sind jetzt mehr als hundert Jahre her, daß man dieses Punkt als einen Ruhe- und Rasplatz für Spaziergänger erkannt hat und befrucht.

Das Gelände an der Rudolf-Büche bis hin zum Schützenberg, dem jetzigen Platz von Schützenhaus, führte seit unendlichen Zeiten die Bezeichnung „Die Lüste“. Der Name stammt aus dem Märkischen und bedeutet „kalt“; wir haben also eine kalte Anhöhe darunter zu verstehen. Der Boden hier oben bildet zum Teil meistens reinen Sand, ist aber immerhin noch so ergiebig, daß die märkische Kiefer gut auf ihm fortkommt. Die Bodenbeschaffenheit des weiteren Geländes, welches sich nach der Stadt zu abwärts, ist nicht überall gleich. Die Lüste hat Ackerschand, Wiese, Heide und weiches Sand, enthält Bellerosem in seiner Eberswalder Örtlichkeit aus dem Jahre 1665 und Kupfererzknoten aus dem Jahre 1775 berichten sogar von „grüngelegten Gärten in der Lüstebride“.

Auf der Höhe der Abstände, schreibt Bellerosem, steht eine große Eiche, welche von Käper, seinem Rudolf Hirsch mit einer Bark um-

gehen ließ. Ursprünglich nannte man diesen Punkt die Hartoch Bank oder Hartoch Eiche. So hat die Stelle noch zu der Zeit, aus welcher zwei im „Museum für Heimatkunde“ befindliche Holzschnitte stammen, nämlich aus dem 40er Jahren des vergangenen Jahrhunderts, wie aus dem Treiben auf den Bildern hervorgeht. Eine weitere ebenfalls genau Bestimmung der Bilder ist möglich durch den Vermerk auf dem farbigen Blatt „Es haben bei J. Kaplack in Neustadt-Ebernauwale.“ Der Buchhändler Kaplack der um 1844 die Editionen erhalten hatte, mit „gezeichnete Bücher zu handeln“, wurde geboren 23. Jan. 1837 als Buchhändler in Neustadt-Ebernauwale. Älter sind die beiden Bilder also nicht.

Auf den Bildern sieht man in ihrer vollen Schönheit die Hartoch-Eiche vor sich. Vor dem Baum steht eine primitive Bank, die sog. „Hartoch-Bank“. Ein wegedecktes Korfeld liegt im Vordergrund, während sich dahinter die Stadt erhebt, welche damals 1844 Ebernauwale hieß. Die einzelnen Bauobjekte in der Stadt sind genau zu erkennen und der hinter den Pfarrhäusern sichtbare Teil der Stadtmauer steht ja in wenig veränderter Form noch heute. Auf dem farbigen Blatt schwenkt freilich der Finnenkanal vor der Georgkapelle plötzlich in einem breiten Bogen nach Norden ab, was wir dem Kaiserlichen nicht gar so übel nehmen dürfen. Er hat die Angrenzende Chaussee, welche nach auf dem höherem Blatt etwas östlich sich abzweigt, für die Fortsetzung der Ufer angesetzt und so danach als Wasser läßt gemäß die Maria-Magdalenenkirche bei noch dem alten um 1805 angelegten Turm, und die Götterbergstraße sowie den alten Leichterlecker Weg zumeist große starke Pappeln.

Der Volksmund hat dem etwas ungeliebten Namen Hartoch nicht beibehalten, sondern hat die Eiche später kurzweg Radolfseiche genannt. Als solche war der prächtige alte Baum der Stadt jedes Ebernauwers und die „Bodegäste und Biertrinker pflegten die schöne Stelle häufig zu besuchen.“ Als die alte Bank verfallen war, ließ die Stadt eine neue anstellen und so übernahm der Nagelweg des Ebnau, des alten Nagel-Sewel wie man alles gut genannt, was nicht schon damals Yankalen ihre Hand im Spiel gehabt und sich an diesem durch die Überlieferung erhaltenen Baum vergriffen hatten.

Es war am Sonntag, den 25. Februar 1849, als um Abend plötzlich ein Meteoritenschutt von der Höhe herab von Tal herabsteigend, blühende Hände hatten an die alte Eiche Feuer angelegt und sie wurde im Hauch der Flammen. Sie brannte ab bis auf den Stumpf. Dankbare Zeitgenossen richteten ihr wie im Hilde auch im Liede nach ein Denkmal auf. Ein damals wohlbekannter Bürger, H. Ebnau, ließ seine Leier erklingen und seine prophetische Sehenswürdigkeit in dem Untergang jenes herrlichen Baumes ein Gleichnis für das Erstehen eines erhabenen großen Vaterlandes, für das kommende große Deutschland

Sein Lied, in welchem schon die Sage ihre ersten Ranken um den vergangenen Baum zieht, mag hier mitgeteilt sein:

Die, eine Elche, will ein Lied ich sagen,
Die, eine Mitternachts dort am Waldesrand,
Die sollte meiner Lyra Saiten klingen
Die sollt ich dieses Lied als Liebespfand,
Sollt prägenst Du, die Schicksal hoch erhaben,
Und dieses Arme strengen Schicksal um sich weh,
Elche war dein Haupt gerichtet stets nach oben,
Froh war dein Blick voll alter grauer Zeit

Ein treues Dankmal vieler hundert Jahren,
Erwecktest du, so hochts, durch Lachsthand
Du sehest wie Kindes-Kinder oft in Scharen
Zu dir sich begeben nach des Waldes Rand,
Wie Arm in Arm wohl sturfbuchvoll dir stehen,
Manch trauen Freudenpaar in frommer Liebe,
Wie schütz die Hühner mit dem Mädchen tanz,
Und nun mit einem Male ist's vorbei.

Wie herrlich prägnst du noch vor wenig Tagen
Du würdige Elche, Zierde grauer Zeit,
Und welche sollte geschichtliche Wunderungen
Enderkennst du dem Wanderer noch bis heut
Von welchem Druwen, welchem grauen schimmen
Kriecher du dem süßen Wandermann,
Du schenkt Wasser hier doch sich räumen,
Sahst sie mit Feuerstrahlen sich dir nahen.

Noch einmal blühest du der Frucht der Hüten
Und schmücktest dich mit grünem Berggewand,
Sahst, wie die Morne voll der Freiheit glühten,
Du grossen Wäldern sa die Waldes Rand.
Noch einmal aus dem irdischen Jammerschleife
Kriechst du dem grünemäckeren Thuge,
Gibst dieses Laub der Pflanze bis zum Ende,
Und legst dich, des Schmeckes jetzt berecht

Und dennoch wollest du nicht eher scheiden,
Die noch einmal die Freunde du gesche,
Sobst hörtest erlost dein Ungelüst du lassen,
Sahst in der Ferne alle thierisch steh,
Nun freudevoll nach im Feuerglanz
Verderst du dein Thuge zum Himmel hoch ergeh,
Nicht unbestritten, im freigeschickten Krause
Nagt diese Sterne denungslos hervor,

Das Feuerschwerters glühete jene Strahlen,
 Da um dem Hange zum Kreuze sich gerührt,
 Sie stufte, Sie um der Rekrut Bilden malen,
 Und ihre Dichtung liegt uns nicht mehr weit.
 Bald wird, wie jene Feuerschwertler blinken,
 Das deutsche Volk noch mächtiger erglänzt!
 Das Alte wird in ewige Nacht versinken,
 Ein neues Volk aus neuen Stamm erwählt.

Ende Februar 1848 wurde an derselben Stelle, wo der alte Baum gestanden, wiederum eine kräftige junge Eiche durch das Stadtoberhaupt höchstselbstständig gepflanzt. Leider ging der junge Stamm bald ein, sodaß am 8. März des gleichen Jahres ein neues Reib eingepflanzt wurde. Dieses, durch Schlichtermeister Christian Löhle gepflanzte Bäumchen hielt sich und ist bereits heute wiederum zu einem ganz stattlichen Baum angewachsen. Möge er vor einem gleichen Schicksal wie der erste bewahrt bleiben.

16. (7. außerordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Montag, den 18. Oktober 1846. Besichtigung des Neuen
 Schauspielhauses am Nollendorf-Platz.

Diejenigen Besucher, welche mit der Hochbahn am Nollendorf-Platz angestiegen waren, sahen vor sich die stolze Front in die Höhe ragen. Ein festiges Begleitgebäude wird links und rechts von zwei hohen Säulen begrenzt, an die sich wieder je ein Quaderpaar anschließt, während das ganze von einem dreiseitigen Giebelfeld abgeschlossen wird, in dem die Worte Monument und Neues Schauspielhaus stehen.

Links und rechts neben diesem Mittelgebäude erheben sich zwei schlanke und schmale Flügelsgebäude mit der Einfahrt zu den beiden Höfen.

Die Tuffschauer versammelten sich um 3 Uhr in dem Konzertgarten, der, 1200 Quadratmeter groß, hinter der rechten Durchfahrt liegt. Dieser Garten enthält eine hohe Balustrade und ist von verschiedenen Gebäuden mit wechselnder architektonischer Ausgestaltung umschlossen; er besteht vor allem aus einem Block auf die nach Langseite des Theaters mit herrlichen Aufbauten und Galerien.

Auf einer dieser Treppen stiegen wir an die Höhe und betraten von der ersten Galerie aus das Theater und zwar wurden wir zunächst auf die Bühne geführt. Sie ist 21 m hoch und 21 m tief. In ihrer Mitte war eine Freischaubühne aufgeführt, welche sich plötzlich vor uns heranzudrehen begann. Dieser Teil der Bühne ist ähnlich zu einer

stationären Drehtische eingerichtet, so daß alle übrigen Erfordernisse der Bühne, wie Versenkungen etc. in jeder beliebigen Stellung der Drehbühne benutzt werden können. Eine Versenkung z. B. wurde zum großen Schrecken der darauf Stehenden in Bewegung gesetzt. Auch der Donner wurde uns vernehmlich. Endlich sehen wir an der Seite die schreibende Seite für die Züge aller Art und die Beleuchtungs-Verrichtungen oben und unten für die erforderlichen farbigen Lichteffekte.

Die Bühne hinter der Bühne dienen als Magazin und Expeditiortische, als Metallställe und Schneiderwerkstatt. Durch einen Teil dieser Räume gelangten wir nach dem gegenüberliegenden schönsten Hof und stiegen hier ebenfalls eine Treppe in die Höhe, in die Wandgänge und Foyers, und durch diese in den Zuscherrraum. Hier ging es natürlich noch besonders lehrhaft zu, überall waren Handwerker tätig und daneben schon die Schneiderinnen mit Anstricharbeiten beschäftigt. Der Zuscherrraum umfaßt ein großes Parkett und zwei Ränge. Das Parkett enthält 500 Sitzeplätze. Die Wandflächen sind in Weiß und Gold gehalten und das Gestühl in herrlichem Rot. In der Mitte hängt ein kreisförmiger Leuchter und darüber ist an der Decke ein Gemälde angebracht, das Wolken und fliegende Kreische neben dem blauen Himmel darzustellen versucht.

Auf dem Rückwege wanderten wir quer durch das Vestibül hinter dem Hauptgangge der nach dem Rollendortplatz hin liegt, weiter und stiegen unten wieder eine Treppe in die Höhe zum 1. Rang, hier gingen wir durch die Sitzeisen hindurch wieder auf den Hof hinaus, um eine zweite Treppe zum 2. Rang hinaufzusteigen. Die Ränge enthalten zusammen noch 700 Sitzeplätze. Im ersten Geschöß liegt nach vorn hinunter der Konzertsaal, er hat die Form eines halbkreisigen Saaltheaters. In der einen Schmalseite befindet sich ein 65 cm großer Podium für das Orchester und an den anderen drei Seiten sind breite und tiefe Nischen angebracht. Das Decke ist Weiß und Rot überzogen des nächsten Raumes. Der Saal enthält 1600 Sitzeplätze. In derselben Höhe liegt noch ein großer Restaurantraum und mehrere kleine Gesellschaftsräume, in der nächst höheren Etage befindet sich ein Weinstaurant, das durch Nischen und Lauben kleinen Gesellschaften Platz zum ungekürzten Aufenthalt bietet. Dieses Restaurant kann bei besonderen Gelegenheiten durch Entfernung der Lauben mit dem großen Saal verbunden werden. Für diesen ungekürzten Wirtschaftsbetrieb befinden sich im 3. und 4. Stockwerk die nötigen Wirtschaftsräume, d. h. Küchen, Bäckereien, Vorbereitungen, Flaschenzimmern, sowie Ein- und Kabinen. Durch alle diese Räume wandten wir hindurchgeführt und konnten uns von ihrer Zweckmäßigkeit bzw. ihrer Schönheit überzeugen, denn viele von ihnen waren schon bei auf einige Anstrengungsarbeiten fertig gestellt. Wenn doch in diesen letzten Tagen 1500 Menschen in dem Gebäude beschäftigt

Es sei hier nicht der Ort auf die Einzelheiten für Heimbektag, auf die Sicherheitsmaßregeln gegen Feuergefahr etc. einzugehen.

Nach dem Umdringung versammelte sich die Gesellschaft in dem Theaterrestaurant, das in der Front nach der Salzdorferstraße liegt; hier war ein Institut aus kaltem Aufschnitt und Bier hergerichtet. Nachdem man sich genügend gestärkt hatte, ergiff unser Mitglied Herr Knauer, der Erbauer des Hauses, das Wort zu einer Ansprache. Er schilderte die erschwerenden Umstände, unter denen die Beschäftigung durchgeführt werden mußte und betonte, daß am Freitag, den 19. die erste Aufführung von Shakespeares Storn vor sich gehen sollte, während der Kassensaal erst 8 Tage später eingeweiht werde. Er brachte auch den ersten Theatervortrag zur Verlesung. Seit Hoch geht dem 1. Vorsitzenden Herrn Gehelmarz Friedel. Darauf sprach Herr Gehelmarz Friedel Herrn Knauer und seinen Mitarbeitern den Dank der Gesellschaft aus, die unter so erschwerenden Umständen der Gesellschaft einen Einblick in die Geheimnisse eines modernen Theaters geboten hätte, der sich wahrscheinlich die Mehrzahl von uns nicht wieder so leicht werde zum Schluß versprach Herr Knauer noch den anwesenden Mitgliedern der Gesellschaft für die nächste Vorstellung Eintrittskarten schicken zu wollen, was mit bestem Danke angenommen wurde. An der Führung haben sich von den Mitarbeitern des Herrn Knauer die Herren Karl Henning, Otto Reubing, Focke, Doyhoff, Dethle und Gensde beteiligt; demnach auch der Dank der Gesellschaft ausgesprochen sei.

II. (4. ordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 15. Oktober 1906 abends 7½ Uhr im Sitzungssaal
des Brandenburgischen Städtchans.

Vorsitzender: Herr Geh. Reg.-Rat Ernst Tiedel. Von demselben
rückten die Mitteilungen zu I bei XXXI her.

A. Allgemeines.

I. Begrüßung der Mitglieder zum Beginn des Winterhalbjahres
und Mitteilung der bevorstehenden Vorträge und Beschäftigungen.

II. Der Verein für Heimatkunde zu Eberswalde, der beeh-
renser Mitglied ist, Vorsitzender Herr Prof. Dr. Karl Eckstein, Schrift-
führer Herr Redakteur Rudolf Schmidt, beide Herren aus von früher
her und von der letzten Wanderfahrt nach Eberswalde als Besondere

kennzeichnend und gegen unsere Mitglieder als besonders freundlich in bester Erinnerung, spricht die Bitte aus, daß die Brandenburger den Verein als Mitglied vom 1. Januar 1907 beibehalten möge. Jahresbeitrag 2 Mark. Dieser Antrag wurde, wie Sie sich erinnern, bereits bei Anwesenheit der Brandenburger-Mitglieder in Eberswalde am 7. d. M. ausgesprochen und von uns beifällig begrüßt. Ich frage, ob gegen den Voranschlag Widerspruch erhoben wird? Es erfolgt kein Widerspruch und darf der Vorstand annehmen, daß Sie dem Eintritt der Brandenburger als Kollektiv-Mitglieder in unsere Eberswalder Bruderkreise zustimmen. (Allseitiger Beifall.) Der Vorstand in Eberswalde wird demnächst in Kenntnis von Ihrem Beschlusse gesetzt werden.

III. Unserem Gönner-Mitglied Herrn Ingenieur Hermann Kauerer spricht die Brandenburger den herzlichsten Dank aus für die von ihm aus anlässlich der Eröffnung des neuen Schauspielhauses verbunden mit dem Mozartfest am Schiller-Platz erwiesenen mannigfaltigen Freundlichkeiten, für die lehrreiche Föderung am 18. d. M. durch den noch nicht ganz fertig gestellten Bau, für die damals angeknüpfte gütliche Beratung, für die Einladung zur Generalproben-Einstellung und für die uns wieder Vorstellung gewährten stuhndert Freisitzplätze.

Mögen alle die Hoffnungen, welche sich an das neue theatralische und musikalische Institut, errichtet unter den Auspizien Hermann Kauerers in Schöneberg knüpfen, anerkennend in Erfüllung gehen.

In der Ihnen vorliegenden Nr. der Zeitschrift „Deutsche Kultur“ Jahrg. II. Heft. 18. Okt. 1901 heißt es S. 515 in einem Artikel von Dr. Kyllenburger: „Ein Teilungs der Arbeit“ wörtlich:

„Es klingt beinahe wie ein Märchen, wenn der Schöpfer der Elektrischen Straßenbahn, die ihren Zug am Schillerplatz vorbeiführt, erzählt, daß das „Neue Schauspielhaus“ in 100 Tagen ba. und fertig geworden sei. Welch eine Unmenge reiner Arbeit hier vorliegt, kann nur der Fachmann ganz ermessen. Ein großes Theater mit 1200 Sitzplätzen und einer Dreißigen, wie sie in Berlin und die Welt in solcher Größe bisher nicht kannte, im Verbandung damit des Mozartfest für Koncerte, der über 100 Personen faßt, endlich Bestmarmosa- und Caffee, das alles mit deutscher Gründlichkeit, dem feinsten und modernsten Material, den ausgezeichneten Kunstkräften ausgestattet . . . es klingt beinahe wie ein Märchen.“

Wir wollen hier nicht das architektonische Kunstwerk als solches, nicht das künstlerische Programm der neuesten Bühne Großstadts kritisieren. Wir wollen nur den Knipshandlungen Ausdruck geben, die uns als Käufer des Jahrhunderts der Arbeit erfüllen, und dieses Gefühl ist das unbegrenzte Hochachtung vor solcher Leistung, wie der Arbeit an sich. Auf so begrenztem Raume hat sich eine solche grandiose Arbeit abgespielt. 2000 Menschen erfüllten in den letzten Wochen mit

durch Räder und Hammerrollen drei Klamm, Meiler und Gersten, Tress und Maschinen wurden zu Trägern des einen Willens. Wir belegen die Zeit, indem wir sie gleichsam veranschaulichen. Nacht und Tag wird gearbeitet. Die Technik ersetzt Menschenkräfte. Die Antriebsmaschinen ersetzen Kräfte und Hände und Hände von Arbeitern, Schweißglühen mit Rollwagen ersetzen die sonst unzählige und deshalb den Betrieb erschwerende Zahl der Handlanger und Träger. Das gleiche besagen Stein-, Mörkel- und Stanzmaße, Betonmischmaschinen und von elektrisch betriebene Schössern. Trotz der 600 bis 800 Leute, die allein der Hochbetrieb beschäftigte, ist es gut wie kein ernstlicher Unglücksfall passiert. Das ganze Gebäude sollte gegen nachfolgendes Grundwasser isoliert und der Grundwasserspiegel selbst um 3 m gesenkt werden.⁷

Ferner lasse ich den ausführlichen, mehrfach geschriebenen Anhalt über die Entstehung auf das Ansehen eines und außer des Besuchs am Söldorfer-Platz mitteilen, stammend aus der Feder des Altmeisters deutscher Feuertätigkeit, Professor Ludwig Plüsch. Ferner die beiden zur Erklärung verfaßten illustrierten Schriften und fünf Ansichtskarten, betreffend das Foyer, das Wein-Restaurant, das Bier-Restaurant, das Mozart-Konzertsaal und die dem Ganzzehrigem im Sommer anzuwendenden gekörnten Konzertgarten.

IV. Das Statistische Jahrbuch der Deutschen Städte, XIII. 1900, herausgegeben von Direktor Professor Dr. Steh in Berlin, wird vorgelegt und auf die mancherlei mit angehenden, Berlin und mehrere größeren brandenburgische Städte betreffenden Angaben Bezug genommen.

V. Ländliche Kirchenmuseen in Thüringen. Das Verhältniß für die Bedeutung kirchlicher Museen ist in Thüringen im erheblichen Wachstum begriffen. Man hat eingesehen, daß Kirchenbilder und sonstige Gemälde nicht die richtigen Aufbewahrungsorte für Gegenstände von Bedeutung sind, wie z. B. alte Altäre, alte Kirchenbücher, -Schlüssel, Feuertafeln, Beschläge von Kirchthüren, Statuetten und dergleichen, Reste alter Orgelwerke, Totenschilder, Bittungen, Erlässe angehörend, Grabschriften, Tafeln, Erlasse, Schriftwechselstücke, Bilderbücher, Agenden, Gesangbücher, Kirchenordnungen aus dem 16. bis 18. Jahrhundert usw. Daß alte Grabschriften und Leichenreden mit eigenartigen Inschriften nicht als Textbeleg ausgenommen werden dürfen, wird auch von den Kirchenvorständen allmählich bemerkt. So sind denn in dem letzten Jahrbuch (wie aus geschrieben wird) drei ländliche Kirchenmuseen in Thüringen gegründet worden. Das erste entstand in Graba bei Saalfeld (Saalau-Münchhausen) durch Pfarrer Dr. Lebermann, das zweite in Tautenburg bei Dornburg (Saalau-Weimar) durch Pfarrer Köhler und das dritte in ältesterem Maß in Kapfen-

dorf bei Jena (Sachsen-Weimar) durch Max von Wiese. Das kleine römische Museum und in der Kirche selbst untergebracht; in Kapellendorf hat das Museum in einem im gotischen Stil gehaltenen Oberhaus von 1808 der zweiten Unterenserrhen-Klosterkirche ein würdiges Heim gefunden. Der Verzichtleistung kirchlicher Altartümer an Härdler und Lachauer haben die meisten thüringischen Regierungen durch Erlass von Verordnungen, nach denen es verboten ist, Altäre und sonstige kirchliche Ausstattungsgegenstände ohne Erlaubnis der Oberbehörde zu verkaufen, vorgebeugt. So werden künftig wichtige Stücke der Geschichte ländlicher Kirchen und damit der Kirchengeschichte des ganzen Landes in würdiger Weise und am rechten Orte der Nachwelt erhalten bleiben.

VI. Im Anschluß an diese der sehr empfehlenswerten, vorzüglich redigierten hiesigen Zeitschrift „Archiv für Kunde des Naturgeschichte“ vom 11. d. M. entnommene Notiz, habe ich ferner die Zeitschrift „Das Wochen“ vor welche am 27. ausgegeben wird und einen guten wissenschaftlichen Artikel von Wilhelm Rehnauer (S. 186) Fig.) enthält. „Das wöchentliche und künstlerische Bedeutung der Dorfmauern“, ein hervorragendes Thema, welches die Branderburger erst kürzlich erörtert hat.

B. Persönliches.

VII. Herr Ernst Buchbeck, unser verehrtes Mitglied, führte am 1. d. M. das fünfzigjährige Berufsjubiläum als Buchhändler, Steuer-Chef der naturwissenschaftlichen Buchhandlung R. Friedländer & Sohn. Dem ansehnlichen Gedenkblatt, welches ein sprechend hübsches Brustbild Ernst Buchbecks enthält, unterzeichne ich, daß er seit dem Tode Dr. Friedländer's 1862 im Hause Kirchstraße 11 die Firma im denselben wissenschaftlichen Geiste fortführt.

Von den vielen bedeutenden Verlagsunternehmen wies nur die „Neuere Naturzeit“ seit 1828, der jetzt im 27. Jahrgang erscheinende „Zoologische Jahrbuchbericht“, die „Veröffentlichungen der Zoologischen Station in Neapel“, das große von der 3. Abteilung der Wissenschaften im Leben geführte Werk „Das Tierreich“ genannt. Ich darf wohl noch daran erinnern, daß unser Freund's Gattin bereits längere Jahre der Branderburger angehörtc und, daß sie es war, welche ihn bei uns als Mitglied eingeführt hat. Die Firma, der Chef und seine hütenswürdigste Geschäftin werden von unserem hochverehrtem Göttingerwünschen begleitet, welche der Vorstand nach bereits schätzlich überreicht hat.

VIII. Herr Hofrat Professor Dr. Penck, einer der bedeutendsten Geologen und gewanderten Kenner des urgeschichtlichen Menschen, der als Nachfolger unseres leider verstorbenen Freundes Oskar von Poppe-merstein Prof. Dr. Ferdinand Freilich von Koblentz von Wien aus hieher berufen ist, heißen wir herzlich in der Hoffnung in Berlin will-

kommen, daß er sich, wie sein Vorgänger, auch speziell unsere brandenburgische Heimatforschung angeschlossen sein lassen werde. Es ist mit Aussicht vorhanden, daß wir in einiger Zeit das Herrn Peck ebenfalls unterstellte neue Königl. Institut für Meereskunde in der Dorfstrasse von neben der Brandenburgie beichtigen werden.

IX. Otto Jaskel und Wilhelm Dörsch. Herr Professor Dr. Otto Jaskel, dessen ungeschichtliche Forschungen wir in der Brandenburgie wiederholt erwähnt — vgl. die von ihm entdeckten Kohlen von Feysmühle, West-Pragla — hat einen Ruf als ordentlicher Professor der Geologie und Mineralogie an der Universität Greifswald erhalten und angenommen. Prof. Jaskel, der eine neues Amt schon vom bevorstehenden Wintersemester antritt, wird in Greifswald Nachfolger von Prof. Dr. W. Dörsch. Er ist am 23 Februar 1863 zu Sessels a. O. (Schlesien) geboren, studierte in Breslau und München und promovierte 1885 an der Münchener Hochschule mit der Dissertation: „Das Diluvium Nieder-Schlesiens“. 1887–89 war er Assistent am geologisch-paläontologischen Institut der Universität Stuttgart und kam dann als Kurator an das unter der Leitung des Geheimen Bergwerks Prof. Bruns stehende geologisch-paläontologische Institut der Friedrich-Wilhelms-Universität. Im Januar 1904 erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen Professor.

Herr Professor Dr. Wilhelm Dörsch, dessen bedeutende Schriften über die Diluvial-Geologie wir zum öfteren im Monatsblatt der Brandenburgie besprochen haben, hat leider seine pomeranische Heimat verlassen und die ordentliche Professur für Geologie in Friburg im Saugne übernommen.

Unsere besten Wünsche begleiten die beiden an die Krönung unserer Heimat so hochverdienten Herren.

X. Kaiser Friedrich-Museum Medaille. Im September 1900 haben der Stellvertreter des Reichskanzlers Graf Posenowsky und der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten von Stett folgenden Erlass veröffentlicht:

„Seine Majestät der Kaiser und König haben aus Anlaß der Enthüllung des Nationaldenkmals für Seine Majestät den Hochseligen Kaiser Friedrich und der Einweihung des Kaiser Friedrich-Museums in Berlin eine Krönungsmedaille zu stiften geruht. Im Allerhöchsten Auftrage lassen wir Euer Hochwohlgeborenen die Medaille beifolgend ergehen anzuheben.“

Ich gestatte mir, Ihnen das mir persönlich verliesene Exemplar dieses künstlerischen Prägstückes von 7 Centimeter Durchmesser vorzulegen.

■ ■ Vorderseite: Brustbild Wilhelms II im Harnisch. Unterschrift: Wilhelm II. Kaiser der Deutschen (W II.)

Hilfsorte: Denkmal und Museumshauptfront. Unterschrift: Friedrich III. Reg. Ber. Imp. Germ. Museum XVIII. Oct. MDCCCXIV, W. Henschamp. 1895)

XI. Prof. Dr. Gustav Kraatz. Ein Heftchen aus Geschichte der systematischen Entomologie. Dem Gründer der Deutschen Entomologischen Gesellschaft, des Deutschen Entomologischen National-Museums und der Entomologischen Vereine in Berlin zum 50-jährigen Jubiläum und zur Feier des goldenen Doktor-Jubiläums gewidmet von der Deutschen Entomologischen Gesellschaft. — Ich lege diese Festgabe mit besten Wünschen für das Geringe Wohlergehen unseres besonders um die Kerfflarven hoch verdienten Mitgliedes vor, der eine eigene entomologische Stiftung am Märk. Provinzial-Museum errichtet hat. Kraatz ist am 23. März 1831 Oberwasserstraße No. 11 geboren und eigentlich immer Berliner im engeren Sinne geblieben, obwohl seine Lieblingsgewässer sich gerade durch besonders vielfältigen Wechseltrieb ausstreckt. Da von Kraatz's Berufsgenossen Hr. Walter Hens sorgfältig zusammengestellte Fortschritt vielmögiger Inhalts bei dauerndem wissenschaftlichen Wert.

C. Naturkundliches.

XII. Otto Jackel. Neue Wirbelthierfauna aus dem Devon von Wildungen. Der jetzt in gedruckte Professor Jackel hat in dem vorliegenden Schriftchen (Sonderdruck aus den Sitzungen der Ges. Naturforsch. Freunde No. 3 Jahrg. 1898) die merkwürdigen ältesten Fisch- und gleichzeitige Wirbellosefauna beschrieben, welche an den alten Fundstellen der Kasse bei Wildungen ausgegraben sind, wo seit längerer Zeit auf den Halben der Kalksteinbrüche Flacode: marverte gesammelt und zuerst von A. v. Konen beschrieben worden sind. Es ist eine Überreste und verschiedene Urinwelt, welche sich hier zeigt mandubem (3 Gattungen Flacodermatische mit etwa 60), auf verschiedenen Familien verteilten Arten. Die unverkennbare Tatsache, daß hier alle bei dem berühmten Karer gefundenen Fischtypen durcheinander verbunden sind, beweist, daß die überausende Mannigfaltigkeit der Formen dort entstanden ist. Dabei ist die individuelle Variabilität innerhalb der Arten so groß, daß trotz sorgfältiger Aufsammlung aller in einem Schichtenstufen gefundenen Formen immer nur wenige Individuen gleicher Art begeben und auch dass den üblichen Formen spezifischer Komplex nicht entsprechen.

Das Wunderhafte an dieser Fauna ist aber die Tatsache, daß diese außerordentlich mannigfaltige Formen alle nebeneinander in einer einzigen Gesteinslage von 20—25 cm Mächtigkeit liegen, demnach nur wenig Generationen enthalten. Jackel nimmt an, daß hier die Kalksteinlagerung der Fauna auf eine so kleine Spalte zusammengeklümpelt ge-

waren ist, daß wir hier geradezu von einer expliziten Entwicklung reden können.

Das wäre aber im Gegensatz zu dem Dogma des großen Altmeisten Linnéus: Natur non facit saltum! Allenentwickeltisch in der organischen Natur fern stufendlich lang und langsam.

Wie man gegenüber solchen, schließt Jaskol, doch zweifellos unmittelbaren Anpassungserscheinungen der Entwicklung diese noch wesentlich auf Schritte als Grundstufe zurückzuführen könnte, wäre mir unverständlich, aber vielleicht finden die strebsamen Herren diese einseitigen und ich möchte sagen ungenauen Entwicklungsidee unserer wieder Wege, sich einer vorurteilsfreien Auffassung der Tatsachen zu nähern.

Ansprüche solcher verblüffender Tatsachen glaube ich Ihnen die Mitteilung dieser schließlich die Entwicklung unserer gesamten Tierwelt recht sehr eingehenden Verhältnisse nicht verschulden zu sollen.

Auf meine Vorladung hat die Sitzung des vereinigten Doktor Fakor Jäger, welche von der Stadt Sebnitz verwaltet wird, Herrn Jaskol für seine während Forschungen erhaltene Mittel bewilligt.

XIII. Zur Kolithe-Frage. In dem wüsten Kampf, der jetzt um die Kolithen los, von und umarbeiteten Steine, vornehmlich die in der Brandenburg öfters besprochenen Kolithen lebt, hat nun auch unser korrespondierendes Mitglied Herr A. Rutot in Betriest Stellung genommen: Kolithen et Pseudo-Kolithen (Mit der Brüsseler Anthrop. Ges. vom 28. Januar 1906). Herr Rutot richtet sich hauptsächlich gegen die Folgerungen der Herren Boole und Obenauer bezüglich der modernen Feuersteinverfälschungen, welche in den Central- und Erdkammern durch die Drehmaschinen erzeugt wurden. Ich habe mich über die Überarbeitungen der letztgedachten Herren so ausführlich verbreitet, daß ich hier abswagen kann.

XIV. A. Rutot: Géologue et Préhistorien. Essai de comparaison entre le silex glaciaire du Professeur A. Penck et les divisions du Tertiaire supérieur et du Quaternaire de la Belgique et du Nord de la France. (Bull. der Belg. Geolog. Ges. Teil XX. 1905). Ein dankenswerter Versuch die geologischen Schichten Belgiens mit entsprechenden wissenschaftlich in Erklärung zu bringen, unter Berücksichtigung der verschiedenen Formen und Formen. Gleichzeitig ein Beitrag zur Vertheilung über die Terranologie, deren Vertheilungsorte nämlich Irrthümer und andere Zeitveränderung leider betrauert. Vergl. hierzu Nr. XVI.

XV. A. Rutot: A propos du squelette humain de Gully Hill (Kent). Über diese ebenfalls obenstehende Veröffentlichung Rutots habe ich, wie erwähnt, schon kurz gesprochen. Dennoch lege ich meine eigenen Bemerkungen darüber aus der Feder des als Internat-Ges.

loge und Urwissenschaftlicher Sinn seit Jahren schon rühmlich bekannten Herrgen Dr. med. Hugo Hugo Hahnse ganz vor, der hochtoll gehalten, jene Arbeit gerade so als einen Leibeslauf durch Rabots Arbeiten bezeichnet.

Nach Hahnse ist der Schädel von Galley-Hill abstrahiert (Museumstraße der mittleren Terrasse, Maffienstraße) und somit nach Hahnse weit älter als die in der Brundenburg so oft besprochene Neandertalruine, die er aus verschiedenen Gründen für jungtertiär hält.

Leider ist über die ursprüngliche Lage des Schädels erst durch spätere Ermittlungen von nachstehend unten geologischen Ergebnissen entstanden. Ist der Befund aber, wie es scheint, stratigraphisch richtig gehalten, so besteht, sagt Hahnse, zwischen Neandertalruine und Galley-Hill (Brinn-)Schädel eine Dissonanz, über die erst neue Funde eine Klärung zeitigen werden. Vielleicht muß man annehmen, schließt Hahnse, daß während des Diluviums zwei ganz selbständige Rassen vorhanden waren. Ein frühes Glied der einen wäre der Galley-Hill-Schädel, ein spätes der von Brinn; relativ späte Glieder der einen Rasse wären die Skelette des Neandertal-Typus.

XVI. Georg Schweinhardt: Deutsch-französisches Wörterbuch der die Steinzeit betreffenden Literatur. Kunstsprache zur Beschreibung der in Gebrauch gekommenen bearbeiteten und ungeschliffenen Steine. Terminologie der vorrätlichen Steinartefakte. Terminologie der Kunde vom bearbeiteten Stein der Vorzeit. Zur Berichtigung und Vervollständigung des Probeabdruck verlegt — April 1904.

In dem besprochenen Gewand hält sich die höchst verdienstliche und nützliche etymologische Arbeit ausserordentlich in Kern anstößigen deutschen Altkaufmanns. Gegen einige wenige Verbindungen annehmlich des Wort „angeln“ für „retouche“ oder „chapin“ hatte ich mich gewandt, weil Dangeln das Heranklopfen, ein Verfügen von Schärben und Unbenheiten aus der Scheit und Basis bedeutet, retouche dagegen gerade umgekehrt die Herstellung von Abspülungen und Abplätzen am eine Art von Schärben zu verstehen. Herr Schweinhardt hatte am 3. d. M. die Güte mir kurzal folgendes zu schreiben: „Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre terminologische Bemerkungen. Das andere als falsch (Verreicht der Terminologie) gewählte Wort „angeln“ hatte ich in der Art präzisiert: „Rand-schärfen durch Hämmern“, die Handbewegung ist dieselbe, das Ergebnis das Gegenteil. Bei „Schärben“ wäre das nämliche zu bemerken: man will doch „schärfer“, statt dessen meint „Schärben“ Unbenachbarmachen d. h. das Gegenteil von Schärfen. Wollen Sie nicht für „retouche“ annehmen: „Rand-schärfung“? Doch, da gebe es kein Ende der Diskussion.“ —

Monatlich bin ich mit der Übersetzung „Rand-schärfung“ für „retouche“ ganz einverstanden.

XVII. Mitteilungen des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg. Ich lege die Augustnummer 1886 Heft 4/5 vor und verweise auf die Auswertung geschlachteter Aale in märkische Gewässer, die gegenwärtige Wirksamkeit der General-Kommission für die Provinzen Brandenburg und Pommern in Frankfurt a. O. auf Fischereifischem Gebiet von Oberregierungsrat Alfred Meyer deselbst sowie auf Herrn Paulus Schenken's herrlichen Vortrag Etwas über die Veränderung unserer Fischgewässer.

B. Kulturhistorisches.

Das Unglücksjahr 1806

XVIII. Wir stehen im Oktobermonat unter dem Eindruck der großen Katastrophen von 1806, welche den Staat Friedrich des Königs erbarmslos zerstörten und neben als Berliner und Brandenburger regierten Anteil an den traurigen Jahrhundertumwälzungen, welche mit dem Unglückstage von Saalfeld und dem jähem Tode des großen Fürsten Louis Ferdinand, am 10. Oktober 1806 in unbeschreibender, tieftragender Gestalt dastehen.

Unser Mitglied Herr Dr. Brandtke legt die Oktobernummer 41 der „Säuer“, der von ihm redigierten Zeitschrift der Verwaltung ebenfalls Kämpfgewinnen von 1806, 1806, 1806/71 vor, wozu sich eine ansprechende Schilderung der Vorgänge mit einem Bild des Fürsten, des größten der beiden Erinnerungsbilder für denselben und des Pygäischen Bildes (nachgezeichnet von Seebach) befindet, welches den Heldentod des Tapfern am 10. Oktober 1806 darstellt.

Am 13. hat im Rathaus hiermit eine sehr würdige, ausdrucksvolle Gedächtnisfeier seitens des uns mit langjähriger hochachtungsvoller Verehrung für die Geschichte des Landes, 1. Vorsitzender Herr Landgerichtsrat Dr. von Böttgerer, stattgefunden, wobei u. A. Herr Professor Dr. Tschirch den Hauptvortrag hielt und wozu anschließend Kompositionen Prinz Louis Ferdinand in künstlerisch vollendeter Weise vorgetragen wurden. Auch lag eine reiche Folge von Abbildungen und Gelegenheitschriften vor. Die Nummer 11 der Mitteilungen des Vereins wird einen ausführlichen Bericht, auf den ich hier schon ausdrücklich verweise, über die Feier belegen.

Dem B. L. A. schreibt man über die Gedächtnisfeier der Schlacht bei Saalfeld (vgl. die Nr. vom 11. d. M.) Folgendes:

„Bei herrlichem Wetter fand gestern, wie aus von Telegramm von Saalfeld weiß, dort unter reger Beteiligung der Högaburger Gedächtnisfeier des Gefechts bei Saalfeld auf dem Schlachtfelde bei Weiskdorf statt. Der Fahnwächter u. a. bei der Parole von Schwarzenburg-Raststadt, Prinzessin Thelma von Schwarzenburg-Raststadt, als Vertreter

des Kaisers General der Infanterie von Kessel, ein Vertreter des Herzogs von Sachsen-Meinungen Prinz Ernst von Sachsen-Meinungen, Staatsminister Fyfe v. d. Recke-Nacholstedt, eine Abordnung des XI. Infanterie-Regiments Prinz Louis Ferdinand von Preußen (2. Magdeburgisches) und eine Abordnung des Husaren-Regts. v. Schöll (1. Schlesisches Nr. 4). Nach dieser Gefährdung erfolgte die Kreuzzieherlegung am Donkmal, bei der General von Kessel eine längere Rede hielt. General von Banks brachte ein Hoch auf den Kaiser, den Herzog von Sachsen-Meinungen und den Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt aus. Zum Schluß hielt Oberleutnant Franke vom XI. Infanterie-Regiment (7. Thüringisches) einen Vortrag über den Charakter bei Saalfeld im Jahre 1806.

In derselben Zeitung habe ich am 14. bzw. am 15. d. M. über die ununter folgenden Niederlagen bei Auerstedt und bei Jena „Ereignungsblätter“ veröffentlicht, die ich als einen bescheidenen Beitrag zur Kenntnis der Verhältnisse vor 100 Jahren in der Hauptsache hier wiedergebe.

Den nachfolgenden Schilderungen liegt es fern, strategische Kombinationen und Schlachtenbilder zu entwerfen, sie wollen nur bescheidenlich einige Züge aus der Heimatkunde und Heimatgeschichte wiedergeben, die im Rahmen des großen Völkerringens gerade zu dieser Zeit vielleicht nicht ganz ohne Interesse sind.

Ich verdanke denselben fast durchweg meinem im Kloster Hünler zuerst Ansehnlich geborenen Vater^{*)} und Verwandten desselben sowie gedruckten und ungedruckten Mitteilungen des Herrn Superintendenten Kammann zu Eckartsburg, dem „frühesten Förderer der Erforschung des Kreises gleichen Namens, dem Pfarrer Dr. Seide im Kloster Hünler, Mitglied der Denkmalgeschichtskommission für die Provinz Sachsen, sowie dem vorzüglich erkrankigten Lehrer Herrn Meißner in Bad Bären, früher ebenfalls im Kloster Hünler.

Endlich habe ich in dem letzten Jahre und bis vor kurzem wiederholt Anläßige nach dem russischen Schlachtenbildern unternommen, welche unter dem Namen Saalfeld, Jena und Auerstedt zusammengefaßt werden und hieüber allenthal Tagebuch geführt.

I. Auerstedt.

Es ist eigentlich verwunderlich, wie spärlich die Sachschöten über die kriegerischen Ereignisse dieser Gegend vom Jahre 1806 lauten, um so mehr, als gerade hier Friedrich Wilhelm III. persönlich mit hervorragenden Feldherren und Kavallerie kämpfte. Hinwieder mag dies daran liegen, daß Auerstedt, Hünlerhausen und die übrigen Schlachtfelder

^{*)} Dr. phil. Carl Fiedel geb. 2. Juni 1790, verstarb 8. April 1852 in Berlin und beehrte mit dem Deutschenordensritzen Kreuzhof in der Littenstraße.

stoffs von Wege liegen und für Fremde nur schwer zu erreichen sind, andererseits aber — und wohl in der Hauptsache — daran, daß Napoleon bei Jena behauptete, daß er selbst der Kriegsführung nach die allgemeine Politik höchst persönlich dirigierte und daß er alles anstellte, was einen Schlachtentwurf vom 14. October in den Hintergrund stellen konnte. Deshalb stand er auch seine Schicksal nach der Stadt Jena, in deren Nachbarschaft auf dem Waldsteinberg, da, wo der Napoleonstein steht, er übernachtete, während die eigentlich entscheidende Schlacht ungefähr eine Meile südlich bei Vierzehnbergen verlief, wo deshalb ganz richtig das gewöhnliche Erinnerungs-Denkmal errichtet worden ist.

An einem sonnenstrahlenden Frühherbsttag stiegen wir von Ebers nach dem linken Uferufer des unströmischen Weg in gewöhnlichen Kramenwagen außer bei der Höhe, wo der Aussichtsturm und die Wirtschaft Waldsteinberg liegt. Wir sind zunächst auf der schichtenreichen Plattform des Hirschholzfelsberges, wo sich die Einschlachtschöher Hirschensteine, Taugwitz, Poppel, Gernsdorf, Auerstedt von Norden nach Südwesten nördlich ausbreiten. Üppige, jetzt längst abgerodete Weidenfelder wechseln mit Gehölzen gemischter Bestände, die Rotbeere aber herrscht vor. Dabei ist das Gelände völlig, die Höhe gekrönt mit Waldsteinstein und romantischen Burghütten; darunter das Loch herrlich goldig und rötlich gefärbt, so wie es im October 1806 wahrheit ebenfalls angesehen ist.

Bei Hirschensteine, am Eingang einer Schlachtfeldänderung, stehen wir auf zwei in der Reihe der übrigen Chausseebäume stehende, aber ein gewaltig übertragende hohe Lindenstämme. Es war der Standpunkt Friedrich Wilhelms zur Zeit der höchsten Gefahr und der kritischen Wendung des Treffens. Dann stiegen wir links nach dem Fels ab. Innerhalb eines weichen Engpasses, von Baum, darunter vor etwa 25 jährige Farnwälder, besetzt, steht sich ein niedrig niedriger steinerner Obelisk mit der Inschrift:

Hier ward am 14. October 1806 Carl
regierender Herzog zu Braunschweig und
Lüneburg tödtlich verwundet.

Daraus ist ein Tafel aus geschliffenem reinen Granit mit folgender eingemeißelter Inschrift:

14 October 1806
Jena — Hirschensteine.
1/2 September 1879
Boden

Weil eine Wandlung durch Gutes Fügung?

Dem tapferen Helden, welches hier kämpfte, die dankbaren Soldat
14. October 1898.

In der Nähe soll nun auch das von unserem hochgeschätzten Mitgliede, Professor Max Unger-Berlin nach dem Entwurf unseres Kaisers angefertigte Schlachtdenkmal errichtet werden. Denn ist die Herstellung einer breiten Freitreppe von zwanzig Stufen an dem hochgelegenen Friedhof notwendig geworden. Wie ich erfahren, hatte der Künstler einen verwundeten Aar, der mit den Flügeln die Fahne vorlehrt, vorgeschlagen. Da nun die äußere Gestalt beider Denkmäler — Jena und Auerstedt — gleichartig werden sollte und bei Jena Sachsen verkörpern, so hat man den Adler fallen lassen und ersetzt unsere Kaiserin als Denkmal, dessen Modell ich kürzlich besah, in Form eines Kreuzes aus rothem schwebeltem Granit gestellt, kaiserlich für beide Schlachtfelder ganz gleich. Errichtet auf eben solchem Unterbau beträgt die Gesamthöhe nicht ganz zehn Meter. Am Kreuz lehnt rechts eine verschonene Fahne mit gelbemem Schaft, links liegt ein oben offener Eisenkranz, beiden am Kreuz. Vorn steht: „Den in der Schlacht bei Auerstedt gefallenen Offizieren und Soldaten.“ Für den Kreuzesparabellon bestimmte der Kaiser Th. Köners Mahnung: „Vergiß die toten Toten nicht.“

Bei der hohen Lage des Hohenhausener Friedhofes wird das Denkmal weithin sichtbar sein. Es wird aber noch eine erste Mahnung an uns Deutsche bleiben, nicht bloß retrospektiv nach dem gefallenen Worte Bismarck: „Oben Jena und Auerstedt kein Selber“, sondern hoffentlich noch weit mehr für alle unsere Zukunft.

Mit rühmvollster Aufopferung haben hier Mannschaften und Offiziere gekämpft. Tapfer, aber tapfer war der Hohenhausener Herrg. von Besenbeck, dem ein Treuebürger über dem rechten Auge verstrich und das linke aus seiner Hohlung trieb. Graf Schmettau an der Spitze seines Korps verwundet, Hübner sowie der bald so berühmte Seidl verwundet, Schanzhorn verwundet, desgleichen Franz Wilhelm von Proden. Den verwundeten Prinzen Heinrich und Wilhelm wurden die Pferde unter dem Leibe erstickt, genau so erging es dem Könige, dem der General von Kutrow sein Pferd überließ, damit der Landesherr nicht in französische Gefangenschaft gerät.

Aber überall an der Seiglosigkeit, indem Koenig und der Seidnerberg preisgegeben wurden und während der Einnahme eine kopflöse Verwundung der Kräfte ohne Zusammenstoßen und ohne Ausrichtung der dem Feinde bemerklich überlegenen Treppen.

So endete die Schlacht, bezüglich welcher der Feldmarschall von Boyen gesagt hat, daß es eine Kunst war, sie preisgeben zu können.

Ehe wir das Schlachtfeld verlassen, sei noch daran erinnert, daß man etwa Jahre später, am 2. Mai 1805, wiederum preussische und französische Kanonendonner in Auerstedt von dem benachbarten

dem die Schlacht beendet, lockte die Menge die Landbevölkerung nach dem Schlachtfeld. Mein damals sechsjähriger Vater wanderte in Begleitung eines bedienstet älteren Bruders eben dahin. Die Schalkländer machten sich aus den heranziehenden Pulvermengen sogen. Peternianchen, d. h. Pyramiden aus leichtfruchtigem Schießpulver. Als ein solches Feuerwerk nicht hinrennen wollte, hielt der ältere Bruder meinen Vater das Feuer abhalten. Sofort explodirte das Pulver und verbrannte ihm das Gesicht. Ein französischer Corporal, der dies mit ansehen, überlegte meinen Oheim und zwang ihn, die Nacht hindurch ihn zum Meinen Tote zu begraben.

Interessant ist eine Erinnerung aus dem Leben unseres großen Historikers Leopold von Ranke, der 1796 in dem benachbarten Wehr das Licht der Welt erblickte. Er erzählt, daß sich die Schalkländer Graben gegraben, um den Kanonenschlager von Auerstedt besser zu hören. Am Nachmittage des Schlachttages sogen die geschlageneen Posten durch Wehr. Wenige Stunden darauf kamen französische Soldaten, Brandstiftung fordernd.

Nach der Schlacht von Leipzig kamen die Franzosen, östlich als Plünderer, durch Auerstedt und die Saalburgen, wo sie plünderten und auch weit Uebrig trieben. Aus der Schalkbreite von Kloster Haseler entsand ich, wie man dem Herron dort so ausgesagt, daß er in den Parkhofeln eines Rugs antworten sollte.

Nach einer andern Erinnerung hessenschönder Art vom Jahre 1806 hat sich in der Bevölkerung erhalten. Auf der Flucht übernahmte Napoleon an Kloster Haseler und schickte, da es ihm an Wein fehlte, eine Ordnung nach Bergkellen, wo er Franzosen vermutete, um ein paar Flaschen zu holen. Inzwischen war aber dort der General Tuchersichow mit seinen Russen eingedrungen. Dieser ließ den Boten unbedient und schickte ihn hüflich mit einigen Flaschen Wein an Napoleon zurück, auf dem Begleitfichen stand geschrieben: „Avec mes compliments, Tucherichow.“ Als der Kaiser dies las, soll er sehr erschrocken den Wein stehen gelassen und auch schreien auf die Flucht gemacht haben.

Wenn ich der H. Mitteilung über Jena noch einige spätere Erinnerungen über den Studentenleben dazwischen nach den Freiheitskriegen angehängen habe, so mag dies mit dem allgemeinen Interesse auf die Ereignisse selbst damit entschuldigt werden, daß die Anschreibungen der akademischen Jugend aus Jena über die Freiheitskriege und in dem instinktiven Gefühl erfolgte, gerade hier an der Sitze des Niederlagen Frankreichs nach der glorreichen deutschen Erhebung von 1813 bis 1815 zu lesen. Der Zufall hat es gewollt, daß ich während meiner alpbühlerischen Anwesenheit in Greifswald bei meiner Schwagermutter Frau Wilhelmine Schick grüß Barock in Sauerblichen Haus: Puchstraße Nr. 6 ganz

deselben Zimmer inne habe, welche Prof. J. G. L. Emsgarten, der Sohn des bekannten Dichters Ludwig Theodor Komgarten nach seiner Übersiedlung in Gumbwald besah; eine Erinnerungstafel an der Hauptfront macht auf die Wohnzeit J. G. L. Komgartens darauf aufmerksam. (Vergl. das Weitere unter „Jena“.)

II. Jena.

Die am Karren in Schillerisches Museum zu Jena eröffnete Hundertjahr-Ausstellung, zu welcher Herr Professor Dr. Paul Weber einen vorzüglichen erläuternden Katalog geschrieben, ist reich an Erinnerungen an die Schlachtenstage Jena im Oktober. Ein großes Relief des Schlachtfeldes von 1807 eröffnet hier letzteres ausgiebig. Unter den Bildern ist besonders anzusehen ein Kupferstich nach dem großen Schlachtfeldmaler von Horace Vernet in der geschichtlichen Galerie zu Versailles. Der Sieg scheint sich — gerade wie bei Austerlitz — anzubahnen. Napoleon selbst ist bereit, um wechende Truppen wieder zu sammeln, wobei ihm einige unglückliche Generale vorlesen: „En avant, en avant!“ Napoleon dreht sich vorwiegend um mit dem berüchmten gewordenen Wort: „Was soll das? Nur ein junger, unglücklicher Mensch kann beurteilen wollen, was ich zu tun habe. Er warte, bis er wie ich dreißig eingetauchte Schächter geworden hat!“

Sonderbar und die Teile auf dem Schlachtfeld genauheiten, teils Gefangenen abgenommenen geüblichen Schießwaffen, die durch ihre Schwere und Ungefäßigkeit auffallend, und zwar recht unvorteilhaft, von den französischen Gewehren abweichen. Man soll dem Feld nicht verschonen, sondern von ihm lernen. Das hat König Göttingen getan als Nikolaus Dreyse aus Sömmerda, welcher als wandernder Schloßmache des Schlachtfelds von Jena am 15. Oktober 1807 durchwanderte und dem der Unterschied zwischen den französischen und deutschen Schießwaffen hier das erste Gedanken an eine durchgeführte Verbesserung der letzteren eingefällt haben soll. Danach wäre die Geburtsstätte des Hinterladens und des Zündnadelgewehrs, welches die moderne Kriegführung ermöglicht und Preußen von Sieg zu Sieg geführt hat, in seinem ersten Keim auf dem Felde der Niederlage des Preußenheeres zu suchen.

Jena selbst hatte vor der Schlacht und auch noch nachher von Franzosen, der Tradition nach besonders von Mazedonern, der sogenannten Löffelgasse, schwer zu leiden. Im Hofe, welche auf dem Rückzug mit der 1816 gepflanzten Eiche und dem Bau-Obereinschäftsdruck und standen, wurden von den Franzosen zertrümmert, ricktes Eisenkugeln getötet, viele mißhandelt.

Die Stadterweiterung nahm sich aber, nachdem ein Allianz-Verhältnis mit Frankreich hergestellt war, einer Entschärfungsforderung der

wilig inkraftig an, daß Napoleon schließlich 30000 Frank auszahlen ließ. Als Anhang zum Katalog hat Herr Ernst Devrient aus Helwig unbekanntes amtliches Quellen Material über einen interessanten Bericht veröffentlicht. Es fällt denn auf, daß der eigentliche Löwenanteil daran mit 8000 Frank der Pflanz des Fürsten von Vaudouzen erhalten hat.

Auf dieses Geschehen hat sich, sogar mit scharfer Übertreibung Schilling geäußert, er ist als Verkäufer gebraucht worden, weil er den Franzosen durch den Handel den Weg in die hohe Flanke der Verbündeten gestreut. Er war, wie seine ganze Gemeinde ausgeplündert worden und hatte einen persönlichen Verlust auf mindestens 3000 Taler angegeben, den ihm die Franzosen zu ersetzen versprochen. Man darf sich nicht vergessen, daß die Feinde ihn durch Forderungen an den Verrat schützten. Soll doch Friedrich Wilhelm III. nach der Schlacht von Austerlitz einen gefangenen französischen Huzaren mit geringem Degen bedrückt haben, als er Aussagen verweigerte.

Auffallend war die Hohn und Sorglosigkeit der Jenster Bevölkerung, nach der Unübersichtlichkeit und der Studentenchaft bis zum Einbruch der Katastrophe, die völlig überraschend gekommen sein muß. Goethe wollte in Jena aus amtlichen und schriftlichen Quellen bis nach dem Unglücksdort von Saalfeld und dem Helmhede Louis Ferdinand am 10. Oktober 1806. Vor mir liegt eine von ihm geführte Sipsammlung Hiedler'scher Klamer bei Jena, dazu hat er — leider für ein Stammbuch bestimmt — folgende Verse geschrieben:

In unsern Leben all geübten Tagen
 Gab uns die Got' Erben für alle Plagen,
 Daß unser Elck sich klammertwärts geübe,
 Von Sonnenschein, die Tagend und des Schicksal's!

Jena, den 5. Oktober 1806.

Goethe

Die Studentenchaft, damals noch tief in kosmopolitischen Träumen befangen, trift völlig in Anspruch genommen durch das zweite Besondere, letztere sprachwörtlich gekennzeichnet durch den bekannten Klappertext:

Wer von Jena kennt Ungewöhnliche,
 Der kann von großen Glück sagen

verhielt sich den sich überschneidenden Ereignissen gegenüber unfähig zunächst passiv. Aber gerade als in Franken entwickelte sich die patriotische Opposition in den folgenden Jahren in der akademischen Jugend Jena und Thüringens unter dem Druck der Fremdherrschaft kam

*) Die zwei letzten Strophen sind aus dem Schweizerischen Liederk. des 18ten Jahrhunderts. Buchstaben und Anfangs. 1806. Göttingen. In unsern Glückseligkeit bringt.

erhalten, und im Freiheitskriege sehen wir auch sie schwarzweiß unter die deutschen Fahnen stehen.

Eine Abbildung mit der Jubelfeier vom 18. Oktober 1803 zeigt uns auf einer Photographie damals nach 19 Kämpfer von 1810—1803 vorliegt.

Der nach heutiger Begriffen etwas wilde akademische Ton der Jener Menseiten hat sich allerdings nach Jahre hindurch bei uns Jahre 1800 erhalten. Ich habe von jener Zeit noch viele Jahre von sogenannten Zugeschauer berichtet, das waren köchelartige Stücke aus jungen Köthen, unten dicker als oben, am schlechten Handgriff durchbohrt, um viele Infanterie Platten hindurchzulassen. Das waren die Rosenkranz-Kugeln der damaligen Jener Studenten; auch jetzt gibt es noch in Jena „Zugeschauer“, es sind das aber ganz zivilisiert aussehende, wenn auch drehbare Stücke aus Korkkugelschicht.

Vor ganz kurzen hat das Göttinger Tageblatt mehrere Briefe des Professors der osteinischen Sprachen J. G. L. Koenigstein, ebenfalls nach dem Anfangsbuchstaben Jgl Koenigstein genannt, veröffentlicht, die er von Jena an seine unversorgten Verwandtschaft richtete. Darin heißt es vom 26. Januar 1817 von Jena: „Studentenpeksität erleben wir hier oft, besonders haben sie es hier mit dem Ansehen großer Feiern in der Nacht. Kurz vor Weihnachten feierten die Böhmer-Geburtsfest, dann kamen erst und hatten eine Rede auf dem Markt, und ständeten danach durch ein großes Feuer an, welches die ganze Nacht durch brannte und dessen Flammen hoch über die Häuser wogschlugen. Dann schloßten sie alles zusammen, was sie habhaft werden konnten: Feuerschilde, Weinfässer, Beckenstühle, Haustiere, und bei einem meiner Kollegen räumten sie dessen Auditorium aus und verbrannten Tische und Stühle. Um die Feiern konnten sie keine auf sagen: Ein freies Leben führen wir. In der Neugier suchte ward wieder so ein Feuer angezündet, obgleich von dem vorigen her schon eine Menge auf dem Kerker saß, und dabei unaufhörlich mit Pistolen und Flinten aus den Fenstern geschossen; auf dem Markte kühlten sie sich so wacker, daß ich es auf meinem Zimmer hören konnte. Einem Professor, welcher nicht sehr beliebt ist, warfen sie seine stinischen Fenster an allen Seiten des Hauses mit tausendfachen Steinen ein und widerholten nach einigen Tagen das Experiment, ob die Fenster widerhergestellt werden.“

Am 18. Juni 1818 feierten die Studenten die Erinnerung an die Schlacht bei Belle-Albanne, der geschlagene Teil zog sich nach Jena zurück, die Sieger folgten und man ging wieder eine flüchtige Schießerei in der Stadt vor sich.

Vergleichen hätte der Studentenenschaft Jena nicht allzuviel geschadet, wenn nicht die ledige Politik sich herausgemacht. Ich erinnere

aus an den theologischen Studenten Karl Ludwig Saad, der mit vielen andern Jüngern bei dem Werdberg-Fest am 18. Oktober 1817 befüllt war und am 21. März 1819 Ketzerei erwarbete. Von da ab begannen die nach Jean schwer belustenden Demagogenerfolgungen.

Wie hat sich seitdem alles in Deutschland und auch in Jena zum besorgen gewendet! Auf demselben Markt zu Jena, der so oft Schauplatz „antiquarischer Wästelerei“ war, hielt Hamarck am 24. Juli 1808, während von dem Jubel einer weltverwundlichen Menge, die dankwürdige Rede in der er hielt: „Der Name Jena hat für mich als Sohn einer preunklichen Mitarbeiterfamilie einen schmerzlichen und niederdrückenden Klang. Es war das natürlich, und ich habe erst in späteren Jahren etwas gelernt, welchen Ring in der Kette der göttlichen Vorsehung für die Entwicklung unserer deutschen Vorkunden die Schlacht von Jena gebildet hat. Mein Herz kann sich nicht darüber freuen, wenn Vorkund sagt nur aber, wenn Jena nicht gewesen wäre, wäre vielleicht Sedan auch nicht gewesen. Die italienische geistliche Monarchie war eine großartige, in sich selbst Schöpfung, aber sie hatte ihre Zeit ausgelebt. Und ich glaube nicht, wenn sie bei Jena siegreich gewesen wäre, daß wir diesen geschichtlichen Weg nationaler deutscher Entwicklung geführt sein würden. Ich weiß es nicht. Aber die Zerkümmernng des durch gestörten Baues — mehrsch, wie die Kapitalismen unserer Mittern und allüberall Umertele vor-jen Zeit besorgen haben — schuf einen freien Platz zum Keulen, und das unvollständige Klein der oligarchischen Monarchie wurde unter dem schweren und schwerlichen Hammer zu dem Stahl geschweden, der 1913 die Freundschaft mit schärfer Elastizität zurückbeschleuderte. Ohne Zusammenbruch der Vorgängerzeit wäre das Erwachen des deutschen nationalen Gefühles im geistlichen Lande, welches aus der Zeit der tiefsten Schmach und Fremdherrschaft unter unsen Ursprünge nicht, nicht möglich gewesen.“

Auf dem Marktplatz von Jena haben wir also den Ursprung des gefügigt gewordenen Wortes zu suchen?

Ohne Jena kein Sedan!

In Ansehung hierzu liegt ich verschiedene interessante Schriften vor.

1. Die Schlacht bei Jena 1806. Katalog der Hundertjahr-Ansiedlung im Städtischen Museum zu Jena. Jena 1906. Verlag des Städtischen Museums. Der Herausgeber Prof. Dr. Paul Weber hat, wie Sie wissen, eine große Menge von Erinnerungsgeldchen aller Art, die sich zum Teil auch auf Österreich beziehen, zusammengebracht. Beide Schichten sind geschichtlich geschickert und mancherlei Dankwürdigkeiten von den Freiheitskriegen angeht. Auch der Rückenschmack des Werk-

ebene ist nicht gegeben. Ich empfehle von meinem persönlichen Aufsehen in Jena her, bei welchem mich mein Jünger Sohn Oberarzt Dr. Erwin Friedl über die Besuche des Städtischen Museums Jena recht angenehmlich.

2. Von dem wir seit lange durch seine wissenschaftlichen und volkreichen Veröffentlichungen über den Kreis Eckartsberga wohlbekanntes Herr Spezialkonsulent Naumann eine Beilage zu Nr. 128 des Eckartsberger Wochenblattes 1904 „Vergiß die treuen Toten nicht“ Schilderung des Vorgänge von Auerstedt.
3. Gedenkblatt an die Schreckenstage von Jena 1806. Jenaer Zeitung vom 14. Oktober 1906.
4. Wie in Bezug genommen Nummer des Greifswalder Tageblattes mit den Briefen J. G. L. Essergartens.

XIX. Großherren-Denkmal. Erfreulich ist die Erinnerung an Auerstedt und Jena sind die an Großherren und den Sieg vom 23. August 1806. Als die Brandenkungen vor einigen Jahren auf dem Schlachtfelde war, erforderten aus unsere Mitglieder Pfarrer Parkins und General-Lieutenant Rodemach von Eckert auf dem Hügel mit der geschichtlichen Wundmale den Verlauf des Treffens. Schon damals hieß es, daß die Wundmale der Meliorationen der städtischen Kunstgüterbewirtschaftung leider weichen müssen, daß der Magistrat aber für ein aus städtischen Finanziärbüchlein zu ersichtendes Denkmal nach dem Entwurf unsere Mitglieder, Stadthausrat Ludwig Hoffmann, sorgen werde. Das hat sich nun erfüllt. Am 18. Oktober fand die feierliche Eröffnung unserer diesjährigen Gedächtnisfeier, welche der Colberger Grenadier-Regiment Graf Goltzows (2. Pommersches) Nr. 6 zu Ehren seiner tapferen Vorkämpfer, in der Schlacht bei Großherren und der durch Gefallen hat erreichen lassen, auf dem Großherren Kirchhof, den die Colberger Grenadiere, wie die Inschrift lautet, mit ständiger Hand gemeinsam haben. Der Feind widerstand bei dem das gesamte Offizierskorps mit dem Kommandeur Oberst v. Bastian, General v. Engel, der 2. Bataillon des Regiments steht und früher dessen Kommandeur war, Hauptmann von Hoff, ein Urenkel des gleichnamigen Hauptmanns, der in der Schlacht von Großherren das erste Geschütz erobert hatte, der 50-jährige Oberstleutnant Fred. Mischke, der japanische Oberstleutnant Mori, der beim Regiment des dreijährigen Mannes mitgewirkt hat, die Ehrenwachen des Regiments von Berlin und Sottin, der Grenadierkirchhof von Großherren und viele Bewohner des Ortes. Das Denkmal besteht aus granen, schwarzen Granit. Oberst v. Bastian eröffnete die Feier mit einer Ansprache, in der er darauf hinwies, daß die Colberger Grenadiere vom guten Erfolge der Schlacht

viel beigetragen haben. Schlicht und einfach solle das Denkmal an die Grötaten der Vorfahren gemauert. Hofmey wollte dann das Denkmal mit dem Spruche „Mit Gott, Mit König und Vaterland.“ Darauf ergriff der Gegenständige Pfarrer Purcius das Wort und überlegte das Denkmal im Namen des Kirchenvorstande und des Kirchensreis, indem er dem Offizierkorps des Bock aussprach Mit dem neuen Schmuck, der auf diesem schlachtungsgraffenen Boden entstanden ist. Nach der Preis begaben sich die Offiziere und übrigen Teilnehmer zu Fuß nach dem Denkmal der Stadt Berlin, vor welchem unser verehrtes lebenswichtige Mitglied Herr Major v. D. Noß einen Vortrag über die Schlicht der Grötaten in seiner bekannten klaren und andrucksvollen Weise hielt.

Am 21. v. M. schrieb Herr Noß Folgendes an mich.

„Im Jahre 1853 wurde gelegentlich der Feier bei Grötaten von dem Hofpremierer Gebelcher Fröschberg „der allgerühmten Landeshauptung zur Unterstützung vaterländischer Väteren von 1818 25 des Nationaldank“ ein silberner Pokal geschenkt, und zwar mit der Bestimmung, daß bei jeder Feier, welche die Schlicht bei Grötaten betrifft, das Wohl des Königs mit diesem Pokal zusammenbringen sei. Am 28 August 1853 brachte Prinz Friedrich Wilhelm, nachmaliger Kaiser Friedrich bei dem Festmahl in Grötaten mit diesem Pokal das Wohl auf den König aus. In der „Täglichen Handelen“ vom 29 August 1853 Nr. 403, Abendblatt, befindet sich von mir eine kleine Note über diesen Pokal und eine Anfrage, wo dieselbe aufbewahrt wird. Ich habe nun erfahren, daß derselbe im Jahre 1853 am 30sten Jahrestage von Grötaten, wo sich zu dieser Feier die letzten Hülksänger von Grötaten versammelt hatten, benützt worden ist.

Der Pokal soll dem Berliner Magistrat zur weiteren Aufbewahrung übergeben werden sein.

Herr Noß möchte nun den Verbleib des Pokals wissen. Leider ist meine Erkundigung verunmündet sein: weder ist davon etwas am Magistrat noch im Märkischen Museum bekannt. Sollte jemand aus der Brandenburgia die Sache aufklären können, so wird dringend um Nachrich gebeten.

XX. L. Noß aus der Geschichte Kärntens. Mit 6 Abbildungen nach Original-Aufnahmen von Georg Schoppensorn, Hofphotograph, Kärnten. Berlin 1898. Verlag von G. Heltke.

Man leh zu XIX von der Darstellungsweise unseres Mitgliedes gesagt, gilt noch hier. Wir erinnern uns dankbar der Schrift über Kärnten und Umgebung, die Herr Noß zur Genüherung des Besuche der Brandenburgeris am Sonntag den 14. Mai 1898 in Kärnten verfaßte und der vorrefflichen Führung, deren wir uns damals gemeinsam zu erfreuen hatten. Johann von Kärnten, Korpman Friedrich Wilhelm in Kärnten,

Kreuzritter Friedrich als Arrestant dasselbst, die Schlacht bei Bornhördt am Schloß und das Friedrichs- und Museum-Zimmer, dessen Sammlungen größtenteils von Herrn Neel herrühren, und andere Dankverpflichtungen werden nachdrucksvoll mit allen geschichtlichen Belegen vortrefflich geschildert. Ich danke Herrn Neel verbindlich und empfehle die Schrift Ihrer besonderen Aufmerksamkeit.

XXI. Archivrat Dr. Granier General Clarke und die Evakuation an Kyritz im April 1800, vorgelegt mit Bl. 10, erste Hälfte der Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte (1890). Es handelt sich in diesem nach besten archaischen Quellen geschilderten Aufsatz um die traurige postumbränsche Erschließung des Kaiserers Schloß und Kaiserens Kamin, ein Thema aus jüngster Zeit, worüber aus u. M. Dr. Gustav Albrecht in stüger Zeit einen besonderen Vortrag halten wird.

XXII. Die Seidenstoffe aus dem Reliquienkloster Karls des Großen, welche am 1. d. M. durch Herrn Geheimrat Lessing im K. Kunstgewerbemuseum in meine Gegenwart vorgelegt und mitteilt wurden, sind für unsere frühere Kultur, speziell die Kunst der aus dem Osten eingeführten Seidenstoffe von solchem Interesse, daß ich sie auch in der Brandenburgia erwähnen möchte. Von den Stoffen hatte man schon gewisse Kenntnisse durch eine Veröffentlichung französischer Forscher, die im Jahre 1845 einer Kröpfung des Schloßes bevolhlet und damals zum erstenmal die Aufmerksamkeit der Forscher auf diese Reliquien der Kunstgeschichte lenkten. Inzwischen sind aus durch die Kunstgewerbemuseum der Kathedrale von Köln, Dr. Sauer und Dr. Fischer, der modernen kunsthistorischen Forschung viele Klößen mit ihren Schätzen in Göttern und Reliquienklößen erschlossen worden. Hinsichtlich der kostbaren Seidenstoffe sind aus Licht geschaff und dem Berliner Museum eingeführt worden, aus ganz neue Forscherarbeit ist sie, und was aus alle Stangen Gebiete der Kunst allen spärlich vorzutreten hatten, das wurde aus dem Studium dieser Stoffe klar, ein unger Zusammenhang zwischen den einzelnen Kulturkreisen der Welt im 7. Jahrhundert nach Christus. In dem Gewebereisen offenbart sich die Kunst des Orients, speziell die der Sasaniden, als die große Nährmutter Europas. Überall tauchen sie auf, die sassanidischen Motive, der Korb mit dem hochauftragenden Lebensbaum, an dessen Seite jugende Kette sich trennen, dergleichen die sassanidischen Fabeltiere, der Elefant, der Greif, der Drache; sie begegnen dem Auge immer wieder auf deutschen, italienischen, spanischen, ja auf japanischen Stoffen aller Zeit. Der Weg, den diese alten Überreste, alles leuchtende Kunst vom Orient her nach Europa nahm, ging über Byzanz. Dennoch waren bisher nur zwei sicher zu differierende byzantinische Gewebe mit Sassanidenmotiven bekannt. Da danken unsere Forscher an die Häuser an Schloß Karls

des Großen — und nicht da, in einem derselben hat man ein unerschöpfliches byzantinisches Stück dieser Art, das mit größter Bestimmtheit in das achte Jahrhundert zu datieren ist, gefunden. Ein weiterer grundlegender Beitrag zu der neuen Erkenntnis war durch gewonnen. Dem Jenseit der Wissenschaft so gegengewand verteidigt und wichtigen Stoffentdecken sich durch die Hauptüberlegungen des Vortragenden. Das auf zwei Seiten willkürlich bestimmten Tuch umspannt jetzt etwa 1 1/2 Quadratmeter und zeigt vier große Kreise, in denen sich unter dem Lebensbaum der Sesselschleibant, reich verziert mit Decken und Glocken, erhebt. Eine byzantinische Inschrift am unteren Rande, die mantralen noch genauer Forderung unterliegt, besagt, daß ein Oberkammerer Michael das Tuch in einer berühmten byzantinischen Weberin durch einen Werkmeister Petrus hat aufhängen lassen. Die Farben des 700 Jahre alten Gewebes sind noch gut erhalten, man erkennt das Karmin und Eisenoxidgrün — es ist das schätzbarste Stück eines solchen Stoffes, das uns von dieser Zeit erhalten ist. Wahrscheinlich hat man in ihm einen Rest der Decke zu erkennen, in welche ebenfalls der Leichnam des großen Kaisers gehüllt war. Das zweite Tuch entstammt späteren Jahrhunderten und hat für die schwelende Kunstfrage wenig Bedeutung. Ist es nun auch für die Wissenschaft weniger wertvoll, so fällt es doch ungewollt ungewollt ins Auge durch eine gesunde, bezaubernde Farbenpracht und einen willigen Goldglanz, dem all die Jahrhunderte kaum etwas von seinem Duft haben rauben können. In kurzer Frist werden diese kostbaren Stoffe nun wieder in die Achänen Kaisergruft zurückzuführen. Licht ist durch sie gewonnen worden für unsere Wissenschaft, um keinen als kann in ihr stillen Dunkel; das Auge kann jetzt Lebenswelt und was sie schenken, stehen unter dem Blick dieser eigenartigen Tische, und sollen mag einem Vortragenden solch hart feindlich herrschenden Aufstößen bezeichnen gewesen sein.

Dieser einer Schilderung des B. L. A. von 10 d. M. teilweise entnommenen Mitteilung sei eine kritische angeklungen aus der Aufgäben des Bandes vom 11.

Herr Geheimrat Lessing erwähnte in seinem Vortrag ebenfalls die bekannte Tradition, wonach Kaiser Otto III im Jahre 1000 die Leiche des großen Kaisers sitzend auf dem Thron, umgeben mit geschworenen Ouzen, geschnitten haben soll, und der hervorragende Berliner Gelehrte weist die Legende von der thronenden Leiche in das Gebiet „phantastischer Erzählungen“, betonen, daß eine derartige Form der Beisetzung „fernab von christlichem Gebräuch“ liegt. Gegen letzteres Argument möchte ich einen Einwand erheben. Wollt man von einem „christlichen Gebräuch“ in der christlichen Beisetzung heranziehen „sitzen der Leiche“ nicht die Rede sein. Allen nach die Legende hebt offenbar jene erste

Bestattung Karls des Großen als etwas Sensationelles hervor. Im Ernst ist die „älteste Bestattung“ der christlichen Aera keineswegs so ganz grundlos. Noch heute werden die unterirdischen Höhlen des Lößlandes sitzend, in eine Nische eingesenkt, bestattet. Auch die Heiligengeschichte kennt den Gebrauch einer ähnlichen Anordnung — also einer eigentümlichen „Bestattung“: ich erinnere nur an St. Catharina von Bologna und an die hochwürdige Stellung, welche die Geborne der ältesten Bestätte von Augsburg in einem Reliquienaltar des Domes daneben einnehmen. Inwieweit die auf Karls des Großen „erste“ Bestattung bezügliche Legende Sage oder Urschichte sei, dies festzustellen dürfte sich heute noch schließlich kein Ding der Unmöglichkeit sein.

Man darf einer weiteren kritischen Erörterung dieser Frage, vor allem aber mit Spannung dem Fruchtwerk entgegensehen, welches über diese kostbaren Überbleibsel länger verstreuter, mittelalterlicher Zeiten veröffentlicht werden wird.

XXII. Der Verwaltungsbericht über das Märkische Provinzialmuseum für das Etatsjahr 1895, welcher etwas länger ausgefallen ist entsprechend dem erheblichen Vermehrungen, wird eingeleitet. Exemplare sind durch Herrn Kurator Rudolf Beckholt erhältlich.

XXIV. Touristenklub für die Mark Brandenburg. 22. Jahresbericht 1895. Der aus Lebenslust, höchst nützliche Verfaß hatet darin, wie Sie wissen, einen höchst lehrreichen Aufsatz von H. Schwarz über Frankfurt a. O. mit schönen Abbildungen. Wie erinnere wir gerne dabei an den herrlichen Auftrag, den die Brandenburgier vor einigen Jahren dorthin entsandten. Vergl. auch XXIX.

XXV. Flugblätter und neue schöne Lieder aus dem Verlag von Hermanns Buche in Schwetzer. Es sind Nr. 24. Eine grüne Stiefmutter oder Gott ist gerührt — Nr. 198. So spott' oder eine unglückliche Mutter. — Nr. 221. Das erwachte Gefühls im dem Gebet des Herrn oder Schreckliches Ende einer Kinderverdammnis — Nr. 241. Die neue Heimat, schreckliche Kerkelerei in Wäldern oder Hirbe im Lande und nicht doch selbst — Nr. 717. Der Pfaffensohn und die Entdeckung des Schloßers Hoff zu Bismarck im Oktober v. J. (Bei Nr. 717 heißt es: Verlag von Karl Koch in Stuttgart i. P. und Druck von Hermanns Buche) Nr. 730. Das Lebensverhältnis oder Trauungs Ende zweier Liebenden im Bremer Oberlande.

Herr Karl Wülke, v. M., schreibt mir dazu am 6. d. M. „Von beiden Oberberger Märchenmärkten sind ich Ihnen ganz ergeben. Ich habe, neue Lieder, welche auf große Leinwandflächen „aufspritzend“ dargestellt waren und mit Leierkastenbegleitung unter allgemeiner Beteiligung nach ganz alten Melodien abgesungen wurden. Es war ganz schön schön mit durchzusetzen.“ So geschahen unter auf dem Marktplatz

neben dem Polka-Buquet, im Jahre 1906 in Odenberg i. M. zu der Zeit, wo im Berliner Theater eine solche Szenengeschichte unter großem Erfolg der überbildeten Kritiker sich abspielte, wo der hoch Guter-Romanschand in Berlin zu Hause ist und stiftliche Gemüter zu ähnlichen Taten ermuntert. Da रहे man noch von Bildungs- und Kultur-Fortschritt."

Nachdem diese Flugblätter sich Dank für den Einsender bedankt, äußern sich mehrere Mitglieder, daß dergl. Schriften zur Erhellung der auf dem Jahrestreffen pp. abgedruckt gezielten und bezugsamen „Merkmalen“ überall bei uns auf dem Lande und in den kleinen Städten, ja selbst in den vorhergehenden Städten Berlin noch fortgesetzt verlangt und verkauft werden. Herr Doktor Munko, gewiß ein erfahrenes Kenner der Volkskunde, vertritt mindestens einen Teil dieser Volks-schriften, weil er moralisierend wirkt und den untersten Klassen in der Welt die die kulturreiche Form der verschiedenen Figuren und erschütternden Vorbilder des antiken Lebens der Gegenwart vorlegt. Auch liegt wirkliche Poesie in manchen dieser Erzeugnisse und mit Jahresheften seien manche gute Volkslieder (vgl. „Der Kamben Wunderhorn“ von U. Brunsen und v. Arnim) um dergleichen Lyrischen und epischen Ergüssen der lebenden Leute und ihrer Anhänger entstanden, Lieder, die ihren Platz in der volkstümlichen Literatur für alle Zeit behaupten werden.

Der Yavitschek will diese Literatur, wenn sie auch mancherlei Schand enthält und abscheulich in Unglück und Verbrechen schweigt, ebenfalls nicht gütlich verurteilen wissen, ähnlich wie die bekannten krasse Neu-Happener Bilderbogen, die trotz ihrer primitiven Ausstattung, vollständig im guten Sinne vorzüglich gewirkt haben.

Auch Mitglieder z. B. Herr Munko sprechen sich in ähnlichem Sinne aus.

XXVI Zur Geschichte des Berliner Aberglaubens würde ich baldmöglichst, mir vor einigen Tagen in die Hände gedrückten Zettel vor:

Achtung.	Weltberühmte	Achtung.
Erlaube Geyers-Gesamt.	Kartenkünstlerin.	Erlaube Geyers-Gesamt.
	Es sind Sie durch	
	Frau Geyer	
	BOLIN N. Invalidenstr. 18	
	Tel. 4. Anlage im Geschäft im Geschäft 4. Stock.	
	Sagt gewissenhaft bevorstehendes Schicksal.	
	Kartenblätter täglich ausgegeben 2 Uhr bis 10 Uhr abends	

Herr O. Henke, Herr Müller, Herr Dr. G. Albrecht, Frau Tomanz und andere Anwesende können aus ihrer neuesten Erfahrung über ganz Gleiches berichten, auch aus anderen Stadtgegenden und von anderen Waldregionen, insbesonder wird außer aus „Hri und B“ auch aus Kaffeegegend geredet.

E. Künftiges.

XXVII. U. M. Herr August Eugen Frenck ließ 2 Photographien, Äußere und Hoffront eines Hauses Klosterstraße 87 mit, ehemals Absteigegarten der Straße von Leben, aus der wenige noch vorhandene Fußsteine aus dem alten Berlin. Ich gebe auf die Photographie zur Zeit nicht zu, weil wir des Hans mit göttlicher Erlaubnis des Besizers im Besonderen im Ansehn an die Beschäftigung der neuen Handelshochschule kommen werden.

XXVIII. Der Berliner Kalender 1807 heraustragend vom Verein für die Geschichte Berlins: Redakteur u. M. Prof. Dr. Georg Voss, Illustrator Herr Georg Bartholomäus, empfiehlt sich wieder durch unsere geliebte Bilderbuchwelt Hans Allen als ein kleines, aber allseitig willkommenes, nicht unsparendes Weihnachtspräsent. Wie gemüthlich sieht nicht der Dreißigjährigen „der letzte westliche Fuß“ links der Felleis, rechts die „Alte Welle“ haltend, aus. Auch der Text ist wieder hervorragend H. Bornemann: Die „Alte Post“, Biringhäuser, Die Franzosen Friedrichstadt-Kirche. Paul Seidel. Das goldene Service Friedrich des Großen, von dem fast nur noch ein Teller vorhanden ist. Das Service stammte wohl aus dem ehemaligen Kurfürst, wohl hatte der prechtende König Friedrich I. es anfertigen lassen Friedrich des Große ließ die ganze Sammlung im Jahre 1761 einzeichnen und daraus ein neues goldenes Service herstellen. Als Nachschick erhielt Hofgoldschmied Lohberke 17,000 Taler. Die Gesamtkosten betragen 128,000 Taler. Dieses goldene Paradeservice bestand aus 8 Dutzend Tellern und je 8 Dutzend Messern, Gabeln und Löffeln. Dazu kamen 8 große Schüsseln mit Griffen, 8 Mittelgeschenke, 24 Ausreißer aus. Aber ebenso wie für die silbernen Möbel, deren Anfertigung 1^{er}, Millionen Taler brachte, schlug für das goldene Paradeservice die Staats der Verfertigung, die die Truppen Napoleons (Norden) besetzt hatten und die Kriegskontrollen beibehalten werden mußte. König Friedrich Wilhelm III. ging seinen Untertanen mit gutem Beispiel voran und brachte der Not der Vaterländer Hilfe: manchen anderen (seiner Erinnerung an den Besitzer eines Hauses das goldene Service aus Dyrk. Der Gesamtwerth damals betrug 220,000 Taler. Von dem ganzen kostbaren Geschick ist, wie schon gesagt, nichts übrig geblieben als ein goldener Teller und einige Griffe der großen Schüsseln. Der Teller hatte der Buchhalter Saxe aus Hamburg, wo das Gold verkauft wurde,

zurückgebracht, um einen Theil für den Feingehalt des von ihm verkauften Goldes vorlegen zu können. Vorzüglich wurde der Teller in der Sechseckung aufbewahrt, die Friedrich Wilhelm III. aus dem Tracer erhalten hat. Auf Befehl unseres Kaisers wurde das wichtige Erinnerungsgeld dem Hohenzollernmuseum zur Ausstellung übergeben, woselbst es zu sehen ist. Das Gewicht des Tellers beträgt 468 Gramme, und der Metallwert ist auf 1750 M. berechnet worden. Dieses Stück allein vermag uns ein schwaches Bild davon zu gewahren, was wir aus der ganzen Service veranstalten haben.

— Auch August der Starke hatte durch Präsente zur Mehrung des letzter unversenklich in der Hauptsache verschwundenen Goldschates beigetragen. — Dr. Friedrich Holtze, interessante Mittheilung über Goethe's Berufung nach Berlin. — Georg Toner Von unseren ältesten Künstlern.

LXXX. Schöne Aussichtspforte der Bromsdorfer Mühle im Schlaacketal. Dieses Tal wech von der Schlacke als Abfluß des Wachsenen Sturzbaches, vorher an den Kieselwälder Bergen, dann die Schlackeberge rechts und die Nitzberge links laufend, durch die Schlacke-, Kieselwälder- und Bromsdorfer Mühlen treibend unter Führung einer Sandstele — ge. Treppel-, Hammer-, Leugen- und Bellenise —, um nach einem Laufe von 18 km den großen See bei Müllrose zu erreichen. Nach Verlassen desselben gibt die Schlacke ihr Bett und Wasser zur Anlage und Spannung des Friedrich-Wilhelm-Kanals ab und mündet schließlich als Brackower See im der steilen Wand in die Oder. Die idyllische Lage des Schlaacketales schenkt es schon die jugendliche Nitzeller Aelte und verlegten Nitzbar — bei der durch ihre Fortschrittliche herbeizien jetzigen Oberkreuzer Seefrauen — ihre Jagdgründe.

Gefällige Mittheilung des Tonstuckhals in die Mark Brandenburg, welcher in dankenswerthester Weise mehr dergleichen prächtig illustrierte Ansichtspostkarten mit gut orientirtem kurzen Text darauf herausgibt. Seite No. LXXV.

LXXX. Die IV. Städtische Baseballs Giegnauer Straße. Vorstellige Ansichtspforte des Lorenzals.

LXXXI. Herr Emil Fleck, unser Mitglied, übersieht eine von ihm hergestellte Photographie der von uns am 2. d. M. in Eisenwalde besichtigten St. Georgskapelle, dergleichen 12 wohlgehaltene Photographien, die er mit kunstvoller Auswahl und vielem Geschmack von verschiedenen Teilen derselben Stadt am gleichen Tage verfertigt. Herzlichen Dank dafür.

Die nächsten Bilder ersuche ich mir dem Märkischen Museum zu übersenden.

darüber Gebiete: Ringel, lange Bahn (Bochus) Kreuzwecker, Amshausen, Baedemann, Gehhardtsdorf, Schlagsgraben (Barnowitz Ringel) Töpfern (Bartsch) Probianz Amt, Heßler, Wiesen hinter Heiler: Mühlensawelle, Müschkarell, Krankenschicht, Pothianka, Watschankelcherowissen, Böcke hinter der Dampfstraße
 Lehrer Karl Quast-Schwann.

Lage der Feuerbestattung in Berlin. a) Feuerbestattung ganzer Leichen.

In der von dem Vorstande des hiesigen Vereins für Feuerbestattung zur Beschaffung des Ringelstraßen auf dem Friedhofe erworbenen Urnenhalle sind 18 neue Urnen mit Brandreusen und eine solche Urne in einer Privaturnenhalle aufgestellt worden. Außerdem sind im Berichtsjahre 75 Urnen im Urnenbau beim 22. anderen Theile in oder über der Erde beigesetzt.

Möhlen sind jetzt in der Urnenhalle und im Urnenbau aufgestellt oder beordert

in Familienbegrißnissen oder anderen Abtheilungen sind	178 Urnen,
beigegeben	45 „

somit insgesamt	223 Urnen
-----------------	-----------

Korrespondenz-Personen auf dem Friedhofe beigegeben sind.

b) Die Leichenkammernstelle und der Verkrümmungssofen in der Dienstlagerstraße

Die Leichenkammernstelle dient als Hauptversammlungsplatz für alle Leichen, die auf Beerdigung der Stadtgemeinde beordert werden (Friedeliche). Diese Leichen werden im Laufe des Tages durch einen Unterbeamten mittels Leichenwagens aus den Strohkäusern und den Krankenkammern abgeholt, an die Sammelstelle abgeführt und von hier aus bei Dunkelheit durch besondere dazu eingesetzte Wagen nach dem städtischen Friedhofe in Friedrichshöhe übergeführt.

Durch den von der Stadtverordneten Versammlung beschlossenen Vertrag in der Leichenhalle der Sammelstelle auf Wunsch der Hinterschreibenden zur Einsegnung stattgefunden und ist dem Hinterschreibenden geistlicher Anspruch gestellt worden.

Der vom April 1896 in Betrieb genommenen Verbrennungsofens dient zur Verbrennung von Krysanthemen, die entweder aus Anpflanzungen von lebenden Menschen herkömren, oder zu Leichen gehören, bei denen die Leichenhalle durch Schlimmes etc. verkrümmt gegangen ist. Die Leichenhalle werden in mit Zeit ausgelegten Metallkästen ausgelegten Holzkräusen in dem Verbrennungsofen abgebrannt. Im Berichtsjahre sind 191 dergleichen Kräusen, je 3 Zimmer süßwar, mit Leichenresten ausgefüllt worden. Es haben 63 Kräusen stattgefunden, bei jedem Brande wurden durchschnittlich bis zu 10 Kräusen in dem Verbrennungsofen abgebrannt — Die Asche ist nach dem Krieche in Friedrichshöhe überführt.

(Das dem Verwaltungsberichte des Stdt. Kommissars für den Bestattungswesen im Berichtsjahre 1896.)

Das Brandenburgerische bei der Stadt. Verbrannungsstellen am 15 November 1900 (Menschen Bd. 6 188. 187) besichtigt. Der Umfang dieses Verbrannungsgebietes verlagert sich, weil die Königlich- und die Städtischen Krankenhäuser sich allmählich eigene Verbrannungsstellen für Anspatensstoffe Lebendiger und für Leichenstoffe selbst aneigneten. Dies geschah u. A. in dem großen neuen Kaiser-Wilhelm-Krankenhause im Wedding-Südteil. Die Verbrannung vollständiger Leichenmasse ist im Königreich Preußen, im Gegensatz zu verschiedenen andern deutschen Staaten bis jetzt nicht gestattet.

K. Friedl.

Der **Arnsdorfer Bergwall** im Kreis Löbau liegt in unmittelbarer Nähe der Dörfchen Wilmersdorf, 240 Schritt westlich von Waga, der von Dorschtal nach Arnsdorf führt. Er ist ein wandförmiger Sandwall von 120 Schritt Durchmesser und 2½ — 3 m Höhe. Die waldfreudige Vertiefung in der Mitte zieht nach Norden zu ab. In dem dunkelgrünlichen Boden finden sich zahllose wandförmige Gräbchen mit Wurzelsprossen, in Feuer geplatzte Steine, Knochenstücke und Reste von Hirschknochen, die Spuren von Bejagung zeigen. Auch waren Spuren und Fußabdrücke gefunden worden. Die Bewohner von Arnsdorf nennen den Wall den Bergwall oder auch die Schwedenkammer (als alte Erbschaft aus der Schwedenzeit). Wahrscheinlich bezieht sich dies vor Jahren im Interesse des kaiserlichen Reichsanwaltes unternommene Untersuchungen und Ausgrabungen gleich nur in Arnsdorf, daß die ehemaligen Wohnstätten im Westen unter dem Schutze der Anlechtung am Kanale errichtet worden seien, während die Wirtschaftsställe, Kuchent- und Getreide abgelagert wurden. Altes Lese u. B. der Fauna des jetzigen Gebirges, der Altmärker Lindenmaas, waren sich noch zu erinnern, daß die Lageung des Walles früher unzugänglich war und im Frühjahr bei zum Dorfe unter Wasser stand. Angeblich sollen auf dem Wall auch Steinwände gemauert worden sein. Falls hier nicht eine Verwechslung mit dem Funden auf dem sogenannten „Johannesberg“ vorliegt, wäre vielleicht an eine vorwändige Unterwelt des Walles zu denken, daß die Bewohner von Arnsdorf jedoch zunächst in ihrem Ertre über den Bergwall anvertraut besuchelt worden sind, geht aus der schon erwähnten als archäologischen Selbstbestimmung hervor, der Wall stamme aus der Zeit der Völkerwanderung.

O. Meike.

Vom Schützenknüttel. Das auch nicht selten, des Haupt demnach geworden sind, nach zu weissen Haren Festhalten, können wir an der weiteren Bestimmung des Schützenknüttels zu weiteren Bestimmungen. Dieser Knüttel, oder die Karte, wie er auch genannt wird, wird mit der Bekanntheit von einem Fischer zum andern getragen, bis er wieder zum Schützen zurückkommt. Mit der Karte wird Götzen an den Nachbarn höher geschlagen, worauf dieser zu in Empfang zu nehmen, die Bekanntheit zu lassen und weiter zu befördern hat. Meist wird durch die zu Gemeindefestlichkeiten oder zur Gemeinde eingeladen. Ich besondere Befahrung wird der Handlung nach keine in verschiedenen Dörfern besahen,

wie z. B. in Zerkow, Kleeven und Torsow. Daß der alte Satz auch in weiteren Kreisen zu recht beliebt, ergab eine Gerichtsverhandlung in Lützenburg. Danach wird auch in den Dörfern Meekeburgs und Pommerns der Schalenkäppel von Haus zu Haus gesucht.

Zu dieser Mitteilung aus Lübbenau an die Voss-Z. vom 8. Oktober 1905 sei bemerkt, daß der Schalenkäppel eigentlich in allen Teilen der Provinz Brandenburg vorkommt, daher die Kollennart „Der Käppel geht um.“ Weithin die Sage sprachlich verschieden sein soll, weil mir nicht recht bekannt ist.

E. Friedel

Fragekasten.

A. S. Polizeiliches. Sie wundern sich, daß von Jahr zu Jahr in Berlin Schulstreiks teilweise mit dem Stuhl der Wirtschaftler eingestrichelt sind. Es handelt sich auf diesen Abschlachten Erklär vom 14. Juni 1905 (Sta-BL Nr. 46) letzte Form 1903 S. 113) im Ganzen spärlich Schulstreiks, welche nicht eingestrichelt haben. Ein Erklär des Minist. des Innern vom 1. August 1905 (a. a. O. S. 190 S. 161) bestimmt, daß diese Stuhl mit gelbem Papier aufzuschieben, jedoch mit der Maßgabe geliefert werden, daß die Stühle verbleiben und beim Ausschleichen der Lehr. Beamten zurückzugeben sind.

E. Friedel

A. S. Gedächtnis-Prekisten. Das Wort „Prekisten“ ist unklar und bezieht sich auf die im Gedächtnisbereich präbendische beschäftigten Stühle. Ein Erklär des Minist. des Innern vom 19. Sept. 1905 lautet: „Es hat sich als Widerspruch erwiesen, diejenigen als präbendische zugewiesen zu werden, die unter Leitung ihrer Leitung von Truppenst. ausstellen vor anderen Gedächtnis vorkommen, hinsichtlich ihrer Besatzung der Stühle Prekisten gleichzustellen welche für mehr im Dienst befindliche Gedächtnis, deren Präbendierung aber in starker Ansicht steht, als beizugehen.“

E. Friedel

Klitz-Angel. Anträge wo kommt dieser Ausdruck in der Provinz Brandenburg vor oder wo kam er früher vor und welche Art von Angel wird darunter verstanden? Für jede Aufklärung dieses dunkeln, höchst merkwürdigen Begriffs wird die Brandenburgs sehr dankbar sein. Die kleinsten Mitteilungen höchstzulässig sind willkommen und werden recht toll erlesen.

II. (5. ordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 28. November 1906, abends 7½ Uhr
im großen Sitzungssaal des Brandenburgischen Ständebaus,
Mittelschloßstrasse 21-22.

Vorländer: Herr Gehobner Baurat Herr Ernst Friedel.

Vom denselben rühren die Mitteilungen an I bis XXI sowie XXIII
und XXV bis XXX her.

A. Allgemeines.

I. Herr Schriftsteller Viktor Lasermann hat eine größere Anzahl
Freihülse an einer von ihm veranstalteten musikalisch-dramaturgischen
Abendaufführung im Alten Architektenhaus, Wilschstraße 118, hingewandt.
Dasselbe sind verteilt, auch ist dafür gekaut worden.

II. Die dem vorliegenden Mitteilungen des Vorstandes
deutscher Verein für Volkskunde, Nr. 4 Oktober 1906, enthalten
einen Nekrolog des von uns bereits mehrfach bedauerten, hervor-
ragenden Förderers der Volkskunde im Norden, Prof. Dr. Adolf Struck;
an seiner Stelle hat Herr Prof. Dr. K. Helm, darüber Sachlage 5
verhaucht, die Schriftleitung übernommen. Es wird auf S. 2 Nr. 4
„Umfrage über künftigen Abgesandter“ von Dr. jur. Albert Hellwig,
Bismarckhof bei Berlin, Schloßstr. 9, aufmerksam gemacht und um Unter-
stützung des Anfragenden ersucht.

III. Mitteilungen des Bundes Heimatschutz. 2. Jahrgang
November 1906, Nr. 10/11. Ich mache auf den Vortrag von Professor
Karl Gummert-Danzig: „Über die Entwicklung des Wohnungswesens
in unserem Großstädten und deren Vererber“, auf den Artikel „Wald-
schutz“ und die Notiz: „Die Heimatschutz in Wunstorf“ mit Abbildung
aufmerksam. Vom Hsg.-Brau. v. D. Nanniger in Hannover innerhalb
des Gartens der Präparandenanstalt vor mit modern-schöner Bau-
haus erbaut, dient sie den Anstaltszwecken, früher aber auch als Les-
halle und als eine Art Heimatmuseum, dessen Schöpfer Oberlehrer
Magas in Wunstorf ist. In jeder Hinsicht nachahmenswert.

IV. Zur Bezeichnung und Bezeichnung sei hier angefügt der

Fragebogen zur Hausforschung.

Vornehm mit Unterstützung der Reichlichen Stiftung von Robert Maack

Es wird gebeten, die in Ihrer Gegend häufiger vorkommenden Formen anzugeben, die wichtiger zu bezeichnen sind zu unterstrichen. Eventuelle Abweichungen in der Lage und Größe der Räume können nicht in Betracht. Von Wichtigkeit ist die Lage des Flures und des Herd-, bzw. Kachelofens. Bedeutend von Ortstypus abweichende Scheidungswände sind zu stricheln und durch Tasterlinien zu versehen. Für ganz abweichende Formen befindet sich am Schluß ein unangelegter Grundriß. Besonderer Beachtung sind die Fragen am Schluß empföhlen. Spezifische Bezeichnungen sind nach Möglichkeit im Dialekt (am wendischen Sprachgebiet mit wendischer Bezeichnung) anzugeben. Die Stellung des Viehes ist am besten durch einen Pfeil, der nach dem Kopf zeigt, anzugeben. Türen sind durch einen schiefen Strich angedeutet []. Es genügt in den meisten Fällen, das Zutreffende zu unterstrichen. ■ bed. Herd.

Allgemeine Fragen.**A. Häuser mit Eingang an der langen Seite.**

1. Wohnung, Küche und Stall unter einem Dache.

a) Wohnstube und Küche veranlagt.

b) Küche auf dem durchgehenden Flur ohne Abtrennung.

c) Küche auf dem Flur, durch eine Wand getrennt.

Stall für Rinder, Pferde, Jungvieh? Gibt es daneben noch ein besonderes Stallgebäude? Ja?



2. Wohnung und Küche unter einem Dache. Stall an besonderem Gebäude.

a) Ställe auf einer Seite des Flures.

b) Ställe auf beiden Seiten des Flures.



3. Sind Wohnkammer für 2 Familien vorhanden? Sind sie alt? Sind sie von der Gültigkeit (welcher?) von dem Landesherrn (welcher?) geneigt?

a) Sind die Herde auf dem gemeinsamen Flur?

b) Sind vom Flur noch Küchen abgetrennt? wo?



4. Sind Wohnhäuser mit einer Durchfahrt nach dem Hof vorhanden? Wohnung auf beiden Seiten (für den Althof?) Ist auf einer Seite dieses Hauses ein anderer Wirtschaftsräum? Was für Gebäude stehen auf dem Hof hinter dem Wohnhaus?



Es wird gebeten, abweichende typische Formen — besonders der Herde — an den entsprechenden Grundriß einzzeichnen.

(Häuser, hauptsächlich im wendischen Gebiet vorkommend.)
Betreffendes zu notieren.

5. Wohnung, Küche und Kuchentisch unter einem Dache.

a) Herd auf dem Flur

b) Herd von allen Seiten mit Mauern umgeben, einen Kuchentisch bildend, der sich nach dem Schlot verengt.

c) Herd durch eine Mauer von dem Flur getrennt.

d) Sind Spuren einer kleinen Herdanlage vorhanden?

e) Ist am Oufelende eine kleine vorgebaute Kuchentisch?

f) Ist an dieser Stelle ein kleiner Speicher oder ein anderes zwischen dem Haus vorhanden? Ist es mit dem Haus verbunden? oder ein selbständiger Bau? Wo ist der Eingang?



- h. Kuchentisch mit dem Eingang an der Oufelseite.

6. Tenne, Stall, Herdraum und Wohnung unter einem Dache. Welche Richtung zur Straße? Sind die Ställe seit später angebaut? Ist ein Herd vorhanden? Sind 2 Herde? Herdraum besonders? wo? Nach welcher Richtung steht das Vieh mit dem Kopf (nach der Tenne oder nach der Wand)? Kennen andre Einrichtungen vor?





7. Stuben und andere Räume seitwärts von dem durchgehenden Flur-Haupteingang auf der Giebelseite? Andre Türen? Ist Küche vom Flur abgetrennt? Haben einzelne Räume einst eine andre Bestimmung gehabt?



8. Stuben und andre Räume seitwärts von Flur. Haupt-
eingang an der Giebelseite? Andre Türen? Ist ein
oberes Stockwerk vorhanden? Wozu dient es? Stall
besonders? Küchenraum in der Mitte des Flures?
oder? Steht vor dem Hause ein kleiner Speicher?
Ist er mit dem Haupthause fest verbunden oder ab-
getrennt? Wo ist der Kiegang zu ihm? Hat er
einen eignen Herd?



9. Wohnung, Küche und Stall unter einem Dache. Vor
dem Giebelgange eine Vorhalle? Herd seitwärts?
Im geschlossenen Saale? Herd in der Mitte des
Flures? Stall für (Kühe, Pferde, Jungvieh) wo? Wo
steht das Vieh mit dem Kopfe?



10. Wohnung, Küche und Stall unter einem Dache. Keine
Vorhalle. Ist eine Lade vorhanden gewesen? Ab-
gebrochen? Zu Zimmera erpfaunt?



11. Wohnung, Küche und Stall unter einem Dache. Giebel-
eingang. Flur seitwärts? Ist noch eine Schenke
vorhanden?



12. Wohnung, Küche, Stall unter einem Dache oder
nur Wohnung und Küche? Kiegang auf der
Längseite? auf der Giebelseite? Ist ein Giebel
eine Vorhalle? Die ganze Breite einnehmend?
die Hälfte einnehmend? Dient sie als Schuppen?
Stall oder?



C Der Wirtschaftshof

Es wird gelehrt, den im Dorfe typischen Grundriß auszumachen und zu unterscheiden. Die Lage des Gartens mit G, des Brunnsens mit B, des Dungplatzes mit D einschreiben. Wichtig ist die Lage von Wohnhaus, Stall und Scheune. Ist der Hof nach der Straße mit einer Bohlr² oder mit Torhaus geschlossen?



a) Wohnhaus u. d. Stall nach der Straße. Stall und Scheune unter einem Dache



b) Wohnhaus und Stall unter einem Dache (Stall und Haus durch eine Tür verbunden?)



c) Wohnhaus und Stall einander gegenüber, Scheune hinten



d) Wohnhaus und Stall auf einer Seite. Andre Wirtschaftsbauwerke gegenüber. Scheune im Hintergrund.

Für etwaige andre Gruppenfragen?

e) Wohnhaus mit der Langseite nach der Straße, dahinter die Scheune. Stall an der Seite.



f) Wohnhaus hinten. Stall und Scheune an den Seiten aneinander gegenüber.



g) Ist vor dem Wohnhaus ein Speicher? hinter ihm ein Kuhstall? Pferde-stall gegenüber. Scheune hinten.



h) Wohnhaus, Scheune, Stall und Torhaus im Viereck, aber in getrennten Gebäuden. Sind einzelne (versteht) Gebäude zusammengefasst?



i) Wohnhaus hinten, daneben Scheune (getrennt?) vorhanden? Stall an der Seite. Torhaus mit Durchfahrt. Befindet sich in ihm die Altküsterwohnung? ein Schuppen? oder Brunnen?



- k) Wohnhaus hinten. Stall zur Seite. Scheune gegenüber Torhaus mit Durchfahrt. Beendet sich in ihm eine Wohnung (Küchen?) oder eine kleine Scheune?

Besondere Fragen:



1. Herd. Ist offener Herd üblich oder eingemauerter Kamin? Ist der Ausdruck „Schreibkamin“ bekannt? Gibt es noch Spuren einer niedrigen Steinsetzung als alte Herdanlage? Steht der Herd mit dem Stubenbrett im Zusammenhang?
2. Wohnung. Befindet sich zwischen Ofen und Wand ein größerer Zwischenraum, die „Mulle“? Ist der Ofen von einer „Ofenbank“ umgeben? Ist über ihm ein Gestell zum Aufhängen der Wäsche? Wie wird es genannt? Gibt es ringförmige Details? Ist der Name „Alkoven“, „Bute“ oder ein anderer bekannt? Enthalten dazwischen Räume noch ungeputzte Kellern, die auf eine viktorianische Zeit deuten?
3. Haus. Hat das Wohnhaus einen durchgehenden, von Giebelgipfel zu Giebelgipfel reichenden Freithofen? ein Giebelstübchen (Pferd, Hund, Huhn, Stroh, Krenz, Stroh oder? Ist Keller vorhanden? Besteht der Dach aus Spohl? oder?

Sehen Sie, bitte, von den nebenstehenden Zeichnungen die passende Dachform aus.



4. Stall. Hat der Stall einen Futtergang nach dem Heil? eine offene Leuchte für den Wagen? wo?



5. Scheune. Entfällt es neben Tenne und Bausemann noch andere Räume? Sind die Ausdrücke „Tall“, Scheunenboden, Tenne u. s. bekannt? Hat die Scheune neben dem mittleren Eingang noch zwei Vorbauten (Anläufe)?



6. Zoon. Welcher von den nebenstehenden Stützen ist bevorzugt? Gibt es andere (Husen, Feldstein)? Kennt man die Ausdrücke Hülmen, Spriegel, Ricken u. s.?

7. Haugarten. Ist er vorhanden? wo? Enthält er Blumen, Gemüse? Obstbaum?

8. Sprachliches. Sind bekannt: Dörsch (Dörse, Dorse, Dornse, Dorasch etc.)? Eren, Flur, Diele, Lunte (Lörning), Vorplatz, Hainzung?
9. Verschiedenes. Hat ein jeder Hof eine Beckenmauer und wo? Sann Oberflur? oder hat das Dorf solche gemeinam?
10. Hat die alte Kirche einen alten Wirtungang, Seilzugang, Norringang?
11. Ist das Dorf ein Rand- oder Straßendorf angelegt?
12. Gibt es im Dorfe Platz- und Straßennennungen (Beck, Uptell, Kirtz u. a.)? Gibt es in der Feldmark einen „Uptell“, „Burgteuf“, Burgweil (Borchel)?
13. Gibt es an den Häusern Inschriften? Jahreszahlen? Welches Haus im Dorfe gilt als das älteste?
14. Gibt es an alten Häusern Fenster, die nicht steckig sind? Welche Form?
15. Bemerkungen.

Exemplare dieser Fragebogen sind kostenlos zu beziehen von
Robert Mißke, Charlottenburg, Rönne-Strasse 18

V. Weihnachtsspiele und Christnachtentzüge in der evangelischen Kirche in der Provinz Brandenburg. Unter diesem Titel hat Herr Gehobler Regierungsrat Prof. Heinrich, Becke W., Philologischer Sem. 1, bei der Religionslehren-Versammlung am 3. d. M. im Vereinsheim Oranienstr. 108 einen beachtenswerten Vortrag gehalten und am Mitteilung folgendes Aufreiß erweist.

Bei der Christnachtfeier wurden früher an vielen, heute nur noch an wenigen Orten, von der Schöpfungsbis besonders auch der Welterschöpfungsvorgänge, in der alten Zeit lateinisch, später lateinisch und deutsch, heute in der Regel nur deutsch

Es wäre nicht uninteressant zu erfahren, an welchen Orten und welche derartigen Gesänge noch heute gesungen werden, oder noch im 19. Jahrhundert gesungen wurden.

Es wird gebeten, auf Grund eigener Erfahrung und wo möglich auch durch Befragung von Lehrern und Schülern Mitteilungen über derartige Gesänge und wo möglich ein Exemplar derselben an das Unterrichtsamt zu übersenden, das mit einer wissenschaftlichen Arbeit über diesen Gegenstand beschäftigt ist.

Wir vertreten diesen Auftrag in dem Kreise der Brandenburgern gerne. Ich darf wohl daran erinnern, daß wir nun mit dem Gegenstande (s. B. mit dem Querspiele in Laska) mehrfach in der Brandenburgische beschäftigt haben.

VI. Unser Ehrenmitglied Prof. Dr. Grewentz, Direktor des Westpreussischen Provinzialmuseums und Leiter der Staatlichen Sammlstelle für Naturdenkmalpflege in Preußen hat die Güte gehabt, nur die nachfolgenden Grundsätze mitzutheilen, welche bei ihrer Wichtigkeit für die Provinz Brandenburg und die Grenzgebiete nachstehend wörtlich abgedruckt werden.

Grundsätze für die Wirksamkeit der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen.

§ 1.

Die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege, die ebenfalls ihren Sitz in Danzig hat und von dem Direktor des Westpreussischen Provinzial-Museums Professor Dr. Grewentz ebendort als dem Staatlichen Kommissar für Naturdenkmalpflege verwaltet wird, bezweckt die Förderung der Erhaltung von Naturdenkmälern im Preussischen Staatsgebiet.

§ 2.

Unter Naturdenkmälern im Sinne dieser Grundsätze sind besonders charakteristische Gebilde der heimischen Natur zu verstehen, vornehmlich solche, welche sich noch an ihrer ursprünglichen Stätte befinden, seien es Teile der Landschaft oder Gestaltungen des Erdbodens oder Reste der Pflanzen- und Tierwelt*).

§ 3.

Zu den Aufgaben der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege gehört insbesondere:

1. die Ermittlung, Erforschung und dauernde Beobachtung der im Preußen vorhandenen Naturdenkmäler,

* Als Beispiele seien genannt: die Scherengebiete im Kosowpogge, das Babel in Hain, Babelsteine am Märkerquartier, Hainmann in Ostpreußen (Teile der Leuchthöhle) - Babelsteine mit eiszeitlicher Absonderung im Elbthale, der Moorsteil mit Moorsteinmassen bei Stöckdorf, die Kriekenklippe auf Hügeln, der Waldboden der Bienenklippe in der Lowitz, Bienensteine und steinerne Steile im Flachland (Gestaltungen des Erdbebens - die Schiefer bei Atern, die Stoppelfen im Wartenpogge, die Bienenklippe in der Märker Höhe und im Hain, der Bodenboden bei Sellenberg, der Eisenboden in der Tschelker Höhe, die Steile bei Hagenberg in Schönering-Höhe, die Wasserröhre bei Babelsteine, Babelsteine im Kosowpogge (Horn der Pflanzenwelt), steinerne Baum mit steinerne Kollidierstein in Kosowpogge, der Felsen und andere steinerne Arten in Altpreußen der Hain, das Moorsteil bei Babelsteine, die Kommissarsteine im Wartenpogge, der Kommissarsteine auf Hügeln (Reste der Tierwelt).

1. die Erzielung der Maßnahmen, welche zur Erhaltung der Naturdenkmäler geeignet erscheinen,
2. die Anregung der Beteiligten zur ordnungsgemäßen Erhaltung gefährdeter Naturdenkmäler, ihre Beratung bei Feststellung der erforderlichen Schutzmaßregeln und bei Aufbringung der zur Erhaltung benötigten Mittel.

Die Erhaltung von Naturdenkmälern selbst und die Beschaffung der dazu notwendigen Mittel heißt Sache der Beteiligten-Fonds für denartige Zwecke stehen der Staatlichen Stelle nicht zur Verfügung.

§ 4

Die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege wird es nach Anlage vom Innern, die auf die Erhaltung der Naturdenkmäler gerichteten Bestrebungen in geeigneten Rahmen zu erhalten.

§ 5

Die Staatliche Stelle wird in Sachen der Naturdenkmalpflege Behörden und Privatpersonen auf Anfragen jederzeit Auskunft geben, insbesondere darüber, ob ein beschriebener Gegenstand als Naturdenkmal anzusehen ist und welche Maßnahmen zu seiner Erhaltung zu empfehlen sind.

Wo es sich um die Erhaltung eines gefährdeten Naturdenkmals handelt, wird es sich mit den für die Übernahme des Schutzes in Frage kommenden Stellen (Behörden, Gemeinden, Vereine, Privatbesitzern pp.) in Verbindung setzen, nach je nach Lage des Falles den beteiligten Amtsinstituten (Landrat, Regierungspräsident pp.) von dem Sachverhalt Mitteilung machen. Sofern es zur Erreichung des Zieles erforderlich erscheint, wird sich der Staatliche Kommissar an Ort und Stelle begibt.

§ 6

Die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege steht unter der Aufsicht des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten, dem sie monatlich berichtet und alljährlich einen Verwaltungsbericht vorlegt.

§ 7

Dem Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten steht bei Ausübung der Aufsicht als besonderer Organ ein Kuratorium zur Seite, in welchem neben dem Ministerium der geistlichen pp. Angelegenheiten, die Landwirtschaft,

Denkmal und Fomien, für Handel und Gewerbe, des Innern und der öffentlichen Arbeiten je ein Kommissar abgeordnet wird. Sofern im Einzelfall andere Preussische Ressorts als die genannten oder Reichsressorts in Frage kommen, bleibt vorbehalten, die betreffenden Ministerien oder Reichsämter um Entsendung eines Kommissars an den Sitzungen des Kuratoriums zu ersuchen.

Berlin, den 22. Oktober 1901.

Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und
Medizin-Angelegenheiten.

Im Auftrage:
gez. Schmidt.

V. I. K. Nr. 28331 I.

Personliches.

VII. Unser Mitglied, Herr Stadtbaumeister Ludwig Hoffmann, der gesunde Erbauer des von uns besetzten Rudolf-Virchow-Kreischensens, hat den Charakter als Königlich Preussischer Geheimer Beamt und als Dozent an der technischen Hochschule in Darmstadt erhalten. Wir gratulieren verbindlichst.

VIII. Unter unseren Glorien begrüßen wir heut mit Freude und Anerkennung den Sohn unsere Anwesenheitsgläubigen Maximos-Kunze Rudolf Buchholz, Herrn Hauptmann Buchholz, welchen wir früher öfters als Gast in der Hausenburger gestanden und der gesund und ungehindert, geschützt durch den Herrn Admiral mit Schwertern, aus dem gefährlichen Feldzuge in Deutsch-Sudwestafrika heilgekehrt ist.

IX. Heinrich Seidel † Von den „drei Getreuen“ Julius Stille, Johannes Trojan und Heinrich Seidel, die alle drei, obgleich Nichtberliner und Nichtmärker, Berliner Art und Märkerische Natur so schön geschildert, lebt nur noch der Westpforte Trojan. Kürzlich beklagten wir den Herangang des Hölzchens und nun ist auch der Mecklenburger von Perla, der Schöpfer des Lohrecht Hölzchens, aus im seinem köstlichen Schmerz entrissen worden. In einem autobiographischen Skizzen „Von Perla nach Berlin“ hat er seinen eigenen Werdegang vom Techniker zum Dichter, vom Tischler zum Weberwesen spannend geschildert. In einem der zahlreichen Nachrufe, die Heinrich Seidel gewidmet sind, heißt es in der Schlussbetrachtung: „Es ist Sonne in Seidel, Gesundheit und Schalkheit. Der Poete des Alltagslebens sind wenige so eifrig nachgegangen, wie er. So ist denn auch sein Sagenstil auf dem schreibenden pockenlosen Blatte, die Hofe der Berliner Mistkammer. Sein heraufisches Gedicht „Die Musik der neuen Leute“ konnte „die Poete der Leierkasten“ heißen.

Ein Freund der Natur, wie es Heinrich Seidel war, hatte er sich vor elf Jahren aus dem Lärm der Weltstadt an die Stille seines Eigenheims in Groß-Lichterfelde gesetzt. Dort lebte und leuchtete er der Natur und studierte die Sprache der Vögel, die er ebenso gründlich zu kennen behauptete, wie das Geheimnis des Schüttelreims. In den lustigen Schüttelreimen, die er zum „Lachschindelschneider“ gestiftet, kam sein frischer Humor zur Geltung. Heinrich Seidel sah nicht aus, wie die Menge sich einen Dichter vorstellt. Die große, breit-schultrige Gestalt mit den klaren Augen und die Trinkfähigkeit des still aber grundlich den Wein prüfenden stattlichen Mannes sah nicht so aus, wie ein Poet, dessen Ideal ein Leberecht Hühchen war. Er war ein guter Kompan unter einem Berufsgelehrten, und am den Abenden der „literarischen Gesellschaft“, bei denen er nie fehlte, schloß er sich behaglich. Aber auch dort war er oft ein Meister des Schwagens, wie Moltes, der einst von Seidels Onkelvater getauft, ein warmer Verehrer von seines Landmanns Dichtungen war. Das bei Heinrich Seidel ebenso wohl, wie die Verlebung des philosophischen Ehrenbürgers seitens seiner Heimatsgenossen für Horack. Sonst war er weltlichen Ebrungen gegenüber kühl. Er war durchaus ein innerlicher Mensch, der sich mit der Heftigkeit des Humors da aus wählten sollte, wo er gesunden Sinn und Ede Empfindung ahnte. So wird die Nachwelt, wenn sie seine Dichtungen liest, die würdigen mit dem Verne seines Leberecht:

„Am Haß und Hader, Taputrum und, Hüh'n
Kannst mit mir, wo die stillen Stunden bist.“

Kleinleben — Stillleben, wie man es in unserer soig lautechen immer rastenden Zeit, wenn man in Sprache als die Red im großen öffentlichen Nachdenkungsstrahe mit rollen muß, gern geschildert hat. Das ist der Grundton, der sich durch fast alle seine Dichtungen nicht nur an der fast ein wenig erstickend, aber doch im Grunde immer leb und leuchtig, das fühlt man bei seinen Naturdylan so, bei seiner Menschensgeschichte und so auch bei seinen allerliebsten, rührenden Tiergeschichten von Spatzen, Hunden und Pferden. Trefflich hat er überall das konkrete Wesen unserer Existenz schilf und geschildert.

Am 7. d. M. verschied an den Folgen einer schweren Operation an Krebs-Krankheiten an Groß-Lichterfelde bei er in diesem Vorort, wo er ein amüßiges ungarisches Aussehen besaß, nach bestattet worden.

Die Gemeinde Groß-Lichterfelde hat dem Dichter, der ein Jahrzehn ihr Bürger gewesen, die letzte Ruhestätte an einer Ehrenstelle bewahrt; hier wurde der Erde übergeben, was sterblich war an Heinrich Seidel.

Geboern ist er am 26. Juni 1862 in Perlm in dem Örtchen, dessen Abschickvollendung mit Berlin verleben und seinen Freunden so oft Bewund- lerb befehelt worden ist.

erschlossene kurze Aufsatz von Trossier gegeben: „Die Veränderungen der Erdbeobachtung, „Ein Mahnwort“. Die eingehenden Nachrichten sollen in der Ihnen bekannten Zeitschrift „Deutsche Erde“ von Zeit zu Zeit veröffentlicht werden.

XIII. Die Tonwaren-Industrie in Veltro in der Mark, die uns vornehmlich mit Ofenkeramik versieht, wurde am 25. v. M. von der Pflegehaft des Märkischen Museums unter unserer Führung und unter technischer Leitung unseres Mitgliedes Herrn Dr. Fabellors besucht. Die Redaktion der Tonindustriellen-Section hat uns einen Auszug in Nr. 117 am 20. d. M. veröffentlichten Artikel gütigst ausgeteilt, dem wir mit Erlaubnis des Sachverständigen entnehmen:

Die Teilhaber wurden im Krustens-Hotel von einer Reihe Veltroer Herren, darunter Herrn Gemeindeverordneter Zieger, Herrn Kantor Garcke, dem bekannten Verfasser des Buches „Der Industrievort Veltro“, Herrn Fabellbesitzer Otto Schmidt usw. begrüßt.

Nachdem ein Blick in die Kirche geworfen war, wurde das neue Gemeindefestum besucht, in dem ein weites Kachelofen in recht geschmackvoller Form, ein Geschenk der Firma A. Schmitt, Lehmann & Co, sowie ein aus Ton hergestelltes Bild Sr. Majestät des Kaisers, geschenkt von der Firma Carl Krause, von dem Könige der Veltroer Fabrikanten Zeugnis ablegten. Die Wagen besahen hierauf die ebenfalls Herren zu dem Tonwerke Krause, das stehend besichtigt wurde. Alsdann wurde der Weg zu dem neuen Tonwerkstätten angetreten, wo a. d. ein großer Trockenbagger damit beschäftigt ist, den Abraum in etwa 5 m Stärke von dem hier ebenso beschäftigten Teufelge zu entfernen. Es sieht zu erwarten, daß die neuen Aufschlüsse des Veltroer Fabrikanten recht zum Segen gewöhnen werden. Die Kachelherstellung ging an der Ortsnähe vorüber, die einen recht schönen gelben Ziegel herstellt, und welche in der Ofenfabrik von Schmitt, Lehmann & Co, deren alleiniger Inhaber a. Z. Herr Fabrikant Otto Schmidt ist.

Das Werk wurde im Jahre 1872 gegründet, hat im Jahre 1893 einer Feuerbrunst zum Opfer, welche alle Bestände und Einrichtungen zerstörte, und wurde infolgedessen unter Berücksichtigung der bisher in der Kachelherstellung gemachten Erfahrungen wieder neu aufgebaut, wobei es jetzt einen modernsten Betrieb darstellt, der sich in Bezug auf die Zweckmäßigkeit der Arbeitsteilung und der Raumausnutzung auch mit unserem größten deutschen Betriebe messen kann. Neben der Herstellung von weißen Schmelzkacheln werden auch kunstfertige andere Ofen angefertigt, für welche bei der II. Fachausstellung im Jahre 1895 in Berlin der Ehrenpreis der Stadt Berlin und die goldene Ausstellungsmedaille verliehen wurde. Im Jahre 1900 erhielt der Besitzer die bronzenen Staatsmedaille. Da am Sonntag die Arbeit in

dem Werke ruht, hatten die Besucher leider nicht Gelegenheit, den Arbeitsgang, wie er hier geübt wird, kennen zu lernen. Dieser hat besonders deshalb von großem Interesse, weil die Herstellung der Kacheln ausschließlich mit Hilfe von Kachelpressen erfolgt.

Als Rohstoffe für die Kachelherstellung dient der Ton aus der Teufener Grünsandgrube, sowie zwei Tonarten aus eigener Grube, ein eisenschwerer und kalkreicher weißer Ton und ein kalkärmerer und eisenschwerer gelber Ton. Dies sind alles Alluvial-Ablagerungen. Diese 3 Tone werden zusammen mit Hägauer Kiesel zur Kachelmasse aufgeschlämmt. Die Schlammes läuft in 12-gelungige Gruben, deren Boden mit weissem eisenschweren Sand beschüttet wird. Außerdem stehen dem Werke auch zwei elektrisch betriebene Schlämmpressen mit 3 großen Schlämmpressen am Teufenberg zur Verfügung. Nachdem sich die Masse in den Schlämmpressen abgesetzt hat, läßt man das überschüssige Wasser ablaufen und reißt die Oberfläche des Matsches mit zwei sich kreuzenden Elektroden ein. Nachdem die so erhaltenen Kacheln so fest geworden sind, daß sie aus der Grube herausgenommen werden können, wird über sie ihrer Unterseite aufliegende Sand sauber abgeschüttelt. Die Kacheln kommen zum Teil unmittelbar in die Verarbeitungszone, zum Teil werden sie im Maschinenhof für die Winterarbeit aufbewahrt. Ein eigentliches Maschinen- ist nicht erforderlich. Zur weiteren Aufarbeitung der Kachelmasse dienen zwei stehende Tonschneidm, durch welche die Masse zweifach geschickt wird. Von hier aus kommt sie mit Hilfe von Fahrstühlen in die Formen. Diese ist im zweiten Stockwerke nahe am Trockensraum angeordnet und schickt sie allen Seiten Licht und Luft. Hier stehen die 4 Kachelpressen, von welchen zwei Plattenpressen herstellen und je eine zur Erzeugung von Eckkacheln und zur Aufbringung von Verzerrungen aller Art einschließlic Öffnerwerk dient. Die drei Plattenpressen und die Eckkachelpressen stammen aus der Maschinenfabrik von Fuganda in Perleberg. Die anderen beiden Pressen sind von Drescher in Wittstock gekauft, alle vier arbeiten in jeder Hinsicht zufriedenstellend. Die Kacheln kommen formgerecht aus der Presse, werden beim Trocknen nicht und zeigen auch nicht mehr an Verformungen, als die handgeformten Kacheln. Dagegen arbeiten sie um mehr als 100 v. H. billiger als bei Handbetrieb, stellen bedeutend mehr Kacheln her, als es unter Aufwendung des gleichen Raumes bei Handarbeit möglich wäre, und bedeuten somit nicht nur das große Geldersparnis, sondern auch einen ganz bedeutenden Raumgewinn. Die frisch geformten Kacheln werden auf leichte Lattungsgestelle abgelegt, die auf die hoch eingesetzten Trocknungstage gelegt werden. Hier stehen die Kacheln soweit an, daß das sogen. „Rechtlegen“ erfolgen kann; darunter versteht man die Entfernungen aller Grate und die Glätten der Kanten mit Hilfe geeigneter Werkzeuge. Die beschrieb-

Kachel ist etwas so fest, daß sie auf Stapel gelegt werden kann, von denen wird sie in den Trockenraum gebracht.

Soll die Kachel erhaltenen Verformungen erhalten, so wird sie frisch von neu von der Presse kommt, auf die bereits erwahnte Nachpresse gebracht. Diese ist eine Kachelpresse und gestattet das Einsetzen verschiedener Matrizen. Die nachgepresste Kachel, die auch guttartig durchbrochen sein kann, wird eingestößt und beschickt, wie die glatten Kacheln. Die Erdkachelpressen von Pergande arbeiten genau so sicher wie die Presse für das Plattenzeug. Die Form ist zweiseitig, das Ablegen erfolgt ebenfalls auf Lehnungsteile, die Entleerung der einen Hälfte der Innenform nach dem Ablegen.

Die beschickte Kachel kommt nach dem Trockenraum. Dieser liegt über den Brennöfen und wird außer durch die strahlende Wärme derselben noch durch die Abkühlung der kochenden Ölen erwärmt. Zu diesem Zwecke sind die Schornsteine der Öfen durch die Trockenräume geführt. Sie besitzen über dem Fußboden des Trockenraumes eine absperrbare Öffnung und darüber einen wagerechten Schieber, wird letzterer geschlossen, mehrere aber geöffnet, so strömt die Abwärme in den Trockenraum; da der Brennbetrieb so geleitet wird, daß stets ein Öfen heizt, der andere kühlt und der dritte heizt wird, aber sechs Brennöfen im ganzen vorhanden sind, strömt ohne Unterbrechung die Abwärme von zwei Öfen in den Trockenraum, so daß der Wärmerzustand ein stetig gleichbleibender ist. Während das Plattenzeug an Stelle zum Trocknen aufgehängt wird, werden die Erdkacheln auf die Schornsteine gestellt und zwar so, daß die großen Hohlflächen einander angelehnt sind, aber genügend Raum zum Durchströmen der Luft lassen, die, da das Kacheln auf Latzen steht, von allen Seiten Zutritt hat.

Über der Kachelheizweise und dem Trockenraum befindet sich die Werkstätte für die Herstellung des Stanzzeuges. Dieser Raum ist ebenfalls sehr hell und luftig und nur durch die Schornsteine der Brennöfen angeschlossen. Die Herstellung der Stanzstücke erfolgt in der Weise, daß die Stanzkacheln auf höherem Tische richtig durchgezeichnet werden, was der Hüter „Stanzmaschinen“ nennt; dann werden sie in einem Säusel geföhrt und dieser in denselben Weise an Hältern geschliffen, wie es früher bei der Herstellung des Kachelbleches allgemein üblich war. Die Hälter werden auf dem Boden der Werkstätte unter Naturschönung der aus der unter dieser gelegenen Trockenschale abströmenden Wärme eingestößt. Das Formen der Stanzstücke geschieht mit Hilfe von Gipsformen, welche von einer besonderen Werkstätte im Felde nach Modellen, die von namhaften Architekten entworfen sind, geliefert werden. Zunächst werden die vertieft liegenden Verformungen angeformt und dann die über die gesamte Fläche liegende dünne Tonsschicht mit einer überall gleich starken Tonschicht „belagt“. Dann werden auf der

Rückseite die Stange eingesenkt und mit Tiegeln an dem Hütte befestigt, wobei ein besonderes Verhalten der Stoffigkeit der Metalllegierung zum Formton berücksichtigt werden muß, wodurch beim Trocknen ein an großes Verziehen der Stücke veranlassen wird. Sind alle Teile gut mit einander verbunden, so werden in den kunstfertigen Hohlräumen des Stanzstückes angeordnete Stützen aus Kachelmauer eingesetzt, welche das Metall während des Ansetzens stützen sollen. Demnach werden die Verbindungsstellen mit einem Nichten Schwamm dicht gestrichen, ein Lattengerüst auf das Stück gelegt und dieses so umgedreht, daß die Ovaleform nach oben zu liegen kommt. Diese wird abgehoben und das Stanzstück zum Ansetzen in die Gestelle gelegt. Dabei benutzt man die Vorsicht, bei besonders großen Stücken die Ränder mit Tachern zu umwickeln, damit zuerst die inneren Teile und dann erst die Ränder austrocknen. Sind die Stanzstücke stief genug so erfolgt wieder das Beschicken und das Trocknen. Letzteres erfolgt zum Teil in Lattengerüsten, zum Teil auf dem sogenannten Herde, einem Fußboden aus unmittelbarer über der Trockenschale.

Das oberste Stockwerk des Werksgebäudes nimmt das Lager für die Ofenformen ein; es ist äußerst reichhaltig, stellt aber keine großen Schwankungen unterworfenen Geldwert dar, indem die Mode sehr häufig Änderungen in der äußeren Gestaltung der Kacheln erfordert.

Am das Trocknen des Kachel- und Stanzgeräts schließt sich das Brennen an. Dieses erfolgt in den Verschränken und den Ofenböden, beide erfolgen gemeinsam in demselben Ofen, was dadurch ermöglicht wird, daß beim Einsetzen die Schrägen auf die Sohle, an die Wände und unter das Gewölbe gestützt wird, während die Ofenböden, die die glasierte Ware, den Kern des Ofens bilden. Dem glasierten Flächen gibt man wenigstens einen gewissen Abstand, damit die Farbe möglichst gleichmäßig ausfällt. Die Kachel stehen senkrecht auf Inchtrogelstützen, die oberen Ränder zweier benachbarter Kacheln werden durch in weichen Zustande aufgewirbelte kleine Tonstücke festgehalten.

Die Ofen, deren 6 vorhanden sind, sind 2,57 m hoch, 6,50 m lang bei 1,40 m breiten Kacheln. Das an einem Ende angelegte Holzkohle nicht unmittelbar unter der Ofensohle ruhend, strömt aus Ende des Ofens in dessen, durchbohrt den Ofen, tritt an anderen Ende durch das Gewölbe in einen breiten Kanal über dem Ofengewölbe bis wieder zum anderen Ende und gelangt hier endlich in den Schornstein. Es findet eine Erhitzung des Ofens selbst von der Sohle aus statt, dann unmittelbar und hierauf nachher von oben her durch das Gewölbe. Zur Feuerung wird ausschließlich Holz verwendet, da man zur Erzielung einer reinen weißen Fläche eine sauerstoffreiche Flamme gebraucht

Die vorgeschriebene Kacheln kommen in die Schmelze, in welcher 3 Trockenschmelzfanschieben von Emil Dechant in Valters stehen. Hier werden die während des ersten Brandes hervorgetretenen Verkrümmungen des Kachelbrettes ausgeglichen. Die abgeglätteten Kacheln werden gealbert und gewaschen, dann werden sie mit einer nicht abtrocknenden Masse „vermaacht“, wodurch nicht nur die während des Schmelzens entstandenen kleinen Vertiefungen in der Oberfläche wieder ausgefüllt werden, sondern auch die Kachel befähigt wird, die Glasur festzuhalten.

Bevor die Kachel dem zweiten Glättbrande unterworfen wird, wird sie glaziert. Die Kachelglasur wird im folgenden Wege hergestellt: Zinn und Blei werden in gewissen Gewichtsanteilen abgemogen und in den Ächerofen, eines kleinen Hoffofens, in Ächer verpackt, 3 h oxydiert. Durch eine möglichst gute Mischung der beiden Metalloxyde entsteht wird, wird vor dem Ächerofen eine mechanische Krückerichtung aufgestellt. Diese besteht aus einem Räderwerk, welches eine Krückerichtung in hin- und hergehende Bewegungen vermittelt. Diese Bewegung erfolgt mit Hilfe eines geschobenen Radels in der Weise, daß lange und kurze Stöße der Krückerichtung miteinander abwechseln. Außerdem wird von Zeit zu Zeit die Krückerichtung nach gehalten. Der Ächer bildet nun den Hauptbestandteil der herzustellenden Schmelzglasur, die in dem Schmelzofen fertig gemacht wird. Zu diesem Zweck wird der Ächer mit Flusssäure, Kieselsäure und Salpeter, wenn notwendig auch mit Eisenoxiden Metalloxyden gemischt und auf dem Herde geschmolzen. Die Flamme der Focierung des Schmelzofens schlägt erst durch den Schmelzraum, nicht dann unter der Sohle durch und gelangt von hier aus nach dem Schmelzofen. Der Herd des Schmelzofens wird mit Sand beschüttet, auf diesem wird eine Arbeitplatte abgebaut, die dann mit dem Glasmasse beschickt wird. Die geschmolzene Glasur erstarrt zu einer dichten Masse, die aber sehr spröde ist und sich nach dem Erkalten leicht zerbrechen und von der Arbeitplatte abheben läßt. Es kommt dann zunächst auf ein Drehwerk und wird auf 2 Glasurrollen muß verwickeln; dann durch Oberflächenschräglänge, die sich von den gewöhnlichen Schmelzrollen nur dadurch unterscheiden, daß der Oberflächler nicht rund ist, sondern rechteckigen Querschnitt besitzt. War die Metalle eine Seilung im Omg., so öffnet man einen Spund über dem Boden des Fortalles und läßt den dicken Brei durch ein Sieb ablaufen. Er wird dann noch dreimal durch immer feiner werdende Siebe geschlagen, bis er endlich die Glasur in saftigeren Säusen Zustande verteilt enthält.

Mit dieser Glasur wird nun die vorgeschriebene Kachel dreimal abgeglaziert, nachdem sie zuerst in reinem Wasser gewaschen worden war. Das Abglazieren ist eine sehr schwere Arbeit, da die eine ganz besondere Übung gefordert, wenn die Glasur gleichmäßig über die ganze Kachelober-

Stücke verteilt werden soll. Die Gläser wird übereinander schnell von der Kachel genommen, so daß man die übereinander Kacheln mit den glasierten Flächen übereinander setzen kann, ohne daß diese aneinander haften. Zunächst wird die oberste Lage Gläser von den Rändern entfernt und dann die Oberfläche des Bleites mit einer sogenannten Abschlechte, d. h. einem großartigen Stahlfaser geglättet. Jetzt ist die Kachel fertig, um den Ofen zum Glättbrennen übergeben werden zu können. Da beim Angleiten die Gläser sich immer an dem während dieses Vorganges nach unten gehenden Rand des Bleites ansetzen, wird die Kachel nun so in den Ofen eingesetzt, daß der beim Angleiten unten befindliche Rest zunächst nach oben gerichtet ist. Dadurch wird wieder eine gleichmäßige Verteilung der im Fluß gerathen Gläser bewirkt.

Nach Vollendung des Einsetzes wird die Kugelhöhle des Ofens vermauert und mit dem Brende begeben. Dieser erfolgt mit Heißluft und dauert 20 bis 26 Stunden. Den Garbrand erkennt man an Pochkackeln, auf welche kleine Kugeln, aus der Glasmasse bestehend, aufgesetzt sind. Diese entstehen und wenn die abfließende Schmelze eine gewisse Länge erreicht hat, weil man, daß sie zum Aufsteigen der Gläser nötige Höhe erreicht ist. Soll die Kachel bemalt werden, so erfolgt dies auf die abgebrannte Gläser. Die Bemalung wird dann noch einmal eingebrannt, oder richtiger gesagt, in einem von allen Seiten geschlossenen Malschloß eingeglättet. Die fertige Kachel wird verfrachtet und zwar so, daß nur die ganz unbedeutenden Stücke für die stärkere Seite eines Ofens Verwendung finden, was einigemal ein Fehlerhaft ist, kommt nach hinten.

Zum Betrieb des Werkes steht eine 20-pferdige Dampfmaschine zur Verfügung, und außerdem besitzt das Werk elektrische Kraft von dem im Orte errichteten Elektrizitätswerk. Außer der Nachmittagsleistung wird noch eine Lage zum Zerschneiden des Henschelens elektrisch betrieblich angeschlossen.

Dem Schluß machte ein Bericht des rechtshängigen Marktrichters, in dem die Mitglieder der Pflanzschaft durch Überreichung kleiner Aushilfsblätter informiert wurden.

Hierauf wurde unter Führung des Herrn Rektor Thöning die Kachelmacherei besucht, auf deren Boden Herr Kantor Gauricke das keramische Museum von Vellau vorführte. Wir sehen hier recht interessante Sachen, darunter auch das Modell einer Kachelpresse. Alle fertige Töpfe mit Inschriften zeigte, daß man sich schon früher in Vellau bemüht hat, auch etwas anderes als weiße Kacheln herzustellen, und es ist unwillkürlich von Kacheln des Porzellanwerkes, daß allerdings wieder von anderen Fabriken versucht hergestellt wurde, nicht nur weiße, sondern auch farbige Kacheln anzufertigen. Man kann sich ver-

stehen, warum es nicht gleichen sollte, in Vollen preiswert ähnliche Sachen anzukriegen, wie sie z. B. von den großen Ölschiffen Südamerikas her geliefert werden. Die Frachtdifferenziale zwischen Vollen und Stollentochland nach Berlin sind ganz beträchtlich, und die Vollerer Fährfähigkeiten würden gewiß, falls sie sich die nötige Mühe geben wollten, schließlich doch in Berlin den stollentocher Wettbewerb sehr wohl verteidigen können.

Nach Beendigung des Vortrags besuchten die Herren die Mädchen-schule, wo Herr Rektor Haselberger die Lebensverhältnisse hatte, einen Vortrag über die Kautschukindustrie in Vollen zu halten und denselben durch eine große Anzahl Lichtbilder zu erläutern. Wie wir schon jetzt hier mitteilen können, wird dieser Vortrag baldmöglichst auch in Berlin in einer Sitzung der „Brandenburger“, gehalten werden.

Zum Schluß versammelten sich sämtliche Herren noch einmal im Karlsruher Hotel, und die Pflegschaft nahm Abschied von den lebenswürdigen Führern mit warmen Dankes Abschied. Herr Geheimrat Friedel wies darauf hin, daß es für die Mitglieder der Pflegschaft eine große Freude gewesen ist, den Ort Vollen kennen zu lernen und zu sehen, wie eifrig die Fabrikanten gerade in unserer Zeit bedacht sind, Postdienste auf ihrem Gebiete zu machen.

Sobald der Vortragsverkehr nach Vollen eröffnet ist, wird dortselbst die Brandenburger einen Ausflug unternehmen.

B. Kulturgeschichtliches.

XIV. Ausflug nach Stolpe an der Nordbuka. Auf der unter XIII. geschilderten Pflegschaftsfahrt nach Vollen wurde zuvor Stolpe a. N. besucht, woselbst in dem alten Haus Stolpe die Teilnehmer auf das Freundlichste von der Gemahlin des Herrn Rittergutsbesitzers Hauptmann a. D. Graevenern selbst ausw. Fräulein Töchteren empfangen und geliebt wurden.

Besonders merkwürdig neben dem gewöhnlichen, in Holzkostel angelegten Wohnhaus ist der Garten, welcher noch jetzt drei baumartige Buchsbäume (*Buxus sempervirens*) enthält. Sie sind etwa 500 Jahre alt und haben 54 bis 72 cm Stammumfang gemessen etwa 1 m über dem Erdboden. Der 4. Baum wurde Friedrich Wilhelm IV. vorgezeigt, ist aber, wie voraussetzen, trotz bester Pflege in Potsdam verkommen. Alle Bäume vertragen nur sehr die Verletzung in unserem Heimat, mag diese an sich auch noch so schön sein, erfrühlungs-gewandt recht schlecht. Besonders ist, bedauerl., in Norddeutschland nicht bekannt, das nördlichste Wildvorkommen dürfte im romanischen Sekwarental in Thüringen sein.

Sowohl der Redaktion des Niederlausitzer Kreisblattes werden aus die nachfolgenden Schilderungen in Holtenauerlager Weise zur Ver-

Figung gestellt. Stolpe an der Nordbahn, Kreis Niederbarnim, gehört ohne Zweifel an den interessantesten Dörfern des Niederbarnimer Kreises; er ist weit, und weit in die Vergangenheit zurück gehen die Nachrichten über dasselbe, die noch in vielen Akten schlammern. Bereits sehr früh scheint das Ackergebiet des Ritterwesens durch die Dorfzinsen der wahrscheinlich um die Mitte des 14. Jahrhunderts wüst gewordenen Nachbarklöster Zernsdorf (jetzt Vorwerk) und Sülzbach zu vergrößert worden zu sein. Im 17. Jahrhundert befand sich das Gut in Besitz des Landesherrn, in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts gehörte es der Karlsruferin Louise Hinrichs, zu deren Zeit (1684) das jetzige Schloss erbaut und der Garten- und Parkanlagen geschaffen wurde. Damals, als die jetzt einzigen Barockhäuser noch niedrige Häuschen waren,



besteht das neue Schloss aus mehreren Objekten an dem im dreißigjährigen Kriege arg verfallenen Häusern des Dorfes; ja, noch 60 Jahre später, 1680, lagen von dem 70 Ackerstück noch 4 völlig wüst. Mit dem Bauergelände stand's nicht viel besser. Auf dem Acker einer wüsten Bauerngutten heißt „der Herr Fluwe vier Rindchen mit 1 Scheffel Roggen heßt und zwar mit nachfolgenden Jahren“, wie es in dem amtlichen Veranschschlag des 1680 heißt, „welcher er auf 30 Jahre dinstet gewohnt, und sein Vorlieb heßt auch auf 30 Jahre gesthet“. Die Häuser befanden sich größtentheils im Zustande des Verfalls; die Schwellen derselben, welche man damals oben Fundamente direkt auf dem Boden legte, waren meist „verwahrheit“ (verwahrheit), so daß die Gebäude schief standen, und auch die Bedachung wie oft große Lücken auf. Es fehlte an Bresten, an Gold, so daß trotz der gewählten „Freyjahr“ wenig gebaut und gebohrt wurde. So sagt der Herrsch:

„Andreas Schöllens Scheune ist zwar vor wenig Jahren ganz neu gebaut worden und hat hiesel er ein Gerüst und die Abseiten davon, das Haus aber ist alt und das Holz ganz mürblich, ohne Brandmauer und Schornstein.“ „Pfeifen Haus hat keinen Schornstein.“ Schornsteinen besitzen überhaupt die wenigsten Häuser, nur von dem 1650 gebaueten Hause eines gewissen Wiese wird gesagt, es habe einen Schornstein mit einem eisernen Hühnchen; doch war Wieses Scheune wieder ohne dachlos. Im übrigen hatten die Häuser eines Schloßs, durch die der Regen Einingang zum Herdraum der Ofen fand, so daß die Frauen bei schlechtem Wetter, wie früher in der Umgegend von Stolpe der Völke-



witz bekauptete, den Eierkuchen selbst in eigenen Händen backen wollten. „Das Dabergers Haus war erst vor 44 Jahren erbauet; dorelbe Haus ist aber zufällig zu Grunde geben, welches die Obrigkeit besetzt, und ist zu offtern zugestanden, das Dach und die Schwellen zu machen. Es ist aber nichts bei ihm.“ Die Scheune ist ein Haus und ebenso von dörflerlos.“ Nach einem späteren Bericht wachte der Ort mitten im Dorfe über „Herr Ungers Hof“ geladert.“ Es ist dies der von Königeberg u. Fr. abkommende reformierte Hofjurgert, den wir von den Krönungsfeierlichkeiten im Jahre 1701 her kennen. Friedrich I., der erste Preußenkönig, verleiht ihm das Gut Stolpe, nachdem er ihn unter dem Namen von Bar in den Adelsstand erhoben hatte. Später besitzen die Platen und die Passowitzer das Gut, bis es endlich in die Hände der

Vollkommenen Fossilie überging. Im Jahre 1763 war das Dorf größtentheils ein Reich der Flammen geworden. Unmittelbar darauf wurde das Pfarrhaus erbaut, welches bis zum Jahre 1860 gestanden hat. Zu den größten Sehenswürdigkeiten des alten Ostpreussens gehören die mit dem Namenzug F. W. versehene Krone auf dem Kirchthurne und der große gelbe Kalk, auf dessen Fuß der gekranzte Erlöser mit den beiden Maria dargestellt ist. Die Krone auf dem Kirchthurmspitze erinnert gewissermaßen an die Zeit des kö niglichen Putzputzes. Die älteste Kirchensynagoge der Mark ist vermuthlich die auf dem Turme zu Tolkow, deren Urbild der Volkstanz nach von Kaiser Karl IV., dem Luxemburger anno 1399 geschenkt sein soll. Derartige Krone können n. a. noch vor in Hohenberg bei Simons, Lauen, Berlin (Dreifaltigkeitskirche), Potsdam (Barneckerkirche), Torgaustraße etc. Der Weg von Stolpe zum Bahnhof führt den Namen „Stolper Straße“, eine Benennung, über welche kein richtiger Berliner hinwegkommt, ohne seine Gläser zu machen.

Aus diesem Grunde habe ich für die im Süden Berlin belegene Straße auf dringende Bitte der Anwohner statt Stolper Straße den Namen Stolpische Straße vorgeschlagen und auch durchgesetzt. Freilich ist hierbei nicht Stolpe = K. sondern Solp = Prummern, die bekannte lebhafte Fremdenstadt, zu der die Hofen und Badort Stolperstraße gehört, gemeint. 3 Abbildungen nach Photographien unseres kunstfertigen Mitgliedes Bibliothekar F. Lischke stellen das einwärtige Haus Stolpe von der Ostseite mit zwei im zweiten Stockwerk und die Dorfkirche mit der gekrönten Turmspitze dar.

XV) Natalie Heimackende der Uckermark Preussens 1868 — Zur Orientierung an dem Bilde, welches oben wasserwärts in gelanger Umriss und in ungenauer Sprache verfertigt, lassen vergrößert und besser verstanden.

XVI) Wilhelm Gehlert: Der kleine Tiergarten Berlin 1866. Der im wohlbekanntesten und östlichsten unserer nach aufblühenden über 20000 Einwohner zählenden Stadttheil Markt, hat wieder über denselben nach einem Festige, ein gründliche und lebendige kleine Schicht veröffentlicht, welche ich ebenfalls herausbrachte. (Druck und Verlag von Albert Lorenzthal.)

XVII) Dr. Carl von Böden: Gemmelehren des Simplifizimus und seine Vorgänge. Gelehrte heilige Doktor-Dissertation über den Unverkündigen, ein unerschöpfliche Fundgrube für Volks- und Heimatkunde darbietende Buch, die wissenschaftliche Perle der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts. Die sehr gelungene kritische Abhandlung ist von Verfasser zu einem größeren Werk über denselben Gegenstand, das wie mit Spannung entgegenzusehen.

XVIII) C. v. Kuhlmann: Das Pferd auf brandenburgisch-preussischen Häuten und Kehlen. Unser verheerendes Mitglied,

glücklicher Besitzer einer großen Sammlung von Münzen und Medaillen, die er großzügigst dem Märkischen Museum angedacht, hat hier eine interessante numismatische Studie veröffentlicht, aus der Sie sehen, wie sehr die Auffassung des Pferdetypos in der Kunst geschwankt hat. Obwohl die wichtigsten Darstellungen recht roh und unbeholfen sind, erkennt man die zwei Haupttypen, die schweren kalbfüßigen und die schlanken wuscheligen Soldats in den Rotten deutlich kennen. Die meisten Prägungen weisen — siehe Pferdetypos auf, daß selbst ein Haler wie der venezianische Pferde-Krieger keine Anstellungen davon zu machen haben würde (Berlin, Verlag der Berliner Münzkammer 1903.)

XIX) Niederlausitzer Mitteilungen. Bd. IX. Schlußheft. Guben 1906. Aus dem sehr reichen Inhalt hebe ich nur einzelne hervor: H. Jentsch: Neue vorgeschichtliche Funde aus der Nieder-Lausitz und ein warm empfundenes Wort über Rudolf Virchow, dem die vorgeschichtliche Erforschung dieses geographischen Landstriches zu vielen verdankt. Andere prähistorische Stätten geschildert von Frau E. Kircho und Oberlehrer H. Schmidt. In gründlicher und geistvoller Wissenschaft Robert Mielke den Werdegang der markisch lausitzischen Stadt.

XX) Mit Rücksicht auf die Wehrschichtungs von mir gestiftet, neben dem wissenschaftlichen Werke auch zwei hübsche und geistvolle Vorlagen zu unterbreiten.

Karl Wallstener: Heißere Kämpfe aus der Reichshauptstadt. Druck und Verlag von Willy Rupke. Unter dem Motto Heinrich Schicks:

Das muß ein großer Witz sein können,
Däß voris, die auch gar nicht können,
So Mann als Weib, so Greis als Kind,
Doch meine lieben Freunde sind,

lehren wir auf dem Stadtkopf durch Berlin und die Vorortchaft kreuz und quer, überall begleitet von unzähligen Kindern des Herrn Hauptmann Wallstener, der meistens nach dem weniger Angenehmen die gute humorvolle Seite abzugeben weiß und selbst wie er tadeln muß, nach altklassischer Art nicht den Knittel, sondern die Bomben mit Schwung. Das Vorwort des Dichters könnte auch das Schlußwort sein:

Auf dem Arto, stählernüch,
Kreuz und quer Berlin durchziehend,
Spitzend, schauend, legend, leuchtend,
Immer bewend, immer wendend —
Habe ich den schlichte Straßchen
Selbst gepflückt und selbst gepflanzet
Nunzu Kinder hoher Laune,
Medien für trübe Stunden

XXI) Die Parthenonel. Eine nordische Mär von Georg Galland. Buchdruck von Franz Stauss. Leipzig, Verlag von Adel & Müller 1907.

Unser weiter Anschluß-Obersen bei sich aus den ersten Stufen letzterher Kunstflöschung in das festige und bestere Meerchland unpergebrungen, in das Reich, das vor Zeiten, als noch die Massen und den gebauensvollen Wesen der unsehleren Welt verkehrten, ein ruhensreicher König Testuar beherrschte. Schon dieser Name deutet auf die nordischen Leute, wo aus die unerbörten ruhensreichen Schicksale der Prinzessa Perigade und ihre letzten Flucht in sonntiger Sprache mit Laune, Witze und Heuchelheit vorgeführt werden.

Ein Weihnachtsbuch für Jung und Alt, dem wir die weiteste Verbreitung wünschen.

Von der köstlichen Ausstattung der entsprechenden Dichtung wollen Sie sich durch das Angucken überzeugen.

XXII. U. M. Herr Oberprediger Recke in Spanden wendet aus den folgenden Vortrag über den Stiftungsgedächtnis des Grafen Reckes von Lyner in der St. Nikolai-Kirche in Spanden an, das die Bundensung unter einer vorstehlichen Führung vor einiger Zeit beendigte. Die „Reformationenwoche“ mit den anwesenstehenden Tagen des 4. Oktober und 1. November, die Kirche, in der vor 300 Jahren Joachim H. die „nordische Reformation anlang“, nicht zuletzt der Gegenstand des Vortrags selbst geben dem Gesamten das besondere Weite. Von dem aus vielen Jahrhunderten verschwandenen „alten Altar“, an dem Joachim H. 1530 die Abendmahl zum erstenmal nach evangelischer Brauch darbrachte, vorgehend, führte der Vortrag an dem noch heute in unermindelter Schönheit bestehenden Stiftungsalter des Grafen Lyner, von 1542. Der Pfarrer und Inspektor in St. Nikolai Albertus Colerus dessen 194 die Kirche noch heute besitzt wolle dem Kochher vorschlechte ein solches Festspiel in „Gedächtnis“ (der spätere Schloßkammer) die Teilnahme an der Stiftungsgedächtnis, unter anderen den Schloßhauptmann Georg v. Rabbeck, den Landmann Jacob von Barden, den Bürgermeister Johann Engel mit seinen beiden Söhnen und die drei Prediger der Kirche. Der Vortrag wandte sich sodann dem Inhaltlichen des in den Formen der Spandenkirche gehaltenen Altaraltars an, der, von elektrischen Flammen umstrahlt, die in farbigen Stück gefertigten Relieffiguren der graflichen Familie, der Wappenschilder, die Mittelbilder (das erste Abendmahl, das letzte Gericht, dritter Christus am Kreuz darstellen), die Kunstgestalten, die Sprache und Inschriften in voller Plastik hervorbrachten. Von großem künstlerischen Wertes trugte die über dem beiden mittleren Pfeilern angebrachten zwei Karyatiden: die symbolischen Frauengestalten von Güte (Jesu) und Liebe (Maria). Der kunstvolle Erbauung ist anzuschauen. Die von dem Vortragenden

unlangst veröffentlichte Skizze, „eine kunstgeschichtliche Kuriosität“, die von einer neu entdeckten, sichtlich vorhandenen Handschrift — „F. Dabika — Maler 1887“ — zu berichten weiß, ist eben nichts weiter als eine „Kunstfälsch“. Der dritte Teil des Vortrags gab Mitteilungen aus der Familiengeschichte des Grafen Rochus v. Lynar. Die auf dem Altarbild im Schloßgebäude ihrer Zeit dargestellte erste Gemahlin Anna de Mevot entzweiet einen scheinbar französischen Geschlecht. Sie war eine eifrige Protestantin (Huguenotte), ein Muster der Frömmigkeit und Tugend, was die Kirchenchronik sagt: sie starb hier am 30. Mai 1695. Von ihr kann (auf dem Altarbild) ihre drei Töchter Anna, Elisabeth (Jurella von der Errichtung des Stiftungsaktes verantwortlich) und Anna Selma. Auf der gegenüberliegenden Seite sind die fünf lebensgroßen Figuren des Grafen und seiner beiden Söhne Johann Christian, später Oberkammerpräsident und Statthalter von Bräunsch., und Augustus (trotz frühzeitiger Erblindung einer der gelehrtesten Männer der Zeit) in wunderbarer Portraturkunst dargestellt. Graf Rochus Oskar v. Lynar der Stammvater des noch heute bestehenden deutschen Grafen- und Fürstengeschlechtes, ist ein geborener Böhmer (Flussböhmer), er kam früh nach Frankreich (Paris, Metz), wo er bei der Erstürmung des Festes Fleckenstein das linke Auge verlor, (auf dem Altarbild verblüht). Nachher nahm er Dienste als Festungsbauingenieur in der Rheinpfalz (Heidelberg) und in Karlsruhe (Deutschl.). Von 1738 bis zu seinem Tode 1806 — er starb 71 Jährig — wohnte er in Spandau als treuer Berater, General der „Artillerie“, Zeug- und Bauingenieur des Kurfürsten Johann Georg, dessen Statthalter in der Festung zu Berlin die Hüte des Grafen als Nebenpostament zeigt. Der Kurfürst zeichnete ihn überall aus und dekretierte ihn reichlich. Die von dem Grafen gegebene Arbeitsanweisung vom 6. Mai 1738 ist beachtenswert: sie zeigt übrigens, — nebenbei bemerkt, — wie unvollständig der „schlesische Graf“ bis zuletzt das Deutsche beherrschte. Die Kirchenchronik ruhm die große, edle Gestalt, seine Talente, nennt als Mitarbeiter der hiesigen Festung und des Berliner Schlosses, seine Ordnungskenntnis und Tapferkeit; er wandte sich im frühen Jahren des Huguenotten Frankreichs an; ein überzeugter evangelischer Christ war er ein Förderer der Kolonisation, ein Mann des „evangelischen Bundes, ein Freund von Kirchen und Schulen. Während des „unvergleichlichen Kostens“ der Spandauer „Winterverordnungen“ von 1704 (Gesetze und Überlegungen der „Besatzung“) trat der Graf nach allen Seiten hin klar und vermittelnd auf. Für Spandau hat er viel getan, seine Stiftungen für die Stadt und für die Stadtkirche von St. Nikolai, welche letzterer später unter anderem die Lynarsche „Morgens auf dem Platz“ errichtet wurde, können fort, — noch heute weiß auch die Nikolai-Kirche dem Grafengeschlecht v. Lynar auf Schloss Lühnen im Spreewald verbunden — : neben dem Stiftungsaktes mit einem herr-

lichen Lyons (siehe Altarblätter) ein lebendes Ehrenzeichen für den Kurbrandenburgischen Krongrafenmeister und Schloßhauptmann von Spandau. Das Lyonskreuz neben der Luther-Kirche bewahrt seinen Namen: Es ist — sprachlich — „die Sonde der Fluchthütten (Hut, Hut), die dem Italienischen Orfingerschlicht ursprünglich seinen Namen gab und als solche in dem Wappenschilde — auf dem Altarbild deutlich sichtbar — wiederkehrte: je eine aufgerichtete kleine Schlange in goldenem Felde, oben rechts und unten links, trägt dem Namen, Löwenblut, im offenen Munde. — Nach dem Vortrag abginge handelte in das Lyonskreuz Gegenwärtige unter dem Alter hant. Die stofflichen Reste des Ortes, seiner ersten und zweiten Gemahlin (Margarete v. Thurno), seiner beiden Söhne, sowie seiner jüngsten Tochter Anna Sabina (gestorben 1625) sind dort beigesetzt. Herr Küster Paretti hatte im vorderen Fünfte der Orskammer mit einer besonders elektrischen Leitung versehen. —

XIII. Herr Justiz- und Student August Burkner, unser verstorbenes Hildorfer Mitglied, hat uns ein von ihm verfaßtes Poem vorgelesen: „Nach dem A. (Hut) II (Hut) Abend Akademisches Lustspiel in 2 Bildern zum 55. Stiftungsfest des Corps Vandula zu Berlin. Dies humoristische Festspiel ist mit vielem Erfolg aufgeführt worden und verdient trotz der ungenügenden Gelegenheitsbeziehung auch in weiteren studentischen und nichtstudentischen Kreisen bekannt zu werden.“

XIV. Professor Dr. Falow warigte um den Schätzen des Märkischen Museums zwei Antiquitäten vor, die das Institut der Lehrwürdigkeit des Herrn Professors Siegfried Gohs verleiht. Das eine war ein Brief des Malers und Kupferstechers Daniel Chodowitsch. Er ist an den Kunstversteigerer und Enkelder Wilhelm Gütlich Becker (1738—1813) gerichtet, der in Dresden lebte und für dessen Almanache und Taschenbücher eine Anzahl Illustrationen schuf. Das Schreiben gibt einen Bogen des für Briefe gebräuchlichen Formats fast vollständig. Ein kleiner Rest der zweiten Seite, der unüberschrieben blieb, ist mit einem „Entsch“ gefüllt, wenn mit der Feder geschrieben, ziemlich karbunkelhaft ausgeführten Klagen- und Freudenrufen. Daffert ist der Brief vom 21. Oktober 1719. Chodowitsch war damals über 75 Jahre alt. Der Inhalt des Schreibens ist denn auch sehr verdächtig, über die Folgen des hohen Alters und Gedächtnisverluste klagendes Herrn erkennen: „Es geht mir“, heißt es an einer Stelle, „wahrlich nicht besser als Ihnen, mein Gewicht nimmt sehr ab, ich leide an der Mode, und meine Ausgaben nehmen zu, denn Jahr halt mir viel gekostet. . . Ich bin alt und habe jetzt drei Lächer in meinem Rücken mehr als im Frühjahre. Es ist sehr lang, daß kein Gemälde und keine Kupfersteche mehr kauft, noch auch 5 Kleider und 12 Knie!“ Soweit handelt der Brief hauptsächlich von geschäftlichen Dingen; von der

Höhe der Honore, da dieser oder jener Verleger oder sonstige Besteller für die Platten bezahlt, von Klagen, die über schlechten Anfall von Arbeiten geführt wurden, wenn es liegt, daß gelegentlich eine geringere Anzahl guter Abdrücke entstanden wäre und unrichtigen Dingen.

Neben dem Autograph waren aus der Sammlung des Museums eine gewisse Anzahl von Porträts Chodowischis, die ihn in verschiedenen Lebensstufen darstellten, ausgelegt. Darunter der bekannte Stich nach dem von Graf gemalten Bildnis mit der Hülle, ein interessantes Inkunabel aus den Anfängen der Lithographie, eine Reproduktion des von Menzel gemalten Porträts, das im letzten Jahr als Plakat für die Kunstausstellung Verwendung fand u. a. Das Original des zuletzt genannten Werkes hatte Menzel dem Herrn Berliner Künstler geschenkt, der es jetzt der National-Galerie überwiesen hat.

Das zweite Autograph stellt ein dreistrophiges Gedicht dar, über dem in Bezug zwei bedeutende Verluste gemeldet sind, von denen das erste die Peterskirche, die andere das Kolosseum in Rom webtrifft. Das Gedicht lautet:

Mein lieber Freund!

Nun spricht man sagt daß ein gelibter Hoker
Sich toll auf einem Thalerstück müß' erheben;
Doch ein Franzos, eine groß Holzkern,
Trifft seine Kunst Newellen wohl noch weiter

Nun stamm' Denn in diesem Thaler Götzen
Frangt hier das Colosseum, dort Sankt Peter!
Was mehr kann, über solchen ist ich Zeig'
Denn Uppereier gibt sich keine Mühen —

Verzeiht mir! daß durch solche Thatsachen
Ich meinen Herzensdruck zu künden wage
Wenn es in diesen Tagen früher sagte,
Woll' ich ganz andre Stücke doch verloben! —

Unterschriften sind die Yenen.

S. Kiesel.

Berlin den 12. November 1836

Wer war S. Kiesel? So fragte Theodor Fontane, als er für die erste Auflage seiner „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ das Kapitel „Bismarck“ (Bd. 3) schrieb. Diese Partie wurde, bevor sie in dem Buch erschien, in der Zeitschrift „Über Land und Meer“ abgedruckt, deren Nummer auch in Quincy am Mississippi, Illinois gelassen wurde. Und von hier aus erhielt Fontane, was er sich wünschte, eine Reprä-

musste daher, daß er Samuel Bösel nicht kannte. Er teilte sie in dem Buch seinen Lesern mit, besaß aber gleichwohl auch da nur vagen Ahnen, daß er den Professor Bösel (der gewiß ein vorzüglicher Herr war) immer noch nicht kenne. Nachdem jedoch das Buch erschienen war, ging ihm ein so reiches Material über den nicht uninteressanten Mann an, daß er in der neuen Auflage dem Borswälder Kapitel ein eigenes „Wie war es?“ überschriebenem folgen ließ. Hier gibt er unter Mittheilung von Briefen und kleinen Gedichten, sowie unter Aufzählung ethischer Maximen und Zeichnungen Bösel's eine eingehende treffende Charakteristik der Persönlichkeit. Wer sich für die Geschichte, da für das Leben von 1825—46 interessiert, interessiert, sei darauf verwiesen. Bei der Vorlage des Autographen versuchte der Vortragende selbst eine Charakteristik Bösel's, aber wann hier wiederholen, was schon vorerst besser geleistet wurde? In dem Fontane'schen Aufzeichnungen kommen inzwischen noch an Literatur in Betracht Herrn Wichmann, Gummow'se Anstalt Bd III, Rom 1863, S. 171 ff und Karl Theodor Guedes in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung 1863 Juli Nr. 27—29.

Nur das Notwendigste sei in aller Kürze über Bösel beschildert. Er war im Jahre 1790 geboren und starb 1843. Er war Landschaftsmaler und Professor an der Kunstakademie in Berlin. Er gehörte zunächst zu den großbildenden Künstlern der Hauptstadt. Er war ein warmer Anhänger des Zeiterschen Kreises und auch mit Hegel befreundet. Durch Zelter kam er in Beziehung zu Goethe, dem er eine hohe Verehrung zollte. Er schätzte ihn wiederholt zeichnend und erlangte nicht ohne Mithilfe Zelters, daß ihm der Dichter in Versen seinen Dank für die ihm stete-were Aufmerksamkeiten aussprach. Man spürt diese nicht ohne hervorragenden poetischen Enthusiasmus unter den Gelegenheitsdichtungen in den Werken Goethe's. Er hatte auch das Glück, bei einem Besuche in Weimar von dem Olympus empfangen zu werden. Bösel dichtete selbst, wie unser Autograph beweist. Besonders soll er sich als porträthol Impressionist ausgezeichnet haben. Deshalb und wegen anderer geistlich-schafflicher Talente war er in den angesehenen Kreisen Berlins, so bei Follers, Moschelschen, eine beliebte Persönlichkeit. Seine schärfste satirische Witz hielt man ihm wegen seiner Herzensgüte und seiner unerschütterlichen Gefälligkeit an gute. Zuletzt wurde er gichtkrank und verfiel dem Tode. In seiner Zeit umhau sich Friedrich Wilhelm IV. seiner an und ließ ihn in der Fassade des Hofgartens zu Charlottenhof pflanzen. —

Volksthümliches Gebläck.

Von Elixabech Lomke.

(Vortrag in der Sitzung vom 24. November 1904.)

Gewährte Anwesende! Zu dem am häufigsten vernommenen Weisheiten gehört die Bemerkung über die Pflichtigkeit des Daseins, schon vor dem Ergraben oder Verleben unseres Hauptkessens kommen wir dahinter, dass wir es mit dem Leben sehr eilig haben. Trotzdem können wir uns nicht darauf beschränken, nur die Gegenwart wahrzunehmen; wir beschäftigen uns auch gern mit der Vergangenheit, uns gewissermaßen mit dem von unseren Vorfahren Überkommenen auseinandersetzen. Es würden wir dann aus Transzendenz Forscher, aus gleichgültig Hinsehenden aufmerksame Beobachter: erweisen wir doch nicht geringeres, als das Verstande für unübersehbar weit zurückliegende Zustände, aus denen unsere Zeit hervorgegangen magte, was es eben ist. Von apostolischen Fankien aus gibt es von Erkennen die Weges, den die Kultur zu nehmen hatte. Während des Bewusstseins der Fortschritte aus mit freudigem Stolz erfüllt, berührt es uns gar unheimlich, dass in der unersättlichen Frens wahrzunehmen, was heute noch in behaglichen Sitten und Gebräuchen Geltung hat.

Durch Ausstellung vngeschichtlicher Funde und durch Vorführung von Kunstgegenständen und anderen Erzeugnissen aus verschiedenen Zeiten hat das Märkische Museum des Brandenburger-Mitgliedern so manchen Rückblick ermöglicht. Ja, die Brandenburgeria aus noch gar nicht geboren (für erster Geburtstag hält es den Winter 1801—02), als schon für „Vater“ — unser verehrter Herr Geheimrat Friedel — daran dachte, das nach „unser Iffens Brüdern“ (wie unser österreichischer Landesherr sagt) in den Kreis der Betrachtung gezogen werden magte. Doch nicht nur das Brot (in unser Zusammenströmung, Form, Benennung noch), sondern auch alle Semanten, Zwiebacke, Klügel und Kuchens, alle volkstümlichen Gebrauche beim Backen und alle mehr oder minder sagenhaften Überlieferungen — wenigstens in Bezug auf Deutschland — studien auf dem Wunschnittel. Mit der stürzenden Aufforderung zu dieser Arbeit erfuhrte und verheute die Herr Geheimrat nicht, die ich aber nicht den Mut dazu finden konnte. Die Maße Vorstellung der Gebäck-Obere besahen aus dem Altus, so blühte ich dankend ab. Das nach demnach zu einem Versuch zu reisen, wird — bei Gefügtheit der Gesamtversammlung des Gesamtvereins der

deutschen Getreichte und Märlingensorten — der langgelegte Plan veröffentlicht und auf mich hingewiesen, die bereit war, der Feige näherzutreten: es mochten sich nur recht viele für die Sache interessieren und mir Nachrichten, Zeichnungen und vielleicht auch Gebäck einwenden. Von den „recht vielen“, denen man sich durch Fragebogen näherte, schickten die allermeisten Briefe ausden einem beschämenden Vermerk ein: es gäbe bei ihnen nichts besonderes. Einige versprochen Backwaren; doch nur wenige hielten Wort. Von diesem hat danktels Hintergrund haben sich daher am erglänzendsten ab Herr Oswald Koster (Backbrenner und Volksmusikbrenner in Berlin) und Herr Hermann Weinstock (jetzt Kgl. Kreisbauinspektor in Brieg). Der letztgenannte schrieb eine lange, wertvolle Abhandlung über schlesisches Gebäck, seine altertümliche Bedeutung und seine lokalen Abweichungen. Und Herr Weinstock sandte in langer Folge interessante Nachrichten und eigenartige Gebäcke. Ich selber wollte nicht nachhaken und schrieb daher eine Abhandlung über ostpreussisches Gebäck, sowie später Beiträge für Zeitschriften aus, auch hielt ich — unter Vorführung von Abbildungen — einen Vortrag im Verein für Volkskunde hier. Demer tat ich die Angelegenheit für abgeschlossen an, soweit es mich betraf. Wenn ich mich nun heute dennoch zum Wort gemeldet habe, so geschah es in der Annahme, daß in der immer mehr sich entwickelnden Brandenburgia einige ehrgeizige Seelen sich anschließen, die zu größerem Kapitalien Lust und Mut hätten. Unser Herr Vorsitzender wird allen Mittheilungen gern Gehör schenken und die verantwortlichen des sogenannten Sammelbüchens des Märkischen Museums hervorheben. Was später sich daraus gestalten mag, kann nicht meine Sorge sein; dagegen möchte ich nicht unterlassen, hier einige allgeheime Dinge in das verflornde Licht der Kulturgeschichte zu stellen.

Was du ererbt von deinem Väter hat,
Breit es, um es zu bestreut!

Doch dürfen Sie nicht glauben, geliebte Anwesende, daß ich zu lange beim Backen verweilen werde.

Wie ich der ältesten Formen des Gebäcks gedauere, weiß ich daran räumen, das der Vorläufer des Brotes der Brot war. Es gehört keine große Einbildungskraft dazu, das anzunehmen. Daß dem Teig die Eier des höchsten Altes zugesprochen hat, wird allein schon dadurch bewiesen, daß er nach langer Totenopfer und Geduldsanfrage blieb, als schon Backeisen vorhanden gewesen sein müssen. Und wie man einst nichts besseres an seine Stelle sehen konnte, als Feig zu verwenden, so hat er noch heute bei uns (die wir eine angenehme Annahme von Gebäckern und Gebäckern zu Verfügung haben) die Hauptstellen verschiedener Partikulare.

Bei zunehmendem Gebrauch des Feuers wird man wohl dichter gekommen sein, das (wohl erst roh gemauert) Brot zu kochen. Möglicherweise ist dann noch eine lange Zeit verstrichen, bis sich das Kochen nicht mehr genügt, z. B. die Unhygienischkeit, wo es sich bei weitem wegen des Mitnehmens von Schmutz handelte, wird häufig gewesen sein. Eine schließliche Entdeckung oder ein schlichterer Versuch hat diesen Zustand geändert: der auf dem erdigen Stein (Brotsteine) Brot gebackte (zum Rösten); er wurde bald und wenig „handlich“ und wurde später vorzüglich, wenigstens gegen unverschämtes Leben.

Hier kann ich Ihnen Mäuschen von der Gegenwart erzählen (Allerdings bleibt immer ein Unterschied zwischen Brot und Teig.) „An den Abhängen des Kaukasus, aber auch in Korsika, kommt der Reisende durch Gebiete, die von der modernen Kultur fast unberührt sind. Hat man aber das Gebirge überstiegen und Turkestan erreicht, so stellt man sich nicht nur aus Jahrhunderten, sondern aus Jahrtausenden zurückverirrt. Das rauhe Bergvolk der Swarten, das südlich von Kibara wohnt, hält sich zum großen Teil noch nach der Art der Germanen an Tachtas Brot in weichen Felle von Ziegen oder Bücken; diese Felle sind nur in roherer Weise eben geprügelt. An einzelnen Orten dieser Gegend wird bereits gebacken, aber noch ohne Spinnrad, indem Faden und Spindel in ungeschickter Weise mit der Hand gedreht werden. Ebenso einfach und an die ältesten Zeiten erinnernd ist die Art, wie die Bevölkerung ihr Brot backt. In den höhergelegenen Landstrichen wird der Teig, wie es bei den keltischen Griechen Sitte war, auf halbe Stiele gelegt und auf diesen gebackt. Mehr südwärts aber mit einer sehr fortgeschrittener, indem man dort besondere Backöfen kennt. Allerdings sind diese Backöfen kultur primitiv und sehr mickrig, als besondere nämlich von Weiden, die an Körben geflochten sind. Doch gehen die Weiden nur den Geruch ab, das dem Feuer nicht ausgesetzt werden darf, der eigentlich feuerbeständige Ofen ist der Innere des Korbes, der ganz mit Lehm ausgestrichen ist, der in der Hitze schnell trocknet. Will man einen solchen Ofen oder Korb zum Backen benutzen, so macht man irgend ein starkes Feuer an, wo es unmittelbar auf den Lehm wirkt und die Weiden nicht gefährdet. Sind die Lehmwände denn heiß, so streicht man den Teig in großen Platten hinein, so daß er abdeckt und gar wird. Es handelt sich oft auch hier nicht um ein eigentliches Backen, sondern immer noch mehr um ein Rösten; doch stellt diese Backmethode wenigstens immer schon einen Fortschritt dar.“)

In Persien wird das sogenannte (mit Eisenblech bestehende) Brot auf ähnliche Weise in einem Backofen hergestellt, der tief in die Erde

hintergegeben und ganz ausgekostert ist. Wenn durch starkes Feuer in der Backgrube die umrandenden Backsteinmauern glühend heiß geworden sind, legt man den Teig in dünner Schicht an die äußeren Wände des Ofens. In fünf Minuten ist das Gebäck fertig *)

Das Breiten oder Dünnen der ausgebreiteten und glühgebackenen Masse wird dem Backen eines Fladens oder sonst eines flachen Gebäcks zu vergleichen sein, obgleich wir einen geschlossenen Backofen dazu nötig haben.

Es wäre nun die Frage nähererzufragen, welche Form das gebackene Brot im Urigen wohl die älteste sein mag. Wer sich mit Volkskunde beschäftigt, kommt — er könnte kaum sagen, warum — zu der Überzeugung, daß es ein Kandel lock gewesen sein muß, d. h. entweder jene Form, die uns Schenke darstellt, oder jene, die dem oberen Abschnitt einer Kugel entspricht, also geöhlt ist. Es liegt so nahe, an die vielfach verhängte, immer (auch bei heutigem Naturfolkern bei verschiedenen Antiken) wiederkehrende Verwendung der Sonnenform zu denken, zumal wo Symbolik aufspielt, aber ungehört müssen wir uns sagen, daß die langgrige Leute zunächst an nichts anderes gedacht haben werden, als an eine gute Backware und daß sie herausgefunden haben müssen, wie bei ihrem unvollkommenen Herden ein flaches Gebäck leichter gut werden konnte, als ein runderer Klotz. Die gefällige Abänderung wird wohl vielleicht einfach daraus erklären lassen, daß das mit beiden Händen vorgenommene Zerreißen flachen ganz von selbst dazu führte, eine runderere Form zu haben; ob durch hinterher zufällig oder absichtlich ausgeführten Druck der inneren Handfläche die Scheibe entstand und ob die Masse von selber nach zum Kugelhochpunkt wölbt, müssen wir dahingestellt sein lassen. Jedenfalls aber können wir das Rundstück als eine malte, ja sogar (welche Aufassung durch Bräune unterstützt werden könnte) als eine geöhltete Form des Brotes ansehen.

(Fortsetzung folgt)

*) P. Tappert, S. 65, 66, 1895

Volkstümliches Gebäck.

Von Elisabeth Lenke

(Vortrag an der Sitzung vom 28. November 1904)

(Schluß)

Bei einer Reihe von Jahren veröffentlichte diese unsere Zeitschrift und heraufgehender Erforscher des Volkslebens Herr Rudolf Dr. Max Hasler in Bad Tölz (Oberbayern) umfangreiche Abhandlungen über Volksbrot und Gebäck.^{*)} Von den 100 Abbildungen der „Ostergeläcke“ zeigt mehr als ein Drittel die runde Form. Da haben wir auch Brot, die gewissermaßen die Ahnen dieser Festgebäcke vorstellen: Brot aus Ägypten; Pausaniasches Brot, L. in velletholien Zustande im Museum zu Pompeji, B. von den Abbracci Pompeiani im Museo Nazionale zu Neapel; Brot aus Rom (s. A. vom Vesta-Tempel und aus der Capella graeca dei Catacomben 2. Jahrh. n. Chr., sowie aus den Catacomben der Via Salvia unvers. 3. Jahrh.), alchristliche Totenbrote auf einem Grabstein; — sodann Osterbrot aus München usw., rarisches Gebäck (Fladen mit Stiefelung) u. s. w.

Die pompejanischen Gebäcke, denen ich ein besondres Interesse entgegenbrachte, gleichen niedrigen Torten oder sehr dicken Scheiben. Sie haben — wie dies auch bei alchristlichem Gebäck der Fall ist — auf der Oberseite 8 sich kreuzende, in der Mitte zusammen treffende Einschnitte, so dass das typische Bild eines Strahlenkorpers oder eines

^{*)} E. Koeffler 1891: Das Symbol der vier Himmelsrichtungen. Güters. Bd. LXXV. Nr. 4. — Die Abbraccigebäcke. Vol. II. Bd. 249. Kap. 5. S. 171 und 172. — 1894: Deutsche Volksbrot. Arch. f. Anthrop. N. F. Bd. III, Heft 2. — Volkstümliche Gebäckformen. Bild. Heft 4. — Die Gebäcke des Dreikönigstages. Festzeit 2. Von einer 2. Volkskunde (S. 257—275). — Das Flammgen im Flammgen. Bild. (S. 411.) — 1900: Volksbrotgebäcke. Bild. (S. 212—222). — Weihnachtsgebäcke. Suppl. S. III u. IV. Bild. Beiträge f. d. Volkskunde. — Ostergeläcke I—IV u. V. Bd. XII—XVI — 1904: Das Brot als Gebäck. Arch. f. Anthrop. N. F. Bd. V, Heft 2 u. 3. — Vgl. O. Kießel, Deutsche Gebäckerei, Beiträge f. d. v. u. w. d. Volkskunde I, 149. — Das 1902 u. E. Hartmann in Leipzig: volk. Tölz. Frei. Wochens. u. J. Müller für das Festgebäck, besondere Anweisung, vol. 2, 100—102.

Kader entsteht. Das koptische Klosterbrot zeigt gleichfalls 6 Einschnitte. Anders als römisches Gebäck und die christlichen Totenbrote weisen nur 6 Einschnitte auf. Bei sehr vielen dieser Gebäcke befindet sich in der Mitte eine kleine runde Vertiefung oder eine knopfartige Erhöhung oder ein ausgeparter Kreis mit einem Grübchen. Eine Anzahl der Abbildungen lässt darauf schließen, dass neben der kugelförmigen auch die ein wenig zum Oben neigende Form Geltung erlangte; bei ersterer wirken die Einschnitte (deren Anzahl übrigens selbstverständlich wäre) natürlich stärker, als bei der Darstellung eines Kades beabsichtigt; und der von der Schichtart des innern Zusammenhanges „symbolischer Ornamentik“ heranziehende Sinn jener Verzerrung schwer los werden. Aber man soll nicht zu prüfen und vorerst immer das Einfachste anschauen, was in diesem Falle die Möglichkeit wäre, mit wenigen Schritten eine Verzerrung auszuführen.

Wie verlockend es ist, diese gewissen Ideenkreise zu verfolgen, sollte ich an einem Ostermahlzeit in Kaspiel erfahren, als ich in Seitenstraßen des Teils die augenblicklich gewaltigen Ausstellungen von Festessen bewundern konnte. Dort traf ich wiederholt grosse Brode mit dem Hakenkreuz verziert, dessen Linienführung hier allerdings keine rechtwinklige war, sondern der sich kreuzende Verdoppelung eines S gleich in Länge und Breite 20–30 cm, aus Teig hergestellt und am Feuerboden auf dem Brot gebackt. Wenn ich nach dem Buchstaben S möglichenfalls hätte gehen lassen müssen, so erinnerte mich die runden Haken doch auch an das Trigramm und somit wiederum an jene Ornamentik-Kreise, der es oft schon Gegenstand eingehender Forschung war. In einem Falle zeigte das grosse Verzerrungsbild noch zwei kleineren schmale Querlinien. Das erste Brot, auf dem ich den Hakenkreuz (oder das Doppel-S) erkannte, war von der Größe eines etwa zweijährigen Kindes; es hatte noch ein Gesicht erhalten. Natürlich fragte ich nach der Bedeutung des Zeichens. Ach! sagte man, das es schon so von altherber; das seien zwei S, und die können so den Festtagen auf's Geback. Und andere meinten: das Zeichen bedeute gar nichts; man solle nur zu Ostern und zu Weihnachten das Gebäck hübscher gestalten. Anlässlich grosser Brode, die zu Herrn Urizins an ein eingeschärtes Kind erinnerten, traf ich in sehr grosser Anzahl. Solch Brot führt den Namen alla dolera. Ich fragte vergewissert: warum dolera? (Schmerz). Mir kam schon der der Gedanke, ob der an Überraschungen reiche mesopotamische Dialekt vollrühmt den Namen von alla das was (S S, — im Alphabet heisst der Buchstabe „stus“) genannt habe. Übrigens könnte man auf dem andern bei dem Doppel-S accoquante (=sehr häufig, unerschütterlich) spielen. Aber nach der dies Frage hat Mosler eine Antwort, die ich nicht mitteilen werde; vorerst sei noch anderes erwähnt.

Aus den ersten nachchristlichen Jahrhunderten stammen in den Hoefler'schen Abbildungen viele Knechtgebäcke, die ein rundliches, grösseres oder kleineres Kreuz aufweisen, daran rufen sich gleiche aus späteren Jahrhunderten. Die Erwähnung von Katenkoben, Sarkoping und Weiskrot genügt, um die Heiligkeit solcher Gebäcke zu bezeugen.

In dem Hoefler'schen Buche „Weihnachtsgebäcke“ finden wir viele gebackene Weiskrotter, in ihrem Umriss (was besonders bei Fig. 25 betrifft) dem napoleonischen als solches gleichend. Das letztere seine Gestalt dem sogenannten Knechtgebäck vollständig haben könnte, wäre — trotz geringer Ähnlichkeit — ebenfalls in Erwägung zu ziehen. Nach Hoefler greift das Knechtgebäck auf die (mehr oder minder willkürliche) Darstellung von Knechten (Totenknechten) zurück, was in diesem Falle das Wort *solope* eher erklären könnte. — In der Abhandlung „Ostergbäcke“ betradet sich neben der typischen Form des Knechtgebäcks ein Ostergbäck aus Niederbrombach (Fig. 36), welches Gebäck in seinem dreiflügeligen Aufbau dem als solches unbekannt!

Die ob. beschriebene Abbildung eines altägyptischen Kreuzkretzes — die das runde Kreuzkretzes in der Anordnung vorgeht — ist besonders dadurch interessant, dass es uns das Brot in der Form zeigt, die uns die wohlbekannteste ist: ich möchte sie mit der menschlichen Vorgläserung eines Weizenkerns vergleichen. Über dieses „Korn-Modell“ hinweg läuft ein Kreuz, das hier aber nur als eine Verzierung ohne Bedeutung betrachtet ist*.)

Die Spiral- oder Schneckenform kehrt bei volkstümlichen Gebäck oft wieder. Dass auch sie eine Vorgeschichte haben müsste, war wohl anzunehmen. Man sollte sie sorgfältig machen, in welcher Zeit (d. h. zu welchem Feste) man heute Schnecken backen muss, nach meinen Erfahrungen variieren sie sich über das ganze Jahr — Hier kann ich nur anstellen, was bei Hoefler (in der Abhandlung „Weihnachtsgebäcke“ S. 44) gesagt ist. Spiral- oder Schneckengebäcke die in Würzburg, Faltis usw. auch nach der Christmotts verkauft werden, waren schon (von H.) in der Zeitschr. d. Verdau für Volkskunde 1903 geschildert und als Teile des neologomanischen Bäckerglossars erklärt worden, „von dem Elard Hugo Meyer in seiner Germanischen Mythologie schreibt: Haken- und Backkreuz umgeben das ganze weitere Leben der Germanen im Frieden wie im Kriege

*. Von jenseitigen kretzen Gebäcken möchte ich die in Paris bekante Bogenkretze. Siehe, 127 cm, Durchmesser 51 und 41 cm, Höhe 6 cm in der Mitte, Gewicht 6 Kilo, Paris 1. — 2) Ferner das große rund d. rundernigte rundernigte Fandebäck, das ich in Paris sah. In beiden Fällen Form eines Knechtgebäcks — Das eben 25 cm im Durchmesser aufweisende Weizen „Brombach“ ist ein Knechtgebäck, bei dem 3 erliche Löcher aus Spiral bilden, was nach 4 Größeren kommen

„Wie in den Tod hinein und über den Tod hinaus.“ Ursprünglich auf die verschiedenen heidnischen Zeitgebilde (Flecken, Katzen, Wölken etc.) als Wohl- oder Segenszeichen oder als Apotropäen aufgelegt, haben sich die Teile der Hakenkreuz (Cruz gammala) im Laufe der Zeit von letzterem wieder selbständig gemacht, die einzelnen heuteutage fast nur mehr als Schneckenmuschel oder Schen, in Schweden als sogenannte Goldtrage. — Nach de Rossi ist die Cruz gammala ihre der ersten und spontansten Anwendungen eines früher in Asien und Italien gebrauchten dekorativen Zeichens von Seite der Christen, um sich in der Periode der Verfolgungen zufällig einander erkennen zu geben^{*)}. In den Katakomben kehrt das Hakenkreuz sehr oft wieder, hatte also (trotz einer Deutung aus christlichen Totenkelt schenkt. [Wahrlich daher als felices?]) Wie J. A. Haerens erklärt, ist das Hakenkreuz ein apotropäisches Zeichen, das in Gestalt von zwei sich durchschneidenden S-förmigen Linien besonders häufig auf trojanischen Totenplanenwärteln sich findet.

Nach Haerens^{**)} „verdrängen die deutschen Goldhorte, deren Formen zum größten Teil von Italien oder dem Stanzereiche stammen, fast alle ihre Entstehung dem Seelen- oder Totenkelt. Es werden zunächst die alten wertvollen Grabschatten im Laufe der Zeit durch die Formen der Totenkelt abgelöst. — In der normalen Opferpflicht, im Toten- und Seelenkelt liegen die ersten Anfänge zur Herstellung von Goldhorten. Sie setzen sich an den grossen germanisch-heidnischen Opferfesten, wie später auch an den Festtagen des jüdisch-christlichen Kalenders. Mit dem Einflusse der römischen Kultur kamen auch die ruffischen Gebäckformen. Später ist dann mit steigendem Verkehr starke Mischung der Formen eingetreten.“

Dankenswert wären, wenn man die Brandenburger-Mitglied nicht angelegten sein sollte, nämlich festzustellen welches Gebäckbrot in der Mark Brandenburg zu den klassischen Lebensbrotten usw. vorzuziehen vorkommen. Daß der uralt Feilhorn in Gestalt von Weizen im Milch (mit oder ohne Molke) immer noch beliebt ist, werden Sie Alle wissen. Wir in Ostpreußen müssen diesen Grainsbrotverehrungsgeist haben (der übrigens in Braunschweig als gut gegen Fieber angesehen wird^{***}). Der sog. Fladen ist allgemein verbreitet und darf wohl fast nirgends an den Ufern fehlen. Er ist sicherlich dasjenige Nahrungsmittel, das (wie ich schon vorher sagte) vollständig ganz unentbehrlich den Übergang vom Brot zum Gebäck bildete. Das Aussicht wird wiederum durch ein hochherliches Wort unterbaut. „Der Hung des Volks von

*) E. Fraasius, *Expansio von Stanzereich*, S. III.

**) Vgl. *Zeitschr. f. Volkskunde* 12, S. 204 f. (Otto Leubner).

***) *Medica*, *Geographisch* S. 9.

Erhalten des Überkommenen äußert sich amerslich durch die fast allgemeine flache Form des Osterkrotes in Gestalt der Fladen, Selten oder Breiting (Flansa, Flärle, Flack, Flata): es ist dies ein flaches, mehr dünnes und ausgebreitetes, als erhaben, rundes, selten (wie im Süden) viereckiges Gebäck, wegen dessen auch der Osterkrot in den Schwaben „Fladenartig“ heißt. In obd. Zeit heißt das Gebäck postling, in späteren Mittelalter war der „Breiting“ (Breiting) nur ein Leckerbissen, während der weitverbreitete „Fladen“ (obd. Flade) das eigentliche Wort für diesen Osterkrot blieb, er entwickelt sich ursprünglich durch Ausbreitung des dicken Mehlschne (Gehäse, Mast) über einem heißen Aschenstein, wobei aufgeschüttetes Fett des Ausbreitens des Teiges verhindert. (Untergeschichte S. 361.)

Als sog. „Platz“ ist das flache Gebäck in den bethäthen Provinzen sehr beliebt; allerdings immer in runder Form, während der Fladen in Länge und Breite allemal dem langlich vierseitigen Blech entspricht, auf dem er gebacken wird; ausgenommen die Essiger Fastnachtsfladen. Der „Flansplatz“ und der „Aschenplatz“ sind unserm Volk von Kindheit an heil und spielen auch in Märchen eine Rolle. Sie sind zu letzter Zeit geküchelt und werden meist nach Fertigstellung des Bootes gefressen. — Aus dem Saarlande hörte ich die Bezeichnung „Flansfladen“. Er wird am Kugeltag auf dem „Schneber“ geküchelt. So groß, daß er für eine Familie zum Kaffe reicht. Speckstücken und Zucker dürfen nicht vergessen werden. Man sagt „Flansfladen sind für die Engländer“.

In Westpreußen gibt es zu Fastnacht die „Scharrbuckel“: große runde Kuchen, die auf der Pfanne (erst auf der einen, dann auf der andern Seite) geküchelt werden, um recht heiß mit Butter gegessen zu werden.

Es ist mir gestattet, noch einmal nach Italien zu gehen und zunächst daran zu erinnern, was Goethe am 18. März 1787 in Neapel beobachtete. Er schreibt: „Man darf nur auf der Straße wandeln und Augen haben, wenn nicht die mannichfachsten Händel. So war auch heute das Fest des heiligen Joseph, er ist der Patron aller Feilhaber“), d. h. Gebäckemacher, versteht sich Gebäcker im größten Sinn. Weil nun immerfort starke Flammen oder schwarzen und weißes Öl hervorstrahlen, so gählet auch alle Feuerqual in der Poch, deswegen hatten wir gestern Abend vor den Häusern mit Ornamenten zum besten aufgesetzt: Solen im Faghaus, jüngste Gerichte gelitten und flammten näher. Große Pflanzen standen vor der Thür auf nicht geküchelten Heiden. Ein Geißel wühlte den Teig, ein anderer ferrete, sag You an Hing-

*) Feinste Biskotten, Flache Flansstücken, Fette und Fetten in der Pfanne geküchelt.

lein und wuf sie in die stehende Fettigkeit. An der Pfanne stand ein dritter, mit einem kleinen Bratpfännle, er holte die Kruglein, wie sie get werden, heraus, wüch sie einen vieren auf ein ander Spießlein, der sie den Umstehenden abet; letztere waren junge Bursche mit Mützen und hölzernen Perücken, welche kein Engel bekrönt. Noch einige Figuren vollendeten die Gruppe, rechts Wein des Beschäftigten, links selbst und schenken die Ware zu haben; auch die Engel, die Küche, alle schrieben. Das Volk drängte sich heran, denn alles Gebackene wird diesem Abend wohlfeiler gegeben und sogar ein Teil der Einsätze den Armen.²⁾

Wenn Hoelder erklärt, daß der Rest des Tags, „die sog. Abkotten oder die Schenke, der Schenke, ein häufig an Enderley Trübsal an die Glück und Fruchtbarkeit vermittelndes Geister ist“ und daß fast alle diese Rest-Gebäcke (er nennt z. B. Scherben: Nidelschayere, Scherback, Scherlein, Gotteskuchen, Obergüß) aus Speisebrot an die Besessenen gewesen sind, so weist er in seinen Schriften auch wiederholt nach, wie daraus die Spenden an Arme erwachsen sind. — Der ortspredigerische Pfarrerfinder, der für die Engländer ist (nach dieser Beschreibung meint man dort zuerst die verstorbenen Kinder) und die weitpredigerischen Scherbacken sind die auch sehr verbreitete Bestätigungen der so überaus wertvollen Höflichen Unternehmungen.

Doch nach Neapel zurück! Eine Dame meiner Bekanntschaft schrieb mir „Am 10. März, dem Feste der heiligen Josef, war es, als wir — mit der elektrischen Bahn durch die Straße Lucia fahrend — in dem Atreus der gleichnamigen Kirche große Tische sahen, auf denen eine Menge von runden Broten gekauft lagen, die hin und wieder mit einer angebrannten Stroh bedeckt waren. Zugleich sprangen Kisten, die ebenfalls eine Stroh mit dem Holz gefüllt hatten und mit Brot beladen waren, auf das Trittbrett des Wagens, was uns das Brot zum Kauf anzeigte. Man sagte uns, daß diese gerösteten Brote an mehreren Festtagen verkauft würden und daß sie für alle möglichen Fälle als gute Heil- und Präservativmittel gelten. Die Brote hatten etwa 10 cm im Durchmesser.“

Derselben Dame verdanke ich die Mitteilung, daß das zum Abendmahl der Mezzocosta erforderliche Brot als Gebäck ist, das sich am besten länglich runden, wüßigen Brötchen zusammenzusetzen, ganz dem „Kopfchen“ („Seccanel“ meiner Heimat entsprechend. „Bei den Mezzocosta ist im Gebrauch, daß das Brot zum Abendmahl gebacken wird. Der Geistliche hat kopfchenförmiges Brot (also dinstliche Brötchen?) und bricht immer an Stückchen ab. Jeder der Abendmahlsterranden hält ein besonderes Tüschlein (von keinem Zeug) bereit, auf das das Stückchen Brot gelegt wird.“

²⁾ Der Geprägte sagt Kopfchen, nicht Kopfen.

Wie allgemeinlich berichtet es sich aus, als ich wenige Monate nach jener Mitteilung ein Seitenstück zu diesem „zusammengesetzten“ Gebälk erhielt, — nämlich in Hrvata, im Bürgermeisterzimmer des (i. J. 1839 gegündeten) Rathhauses „Ein Obelid auf Holz von 1831, von einem Maler der Umarmlichen Schule, des Akademikl darstellend, bietet Portraits dazwischen vornehmlich Hrvatsen, von denen wenigstens einige noch an den darüber geschriebenen Namen zu erkennen sind.“ In mehreren Exemplaren liegt auf dem Tisch ein Gebälk, das sich aus aufeinander gestülpten länglichen Brötchen zusammensetzt (so aneinander gebunden, wie die auch in Buda bekannten gebackten Zwickbäcke.) — Die obere, gebackte Krone, in Hrv. sich überall die köstliche Befügung anständig machen, der unsere Forscher bekanntweg als überflüssig erachtet, verleiht sich doch jedoch das je nachdem nur leicht dunklere Bild immer besser.

So ist es auch nicht überflüssig, zu bemerken, welchen Namen das bekannte gewundene Gebälk hier oder dort trägt: ob Krängel oder Brötzel oder sonstwie. „In Salzburg, einem der frühestchristianisirenden Orte Deutschlands, wo früher die altchristlichen Volksgeschichte sich länger fortbewahrt haben, (sagt Haefler*), der die Bestiel zu den Abkneipen der Totenbegaben rohen) fand am Karfreitag in der Fasten (d. März) eine Bestielspende statt, vornehmlich in unermüelter Erinnerung an das Totenkoll, der mit der altchristlichen Hauptfeier verbunden war. Die Verstellung der Bestiel zu die Armen, die sich als Bestielspende auch am Allerseelentage findet, bewahrt nur recht den Bestiel.“

Herr August Flixter suchte nur die Mitteilung über die schlesischen Fastenbestiel, von denen die Sage geht: daß sie vor Einführung des Christentums aus die Sage symbolisirenden Ring darstellten, und daß die christlichen Bischöfen die Bestielhaltung der Sitten, Festlichmachung so zu begründen, so die Bestielung bezeugten, daß die Krone im Ring hergestellt wurde.

„Denkmalwert für die Trachtbeziehung und für den Zusammenhang der Fastenbestiel mit dem Totenkoll ist nach dem Bruchstein des Knochengebälks — gl. ost — in Lovers in der Fastenzeit.“ (Haefler Best. 10.) — In Trona erhält ich ferner eine Angabe der Zeit, wann solches Gebälk (nicht ist) die Zeichnung des Bild ein laugen und an den beistehend vertheilten Enden ², um gewisse Figuren, das einen großen Knochen entspricht. (Figio uehgrua, Niglo post Schwere-trot; aber die Welterklärung wird wohl anders gesucht werden müssen.)

Wie sich Bestielungen vertheilten, bewahrt u. A. der gebuckte „Nicolo-Buss“ aus Partskirchen (Bapero), der ein mit starkem Ge-

* Haefler, Bestielgebälk S. 10

wohl gemalter Hauch ist. Wie Mosler (Wochen. 83) unter Aufzählung vieler Beispiele erklärt: ist der Hauch — dessen Bild auf Weibschönheitsgebilden, namentlich in Süddeutschland, sehr häufig wiederkehrt — an den untrüglichen Opfertieren zu erkennen (Vgl. E. H. Meyer.)

Gedachte Anweisung, schon auf dem wenigen Blausaum worden Sie machen, wie groß das Übel ist, auf dem die Kaffengeschichte des Baues und der meist volksthümlichen Festgebäude verfolgt werden kann, und Sie werden gewiß nicht die noch einmal ausgesprochene Bitte unternommen haben, Ihre Beobachtungen mündlich oder schriftlich mitzuteilen.

Wenn in der Weltstadt Berlin noch bis zur Gegenwart des Gedächtnisses der (hofflich nicht allzuweit, sondern geräumlicher) Donnerstags Thea-Doner an einem unglücklichen Tage — dem Donnerstag — mit dem dem schmerzlichen Erkenntnis gefolgt wird, (oder ist hier ein lebenswärtiger Zufall zu erwarten?) so könnte man auch annehmen, daß in der Mark noch Erinnerungen zu uralten, volkstümlichen Gebräuchen nachweisbar sein werden.

Hiermit werde ich mich an die ganze werthe Verammlung.

Nachtrag: „Bei der Öffnung solcher Gräber an obersyrischen Thieren, auf denen das Siegel von Jahrtausenden unverletzt geruht hatte, fand man Tothschädel mit in die Leichenbanden eingewickelt, Weizenkörner in dem Hachen der Mägen — Die Kräfte des Osteidogenes erscheint als etwas mehr unvergängliches; sehrausbreitende Völker schütten es daher mit in die Gräber, den seligen Seelern zur innerweltlichen Speise, Kulturrelikte haben es zum Sinnbild einer über das Grab hinausreichenden Fortdauer erhalten. Herkommenlich sieht man auf Kirchhöfen katholischer oberdeutscher Dörfer in dem Weizenstoppelchen neben dem Gräberkreuz eines aus Koröllern geflochtenen Sprengweid liegen: er ist ein Symbol des hier gleich einem Weizenkorn in die Erde gesähten Lebens, das durch den Thau der Weizenraue wieder erwacht und geerntet werden soll“ (E. L. Seebold, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. I. S. 209) — In der Kirche S. Lorenzo fuori le mura (Rom) sind unter den Gemälden oberhalb der Sacra sacrosancta Straße von Weizenähren; ein anwesender Geneser schrieb mir auf: *frumento (Weizen) = macerata, panis, vitis (weizenweide)*, wie Es und Wein auf ewiges Leben sich bestehend in S. Pietro in Vincoli (Rom) liegt das Grabmal der florentinischen Künstler Pietro und Antonio Pollajolo (gest. 1498) an beiden Seiten Weizenähren zu Relief.

Die Heiligkeit des Roggenweizens und des Brotes an sich gesungen nicht immer, wie des Hakenkreuzes usw. bewiesen. Sehr häufig kommt auch das Hakenkreuz zum; es in Ostpreußen

„Dank die Krone gut erfüllt, geloben die Leute, diesen oder jenen armen Leuten ein Brot von dem neuen Gebäck zu geben.“ (Fr. Kottig, Sitten und Gebräuche aus der Gegend von Hobenstein. (Aus der Heimat 1898, No. 10.)

Beim Einschneiden des Brotes in den Ofen wird hier und da ein Spruch gesagt: z. B. „Das Brodlein ist ein Arm (Ofen), die arme Ganske heißt bier“ (Kuznet oben); Ostpreußen, Samland.

In Hungen wurden vor etwa dreißig Jahren (an der Werra) in der (städtischen?) Handbäckerei Roggenbrote hergestellt; bevor der Bäcker sie ausbacken, nahm man ein Stück Teig heraus, um ein ungeheures Brot zu backen; „Teufel“ oder „Teufel“ genannt.

Fastengebäck. In Hungen laufen die Kinder während der ganzen Jahreszeit mit Glöckchen nach und klingeln Fastenbrotchen an.

„Eichen und Fenchelbrot gehört dir die Profeten und langrige Kropfen.“ (K. v. Kuchelitzky, die historische Küche; nach Hieronymus Bock, genannt Tragus, 1588.)

Aachernmittelwacht. „Am Aachernmittelwacht wird (in der Niederlande) „Kleimbrotchen“ gebacken; dank kleinet man dem Maatwoef den Mund an, dank er nicht „breien“, d. h. auf dem Wiesen Hauften aufwerten kann. Ein Kleimbrotchen wird unter dem Arm geklemmt, dank geht man stillschweigend über die Wiese. Nachher erachtet der Träger des Korbens. — Kleimbrotchen sind in Hungen gebackene Waffeln, oft mit Hühnern (z. B. Kirsche), von Roggen- oder Weizenmehl.“ (Carl Gauder, Festgebäck; S. 271. (Mit. d. Niederl. Ges. f. Auth. u. Erg. 4. Heft, 1902.)

Osterg Gebäck. In Kalisz (Polen), nahe der preussischen Grenze, wird das so genannte Gebäck mit grünen Sträußchen (etwa Mythen) geschmückt.

In Meran sah ich (bei Hans Zaager's) gebackene Kronen.

Das Herz ist bei allen vorrücklichen Kuchen eine beliebte Form. — In Wien gibt es (bei Gebäck) sogenannte „Herzbrot“, d. h. dem runden Brot ist ein Stempel in Herzform aufgedrückt. — Doch ältere Gebäck in Hungen hat vielleicht eine vielwärdige Bedeutung; so auf dem (von dem Jahre 1440 stammenden) Bild „In dem im Hungen“ von Marco Mantale, in der Academia di Belle Arti zu Venedig; und auf dem Raffaelischen Teppich „Jewe als Gnat“ (Rom, Vatikan).

Brot bei der Trennung bei W. v. Schulenburg in seinem Buche „Wendisches Volkstum in Sage, Brauch und Sitten“ (1892) mehrfach erwähnt; S. 120, 121, 124. Von dem bei der Trennung sogenannt gebackenen Brote bekannt das Volk einen Anteil. — Aber auch das Brot, das bei der Heirat aus der Kirche an die Leute verteilt wird, bedeutet Wohlgehen. Man trägt Süßbrotchen davon bei sich und soll es zu

auf den Markt mitnehmen, wenn man etwas verkaufen will. Solches Brot soll nicht einkaufen, und man kann es zwanzig Jahre haben — Sehr selten verliert es sich mit ganzem Stückchen Brot, von dem die „Königliche Aerzney von Handlungs-ökonomischen-historischen und literarischen Sachen, Donnerstag, den 11. Februar 1789“ meldet: „Unter die Hochzeits-Ceremonien der Wälschen gehört, daß der Priester die zu Tausenden oft staus in Honig eingetauchten Rostchen Brotes spaltet und sie eingeweiht durch ein Spitz schmecken laßt.“

Hochzeitkuchen. Die Hll. d. Ländlichen Hll. Ges. bringen am 14. Hll. (1881) „Hochzeitgebäcke der Wälschen Ländchen“ von Anton Jankowitsch (Übersetzt von Arvid Petry); S. 321, 322 f., 345. Ein großer Laib Brot, mit einem Kreuz in der Mitte und mit Besten-scheiben*) von allen Seiten verziert, liegt quer über dem Tisch, an dem die Hochzeitsmutter die geliebte junge Frau führt, die aufmerksam auf das Brot zu sehen, damit es nie an Brot im Hause fehle. Dann Hll. die junge Frau das Brot, und danach können es alle Hochzeitsgäste. Während der ganzen Hochzeit liegt das Brot auf dem Tische. — Es besteht aus Weißbrot und, wenn es gebräut ist, werden von allen Seiten verschiedenartig gebackte Scheiben oder Besten angebracht, die man anbrennt, wenn sie den weissen Teig genügend gefärbt haben — Der Hochzeitkuchen der Hochzeitsmutter, karvols (oder karvojen, karvojen, karvoji) weißlich gebackt, ist ein großes rundes Weißbrot, das mit verschiedenen Flechtwerken aus demselben Teig gebackt ist, so denn — ebenfalls aus Teig hergestellt — viele Hügel, Kammern und Haaren kommen, auch eine Platte, die auf ein Reh oder einen Vogel sieht. Außerdem ist der Kuchen mit Bienen, Fittlerwerk und „Armanl kurz“ weissen Wackelkuchen besetzt. (An anderer Stelle ist angegeben auch mit Hüten und Kalbfas- oder Flibreen (von Bachhofländer oder Schachalitzhausen) oder mit Kirschen ganz besetzt. Der Kuchen ist so groß, daß an seiner Herstellung die Öffnung erheblich erweitert werden muß. Die Wackelkuchen werden im Vorhaus (Schrengelände) abgemacht, sobald der „Marshall“ sich anschicken muß, den Kuchen ins Festhaus zu tragen. Vor diesem Hause treten Schwägermutter und Schwägermutter zusammen; oder der Marshall — der den Kuchen auf dem Kopfe zu tragen hat — tritt selber herein. Danach bleibt der Kuchen solange auf dem Tische liegen, bis die Kerzen verbrannt sind. Die junge Frau darf über die Kerzen schon lachen (und zwar mit einem Tischtuch), wenn der Marshall den Kuchen auch auf dem Kopfe hält. In jedem Falle wird eine feierliche Vorstellung vorgenommen — Der Hochzeitkuchen des Schwägermutter (Vater des Brautigams) wird mit am anderen Tage gebräut und verteilt. Der

*) Foto ergänzt L., Bestenbrot

Allerlei Aberglauben. In Lippe-Schaumburgchen besteht die Sitte, daß das Brod, das man beim Backen backen laßt, „nicht ganz“ ins Haus kommen darf, man forciert daher noch ein wenig Brod, das mitgebäckt und vor Ablieferung der ganzen Ware verkrochen wird, um es diesem Zustande ins Haus zu gelangen. — L. Forsting (Pflanzen-Aberglaube in den Alpen; von Urthronen 1688—89, Nr. 3) erwähnt u. a.: „Schimmeliges Brod soll eine gute Blutstrome bringen. — Vermischte Reizen kocht der Teufel zu einem glühenden Brei; oder er wüß dem daraus geformten Laib beim großen Weltgericht in die Waagehale zu den Sünden. — Man darf auch nicht mit dem Messer ins Brod stechen; sonst rinnt Blut heraus. — Legt man Brod auf die bloße Erde, so wird man wahnsinnig. — Nudeln oder Krupfen, in die Oel oder Fettbraten geworfen, stillen das Fieber.“ — Daß sogar schon das Ansehen des Brotmeyers Schicksal gewahren kann, erzählen wir bei Alexander Kumpelt (Sitten und die Sittenzer, Berlin, Allg.V. 8 d. Litt., II. Aufl. 1693, S. 117 f.): „Der arme Pochler, der einen des bösen Blicks verdächtigten Fremden an einem Feld vorbeigehen sieht, wird angepöbel von großen Brotmessen an der Höhe berubelt.“ Und S. 124 heißt es: „In einigen Orten streut man, um vor dem Bösen sicher zu sein, Salz vor die Thür oder man legt gewisse Brötchen hin“ usw. — J. J. 1697 erwiderte das „Memeleer Dampfboot“, was 50 Jahre vordem aus dem Kreis Memel zu Konstantin des Gerechten gelangt war. In diesem abgelegenen Gebirge hatten sich Litauer in der Nacht versammelt, einen Bock geschlachtet und mit dessen Fleisch, sowie mit Teig (den sie aus mitgeschmarrtem Mehl bereitet hatten) eine eckartige Figur verfertigt, nämlich wegen abgeworfenen Brodes. Die Stücke Fleisch und Teig warfen sie einander durch die Fingern eines offenen Fingers solange an, bis sie gar waren. Nachdem alle einem alten Mann, dem sogenannten Priester, geschmeckt hatten, mußte dieser gleichfalls ein Bekenntnis ablegen. Da er aber mit Pfeffer und Obdienen nicht gelangt hatte, schlug man so nachbarlich auf ihn ein, daß er seinen Tod dabei fand. — Solch „volkstümliches Gethick“ dürfte in der Mark Brandenburg kein Exentriek haben.

XXV. Im Lauf der anstehenden Besprechung dieses mit lebhaftem Beifall begrüßten Vortrage legte der Vorsitzende E. Friedel noch folgende verhältnißmäßige Gebirge und Mittheilungen vor:

a) Ein Priesterhäuschen und ein Weidenhäuschen von Cöln a. Rh. durch Herrn Karwan Dr. Hubert Lohmer freundlich dargestellt. Das Weidenhäuschen hat eine kurze steilgehende Tabakspfeife aus weißem Ton an Munde, also eine wirkliche Bewandert. Die Priester sind im ganzen Niederrhein noch im Niederländischen beheimat, auch in Berlin heißt einer dem Namen Aachener Priester. Alles dies ist Festspiel von Sankt Nikolaus und im Weidenhäuschen

b) Ich selbst lege mich waldisches Knäckbrot vor, welches früher meist von Mainz, jetzt wohl mehr von Treßberg aus hier eingeführt wird. Es ist es sich der primitivste Fladen, wie man ihn bereits in der Steinzeit ungefähr hergestellt haben mag, ein ganz flacher Kuchen, röhrichtgebacken, leicht unter den Zähnen beschneid, ohne eine Spur von Krume. Knäckbrot, Knackbrot, erinnert stark an das jüdische Osterbrot, ebenso stark an das jüdische Osterfest, die bekannte Klausur, nur daß diese, an den überflüssigen Auszug aus Ägypten erinnernd, nicht einmal gebacken werden darf. Es ist es verwundern, daß das Knäckbrot, welches in Norwegen, Schweden und Teilen von Dänemark das gewöhnliche Haus- und Tischbrot darstellt, bald feiner, bald gröber, bald nur aus Roggen, bald mit Weizen gemischt gebacken, nicht in Deutschland mehr Eingang gefunden hat, namentlich nicht mehr von deutschen Ärzten seiner großen Bekömmlichkeit halber als Gesundheitsbrot empfohlen wird. War z. B. in Badenorten wie Kissingen gewohnt zu sein, wo Magenbeschwerden und Magenkreise verheereten, der muß mir bestätigen, daß nach der Table d'hôte ganze Haufen herangezählter Brotkrumen zusammengesiebt wurden, weil die Magenleidenden die Krume nicht vertrugen. Und gerade diese Krume heißt dem Knackbrot, das man sich anthropologisch als einen Ackerstrich zu denken hat, wie den zweifelslos unsere Altväteren auch in der Provinz Brandenburg gebacken haben.

c) Unter einem Mitglied Herr Gelehrte-Assessor Kademacher im Potsdam liegt eine Sache ca. 30 cm lange Stöcke aus einfarbigem Weizenkroß mit folgender Zuschrift der Frau Büchermeister A. Hantz, dahier Treuenbrietzen, des I. d. M., vor: „Da mein Gatte gerade sehr beschäftigt ist, will ich Ihnen zu diesem Anlasse mit, was um über die Weihnachtsbäckerei bekannt ist. Vollrecht haben Sie während Ihres Hausens die Christ- oder Patenstollen-Bäckerei beobachtet. Es ist dies ein Gebäck von Mehl, Wasser, Hefe und Salz und wird fast nur in Stücken zu 10 Pfennig gebacken. Diese Stöcke heißen sich die Kinder aus treuen Weihnachtsbrot von jedem Pfen ein Stück oder Apfel, Nüsse, Haugkrumen und kleinen Gebäck wie herkömmliche Formen, Mauer und größer, je nach der Wohlhabenheit der Pater. Man bekommt fast jedes Kind hier wenigstens 10, aber auch bis 30 Pfen (?), da wird bei einer kinderreichen Familie ein nettes Häufchen zusammengetragen. Für die Kinder, welche sich das noch nicht selbst leisten können, wird es neben dem üblichen Geschenk, das ein Kind auch noch erhält, im Haus getragen. Dieser Brauch dauert bei die Kinder kostbar werden. Nach dem Weihnachtsfeste können dann die Beige Stöcke beim Schlachten vielfach die Wurst „verlecken“ helfen. Ob dies bei den alten Deutschen wohl auch schon so gemacht wurde?

Von einem 88 Jahre alten Landmann ließ ich mir heute erzählen, daß diese schon Sitte bei seinen Vätern gewesen sei und daß auch ein jeder von Ostende zum Weibschickselste eine drei Stellen à 10 Pfening als Weibschickselchen bekam.

Ob sich aus der Bausch über die ganze Mark erstreckt, weiß ich nicht, jedenfalls aber auf unsere ganze Gegend.

Auf den Fläminggedörfern wird femer am Oberfreitag ein Brötchen in derselben Geste gebacken, nur in runder Form und mit einem eingedrückten Kreuz, das sogenannte Kreuzbrötchen. Zur Fastenzeitzeit gibt es dort denn noch die Klammbrötchen, ein manchmal recht gut schmeckendes Gebäck, ähnlich dem Mohlkittler, nur in anderer Form, 20 cm lang, 10 cm breit. Dies wird in einem angestrichenen Eisen über offener Feuer gebacken.⁷⁾

d) Die von Herrn Assessor Bode macher angefertigten Backformen sind teils die erwähnten aus Trenschbräunem, teils ganz ähnliche aus Kalk u. Seife, Provinz Sachsen, nämlich Backformen mit geometrischen Umfassen von geometrischer Gestalt, von Kreisen und Tieren etc., mit denen die noch sehr Trübsinigen abgestochen werden. Sie sind wohl über 10 Jahre alt.

e) Fräulein Elisabeth Lenzke legte endlich noch aus Westpreußen kleine aus Kraut- oder ähnlichem Stoff an backende, entsprechend laut benannte kleine Gebäcke „zum Glückwünschen am Sylvestersabend“ vor. Sie sind darobweg symbolisch: 1 der Ring; 2 der Mann; 3 die Frau; 4 das Kind; 5 das Brot; 6 das Geld; 7 der Glaube; 8 der Tod; 9 die Haus Schlüssel; 10 der Haus Schlüssel. Aus diesen Gebäckchen wird eine herzengegriffen und entsprechend danach die Zukunft gedeutet.

f) U. M. Friedrich Wierwacke, ein wichtiger Volkskundler, teilt nachfolgende Märkische Back- und Brotsprüche mit. Die unten aufgeführten Sprüche wurden bei dem Backen und Anschneiden des Brotes (Kraut) in den Dörfern Läger bei Wildberg und Rosendorf bei Lützen geäußert. Die Brotsprüche sprach man bei dem Einsetzen des Brotes. Nachdem der Ofen angeheizt war, stellte man den Herd dadurch fest, daß man auf dem Schürkel, auf dem das Brot in den Ofen geschoben wurde, drei kleine Ähren befestigte und dann die Öfendür an dem Ofen bewegte. Waren die Ähren braunschwarz, so war der Herd gut. Dieses Bewegen des Schürkels begleitete man mit Sprüchen. Es geschah nämlich, um die übrige Zeit inzumalenen, dann aber auch, um die Frauen, die ältere Generation zu belächeln:

⁷⁾ Ansehend ein weißbrottes, eifer, in sogenannten Weißbrot gebackenes, möglichst auch wenn verschiedene Sorten, ähnlich dem Bräunem, in Teile sehr kleinen Gebäck.

Bei dem Backen (zum Lögen):

Das Brot is in dem Ofen,^{*)}
 Das' Herrgott dar is bewen
 All, da was dir Brot liden,
 Soll's sein Herrgott nicht vergien.

Backsprüche (zum Rosenkranz):

Das' Herrgott was dem Hoven,
 Das' gaff was dem Löwen,
 Das' gaff was dem Brot,
 Das' schütz was wir Not!

Das' Brot das' geist,
 Das' Pflor weist
 In da Hand was,
 Was' Brot es ge!

Euchensprüche (zum Lögen):

Da Kuchen is nicht
 Er ist da glück
 Denn nicht is im Ofen...
 Was' was a Herrgott bewen!

Trenk dem Tag was her und her
 In da Kette und in da Quer
 Soll da Brot was' nicht liden das,
 Über handhoch wirt is was!

Brotgespräche bei dem Anschneiden des Brotes:

Das Brot wurde aufrecht geschnitten: Ehe man den ersten Schnitt mit dem Messer tat, schlug man mit diesem (Spatel) drei Kreuze auf der Handseite á i. Unterkruste und sprachte folgende Worte.

In Lögen:

Alles, was wir haben, sind Gottes Gaben!

oder

In Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!

In Rosenkranz:

Gott schenkt was das Brot,
 Das' schütz was wir Not!

^{*)} Das „*is*“ soll hier wie die *Stillest* zwischen „*is*“ und „*is*“ wie in Englischen „*is*“ ausgesprochen werden.

E. Bildliches.

XXVI. Rudolf Hertoge Agenda 1907. Wie stets in der Weltanschauung liegt sich die Agenda, die der literarische und illustrierte Teil am Anfang des Buchs kunsthandliche Bemalungen hat, gern vor. Demal ist unter der Bezeichnung „Brandenburgisch Land“ eine außerordentliche Fülle ansprechender Darstellungen aus der Provinz Brandenburg und unseren eigentlichen Stammland der Altmark gegeben mit kurzem, trefflichem Text. Jede wissenschaftliche Zeitschrift würde diese vorzüglichen Bilder mit Vergnügen aufnehmen und man kann nur bedauern, daß die Wissenschaft sich fast immer mit vorwiegend nicht dargelegten Abbildungen begnügen muß, weil es am Nützlichsten d. i. an Geld gebracht.

XXVII. U. M. Herr Bibliothekar Lütjens hat gelegentlich einer Vorlesung von Schloß Ruhwald in Westend-Charlottenburg seitens der Pflanzschaft des Märkischen Museums am 11. November d. J. treffliche Photographien in seiner gewohnten kunstvollen Weise aufgenommen, welche das schöne Schloß, den Park mit der gewaltigen Felspartie sowie den ägyptischen Schmuck des Parks nahe dem Schloß darstellen, herrlichend von dem verstorbenen bekannten Bildhauer Gumboldt. Am 9. u. 10. werden die Mitglieder der Brandenburgischen Naturhistorischen (Pflanzen, Krüger, Latersträger, Allergiker pp.) am Orte selbst besuchen können.

XXVIII. Herr Lütjens hat ferner nicht minder wohlgeungene Aufnahmen der von Stolpe u. N., Schloß und Kirche. Vergleiche das unter Nr. XIV Gezeigte.

XXIX. Zur Sammlung der Erinnerungstücken des Märkischen Museums liegt sich ein Exemplar vor handelt: Terrassenkarte von Berlin und Umgebung, im Schupfdruckformat, hauptsächlich für unser Militär berechnet, aber auch von Touristen gut benutzbar. Der wohlgedruckte Plan zeigt von Tegeler See bis Wilhelmshafen an der Obersee. Eben von 1899. Verändlichster Druck!

XXX. Katalog der Miniaturen-Ausstellung Berlin 1906 in dem Salons Friedmann & Weber. Berlin Carl Schabel Verlag. Der mit großer Sorgfalt von u. M. Herrn Dr. Fritz Wolff zusammengeleitete Katalog zeigt die ungemein große Reichhaltigkeit dieser in kunstgeschichtlicher besonders aber auch in kunsthandlicher Beziehung hochwichtigen Ausstellung, zu deren Besuch ich dringend einlade. In der Presse finden sich leider unbillige Äußerungen über die Miniatur-Malerei, die nur auf Unkenntnis beruhen und sich an Kunstschickeltes schliessen, z. B. daß die Bilder fast durchweg kunstlos seien ohne welches Leben hervorgeht seien. Dies soll u. A. aus der Gleichzeitigkeit der Hauttracht und des starken schwarzen Augenbrauen, die sich

immer wieder vorhanden, hervorgehen. Es ist richtig, daß diese Änderungen auffallen, aber sind sie nicht gerade charakteristisch für die Mode der damaligen Zeit? Wer sich mit Ernst in die Physiognomien verlißt, wird eine Individualisierung derselben finden die Bewunderung erregt.

XXXI. Die Gesellschaft Buch-, Antiquar- und Uebenhandlung, Buchh. W., Mohrenstr. 62 hatte zwei Werke eingewandt, die sie zu herabgesetztem Preise absetzt:

1. Streckfuß: 500 Jahre Berliner Geschichte 2 Bde. geb. 21,50 M., jetzt 12,00 M.

2. Winterfeld-Deuserow: Geschichte des Geschlechts von Winterfeld Bd. I, II^a, und III 30 M., jetzt 16,00 M.

Nach dem Schluß der Sitzung erzwungenes Besondereverbot im Restaurant „Alt Eupura“ Potsdamstr. 10—11.

13. (8. außerordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres.

Besichtigung der Handelshochschule in Berlin

Sonntag, den 2. Dezember 1906.

Die Genehmigung der Direktion, Prof. Dr. Jastrow, wurde am 2. Dec. 1906 der neuen Handelshochschule an der Ecke der Spandauer- und Hallesgestraße von der „Brandenburg“ betriebl. Die Mitglieder versammelten sich gegen 12 Uhr vorm. in der geräumigen, von Säulen getragenen Verhaße der Hochschule, in der sich eine Marmorstatue des Hermes (von Klüppel) erhebt, und begaben sich dann in die in einem Hörsaalgebäude Heilige Geist-Kirche, die in ihrem alten schönen Bauformen erhalten geblieben ist.

Hier machte der erste Vorsitzende, Geh. Reg.-Rat E. Friedel die Anwesenden mit dem Zwecke der Handelshochschule, die von den Ältesten der Berliner Kaufmannschaft begründet worden ist, bekannt. Die Anregung zu der Begründung der Handelshochschule ist von dem Syndikus der Berliner Korporation der Kaufmannschaft, Prof. Dr. M. Apt, ausgegangen, der am 1. März 1900 im Verein junger Kaufleute einen Vortrag über die Notwendigkeit der Errichtung einer Handelshochschule hielt und diese eingehend zu begründen suchte.

Dieser Vertrag trug dazu bei, daß ein Stimmungsumschwung bei denen, die der Angelegenheit teilzunehmen oder abhaken gegenüberstanden, eintrat, und daß der Verein junger Kaufleute, sowie eine Reihe Berliner Handelsfirmen an die Ältesten der Kaufmannschaft des Erzbischofs stellten, die Errichtung einer Handelshochschule in Erwägung zu ziehen. Das Ältesten-Kollegium nahm die Sache in die Hand und vermittelte, nach dem Beispiel von Leipzig und Aachen, eine Handelshochschule unter Angliederung an die Berliner Universität oder an die Technische Hochschule in Charlottenburg zu errichten. Der Durchführung dieses Planes stellten sich aber erhebliche Schwierigkeiten entgegen, und da um jene Zeit nach Streitigkeiten um die Organisation der kaufmannschaftlichen Handelsvertretung in Berlin verfahren, so geriet die ganze Frage nach und nach ins Stocken.

Aber die Angelegenheit kam nicht in Vergessenheit, und dem tatkräftigen Eintreten des Präsidenten des Ältestenkollegiums, des Stadtältesten Kampff, ist es zu verdanken, daß die Hochschulefrage wieder in Aufnahme kam, daß sie geklärt und praktisch verwirklicht wurde. Im Mai 1893 beschloß das Ältestenkollegium die Errichtung einer selbstständigen Hochschule, und in die Verhandlungen mit dem Kultus- und Handelsministerium einen schlichten und befriedigenden Verlauf nehmen, so erfolgte bereits am 4. Januar 1904 die staatliche Genehmigung des eingereichten Statuts. Bald darauf wurde der Bau eines eignen Hochschulgebäudes in der Nähe der Börsen an der Ecke der Spandauer- und Böllingergäßchen in Angriff genommen und mit einem Kostenaufwand von 4 Millionen Mark in vollkommener Weise durchgeführt. Der von den Architekten Greiner und Wolfenstein errichtete Monumentalbau, in dem die Heilige Geist-Kirche angefügt ist, enthält eine Aula, 11 Hörsäle, zwei Laboratorien nebst Künsten, Bibliotheksaum und Lesesaal, zwei Laboratorien für verschiedene Seminare und die dazu gehörigen Sammlungen und verschiedene Wohnräume.

Die Eröffnung der Handelshochschule erfolgte am 25. Oktober 1906 mittags 12 Uhr in Gegenwart des deutschen Kronprinzen^{*)}

Der Zweck der Handelshochschule ist laut Statut „die für den kaufmannschaftlichen Beruf nötigen und nützlichen Wissenschaften durch Lehre und Forschung zu pflegen“, und insbesondere soll die jungen Kaufleuten, unter steter Berücksichtigung der praktischen Verhältnisse, eine vertiefte allgemeine und kaufmannschaftliche Bildung vermitteln, Handelsschulbehörden Gelegenheit zur Erlangung der erforderlichen theoretischen und praktischen Fachbildung geben und Juristen-, Verwaltungs- und Handelskammer-Beratern usw. Gelegenheit zur Erwerbung handelswissen-

^{*)} Eine ausführlicher Bericht über die Feste brachte die *Vendula Zeitung* Nr. 265 v. 25. 10. 1906.

schafflicher Fachkenntnis haben. Im Mittelpunkt des Unterrichts sollen die sogenannten Handelswissenschaften stehen, außerdem werden Vorlesungen über Nationalökonomie, Rechtswissenschaft, Geschichte und Geographie, Physik und Chemie und über fremde Sprachen gehalten und es besonders Sommer praktische Übungen in den genannten Wissenschaften veranstaltet.⁷⁾ Die unmittelbare Leitung der Anstalt liegt dem Rektor ob, der von den im Hauptamt angestellten Dozenten auf die Dauer von 5 Jahren gewählt wird. Der Lehrkörper⁸⁾ setzt sich z. B. aus 8 Dozenten im Hauptamt, 19 Dozenten im Nebenamt, ferner mehreren Lehrern und Fortschrittslehrern zusammen, die nach Anhörung des „Großen Rates“ der Handelshochschule von dem Ältesten ernannt werden. Dieser „Große Rat“ steht dem Ältesten als gesetzlich bestehendes Organ bei der Verwaltung zur Seite und setzt sich aus dem Präsidenten des Ältesten-Kollegiums, aus zwei Vertretern der Staatsregierung, aus dem Rektor der Handelshochschule, je einem Vertreter der Berliner Universität und der Technischen Hochschule, des Magistrats, der Stadtverordnetenversammlung und der Handelskammer, aus sechs Delegierten des Ältesten-Kollegiums, aus zwei Mitgliedern der Finanzkommission, drei Dozenten im Hauptamt und dem Syndikus der Hochschule zusammen. Die Handelshochschule wird von der Korporation der Kaufmannschaft selbstständig verwaltet und unterhalten.

Gebietrat Friedel gab zum Schluß seiner Ausführungen der Freude Ausdruck, daß ein so großartiges Werk zustande gekommen und Berlin nun ein so hervorragendes Bauwerk bereichert sei und sprach die Hoffnung aus, daß die neue Handelshochschule stets in Blüte stehen und gute Erfolge erzielen möge.

Darauf begrüßte der Rektor, Prof. Dr. Jastrow, der inzwischen erschienen war, die Anwesenden und sprach dann über das Alter und die Geschichte der Kirche zum Heiligen Geist, die, unter Beibehaltung der alten Bauformen, erneuert und in einem Hörsaal umgewandelt ist. Das in Baukosten aufgeführte Gebäude, das 1617 zum ersten Mal urkundlich erwähnt wird, ist das älteste Bauwerk Berlin⁹⁾ und stammt nach älterer Ansicht aus dem Jahre 1260. Als und indes nur die Umfassungsmauer, die Stützgewölbe, die des Heum überziehen, röhren aus dem 11. Jahrh. her, die Ölgemälde mit Szenen aus dem alten und neuen

⁷⁾ Klausur 2. in der Schrift: Die wirtschaftliche in Berlin. Organisation und Lehrplan von 2. Aufl. Herausg. von den Ältesten der Kaufmannschaft in Berlin Berlin, 9. Februar, 1908

⁸⁾ Über die Dozenten der Handelshochschule v. Friedrichs Zeitung Nr. 101 u. 102 vom 7. und 8. Oktober 1904, wo sich biographische Mitteilungen über die einzelnen Lehrer finden.

⁹⁾ Vgl. Neue Monatshefte XIII, S. 150—165.

Testament aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Diese Bilder schmückten vorher die im 17. Jahrh. eingestürzte Empore, die sich in halber Mauerhöhe an drei Seiten hervorstreckte und die Schönheit des mittelalterlichen Baues beeinträchtigte. Das Kirchlein gehörte zum Heiligen Geist-Hospital, dessen Linsen dort dem Gottesdienst bewohnten, im 17. Jahrh. wurde nach der altkatholischen Gemeinde geteilt, in der Kirche ihren Gottesdienst abzuhalten, und erst jetzt erst ist im Innern und Äußern des Gotteshauses mehr geändert worden. Als im Jahre 1858 der Plan zur Errichtung einer Hochschule aufkam, erwirkten die Ältesten der Kaufmannschaft mit dem an die Säle angrenzenden Grundstücke auch die Heilige Geist-Kirche und verpflichteten sich, das Gotteshaus der Gemeinde zu überlassen und an anderer Stelle wieder aufzubauen, damit es als mittelalterliches Baudenkmal erhalten bleibe. Bald aber regten sich die Stimmen vieler Kunstfreunde, welche die Erhaltung des Gotteshauses an dem ursprünglichen Standort forderten, und die Ältesten entsprachen schließlich diesem Wunsche, indem sie das Projekt des ganzen Baues umstellten und die Kirche dem Gottesdienst abgeben ließen. Hierbei konnten zwei Möglichkeiten in Anwendung kommen, entweder wurde der gesamte Bau dem mittelalterlichen Charakter der Heiligen Geist-Kirche angepasst oder es wurde in dem Neubau der Gegensatz des Modernen zum Alten zum Ausdruck gebracht. Für beide Vorschläge wurden Pläne entworfen und diese der Corporation und der Allgemeinheit zur Begutachtung unterbreitet. Die meisten Stimmen entschieden sich für den zweiten Entwurf, und es wurde der Monumentalbau der Hochschule im Stile deutscher Renaissance zur Ausführung gebracht, wobei neben dem alten Backsteinkirchlein ein hoher Glockenturm errichtet wurde, um den Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit zu veranschaulichen und den alten krasen Gegensatz zu mildern. Auf diese Weise ist eine der ältesten Baudenkmale Basles an Ort und Stelle erhalten geblieben und durch Ausbau und Erneuerung zu dem schätzenswertesten Bestandteil der neuen Hochschule geworden. Der gestiegene Niveau ruft im Schmuck der Kreuzgewölbe, der überaus reicheren, der hochflorigen gotischen Fenster und der in die Wandnischen eingelassenen alten Gemälde eines schönen und schmelzenden Eindruck hervor, erst jetzt nach Entfernung der Empore tritt die Gliederung des ganzen Baues und die Schönheit der Kreuzgewölbe gut hervor, und man kann dem Erbauern der Hochschule dankbar sein, daß sie das Kunstdenkmal in dieser Weise erhalten und erneuert haben.

Ochsenrat Friedel sprach dem Rektor seinen Dank für die Erlaubnis zur Besichtigung der Hochschule und für den interessanten Vortrag aus und gab seiner Anerkennung Ausdruck, daß die Heilige Geist-Kirche erhalten gehalten sei, dass vortwärts er noch an die alt-

Sage von den 3 Linden auf dem Heilige Geist-Kirchof*) und ihre demnächstige Bearbeitung durch Fräulein Clara v. Pfister**). Nachdem Bau-
meister Wolfenstein verschiedene Angaben über den Bau der Hochschule, insbesondere über die Schulverhältnisse der Angliederung der Heilige Geist-Kirche gemacht hatte, traten die Mitglieder der „Branden-
burgia“ einer Besichtigung durch die Handeltchokoladen an, wobei die große Aula, die mit dem Bild des Kaisers in Marmorrelief gemalt ist, verschiedene Hörsäle, das Lesezimmer und die Bibliotheksbüchse, die Seminar- und die Dozentenzimmer und die Laboratorien mit ihren Mikroskopen besichtigt wurden. In dem physikalischen Hörsaal wohnten die Besucher verschiedenen Vorführungen des Dozenten Prof. Dr. Mertens bei und gewannen eine Vorstellung davon, in wie trefflicher Weise das Studium der Physik an der Hochschule betrieben wird.

Das Hochschulgebäude setzt sich aus drei Flügeln zusammen, deren Fronten nach der Spandauer-, Heiligegeist- und Neuen Friedrichstraße liegen und drei Stockwerke aufweisen. Das Hauptgebäude erhebt sich in der Spandauerstraße, hier haben drei Portale in das geräumige Vestibül, von dem links eine kleine Stiege zum Hof der Nachbildung eines Epitaphs des Garnisonpredigers Christoph Nagel (von 1688) zur früheren Heilige Geist-Kirche (s. ob.) führt, während im Hintergrunde breite Treppen in das obere Stockwerk leiten. Hier findet man ein großes Lesezimmer, einen Hörsaal, verschiedene Seminare und Sammlungs-
räume und Zimmer für die Dozenten. Im zweiten, gleichfalls durch breite Treppen erreichbaren zweiten Stockwerk liegen die Aula und darüber ein großer Hörsaal mit empfindbar schön angelegten Sitzen, im dritten Stockwerk Reservierzimmer.

Der Flügel in der Neuen Friedrichstraße enthält im Erdgeschoß Büroräume, im ersten Stock die sprachwissenschaftlichen Seminare, im zweiten Stock den Hörsaal und darüber Reservierzimmer, und der Flügel in der Heiligegeiststraße, der durch einen kleinen Rundturm mit der Heilige Geist-Kirche in Verbindung steht, enthält im Erdgeschoß Wohn- und Erfrischungsräume und in den beiden oberen Stockwerken Laboratorien mit den dazu gehörigen Herden und Zimmern für Sammlungen und für die Dozenten.

Die Ausstattung einzelner Räume ist einfach und mangelhaft. Sie sind gut ventilirt und werden durch eine Niederdruck-Dampf-Heizung erwärmt. Die Beleuchtung ist überflüssig und überall in unzureichender Weise vorhanden.

Zwischen dem Hauptgebäude in der Spandauerstraße und der alten Heilige Geist-Kirche steigt der den Übergang vermittelnde Thurm auf

*) v. Gerner, Sagen und Märchen aus Berlin's Westend (1872) S. 117

**) v. Wundtzeitl. XII, S. 33

der wie der Hauptbau und der Flügel in der Neuen Friedrichstraße im Thüringer Muschelkalk hergestellt ist, während die Kirche in Halben gehalten und der Flügel in der Heiliggeiststraße sowie die Hoffront gepulst sind. Am Mittelbau in der Spandauerstraße sind die 3 Portale durch Schloßsteine ausgezeichnet, die in epigraphischer Weise die Industrie, den Handel und die Landwirtschaft darstellen. Die große Kartusche in der Mitte der Fassade trägt im Relief das Wappen der Ältesten der Kaufmannschaft, über dem zwei stehende Jünglinge angebracht sind; gekrönt wird die Kartusche durch einen Bienenkorb. Am dem niedrigen, unmittelbar an die Kirche anschließenden Bau teil sind 2 weitere Wappen angebracht, das von 1813 und das von 1855. Städtische künstlerischen Verzierungen der Fassade sind vom Bildhauer F. Westphal gefertigt worden.⁷⁾

Gustav Albrecht.

Nach der Besichtigung der Buchholzschule versammelten sich die Mitglieder auf dem Hof des

Grundstück Klosterstr. 87

wenn Herr Kantor Buchholz folgende Erläuterungen vorbereitet hatte:

Eine der wenigen noch vorhandenen Altkloster Hofflügel tritt uns hier vor Augen. „Altkloster“ nicht im reinen Sinn, denn der linke Hauptflügel ist erst vor 30 Jahren, der rechte im Jahre 1811 erbaut, aber die ganze Anlage mit der Klosterhalle, dem Turm und den Galerien erscheint äußerlich und innerlich und die mittelalterlichen Beziehungen wie die noch vorhandenen Renaissanceformen aus dem 16. Jahrhundert verleben für einen gewissen romantischen Reiz.

Im Mittelalter stand hier seit 1280 das Haus der Lehnherren Buchholz. Die Buchholzstraße, die gerade auf das Haus stieß, erhielt davon ihren Namen.

Damals war das Grundstück viel größer. Der Garten dehnte sich noch über das angrenzende Grundstück Klosterstr. 85 aus, das der letzte Lehnherren Bischof Martin seinem Mundkuch Neumann im Jahre 1549 schenkte; nach Witten rückte er bis an die Stadtmauer. Die dort später entstandenen kleinen Hinterhäuser „an der Königsmauer“ wurden, wie die Stadtmauer selbst, in den 1660er Jahren beseitigt und bei der Gelegenheit wurde der hintere Teil des Grundstücks an das unmittelbar anschließende Grundstück der Neuen Friedrichstr. verkauft. Die

⁷⁾ Vgl. hierzu den Aufsatz in der „Denkmalpflege Hannover“ 20. Jahrg. Nr. 54 und 55 vom 27. und 24. Oktober 1908, der eine Reihe von Abbildungen und Grundrissen enthält.

Lage der ehemaligen Stadtkaser bei in der hinteren Zinnenflucht des jetzigen südlichen Vorderbogens zu sehen.

Aus der hiesigen Zeit berichtet die Chronik, daß im Jahre 1404 Bischof Johann IV. einen damaligen Freund Dietrich v. Gostow



in seinen Haus bewirte. Von jenem hiesigen Hause ist wohl selbst in den Kellern noch eine Spur vorhanden.

Im Jahre 1586 überwieb der Kurfürst das Grundstück als Burg-
Jahn seinem Rat Käbel, der 17 Jahre später das noch jetzt stehende
untere Teil des Hauses, Erdgeschöß und 1. Stockwerk, erbauen ließ
und darin die Nordseite des K'vals aufbauen, welches Namen das Haus
noch lange Zeit behielt.

Aus dieser Zeit stammen auch die beiden an der Turmwand im Hof eingemauerten Gedenksteine (siehe untenstehende Abbildung).

Oben ein Wappenstein: In der Mitte das Kartäuser-Wappen, zu beiden Seiten, jedoch etwas kleiner ein Wappen der Familie v. Hölzel, darunter die Inschrift: „1879“. Nebenbei Gott der Liebste Christus!



Johannes Jorge Mörgehoff pp. mit Oberbayerischer Freyheit als Haus behauptet!."

Weiter unten ein einfacher Inschriftenstein als Grundstein des Hauses: „Zacharias Hölzel gab an Gott das er das Haus gekauft hat sich und zu Ehren seines Geschlechts im Jahr 1873 den streben Stein gelegt."

Unter dem letzteren ist noch ein Inschriftstein eingemauert, der bekundet, daß ein an die Königsmauer grenzender Hofraum im Jahre 1811 abgetheilt wurde.

Die Böden besaßen das Grundstück bei 1668, dann erwarb es die Familie v. Pflam, 1700 v. Brandt, 1724 der Reichsgraf v. Sparr, ein Verwandter des berühmten Feldmarschalls. Sparr ließ das obere Stockwerk aufbauen. 1746 erwarb das Grundstück der Koch Friedrich des Großen, Stadtkö, der es „Zu den 3 Leiden“ nannte. 1757 kaufte es der Kaufmann H. E. Fetckow († 1815), der das noch heute bestehende Bank-, Kommissions- und Spedition-Geschäft begründete. Im Laufe des 18. Jahrhunderts wurde das Geschäft von dessen Nachkommen, dem Brauer's fortgeführt, bis es mit dem Grundstück im Jahre 1800 an die Familie Freud überging.

In dem im unteren Geschöß befindlichen Kemptor-Raum hingen die Portraits der Geschäftsinhaber, vom Gründer H. E. Fetckow an bis auf den 1802 verstorbenen Kommerzienrat Freud, dessen Sohn, unser Mitglied, jetzt das Geschäft betreibt.

Außerdem hingen dort noch die Bilder einer Anzahl Berliner Handels- und Fabrikatoren aus dem 18. Jahrhundert, alle Compositel, einige Berliner Ansichten pp.

Kleine Mittheilungen.

Todesurne auf dem Kirchhof zu Wittstock a. Demm. Meine Mutter, wiew. Dr. Friedr. Lohs geb. Ansb.itz, geb. 1808, teilte mir mit, was sie in ihrer Jugend am dem Kirchhof zu Wittstock mitangesehen, daß Anbeten an der Umfassungswand eine Todesurne, die mit einem platten Stein zugedeckt war, von der bedehrenden Höhe niedertaus; auf die Bitte dieses Stein doch herauszunehmen und ihr des Inhalt der Urne, zu zeigen, gingen die Arbeiter nicht ein, versicherten vielmehr die Urne wieder mit dem Stein, daß in demselben keine Geister seien und es deshalb nicht geöffnet werden dürfe.

B. Friedr. L. S. 1885

Was sind Dörpelt? — „Dörpelt“ ist nach Angabe des Letztern Herrs L. Fiedls in Stolpehagen (Niederbarnum) das Brett, welches in die Tonne quer vor dem Ausgang gelegt wurde, um das Herausprägen der Körner beim Dreschen zu verhindern.

O. Meike

Was bedeutet der Plurale die Geesen (häufig z. B. „die langen Geesen“)?

Der Plurale „Geesen“ kam im Kreis Oberbarnim um 1678 bei folgenden Ortschaften vor: Wamosen, Schönbald, Wodgendorf, Wtkendorf, Hennigsdorf, Staudorf, Pörsch, Pörschagen, Bärchenberg und Hasendorf. Auch gab es bei Ihlow noch Geeschen. Im Kreise Niederbarnim kommt ein Gohrenberg bei Zapfenick (Barnow) vor. Zur Erklärung des Namens, der mit dem dänischen ganz wahrscheinlich nicht gemein hat als die beiden Buchstaben g. und r. füge ich hinzu, daß er in der Lutherschen Bibel-Üebersetzung zu Hosea 17,8 („du brütest dich nach Geesen über dich“) und in Psal 2,18 (Wenn jemand heiliges Fleisch trägt in seinen Kleidern Geesen) gebraucht wird und zwar offenbar in der Bedeutung von Kleiderstücken, die lockerartig zusammenhalten. Auch bei Tischlern und Zimmerleuten hat für sehr unruhig zusammenhaltende Flächen oder Fugen der Ausdruck Geesen, Gohren, Glesen oder Göhren gebräuch.

O. Henke.

Inhalt des XV. Jahrganges 1906/07.

A. Aufsätze und Vorträge.

	Seite
Athrecht: Ein Ausflug in das Land der Abtrünnigen	150
Buchholz: Alt Berliner Ansichten	151
„ Zwei Urnen und eine Kinder-Klappe	158
„ Führung durch die Marienkirche zu Berlin	160
Förster: Ausflug in den Pfingst	167
Friedel: Zur Baugeschichte des Fasanen Platzes zu Berlin	177
Gutandt: Der Meiser des Sparwagens Großschmuck in der Marienkirche zu Berlin	175
Gleitz: Wanderfahrt nach Strausberg	213
„ Pflanzen aus der Umgebung von Treuenbrietzen	24
Hansmann: Hauptprobleme aus der Dignität	182
Hilmar: Friedrich von im Wandel der Zeiten	223
Jöhler: Märkische Inschriften und Sprüche	220
„ Wanderungen über Märkische Friedhöfe	225
„ Wanderteilnehmer: <u>Platzes der Märkischen</u>	
„ Pörs	185
„ Märkische Volkgesänge	189
„ Berlin's Karpfgründe	110
„ Inschriften und Grabschriften im Hesperien Lande	122
„ Ein sehr Mann im Lande Ruyter	123
Lenke: Hölzer Pflanzenwelt in Berlin	24
„ Vortausendliches Gedäch	269
Petrie: Über Quellennutzung zur Erforschung der kirchlichen Ortsgeologie	50
Pötsch: Berliner Baumwelt	219
„ Der alte Platz von Berlin	220
„ Der Maler Winkel	260
Pösch: Notizen zu Kriechschlangen's Geschichte	85
Schmidt: Das Radolfische	109
Selzner: Der Tempel von St. Marien	134
„ Zum Nalendorf's Hochstiftsgründung	241
Sigrist: Der Hügel von Hermannstadt	31
Stammeler: Mittel Beleg	27
Wagener: Das Kloster Götterfeld bei Orlitz	173
„ Gründungsberichte zu älteren märkischer Kirchen	187
Winkler: Unser Hergut ist im Declin	178

B. Buchbesprechungen.

Classen: Die Felsen von Berlin und die Entwicklung der Wälder	39
---	----

- Teschensky, Hl.
Thomas, Hans 180
Thorny, Geh. Justiz-R. Hl.
Thury, Julius 475, 514
Thüring.-Verf.ung 271
Tietze, Stahlbauingenieur 218
Tomaszewski, Dr. Viktor 273
Totmeyer, Hl.
Totz, Max 225
Totzmann v. St. Marlen 224
Totzmann, Hl.
Trautwein, F. v. Franz Br. 207
Trapp, Heinrich 28
Trapp, (v. d. Erde) 211
Truchsess, Franzosen 84
 „ Stalman 251
 „ Festschlagbrüche 281
 „ Sauerstofflösungen 288
Tuchsch, Prof. Dr. 228
Ubersiedel, Max v. Deutsche Ver. 265
Ulrich, Geh. Justizrat 116, 196
Ungeheuer National Mus 8
Ungeheuer 1894-1911, 220
Usel, die Seite 228
Ursprung v. Nickel 287
Valten, Tomaszewski 273
Valkenburg 182
Verkehrsministerium 185
Vermählungen: 1, 2, 23, 127, 154,
 218, 219, 221, 225, 226, 228, 272,
 211, 212, 213, 214, 267
Vermählungen v. Strafen 271
Versors, Prof. Dr. 14, 207
Völkerkunde, Verb. deutsch. Vereine 261
Volkensbergische 262
Volksgesetze 228, 272
Volk- und Kinderzeitsch. 21
Volkswunde, Zeitschrift 20
Wahnenhoff, Geh. Bergrat 258
Wagner, Hl.
Walch, Franziska 212
Waldeck-Verträge 272
Walcher, K. Hl.
Wappenstein an Hochschulen 262
Wasserrath (Trapp) 28
Waser, Prof. Dr. F. 116, 246
Wagner, Wilhelm Amt. 178, 187
Wasserschiff 210
Wassermann 22
Wassermann, Hermann 2
Wassermann, Alexander 228
Wassermann, Lehrer 212, 498
Wassermann, Wilhelm 214
Wassermann, Karl 214
Wassermann, August 214
Wassermann v. Wundberg 114
Wassermann, Dr. Fritz 464
Wassermann 28
Wassermann, Dr. G. 17, 141, 227
Wassermann, Prof. Dr. 204
Wassermann, Franz 211 der Prüfung 24
Wassermann, Hans Germ. 211
Wassermann, Commission für vaterländ.
 Landeskunde 262
Wassermann, gesch. Entwicklung 204
Wassermann, K. T. 201

Druckfehler-Berichtigungen.

- S. 2. Z. 15 f. Edelsteinen.
 S. 241. Z. 20 v. u. f. Karbonen.
 S. 252. Z. 12 v. u. das Wort „edeln“ 221 f.ort.
 S. 252. Z. 15 v. u. f. Brandungeln.

Für die Redaktion: Dr. Georg Reiche, Clarenstr. 10a. — Die Redak-
 tion lehnt den nachfolgenden Inhalt dieser Mitteilungen an.

Druck von P. Neukirch, Buchdruckerei, Berlin, Wollanstr. 14



3 2044 025 668 212



111111111111

